

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Erster Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

Albert Bitzius

von

Dr. C. Manuel.

His life was gentle; and the elements
So mix'd in him that Nature might stand up
And say to all the world, This was a man!
Shakspeare.

Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!
Shakspeare.

I.

Das Leben von Bitzius.

Civis erat qui libera posset
Verba animo proferre et vitam impendere vero.
Juvenalis.

Das Leben des trefflichen Mannes, welches wir darzustellen versuchen wollen, ist kein durch äußere Schicksale ausgezeichnetes, durch wechselvolle Ereignisse merkwürdiges Leben. Es hat vielmehr dasselbe einen so geebneten, ruhigen Verlauf, es ist, möchten wir sagen, von so einfacher Composition, so aus Einem Stücke, daß wir, um den Reichthum desselben zu entdecken, uns nach innen wenden müssen, und daß dieser große innere Reichthum uns oft durch seinen Contrast mit den bescheidenen und stetig einförmigen äußern Verhältnissen in Verwunderung setzt. Wir haben da von keinen pikanten, romantischen Wendungen in dem Lebensschicksal des Dichters, von keiner der Welt durch seltsame Vorbedeutungen kund gewordenen Vorherbestimmung zu künftigem Ruhm zu erzählen. Alles ist normal, von realer Färbung, von nüchterner Physiognomie, möchten wir sagen. Es ist ein heiteres glückliches Leben, das uns entgegen tritt, ein Leben, das lange in sich selbst den großen Schatz verschloß, der plötzlich der Welt offenbar wurde, ohne daß sie begriff, wie es gekommen sei, daß der Schacht sich so unerwartet geöffnet, daß die reiche Metallader sich nicht schon früher gezeigt habe. Denn

in der That, der schriftstellerische Beruf von Bitzius, der so spät und zugleich so entschieden hervortrat, der gleich bei den ersten Werken nicht den geringsten Zweifel übrig ließ an der großen geistigen Kraft, die sich da entfaltete, könnte mit einer Quelle verglichen werden, die auf einsamer Bergeshöhe plötzlich hervorsprudelt, die aus eigener geheimnißvoller Gewalt die Decke der Erde sprengt, die sie bisher verbarg, oder mit einer Pflanze von seltner Gestalt und lieblichem Duft, die in stillem Waldesgrunde emporwuchs, von welcher man nichts ahnte, bis man sie in ihrer Schönheit erblickte. Es war eine geistige Pflanze, die ohne fremde und äußerliche Antriebe,

aus der Seele mütterlichem Boden
Freiwillig sproßt' und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen trieb.

Wir sehen in seinen mannigfachen Schöpfungen den reichsten Naturtrieb walten, wir sehen jene instinktive und intuitive Produktion, welche dem Genie eigen ist, und diese Produktionskraft war so groß, breitete sich so weit aus, daß wir bei Bitzius nicht, wie bei Schriftstellern, die nur wenige spärliche Denkmale ihres Geistes hinterließen, mühsam in seinem Leben forschen müssen, um seine Schriften zu enträthseln. Wir finden vielmehr sein Leben, seine ganze Form und Anschauungsweise, sein ganzes Sein und Streben bereits in seinen Werken, die sich gegenseitig auf's reichlichste ergänzen, auf's klarste erläutern, und das volle Bild des Mannes geben, den ganzen Mann uns darstellen. Der Biograph kann daher hier wenig leisten. Bitzius ist selbst sein bester und ausführlichster Biograph gewesen. Seine Werke enthalten zugleich sein Leben, wenigstens den Kern, das Eigenthümliche desselben. Wir können nur einige Umrisse beifügen, das Zerstreute sammeln und in Zusammenhang bringen, hier und da Mißverständnisse aufhellen, Einzelnes erläutern und das Ganze in einen möglichst einheitlichen Rahmen fassen. Und wenn wir auch nichts vernachlässigen oder übergehen dürfen, was zur helleren Beleuchtung dieses

Gesammtbildes beitragen kann, so müssen wir auf der anderen Seite auch stets die Voraussetzung festhalten, daß wir über den Mann und seine Schriften als über einen alten guten Bekannten des Lesers sprechen, der nicht mit der gleichen Förmlichkeit, wie etwa ein ganz Fremder, bei ihm einzuführen ist. Ohne Ceremonie, wie Bitzius selbst der Leserwelt sich vorstellt, verlangt auch diese letztere ergänzende Nachricht über sein Leben, das sie zwar in seinem wichtigsten Inhalt, aber der äußern Form nach nur fragmentarisch kennt, sie verlangt über einiges Aufschlüsse, über anderes Ergänzungen. Sie möchte dem Lebenslauf des ihr lieb gewordenen Mannes folgen. Sie will ihn zu Hause, in der Heimath aufsuchen, und dann sein möglichst treues, vollständiges Bild in eines Jeden eigener Heimath, im eigenen Hause, als das Bild eines heimgegangenen Freundes aufstellen, welcher zum eigenen geistigen Leben des Einzelnen in so reichen Beziehungen stand. In diesem Sinne möge unsre Darstellung aufgenommen, nach diesem Bestreben, dessen Erfolg oft genug der Nachsicht bedürfen wird, möge sie gemessen werden.

Die Familie Bitzius ist ein älteres Geschlecht Bern's, welches schon zur Zeit der Reformation in der Stadt Burgrecht hatte. Der Name selbst ist ursprünglich der Taufname Sulpicius, der in der Abkürzung „Bitzius" im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert häufig vorkömmt und im gewöhnlichen Leben auch mit „Bitzi" ausgesprochen wird (wie Xandi statt Alexander, und andere mehr). So liest man in Anshelm's Bernerchronik von einem Bitzius Haller, Bitzius Streler, Bitzius Archer, Bitzius Wyßhan u. s. w. Mehrere der Familie Bitzius bekleideten vor Jahrhunderten wichtige Aemter in der alten Republik. So war im sechszehnten Jahrhundert ein Bitzius Großweibel des souveränen Raths, später Vogt zu Aarwangen, Hofmeister zu Königsfelden, was jetzt Oberamtmann heißen würde (das aufgehobene Kloster wurde eine Bernische Amtei), dann Zeugherr und Mitglied des

kleinen Raths. Von den Söhnen desselben, durch welche das Geschlecht sich in zwei Stämme spaltete, die noch heute dasselbe repräsentiren, war der eine, Hans, ebenfalls Mitglied des großen Raths, Castlan zu Wimmis, der andere, Ulrich, wie sein Vater Großweibel, dann Vogt zu Brandis (dem einst stolzen, nun selbst in seiner Ruine verschwundenen Schlosse bei dem Dorfe Lützelflüh in der Höhe, welches wir im „Ritter von Brandis" kennen lernen und in der „Wassernoth") und endlich ebenfalls Mitglied des kleinen Raths. Von diesem Ulrich stammt unser Bitzius im sechsten Grade ab. Sein Vater war Sigmund Friedrich Bitzius, geboren **1757**, welcher sich, dem Beispiele des Großvaters folgend, dem geistlichen Beruf widmete, und im Jahre **1786** die Pfarrei Murten erhielt. Er hatte drei Frauen. Die dritte derselben war Elisabeth Kohler, aus einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt Büren, unsers Bitzius Mutter, welcher am **4**. October **1797** als erster Sohn geboren wurde und in der Taufe den Namen Albert bekam. Seine Geburt fiel in einen für die Geschichte Bern's verhängnißvollen Zeitpunkt, denn gerade fünf Monate später zogen die Franzosen unter Schauenburg in seine Vaterstadt ein, welche seit ihrer Gründung, seit sechs Jahrhunderten, den ersten Feind in ihren Mauern sah. In Murten hatten die vorbeimarschirenden feindlichen Schaaren das alte sogenannte Beinhaus zerstört, in welchem zum Andenken an die für die Schweizer glorreiche, für die Stadt Bern rettende Schlacht gegen Carl von Burgund die Gebeine der gebliebenen Burgunder moderten; eine späte Revanche an der sonderbaren charakteristischen Trophäe! Einen classischern Boden giebt es kaum in der Schweiz als dieses Murten mit seinem überaus lieblichen und fruchtbaren Gelände und dem herrlichen See, dessen Einfassung zwar weniger pitoresk als diejenige manches andern Schweizersees, aber von mildem, südlichem Colorit. Von der Mitte des östlichen Ufers desselben erhebt sich die freundliche Stadt, welche mit ihren Ringmauern und Thürmen noch

ganz ihre alterthümliche Physiognomie beibehalten hat und vom See aus gesehen mit der sie umschließenden hüglichten Landschaft von der reichsten Vegetation einen reizenden Anblick gewährt.

Auf diesem schönen Fleck Erde voll großer Erinnerungen verlebte der Knabe Bitzius seine ersten Jahre und empfing die ersten Natureindrücke. Wir kennen Alle die Macht solcher Kindheitseindrücke. Besonders haften große früh empfangene Naturbilder, wie Seen, Ströme und dergleichen tief in unsrer Einbildungskraft, und Bitzius war ein überaus erregbarer phantasiereicher Knabe. Wenn in den Schriften des Mannes später so oft Gleichnisse vorkommen, die aus dem Leben des „bald lächelnden und zum Bade ladenden", bald brausenden und in Sturm gehüllten Sees entlehnt sind, so mag wohl der See seiner Kindheit seine Bilder ihm geliehen haben und wohl mochte sein Geist gerne jene ersten dämmerhaften und träumerischen Tage in der Erinnerung aufsuchen und mit dem zauberischen Schimmer der Poesie vergolden und verklären. Der Knabe war bald sieben Jahre alt und besuchte bereits die Schule, in welcher der Lehrer ihm das Zeugniß gab, der Kopf sei gut, aber die Füße wollten sich nicht stille halten, als im Jahre **1804** sein Vater zum Pfarrer in Utzenstorf gewählt wurde und aus dem städtischen Leben Murten's in dies große Dorf übersiedelte. Utzenstorf, nicht gerade pitoresk in einer großen Ebene liegend, ist ausgezeichnet durch die Fruchtbarkeit des ganzen Geländes und den Wohlstand seiner Bewohner. Nicht weit von der in breitem Bett aber oft mit geringem Wasser der Aare zuströmenden Emme, zwischen den beiden Hauptstraßen nach Aarau und nach Solothurn, von Bern etwa fünf Stunden entfernt, ist dieses Dorf mit seinen herrlichen Wiesen, die von zahlreichen Bächen des klarsten Wassers gewässert werden, mit seinen fruchtbaren weiten Aeckern, mit seinen prächtigen Obstgärten, die im Sommer den stattlichen Ort beschatten, und mit seinen schönen Umgebungen, dem von Wasser rings umgebenem Schlosse Landshut, dem reichen und

fruchtbaren Nachbardorf Bätterinden, — der wahre Typus eines stolzen und gesegneten Bernerdorfes, wie sie in diesem Canton der „freiherrlichen Bauersame", und des agricolen Reichthums zu finden sind. Bitzius sagt irgendwo, auf die vielen Kreuz- und Queerwege der großen Ortschaft anspielend, der Fremdling finde hier Alles was er suche, doch selten den rechten Weg. Bitzius hat mehrmals in seinen Erzählungen die Scenerie nach dem ihm so wohl bekannten Utzenstorf verlegt. Das ganze große Gebiet landabwärts gegen Solothurn und den Aargau zu gleicht einem fruchtbaren Garten. Der Werth des Bodens steigt hier auf's Höchste, und die agricole Physiognomie des Bernerlandes entfaltet grade in diesen Gegenden ihren größten Reichthum. Hier, im ländlich behaglichen Utzenstorf, brachte nun Bitzius seine Knabenjahre zu, und es kann als ein für seine Entwicklung nicht ganz unwichtiger Umstand angesehen werden, daß zur Pfarre Utzenstorf ein bedeutendes Stück Land gehörte, welches eine eigentliche Bewirthschaftung zuließ. Der Pfarrer übernahm diese zuweilen selbst als wichtige Quelle seines Einkommens, da der Pachtzins an den Fiskus nur gering war. Der Knabe Albert, der für die Außenwelt früh ein ganz offenes Auge hatte und einen scharfen Beobachtungsgeist für alle kleinen und neuen Erscheinungen des täglichen Lebens zeigte, fing bald an, sich in diese landwirthschaftlichen Verhältnisse des Hauses einzuleben. Er griff, nach der Art lebensvoller Knaben, selbst zu, legte Hand an, wo er konnte, ward vertraut mit den Werkzeugen und der Ausführung der ländlichen Arbeiten. Er hielt früh Thiere, die er mit großer Sorgfalt und Liebe behandelte; er machte sich mit Pferden und Kühen zu schaffen. Reiten wurde später sein Vergnügen, und er unterrichtete sogar einmal in dieser edlen Kunst einen ältern Freund und Vetter, der ihn in den Schulferien besuchte. Das Pfarrhaus in Utzenstorf vereinigte für den Knaben die Vorzüge eines Hauses von städtischer Bildung mit denjenigen eines freyen, ungezwungenen, heitern

Landlebens. Da sein Vater mehr die ökonomische Oberleitung sich vorbehielt, um das Detail dagegen sich weniger kümmerte, so beschäftigte sich der Sohn mit solchen Einzelnheiten und zeigte bald Anlage, ein kundiger Landwirth zu werden. — Der junge rührige Albert war übrigens, wie sich denken läßt, ein schlauer Knabe, dem allerlei Schliche zu Sinne stiegen. So verlockte er einmal eine der Hennen, die seiner Mutter gehörten, zu einem geheimen Nest, und als nun Ostern herannahte, fragte er, im Bewußtsein des Besitzes eines den übrigen unbekannten Eierschatzes, mit schalkhafter Miene seine Mutter, wie viele Eier er und seine Geschwister bekommen würden, indem er bedeutsam und geheimnißreich hinzusetzte, er könne dann auch einen mäßigen Beitrag dazu liefern. Diese praktische und wirthschaftliche Richtung that indessen andern mehr den Geist fesselnden Beschäftigungen keinen Eintrag. Albert Bitzius las sehr gern und Vielerlei. Seine Lieblingslektüre war Schweitzergeschichte, Chroniken und dergleichen. Auch Romane las er ziemlich früh in nicht geringem Maaß. August Lafontaine und Andere waren gute Bekannte und eifrig aufgesuchte Freunde. Diese Romanlektüre schadete indeß dem kerngesunden Geist wenig und bereicherte seine Phantasie, die von außen wenig Nahrung erhielt. Dieselbe muß indessen schon früh ziemlich aufgeregt gewesen sein. Er hatte namentlich viel mit Räubergeschichten zu thun, und wenn sein Vater abwesend war und bei Tage nicht heimkehrte, wollte er ihm Leute mit Laternen entgegenschicken, aus Furcht er sei in die Hände von Räubern gefallen, ja er stellte sich vor, sein Vater sei selbst Räuberhauptmann und dergleichen. Diese Vorstellungen gestand er zwar erst in viel späteren Jahren seiner Familie ein, wenn er auf seine Jugendzeit zu sprechen kam, allein des Knaben Betragen bei solchen Gelegenheiten verwunderte schon früh seine Familiengenossen.

Der Knabe wurde übrigens zwar streng und einfach, jedoch stets liebreich erzogen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst,

besonders im Lateinischen, um ihn auf die Literarschule in Bern vorzubereiten, da er Theologie studiren sollte. Er tummelte sich auch wacker mit den Dorfknaben herum und machte diese erste Lebensschule des Verkehres mit Gleichaltrigen in vollem Maaße durch. So lernte er namentlich frühe die ländlichen Spiele wie „Hurnußen“ u. s. w. und zeichnete sich dabei aus. Er war kameradschaftlich und verträglich. In seinem Charakter traten bald zwei Haupteigenschaften mehr und mehr hervor und gaben ihm die bestimmenden Umrisse: eine große Gutmüthigkeit, ein sehr gutes Herz, wie man sagt, dessen Grundton neidloses Wohlwollen war und keine lang dauernden oder tief haftenden Mißgefühle gegen Andere zuließ, zugleich aber ein starkes Rechtsgefühl, welches überall und für Alle Parthei nahm, die nach seiner Ansicht Unrecht litten. Dieses Rechtsgefühl äußerte sich mit Rücksichtslosigkeit und wurde zu einem gewissen Oppositionsgeist, der leicht widersprach und der Neutralität nicht leiden konnte. Er war derb und freimüthig, wenn er für irgend Jemand den Fürsprecher machte, und gewöhnte sich schon als Knabe, sein Urtheil über Recht und Unrecht in einem gegebenen Fall nicht zurückzuhalten. „Du nimmst für jeden Lump Parthei!“ sagte ihm einmal bei Tische sein Vater, als er sich für ein Individuum, das gerade, und wie es scheint nicht in günstiger Weise, besprochen wurde, warm verwendete. Ohngeachtet dieses Oppositionsgeistes war Bitzius ein disciplinirter und folgsamer Knabe, der zwar oft über das Befohlene nnd Aufgetragene murrte und raisonnirte, es aber doch ausführte und nach dem Befehl that, während sein etwas jüngerer Bruder Fritz, von ungleichem Charakter, zwar bessere Worte gab und dem Befehlenden nicht widerstrebte, aber aus Trägheit das Aufgetragene nicht that. Die Mutter Bitzius pflegte daher zu sagen, sie wolle lieber das Raisonniren von Albert, weil sie sicher sei, daß die Sache doch gemacht werde, als die Scheinfolgsamkeit und Bereitwilligkeit von Fritz, bei welcher dann nichts herauskomme. Albert war überhaupt der

rauhere und derbere der Beiden, und wie das zu gehen pflegt, waren diese Eigenschaften nicht geeignet, ihm den Vorrang vor seinem Bruder zu verschaffen. Von Verzogenheit und Verzärtelung konnte also bei ihm keine Rede sein. Die etwa zehn Jahre ältere Stiefschwester Marie war, wie der Altersunterschied es mit sich brachte, weniger Gespielin des Knaben, als schwesterliche Schutzpatronin. Die Mutter Bitzius war eine heitere, freundliche, lebhafte Frau, welche schlicht und recht, ohne Prätension, nach einfachen Grundsätzen die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie war weder barsch, noch allzu zärtlich gegen sie, und wurde von ihnen stets als eine liebevolle, treffliche Mutter verehrt.

In diesem seinem elterlichen Familienkreise hatte Albert Bitzius etwa acht Jahre verlebt und stand im fünfzehnten Altersjahr, als er die Literarschule in Bern (von dem grünen mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Schulrock die grüne genannt) bezog, um später in die theologische Fakultät einzutreten. Der Zeitpunkt seines Eintritts in die öffentliche Schule war in sofern ein besonders günstiger, als gerade damals ein neuer vorzüglicher Lehrer an das obere Gymnasium berufen wurde, welches sich in etwas anarchischem Zustand befunden hatte und energischer Leitung bedurfte. Dieser Lehrer war Prof. Samuel Lutz, später als theologischer Lehrer an der Hochschule ausgezeichnet, eine imponirende Persönlichkeit von würdevollem Ernst, gründlicher Bildung und edlem Charakter, ein Mann, der mit großer Autorität auf seine Schüler wirkte und ihnen in seinem ganzen Wesen wie eine römische Gestalt erschien. Seine Pensen am Gymnasium waren die alten Sprachen. Die Art seines Vortrags und seine Methode, selbst die Auswahl der zu interpretirenden Schriftsteller und Stücke waren fast eben so sehr als auf streng philologisches Wissen, auf Charakterbildung und Gesinnung gerichtet. Er übte auf die in seinen Pensen mit Vorliebe arbeitenden Schüler einen gewissen Zauber aus, der seinen Namen unter den Lehrern jener Periode zum gefeiertsten

machte, und der allen seinen bessern Schülern unvergeßlich geblieben ist. — Unter diesem Lehrer, der zugleich Direktor des Gymnasiums war, machte Bitzius die reglementarischen zwei Gymnasialjahre durch. Indessen waren die alten Sprachen und die Sprachen überhaupt nicht sein Lieblingsfach, und scheinen ihn auch später nie sonderlich angezogen zu haben, woran zum Theil Lehrmethode und Manier späterer Lehrer Schuld haben mögen.

Im Jahr **1814** trat er in die sogeheißene Akademie (Hochschule) ein und wurde Student. Nach der damaligen Einrichtung erforderte der theologische Lehrkurs sechs Jahre, von welchen die letzten drei den speciellen theologischen Disciplinen, die drei erstern mehr den propädeutischen Fächern, wie Sprachen, Physik, Mathematik, Philosophie, gewidmet waren. Diese ältere Einrichtung hatte das Eigenthümliche, daß die Universitätszeit und die damit verbundene Freiheit zwei Jahre früher eintraten, etwa nach der Tertia der heutigen Gymnasien. Diese frühe Freiheit mochte zwar hier und da bei vorgeschritteneren Köpfen Entwicklung und Selbstständigkeit fördern, wurde aber manchem Studirenden gefährlich, der schon im fünfzehnten oder sechszehnten Jahre sich selbst überlassen blieb. Wohl demjenigen daher, dessen Studien in solchem Zeitpunkt durch den Rath älterer Freunde, befreundeter Lehrer oder des eigenen Vaters jener Klippe entgingen und der nothwendigen Leitung und Disciplinirung nicht entbehrten.

Bitzius wurde auch hierin von den Verhältnissen begünstigt und genoß das Glück, seine innere Entwickelung durch keinen despotischen Zwang gehindert, auf Abwege gedrängt zu sehen, und doch seiner Unerfahrenheit nicht gänzlich überlassen zu bleiben. Es wurde ihm wohlwollender Rath, reifere Einsicht und Leitung gebildeter Geister zu Theil, die, ohne über ihn herrschen zu wollen, seine Studien bestimmten und auf seine Fragen Antwort und Weisung geben konnten. Er wohnte nämlich während der ersten Jahre seines Aufenthalts

in Bern im Hause seines Oheims Studer, Professor der Theologie, dessen Söhne, Bitzius' Vettern, zugleich seine vertrauten Freunde waren. Ein besonderes Vertrauensverhältniß bestand zwischen Bitzius uud seinem Vetter Bernhard Studer, dem späterhin ausgezeichneten Mathematiker und berühmten Geologen. Dieser, einige Jahre älter als Bitzius, wurde bald sein vertrauter Rathgeber, gleichsam sein Studiendirektor, und als der ältere Freund Bern verließ und später nach Göttingen abreiste, gab ihm Bitzius in Briefen, in welchen er ihm seine ganze Seele offenbarte und ihm alle Zweifel und Gedanken über seine Studien, seinen Beruf oder allgemeine Gegenstände, die ihn gerade interessirten, mittheilte, Rath und Aufschluß wünschend, über sein inneres Leben getreulichen Bericht. Das Verhältniß zwischen beiden Freunden ist ein sehr schönes, wir möchten sagen, ideales. Bitzius beichtet dem Freunde Alles, was er in wissenschaftlicher Beziehung treibt, bald in ernstem, bald in humoristischem Ton. So berichtet er einmal (1814) als Student über die Fächer, mit denen er sich beschäftige. Welche Wissenschaft er als die erste setzen solle oder wolle, wisse er nicht, aber er wisse sehr wohl, welche zuletzt komme in seinen Augen. „Es ist wieder das arme Griechische, klagt er; was es verschuldet hat, weiß ich nicht. Ich kann ihm gar keinen Geschmack abgewinnen. Vielleicht ist Hr. R. (Bitzius' Lehrer) selbst etwas daran Schuld, der, ohne sich darum zu bekümmern, ob man es versteht, ohne auf die Eigenheiten und Schönheiten der Sprache aufmerksam zu machen, drauf los übersetzt, um das vorgenommene Pensum zu vollenden. Auf diese Weise machen seine Stunden dem Schüler Langeweile; dieser glaubt und muß glauben, es sei die Sprache, die sie hervorbringe, und bemüht sich denn auch bei Hause nicht, seine Kenntnisse zu erweitern, daß er der Collegien entbehren könnte. Mir wenigstens geht es so." — Bitzius fühlt hier ziemlich richtig den Hauptfehler einer Methode heraus, welche nur zu oft aufstrebenden Knaben und Jünglingen die

Freude an den Schriftstellern der Alten verkümmert, die willige Begeisterung ertödtet und ihnen Lust und Möglichkeit abschneidet, die alten Classiker, was sie doch sein sollten, zu Begleitern durch's Leben zu wählen. Doch scheint er sich nachher mit dem Griechischen etwas besser befreundet zu haben, da er (1817) an Studer schreibt, sein Fleiß in diesem Fach habe ihm, nebst der Physik, bei der Promotion in die eigentliche Theologie zum Rang des Tertius verholfen. (Der Erste war der spätere treffliche Philologe Rauchenstein, nun in Aarau.) Schon vorher hatte er einmal gemeldet, er habe den letzten Winter viel Griechisch studirt und Döderlein (der bekannte Philologe, der auch in Bern als Lehrer trefflich wirkte), habe ihm selbst seine große Zufriedenheit bezeugt.

Die liebsten Fächer waren ihm Mathematik und Physik, die er bei Prof. Trechsel hörte. Gleich nach jenem ersten Stoßseufzer über das Griechische sagt er, er habe heute den Pythagoräischen Lehrsatz bewiesen und ein gutes Lob bekommen. Doch graue ihm vor der Repetition der bereits erklärten drei und dreißig Lehrsätze. Später forderte ihn einmal Hr. Trechsel auf, sich an die mathematische Preisaufgabe zu machen, welcher Mahnung er jedoch nicht nachkam.

Auch mit der Philosophie wolle es nicht recht vorwärts, schreibt er im gleichen Brief. Hingegen fange er an, sich um Geschichte zu bekümmern und lese unter Andern Macchiavell's Florentinische Geschichte (in der deutschen Uebersetzung). Was die Philosophie anbetrifft, so war die Art und Weise, in welcher zu Bitzius' Studienzeit diese Disciplin in Bern gelehrt wurde, mehr geeignet, die Studirenden zur Lektüre von Popularphilosophen, als zum strengen Studium eines Systems hinzuleiten. Man las Schriftsteller, die durch schöne Form den Geschmack zu bilden und die Jugend für philosophische Bildung zu begeistern suchten, und wagte sich nicht in die Tiefe. Fries, Engel und Andere waren der Jugend damals bekannter als Kant, Fichte, Reinhold, Schelling. So

schreibt Bitzius an Studer (1817): „Julius und Evagoras" (von Fries) wirken lebhaft auf mich. Es ist unter allen Büchern, welche ich kenne, dasjenige, welches, obwohl nicht makellos, am fähigsten ist, den Nebel der Vorurtheile zu zerstreuen, den Eigennutz zu bekämpfen und für Ideen zu begeistern. „Glauben, Wissen und Ahndung", auch von Fries, das ich darauf wollte folgen lassen, verstand ich nicht und mußte es wieder bei Seite legen. Gegenwärtig lese ich Schleiermacher über die Religion, zwar mit Anstrengung, die aber der Genuß reichlich vergütet. Auch mit der Literatur fange ich an, mich als Bibliothekar der Studentenbibliothek bekannt zu machen, da sie mir bisher ziemlich gleichgültig geblieben. Die Literatur-Zeitungen machen mir die Gelehrsamkeit vieler Leute begreiflich, die über Alles Bescheid wissen, ohne Etwas recht zu verstehen."

Bitzius war nun in jene wichtige und folgenreiche Lebensperiode getreten, in welcher der vorwärts strebende Jüngling über sich selbst und die Welt nachzudenken anfängt, sein Wissenstrieb rege wird, der Zweifel über so Vieles in seine Seele einzieht und in welcher die Vernunft, von bedeutender Lektüre, systematischeren Studien, Gesprächen mit Freunden und älteren Männern angeregt, die Schwingen zum ersten Fluge versucht. Ein Schriftsteller, der damals vor Andern auf den jungen Theologen wirkte, war Herder, dessen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" ein Lieblingsbuch von Bitzius war, wie überhaupt seine geschichts-philosophischen Schriften, welche er gleichzeitig mit Müller's Schweizergeschichte besonders fleißig studirte. Auf seine theologischen Ansichten, seine Anschauungsweise über Geschichte und ihren Zusammenhang, worüber er das Interesse am Einzelnen, namentlich an den handelnden Individualitäten, nie verlor, haben ohne Zweifel die Herder'schen Schriften großen Einfluß gehabt. Wie gewaltig es in dem jugendlichen Kopfe gährte und sprudelte, sieht man aus der Korrespondenz mit E. Studer, in welcher er die wichtigsten Materien auf

seine Weise behandelt. Da spricht er über die Religionen und ihre Geschichte, über den Einfluß der verschiedenen Volkscharaktere, Climate, Sitten auf dieselben, über die Entstehung des Christenthums und dessen schnelle Verbreitung, sodann über die Reformation und die sie vorbereitenden Ursachen, so wie über die Gründe, welche ihrem weitern Fortschritt entgegenstanden. Neues und Ueberraschendes findet sich natürlich in diesen Excursen nicht, wie denn in solchem Alter die Reminiscenzen aus Schriftstellern, die man gerade studirt, unwillkürlich die Hauptrolle spielen und tiefer Begründetes hier noch nicht erwartet werden darf. Allein das ist von Interesse dabei, daß Bitzius von allen diesen bedeutungsvollen Fragen, die aus dem Studium der Geschichte und der Philosophie der Geschichte hervorgehen, mächtig bewegt wurde, daß seine erwachte Vernunft sich über Alles das Rechenschaft geben wollte, und nach dem Zusammenhang der Dinge in den wichtigsten Phasen der Weltgeschichte, nach der Einheit und Stetigkeit forschte, die denkenden Köpfen ein Bedürfniß ist in das Geschehende zu bringen. Er geht dabei von einem höhern Rationalismus aus, den er auch später nie verläugnete, von einem Gesetz der Entwicklung welche der selbstdenkenden Vernunft des Menschen den größten Spielraum gestattet. Allein er hatte zugleich schon damals den Instinkt, daß die Religion das stärkste aller Bande sei, um die menschlichen Verhältnisse zusammenzuhalten und zu einer höhern Cultur zu führen, und daß es leichter sei, die religiösen Begriffe eines Volkes zu erschüttern und zu untergraben, als sie durch richtigere und fruchtbringendere zu ersetzen. Er fühlt es, wie schmal die Grenze zwischen dem Gebiet freier Forschung und demjenigen der Achtung vor feststehenden ehrwürdigen Glaubensformen ist, und er möchte diese Grenze nicht verwischen, er möchte jedem von beiden sein Recht widerfahren lassen. Besonders aber graut ihm vor despotischem, zwingendem Proselytismus in der einen oder andern Richtung. Die Ueberzeugung soll von innen aus durch gewissenhafte Prüfung

reifen. Zwang kann nur verderblich wirken. Bitzius dankt daher förmlich seinem ältern Freund, daß dieser mit ihm anders verfahren, daß er ihn nicht in blindem Eifer zum Proselyten habe machen wollen, sondern ihn dem eigenen Nachdenken überlassen und ihn dadurch vor den bei lebhaften Köpfen fast unausbleiblichen Rückschlägen aufgedrungener Ansichten bewahrt habe. Zuweilen ist Bitzius, wie denn bei strebsamen Jünglingen Ebbe und Fluth abwechseln, in etwas hypochondrischer Stimmung und klagt, daß es doch nicht recht vorwärts wolle. So schreibt er unter anderem dem Freund: „So wie ich war, bin ich noch immer, um nichts vollkommner, nur sehr wenig meiner unabsehbaren Bahn entlang dem fernen Ziel entgegengerückt. Mit jedem Tage fühle ich mehr, daß mir die Gaben und die Kraft fehlen, mich über die Mittelmäßigkeit zu erheben und den Besten gleich zu werden. Nur mit der größten Anstrengung kann ich mich zur Gründlichkeit gewöhnen, ohne welche alle Studien vergeblich sind, man mag noch so viel lesen, interpretieren und ausziehen. Es ist ein Fehler, durch die Art meiner Erziehung erzeugt, der sich nicht mehr wieder gut machen läßt. Es war schon zu spät, als du mich zu erziehen anfingest und in mir Kräfte aufwecktest und Grundsätze pflanztest, die ich ohne dich nie hätte kennen lernen."

Wir sehen hier den Jüngling jene, begabteren Naturen selten ersparte, Krise durchmachen, die vom Instinkt zum Denken, vom bloß Angewöhnten und Ueberlieferten zum vernünftig Begründeten hinüberführt und die, gewaltsam beschleunigt oder gewaltsam zurückgedrängt, die schlimmsten Folgen hat, und die schlimmern noch im letztern Falle. Oder läßt sich nicht mit Recht behaupten, daß namentlich die kurzsichtige und ängstliche Unterdrückung jenes geistigen Gährungsprozesses, das Niederschlagen desselben durch Autorität und äußeren Zwang so oft die verstümmelte Bildung erzeugen, von welcher die falsch behandelte in der wichtigsten Entwicklungszeit niedergehaltene und in sich zurückgescheuchte Seele nicht mehr gesunden kann, und

daß dadurch eine Verkrüppelung des Charakters entstehe, die in so manchen traurigen Beispielen vor unsern Augen liegt, und zwar in einer Zeit, wo das Gegentheil so Noth thäte und wo Bildung des Charakters und Wahrheit desselben das wichtigste Augenmerk uneigennütziger Erzieher sein sollten?

Der Freund, den sich Bitzius in glücklicher Wahl damals zum Mentor erkoren hatte, behandelte ihn in diesem Zeitpunkt geistiger Entwicklung auf sehr einsichtige Weise. Er gab bloß Anhaltpunkte, leitete etwa seine Lektüre und überließ ihn im weitern seiner eigenen Kraft, überzeugt daß eine gesunde Natur sich selbst am besten helfe und daß bei solchen Naturen dergleichen Krisen nicht nur unschädlich seien, sondern den nothwendigen Durchgangspunkt zu der rechten geistigen Gesundheit bilden. Wo er fehl gehen möge, konnte er denken, da werde die zweite, die längere und strengere Schule des Lebens das Ihrige thun. Es war in der That ein Glück für eine so empfängliche und zugleich so anschmiegende und vertrauensvolle Natur, wie Bitzius war, daß ihm von Seite seines Freundes diese Einsicht und Milde, diese Schonung seiner Freiheit zu Theil wurde. Eine entgegengesetzte Behandlung, wie sie in unsern Tagen nur zu häufig ist, hätte den schüchternen, sich noch mißtrauenden Jüngling zwar für den Augenblick in eine beliebige Form von Glauben und Weltanschauung überhaupt pressen können, aber die heftigsten Rückschläge wären kaum ausgeblieben, der innere Friede, der nur aus einer völlig zwanglosen auf stetige und natürliche Weise gewachsenen und gereiften Ueberzeugung quillt, wäre später gestört und am künftigen Bildungsgang des jungen Mannes eine große, vielleicht nicht wieder gut zu machende Sünde begangen worden.

Das akademische Leben in Bern war in den Studienjahren von Bitzius ein sehr mannigfach angeregtes. Viele talentvolle Köpfe, unter ihnen manche von Bitzius nächsten Freunden, fanden sich da zusammen. Eine literarische Gesellschaft war ins Leben gerufen worden, die in Sektionen, in eine mathe-

matische, deutsche, historische, philosophische, deklamatorische Klasse u. s. w. eingetheilt war, und an welcher sich auch, wie natürlich, unser Freund betheiligte. In der deklamatorischen Sektion wurden auch Schauspiele aufgeführt, unter andern Wallenstein's Lager und Wilhelm Tell, welche Stücke mit großem Applaus vor einem vollen Hause im Stadttheater gegeben wurden. Bitzius spielte im Wilhelm Tell den Melchthal. Auch Körner's Zriny (Körner war wie Schiller ein Hauptliebling der studierenden Jugend Berns) wurde aufgeführt. Bitzius hatte auch in diesem Stück eine Rolle, und es mag ihn ziemlich in Anspruch genommen haben. Denn er schreibt an Studer: „Das leidige Schauspiel, das mir obendrein nichts als Verdruß und Aerger gemacht, hat mich am Arbeiten sehr viel gehindert. Eine philosophische Preisfrage, die ich auf Ansuchen des Herrn Professor Wyß zu lösen unternommen, mußte wegen desselben unvollendet gelassen werden, wenn ich nicht in allem Andern zurückbleiben wollte, so gern ich sie auch gemacht und so sehr es den Herrn Professor ärgerte."

Es war zudem die Zeit der, wenigstens in Bern sehr harmlosen, Bünde unter den Studierenden. Auch Bitzius spricht von einem solchen, in den er eingeweiht sei, und der seine meisten nähern Freunde einschloß. Vaterländische Dinge und die engere Cantonalpolitik wurden da besprochen und Bitzius erwähnt einmal einer politischen Petition, die dort vorgelesen und dann einem Rathsmitglied überreicht worden sei.

Diese Vereine und Gesellschaften hatten für den jungen Bitzius den Vortheil, seinem Beobachtungsgeist Stoff und Nahrung zu geben und ihm bereits ein Bild genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Lebens vorzuführen, welches im Großen und im Kleinen dasselbe ist. Bitzius berichtet seinem Freund Studer getreulich nach Göttingen über das Treiben, die Zustände und kleinen Wechselfälle besonders der literarischen Gesellschaft. Es gab da, wie überall, Reibungen, Zwistigkeiten, Versöhnungen, Austritte, Zeiten der Blüthe und des Verfalls

durch den Wechsel der Vorsteher und dergleichen. Bitzius wurde einmal zum Vorsteher der vereinigten literarischen Gesellschaft gewählt. Seine Neigung zum Praktischen und seine kameradschaftliche Geselligkeit machten ihn zum nützlichen und gern gesehenen Glied dieser akademischen Vereinigungen.

Auch an Damengesellschaft fehlte es dem jungen Theologen nicht. Schon seine verwandtschaftlichen Verhältnisse in Bern führten ihn in manches Haus ein, und daneben besuchte er auch andere Damenkreise, in welchen er sich ganz behaglich fühlte, obwohl er nicht tanzte, da ihm hierzu Anlage und Neigung, wie zu Musik und Gesang, fehlten.

Bitzius betrachtete das gesellige Leben auch als werthvolles Bildungsmittel, das mit den Studien Hand in Hand zu gehen habe. Er schreibt an Studer, daß er zwar manche Stunde, in welcher sich vortrefflich arbeiten ließe, auf's gesellige Leben verwende, dafür aber die freie Zeit desto besser benutze. „Allein auch die in Gesellschaft verlebten Stunden," — fährt er dann, dem Freund seinen künftigen Lebensplan entwickelnd, fort — „achte ich keineswegs für verloren, seit ich mich gewöhnt, den Menschen in zwei Theile zu theilen, in einen gelehrten und einen gebildeten (die Eintheilung ist allerdings nichts weniger als erschöpfend, der Sinn jedoch deutlich) und jenem nicht so das Uebergewicht einzuräumen, wie sonst geschehen, sondern sie einander zu coordiniren. Denn, fügt er in richtigem Vorgefühl seines spätern wahren Lebensberufes hinzu, ich fühle daß ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin, theils durch meine Erziehung, theils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zu viel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als so viel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüch-

tiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne. Dies ist diesem nach mein Studien- und Lebensplan, über den du vielleicht lachen oder mich bemitleiden wirst. Welches von beiden nun geschehen mag, so bitte ich dich, mir mit deiner gewohnten Freimüthigkeit es kund zu thun, und wenn es nach deinen Ansichten meinen Fähigkeiten nicht angemessen wäre, mich eines Bessern zu belehren.

Ich will das Predigerfach wählen, wozu ich freilich nicht die besten Organe besitze, welche sich aber, wie Demosthenes lehrt, ausbilden lassen. Den nächsten Sommer, den ich in Utzenstorf zubringe, und vielleicht auch noch den Winter dazu, will ich den philologischen Wissenschaften, besonders dem Griechischen widmen, nebenbei einige Mal predigen. Erst in der Philologie vorgerückt, will ich mich auf Theologie, Philosophie und Geschichte werfen, und jene hierbei als Hülfswissenschaft anwenden, nebenbei aber die Gesellschaft keineswegs vernachlässigen, nicht um Ton und Styl zu lernen (dieses wirst du als Nebensache erkennen), sondern um die Menschen zu studieren, welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern.

„Kann ich, so schließt dieser Lebensprospectus, nach vollendeter Laufbahn auf unserer Akademie eine Universität beziehen, so werde ich es mit Freuden thun. Ist es aber nicht möglich, so gräme ich mich nicht deswegen, da ich im Grunde hier auf einem Vikariat mich zu meinen Zwecken eben so gut bilden kann. Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein. Sollte ich so hoch mich heben können, daß ich in mir Macht genug fühlte, ein veränderliches Publikum auf immer an mich fesseln zu können, so werde ich eine Stelle in der Stadt nicht ausschlagen, besonders wenn die Frömmelei zunehmen sollte, welcher man mit Macht entgegenzuarbeiten hat, wenn sie nicht alles ergreifen

soll, besonders jetzt da beinahe alle Geistlichen der Stadt auf ihre Seite sich hängen." (Dieß ward im März 1817 geschrieben.)

In dieser letzten Stelle erkennen wir schon den immer stärker hervortretenden Zug in Bitzius' Charakter, nicht blos seine Meinungen und Grundsätze unverblümt und unumwunden auszusprechen, sondern auch für dieselben in den Riß zu stehen und nöthigenfalls dem Kampf entgegenzugehen. Er entwickelte später als Schriftsteller diese Energie in vollem Maaße und sie trug nicht wenig zu seinen Erfolgen bei.

Von den drei Jahren des theologischen Lehrcurses haben wir nichts zu melden, da uns die Correspondenz mit Studer verläßt. Nur scheinen ihm die damaligen theologischen Vorlesungen in Bern im Ganzen wenig gemundet zu haben.

Am Ende des Sommersemesters **1820** wurde Bitzius als Candidat des Predigtamtes promoviert und erhielt die Consecration. Er hatte die Prüfung gut bestanden, und wurde sofort als Vikar bei seinem Vater in Utzenstorf angestellt. Im Frühjahr **1821** bezog er nach erhaltenem Urlaub die Universität Göttingen, damals unter den deutschen Hochschulen die von Schweizern besuchteste, und besonders in Bern in traditionellem Ansehn stehend, welches sich von Vater auf Sohn vererbte. Uebrigens zählten die Fakultäten dort in jenem Zeitpunkt treffliche Lehrer. Juristen und Mediziner strömten besonders dahin. Auch die Theologen wurden durch Männer wie Plank angezogen. Es lehrten damals dort Bouterweck, Dißen, Ottfried Müller. Auch der alte Heeren hatte als Docent großen Ruf, und kein Berner kam in jener Zeit aus Göttingen zurück, ohne die eine oder andere seiner Geschichtsvorlesungen angehört zu haben. Der Naturforscher Blumenbach und ein paar große medicinische Namen lockten die Studierenden dieser Fakultät herbei. Kurz, Göttingen war damals in Bern die fashionable Universität, und die Göttinger in allen Fakultäten die weitaus zahlreichsten. Dieselben bildeten gewissermaßen eine Genossenschaft, die durch ihren oft stark

ausgeprägten Gegensatz deutscher Bildung gegen französisches Wesen und französische Lebensanschauung im späteren Leben vielfach wirksam wurde. Schon Viktor von Bonstetten hatte in der Zeit seiner Jugend, lange vor der französischen Revolution, diesen stark markierten Contrast deutschen und französischen Sinnes in seiner Vaterstadt wahrgenommen und als bedeutsam bezeichnet.

Wir bemerken hier zu unsrer Rechtfertigung, daß wir der Bernerstudienzeit von Bitzius diesen etwas größern Raum in unserer Darstellung theils deswegen gestattet haben, weil für diesen Zeitabschnitt der erwähnte Briefwechsel mit Studer eine Quelle war, die auf die innere Entwicklung des Jünglings ein helleres Licht wirft, theils weil diese Studienjahre Momente enthalten, die ganz entscheidend auf sein Leben und seine spätere Denkweise wirkten.

Zu diesen Momenten rechnen wir schon die allgemeine Physiognomie jener Zeit. Es war eine Zeit äußerer Ruhe, welche den jungen Gemüthern vollen Spielraum zur Richtung der Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf geistige Dinge gestattete. Gewaltige Völkerbewegungen, Kriege, Revolutionen schienen auf lange Zeit aufgehört zu haben und eine, wie man sich jetzt ausdrücken würde, ganz conservative Epoche zu beginnen. Die jugendlichen Geister waren damals bei uns, wie anderswo, noch voll der großartigen Eindrücke der Befreiungskriege und des Sturzes der colossalen Napoleonischen Weltherrschaft. Zugleich aber blickten sie vertrauend in die Zukunft, von welcher sie eine vernünftige Versöhnung des Alten mit dem Neuen, des historisch Begründeten mit den berechtigten Ideen der Neuzeit hofften. Man freute sich des Friedens. Die Gegenwart erschien nicht zerrissen und zerklüftet. Die studierende Jugend wurde durch keinen Bewegungsstrudel um sich her gewaltsam nach außen gerissen und dem Sammeln von Kenntnissen, den Studien von allgemeiner oder besonderer Richtung entzogen. Wer im Mannesalter Revolutionen und

große öffentliche Krisen erlebt, kann denselben als bereits vollendeter und bestimmter Charakter entgegentreten, sie vermögen seinen innern Kern, wenn dieser anders gesund ist, nicht zu zersetzen. Die Jugend hingegen, welche frühe durch die Zeit, in die sie fällt, in die Bewegung hineingestoßen wird, und eine Periode ruhigen Sammelns und geistigen Erwerbens nie kennen lernt, wird zwar früh klug und geschult, früh des Lebens kundig, aber auch früh ungläubig und zu früh auf das Positive der Dinge, auf die ernüchternde und erkältende Betrachtung der wirklichen Welt und ihrer unabweislichen Collisionen gerichtet. Der heitere, innere Grund, auf welchem das spätere Leben ruhen sollte, das Ideale, die Begeisterung, die es stärken und halten müssen, werden verdunkelt oder ganz zerstört. Wenn daher Plato es für ein vorzügliches Glück der Jugend, für die Bedingung eines künftigen tüchtigen Mannesalters hält, spät zur Erkenntniß des Schlimmen, zur Einsicht des Ungerechten in der Welt zu kommen, so genossen Bitzius und seine Mitstudierenden vor andern Generationen dieses Vorzugs, daß sie sich in aller Ruhe und Freiheit entwickeln konnten und daß für sie wenigstens jene Zeit eine hoffnungsreiche und gläubige war.

Zu diesem allgemeinen Faktor kamen noch besondere. Bitzius war als Bürger einer alten Republik aufgewachsen und verbrachte seine Studienjahre in einer durch und durch protestantischen Stadt, unter einem ganz protestantischen Unterrichtssystem. Wenn auch die damalige Verfassung Berns eine aristokratische war, so trat man doch von oben herab den geistigen, namentlich den literarischen Einflüssen der Zeit nirgends hemmend entgegen. Deutsche Bildung war in Bern vorherrschend und drang gleichsam zu allen Poren ein. Die großen deutschen Classiker waren in den Händen aller Studenten, die sich für Literatur interessirten. Schiller, schon seines Wilhelm Tells wegen in der Schweiz hochgefeiert, war bei uns, wie in Deutschland, der Liebling aller Jugend. Göthe, Wie-

land, Herder, Lessing, Voß wurden stark gelesen und studiert. Man ließ die akademische Jugend gewähren. Weder Staat noch Kirche tyrannisirten sie. Wo Beschränkung eintrat, galt sie mehr dem Aeußerlichen, Disciplinarischen. Das innere Leben genoß größtmöglicher Freiheit. Die Jugend war daher weder revolutionär noch servil und kriechend. Sie war liberal im guten Sinne des Worts. Es lag in der Zeitrichtung, wenigstens bei uns, etwas Vertrauendes, dem Zwiespalt Abgeneigtes. Wir sehen daher bei Bitzius und seinen Altersgenossen und Mitstrebenden aus jener Epoche den doppelten Charakter einerseits des Positiven, Affirmierenden, des Glaubens in weiterem Sinne gegenüber der Negation und der mißtrauischen oft aus Blasiertheit entspringenden Skepsis späterer Perioden, und andererseits den Charakter einer im Ganzen rationellen, freien Entwickelung der Persönlichkeit ohne maschinenmäßige Dressur und sektenartigen Zwang. Dieser Doppel-Charakter tritt uns später in Bitzius' Schriften so zu sagen auf jeder Seite entgegen.

Als Bitzius im Frühling **1821** nach Göttingen reiste, zählte die Universität bei zwölfhundert Studierenden und entfaltete nach allen Richtungen ein reges Leben. Es studierten damals etwa vierzig Schweizer dort, welche, ohne eine landsmannschaftliche Verbindung im deutschen Sinn zu bilden, sich wöchentlich vereinigten und auch sonst in vielfachem Verkehr zusammen standen. Bitzius nahm an allen kameradschaftlichen Vergnügungen Theil, doch waren ihm die kleinen intimen Kreise lieber als die großen geräuschvollen. Die großen Commerse sagten ihm nicht zu. Er hielt auch nicht wie einige seiner Kameraden zur Burschenschaft, sondern lebte so ziemlich eingezogen seinen Studien. Er besuchte weder die Reitschule noch den Fechtboden, kam auch nie zu Paukereien, machte aber zuweilen einen kameradschaftlichen Ritt mit Freunden. Er war, nach dem Zeugniß seiner Studiengenossen, ziemlich fleißig und eifrig in seinen Studien. In der Theologie hörte er bei Plank,

dem berühmten Kirchenhistoriker, Kirchengeschichte und dieses Fach war sein liebstes, welchem er die meiste Zeit widmete. Bei Heeren hörte er Geschichte und Aesthetik bei Bouterweck, und auch dieses Colleg schien ihn sehr zu interessiren. Er las daneben ziemlich viel, und zu seinen Erholungen gehörte auch ein Leseverein mit einigen Freunden, in welchem namentlich Walter Scott beliebt war. Wir haben von Universitätsfreunden von Bitzius die Behauptung gehört, daß die Vorzüge dieses Schriftstellers, die Feinheit der Charakteristik, die psychologische Wahrheit, nicht ohne Einfluß auf Bitzius' Geist gewesen und auch in seinen Schriften noch nachgewirkt hätten, was leicht möglich ist.

Bitzius war bei seinen Kameraden und vertrauteren Freunden sehr beliebt. Er galt bei Allen für einen zuverlässigen, ehrenfesten Charakter und sein Betragen gegen Alle war stets das, was der Engländer mit dem Wort „gentlemanlike" bezeichnet. Er war offen, von heiterer Laune, und wenn auch zuweilen seine Sarkasmen und seine Satyre verletzten, so machte er das Uebel gleich selbst wieder gut, und die Gutmüthigkeit, welche den Grundton seines Wesens bildete, hatte den Verletzten schnell wieder versöhnt. „Er war," sagte uns einer seiner vertrauten Universitätsfreunde, „eine noble Natur. Er hielt stets auf Anstand und Sitte. Rohheit und Gemeinheit im Betragen wie im gesellschaftlichen Verkehr waren ihm auf's Aeußerste zuwider."

Im Frühjahr **1822** verließ Bitzius Göttingen, machte mit zwei Freunden, dem späteren eidgenössischen Kanzler Amrhyn und Rytz, jetzt Pfarrer in Utzenstorf und bis zu Bitzius' Tod einer seiner Vertrautesten, eine größere Reise durch Deutschland, welche durch Preußen und Sachsen ging und über deren Episoden und kleine Abenteuer er sich auch in späteren Jahren, wenn er mit seinem Reisegefährten Rytz zusammenkam, mit vielem Behagen unterhielt.

Nach seiner Heimkehr trat Bitzius wieder in das Vikariat

bei seinem Vater in Utzenstorf ein und blieb hier bis zum Tode des Letzteren, welcher im Jahr 1824 erfolgte. Dieses Vikariat war seine erste praktische Schule und gab ihm vielfache Gelegenheit, seinen ganz auf's Thun und Wirken gerichteten Sinn zu bethätigen. Wo er helfen konnte, stund er ein, handelte mehr als er raisonnirte, trat dem Unrecht entgegen, wo er es zu finden glaubte, und griff ohne Absichtlichkeit und eigennützige Berechnung da ein, wo er nützen und bessern konnte. So gelang es unter Anderem einmal seinen Bemühungen, einen Partheieid in einem giftigen Streithandel zwischen Vater und Sohn zu verhindern und einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der alte Bauer sagte nachher seinem Vater, dem Pfarrer, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vikar schon so viele Lebenserfahrung hätte und sich der Dinge schon so warm annähme. Ganz besonders lag ihm das Schulwesen am Herzen. Er besuchte nicht nur sehr fleißig die Schulen, sondern er half oft selbst dem Schulmeister, wenn dieser der großen Last nicht gewachsen schien oder eine Theilung der Arbeit die Sache fördern konnte, ganze Tage schulmeistern und Schule halten.

In dieser frühen, selbstthätig pädagogischen Wirksamkeit haben wir wohl den Schlüssel zu jener intimen Detailkenntniß des Primarschulwesens zu suchen, die wir in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" so vielfach entwickelt finden. Wir begreifen nun, wie dort der wackere Pfarrer seinem Käser so treffliche ins kleinste praktische Detail eingehende Räthe über Zeiteintheilung, Methode, Stoff, Folge und Plan in Betreff seines Unterrichts ertheilen konnte, als ob das Schulehalten sein, des Rathenden, eigener langjähriger Beruf gewesen wäre. Wir erklären uns vollständig die in jenem Buch zu Tage tretende Sicherheit des Blickes und des Urtheils, die nur aus eigenster Anschauung und Erfahrung entspringen kann. Seine überaus scharfen Sinne, verbunden mit dem natürlichen stets lebendigen Beobachtungsgeist, mochten dem jungen Vikar in der Schulstube bald einen großen Reichthum von Erfahrun-

gen zuführen, und als nun später die Zeit durchgreifender Reformen im Volksschulwesen gekommen war, mochte er im Bewußtsein dieser Erfahrungen und bei seiner großen Liebe zur Sache hinreichende Berechtigung fühlen, seine Stimme als Sachverständiger laut und unumwunden zu erheben. Die Gemeinde Utzenstorf, mit welcher er als Vikar überhaupt im allerbesten Vernehmen stand, war auch so sehr dankbar für seine Bemühungen im Schulwesen, daß sie ihn, als er beim Tod seines Vaters von Utzenstorf schied, mit einer goldenen Repetieruhr beschenkte, eine gewiß seltene Auszeichnung, welche die Geber und den Beschenkten gleich ehrt.

Das Kirchdorf Herzogenbuchsee, wohin Bitzius im Jahr **1824** als Vikar versetzt wurde, ist ein großes, fast städtisches, industrielles und reiches Dorf an der großen Aargauerstraße, in dem Landestheile Berns, welcher von seiner Angrenzung ans Aargau, mit dessen Landesphysiognomie er vielfache Aehnlichkeit hat, den Namen Oberaargau führt. Hier, in einer schönen Gegend, ähnlich derjenigen von Utzenstorf an Fruchtbarkeit und natürlichem Reichthum, brachte Bitzius, der nun sieben und zwanzig Jahre zählte, fünf Jahre zu, eine Zeit, die vollkommen genügte, um ihn dort ganz heimisch zu machen. Wir finden später in seinen Schriften die mannigfachsten Erinnerungen an diese Jahre, an die Landschaft und die Sitten ihrer Bewohner wieder. Bitzius war „in den Dörfern", wie der Emmenthaler so oft bei ihm das oberaargauische Land nennt, so gut zu Hause, wie er es nachher in seinem Emmenthal war. In der kleinen Erzählung „der Besuch" hat er uns einzelne Züge des Contrastes zwischen beiden Landschaften und ihren Sitten aufbewahrt; „die Käserei in der Vehfreude" spielt offenbar im Oberaargau, und im „Sylvestertraume" werden wir an jenem Sylvesterabend, der dort so schön und so feierlich beschrieben wird, ganz in das weit ausgedehnte und herrliche Aaarthal versetzt, welches links begrenzt wird „von jenem heimeligen blauen Berg, halb Berner, halb Solothurner,

hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigne Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserm Sinn, zwischen ihrem Lande und unserm Lande."

Diese Zeit in Herzogenbuchsee, an welche sich Bitzius stets so gerne erinnerte, wurde ein wichtiger und bedeutsamer Abschnitt in seinem Leben besonders dadurch, daß er hier noch mehr als in seiner frühern Station sich in das Leben des Volkes, in dessen Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise einlebte und sich keine Zeit und Mühe verdrießen ließ, es von allen Seiten kennen zu lernen und die Menschen, in deren Mitte er lebte, zu studieren. Er hatte von der Natur jenen Sinn erhalten, der sich gerne um die Angelegenheiten der Menschen bekümmert und die kleinen Interessen, Sorgen, Hoffnungen des Einzelnen, auch des Aermsten und Geringsten kennen zu lernen nicht unter seiner Würde hält, und dabei weder aus eitler Neugierde, noch aus der gefährlicheren Absicht handelt, aus dem Besitz fremder Geheimnisse Vortheil zu ziehen und die Leute durch ihr Bewußtsein von dieser Kenntniß ihrer Mysterien von sich abhängig zu machen. Bitzius kam ihnen vielmehr, wo er sie traf, mit der offenen und unbefangenen Seele des Dichters entgegen, der das menschlichr Herz, das unter jedem Kleide, unter jedem Dache mit gleichen Schlägen pulsirt, in seinen Falten und verborgenen feinern Regungen zu belauschen sucht, auch wo er nicht unmittelbar als Rather oder als hülfreicher und bereitwilliger Freund erschien. Er besaß die Eigenschaften, welche ihm die Herzen des Volkes aufschlossen und den Docht vertraulichen Gespräches nie ausglimmen ließen, das freie uneigennützige Wohlwollen für jeden Einzelnen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, Jeden anzuhören und eines Jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie auch für einen Fremden war, momentan zu der seinigen zu machen. Er hatte Zeit für Alle, und seine behagliche Umgangsweise mahnte weder zur Eile und Kürze, noch zum vorschnellen Abbrechen einer ange-

sponnenen Unterhaltung. Als ihm späterhin einst ein Amtsbruder über langweilige und ermüdende Audienzen und so viele unabweisbare, unnütze Gespräche klagte, antwortete er ihm, gerade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen nicht stören und es recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf und lasse in sein Innerstes blicken.

Diesen Trieb seines Herzens, der, ihm unbewußt, zugleich seine dichterische Anlage und das Streben seines Geistes nach Wahrheit und Erkenntniß beurkundete, ließ Bitzius in Herzogenbuchsee, schon selbstständiger und zuversichtlicher geworden, frei walten. — Seine dortige Lebensweise schildert uns ein Landmann, der schon damals mit ihm genau befreundet wurde und stets mit ihm im vertraulichsten Verkehr geblieben ist, mit folgenden schlichten und treffenden Worten: „Er machte," sagt er, „überhaupt viel Hausbesuche, und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste der Menschen blicken ließen. Wenn er zwei oder drei Male in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung los bis in's Kuchigenterli und die sämmtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntniß des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Er war überhaupt unermüdlich thätig, bei den Schulen, bei den Gemeindsverhältnissen und dem Armenwesen, sogar bei den Gesangvereinen, obschon er selbst kein Sänger war. Kurz, er mischte sich in alle Angelegenheiten, er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit einer Hausfrau über ihren Kabisplätz sprech n und handkehrum mit einem ältern Mann ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte Jedem das zu sein, was er glaubte das ihm am besten entspreche. Er sagte mir selbst, daß er oft am Samstag Abend nicht gewußt habe, was er

am Sonntag predigen wolle. Am Sonntag Morgens stund er bei Tagesanbruch auf, nämlich im Sommer, und machte einen Kehr nach Niederönz, Oberönz und Bethenhausen u. s. w. (kleine Ortschaften in der Nähe von Herzogenbuchsee). Auf diesem Kehr faßte er sich dann die Grundidee zu seiner Predigt. Im Winter machte er solche Reisen am Samstag Abends. Ich erinnere mich (so erzählt der nämliche Freund), daß er mich auf einem solchen Kehr besuchte, und am Sonntag erschienen Bruchstücke aus unserer Unterredung in seiner Predigt. Damit er nicht etwa zu viel sitzen müsse, ging er zur Herbstzeit mit einigen Freunden auf die Jagd. Sein Sylvestertraum rührt aus der Erinnerung an jene Jagdabenteuer her."

Dieser Freund, durch Bitzius selbst an die größte Freimüthigkeit gewöhnt, sagte ihm seine Meinung, auch wo er zu widersprechen und zu tadeln hatte, immer gerade heraus und bemerkte ihm einmal, um seine Meinung über eine Predigt des Vikars gefragt, in welcher dieser, wie es dem Freunde schien, auf allzu satyrische Weise den Leichtsinn und die Eitelkeit der jungen Leute gegeißelt hatte, — „daß er auf diese Weise die Leute kaum bessern, sondern nur gegen sich aufbringen werde. Wenn er ihnen auch nachher eine Hutte (Hängekorb) voll Gutes bringe, so werden sie ihm nichts mehr abnehmen."

So lebte Bitzius als Vikar in Herzogenbuchsee mehr und mehr dem praktischen Leben und seinen Anforderungen zugewandt, den hellen Blick stets auf's Nächste, auf die ihn umgebende Welt, auf die Wirklichkeit der Dinge gerichtet. Seine Beziehungen waren vielfach, aber das größte Interesse nahm er, dem Landmann nahe stehend und dessen Leben selbst mitlebend, an Land und Leuten selbst. Dort schon lernte er jene großen Bauernhäuser, jene „freiherrlichen Bauern" kennen, jene Familien von „alt-adelicher Ehrbarkeit" und wahrhaft patriarchalischer Gastfreiheit, die er mit so vieler Liebe und Wärme in seinen Schriften schildert, deren Sinn und Sitten er in so manchem farbenvollen Bild verewigt hat.

In dortiger Gegend war der Stammsitz jener Familie Friedli, von Brechershäusern genannt, welcher bis über den Rhein nach Deutschland hinüber den wandernden Handwerksgesellen bekannt war, weil keiner von ihnen aus dem gastfreien Hause nach dem Nachtlager ohne einen Zehrpfennig entlassen wurde. Dort lernte Bitzius jenen andern Bauer kennen, von dem er erzählte, er sei so gewissenhaft gewesen, daß er, wenn er Päckchen von Scheidemünze zu Zahlungen zurechtlegte, stets ein Halbbatzenstück mehr, als der Betrag des Päckleins ausmachen sollte, in dasselbe that, aus Besorgniß, er möchte durch Mißzählen der Stücke den Gläubiger in Schaden versetzen. Solche Züge entgingen Bitzius nie. Sie waren ihm etwas Typisches, eine ganze Zeit und Denkweise Kennzeichnendes. Er verwebte sie dann später in seine dichterischen Erzählungen und drückte ihnen so ein unvergängliches Gepräge auf.

Wenn das Privatleben mit seinen vielfachen Seiten und Richtungen gleichsam das Hauptstudium von Bitzius ausmachte, so hatte er doch nicht weniger für die öffentlichen Verhältnisse, die politischen Zustände und Symptome einen richtigen klaren Blick und einen offenen Sinn, der sich nicht durch den Schein täuschen ließ und auf eigener Beobachtung und Wahrnehmung ruhte. Die Epoche, die man die Restaurationszeit nennt, neigte sich ihrem Ende zu. In Bitzius' Heimathcanton Bern herrschte zwar, wie fast überall, die tiefste Ruhe. Der Himmel schien ganz heiter und gleichwohl glaubte Bitzius nicht an die Dauer der damaligen aristokratischen Verfassung; er hielt das Bestehende für prekär, den Boden, auf welchem es stand, für hohl, die Zukunft für ungewiß. Er sprach diese Ansicht einmal im Jahr **1829** gegen einen vertrauten Jugendfreund in Bern, welcher Staatsbeamter war, offen aus und theilte ihm seine Gedanken über die Lage der Dinge mit, die äußerlich eine vollkommen ruhige war. Er hatte aus seinem vielfachen und unbefangenen Verkehr mit einflußreichen Landleuten und Bürgern der kleinen Städte entnehmen können, daß

man auf dem Lande zwar nicht mit der Regierung, den regierenden Personen und ihrer Verwaltungsweise, aber mit der patricischen Verfassung unzufrieden sei, und er glaubte, wie er seinem Freunde sagte, nicht, daß diese Verfassung einer oppositionellen Bewegung, die durch äußere Constellationen möchte herbeigeführt werden, zu widerstehen im Stande sein würde. Der Erfolg hat diese Ansicht bestätigt, die er übrigens dem Freund ohne alle eigene Leidenschaft, lediglich als wahrgenommene Thatsache, mittheilte. Er selbst stand der Politik ferne und war persönlich weder über Personen noch über Sachen erbittert. Er hatte zwar mit dem damaligen etwas selbstherrlichen Oberamtmann des Bezirks Wangen, zu welchem Herzogenbuchsee gehörte, allerlei amtliche Späne. Sein Rechtsgefühl war leicht verletzt, und dann wurde er rücksichtslos und schonte auch seine Oberen nicht. Auch lag etwas Oppositionelles überhaupt in seinem Charakter. Diese amtlichen Reibungen ließen indeß keine Bitterkeit in dem jungen Vikar zurück. Jene spätere Erzählung: „der Oberamtmann und der Amtsrichter", in welcher jener Beamte vorkömmt, und die uns treue Reminiscenzen aus der Zeit seines Aufenthalts in Herzogenbuchsee zu enthalten scheint, ist durchaus heiter und humoristisch gehalten, und bezeugt wahr und treffend in ihren Hauptzügen die Gerechtigkeitsliebe und unpartheiische strenge Haltung der Regierung ihren Beamten gegenüber, wenn dieselben zu Beschwerden und Klagen Anlaß gaben.

Im Jahr 1829 wurde Bitzius als Vikar nach Bern berufen und predigte an der Auffahrt dieses Jahres zum ersten Mal in der Heiligen Geist-Kirche daselbst. Sein Vorgesetzter war Herr Pfarrer Wyttenbach, bereits in sehr hohem Alter, auch als Gelehrter und Liebhaber der Naturwissenschaften in seiner Vaterstadt rühmlichst bekannt. Bitzius blieb in diesem Vikariat nur etwa anderthalb Jahre. Seine Hauptbeschäftigung neben den Funktionen seines Amtes bezog sich auf das Armenwesen seines Sprengels, dem er mit großem Eifer oblag.

Das Schulwesen nahm ihn ebenfalls in Anspruch. Er war in seinem Kirchspiel Schulinspektor. Als Prediger hatte er, obgleich der Inhalt seiner Predigten sehr gut war, nicht besonders großen Zulauf. Sein Redeorgan und seine Aussprache waren ihm in dieser Beziehung hinderlich. Bei aller Gedankenfülle und richtiger Betonung der Worte und Sätze fehlte ihm jenes Feuer und der leichte und mächtige Fluß der Rede, welche den geistlichen wie den weltlichen Redner ausmachen und den Zuhörer zu ihren Vorträgen locken. Seine Stärke lag, wenigstens gegen seine großen andern Erfolge gehalten, nicht in dieser Richtung.

Besonderes Interesse bietet übrigens sein Aufenthalt in Bern nicht dar. Zeit zu Studien fand er nicht. Er hatte einen großen Sprengel zu besorgen, und die Zeit, die er von seiner amtlichen Thätigkeit erübrigen konnte, war der Erholung gewidmet. Er besuchte damals besonders oft Damengesellschaften, und geselliger Verkehr sagte seiner Neigung am meisten zu. Witz und fröhliche Laune, Offenheit und Zuverlässigkeit machten ihn zum beliebten Gesellschafter und stets willkommenen Freund.

Zum letzten Male sollte er nun auf eine Station als Vikar berufen werden, und am Neujahrstag **1831** reiste er als solcher, nachdem er mit Mutter und Schwester den festlichen Tag nach alter Sitte gefeiert, in das von Bern etwa fünf Stunden entfernte L ü t z e l f l ü h ab . . .

sedes ubi fata quietas ostendunt...

welches ihm zum bleibenden Sitz für das Leben beschieden war und dessen Kirchhof einst, nach einer Reihe glücklicher und thätiger Jahre, nach rastlosem Tagewerke auch seine irdische Hülle umschließen sollte.

Das Bernische Emmenthal ist durch Bitzius' Schriften der lesenden Welt fast so bekannt geworden, als das Berneroberland der reisenden Welt längst war. Seine Physiognomie ist freundlich und heimathlich, wie die des Oberlands

erhaben und pitoresk. Was dem Emmenthal, von welchem das eigentliche Flußgebiet der Emme nur den kleineren Theil bildet, seinen Charakter giebt, sind die zahmen nur selten von Felspartheien unterbrochenen konischen Hügel der Hauptthäler mit einer Menge kleinerer Seitenthäler, der Reichthum der Vegetation und des Wassers, die sich immer weiter nach den Höhen ziehende Cultur des Landes, daher die vielen Berg-Heimathgüter mit immer neuen Aussichten, der ganz germanische oder alemannische Charakter der zerstreuten Bauernhöfe, von denen die größern mit dem Complex ihrer Gehöfte wie kleine Ortschaften aussehen, endlich der thätige aber mehr ernste und innerliche Charakter der Bewohner dieser Landschaft, deren stattliche Dörfer von regem Fleiß und glücklichem Wohlstand zeugen, sowie die schmucken Häuser mit den geordneten zierlichen Gärten jenen ächt germanischen Sinn für Nettigkeit, Reinlichkeit, häusliche Ordnung beurkunden. Einen eigenen aristokratischen Anstrich geben den größeren und bedeutenderen Emmenthalerdörfern ihre Schächen, d. h. eine Art Vorstädte, vom ärmern Volke bewohnt, oft nach verschiedenen Seiten hin das Dorf verlängernd, dessen Kern mit den reichern Wohnungen wie eine kleine City in der Mitte liegt. (Schächen bedeuten eigentlich die Thalsohlen, die Ufer eines Flusses im weiteren Sinn, bei der Emme gewöhnlich mit Wald und Gestrüpp bedeckt, auf denen die kleinen Häuschen der Armen liegen, die sich gleichsam den Augen der Menschen mit ihrem Elend entziehen). Daher die Benennungen: Schächler und Dörfler, die in den Gemeindeangelegenheiten oft eine Rolle spielen, da sie verschiedenartige Interessen bezeichnen. Reisende, die auch England gut kannten, haben in dieser eigenthümlichen Physiognomie mancher Emmenthalischen Dörfer Aehnlichkeit mit derjenigen in einigen englischen Grafschaften finden wollen.

Das Dorf Lützelflüh nun liegt im eigentlichen Emmenthal, auf den Höhen des rechten Flußufers, etwa anderthalb Stunden oberhalb Burgdorfs und ist eines der größern des

Emmenthals. Gegen Nord und Ost ist es von grünen Hügeln umgeben, die schöne Buchenwälder bekränzen. Auf einem derselben stand das herrschaftliche Schloß Brandis, welches im Jahre **1798** bei der französischen Invasion von den Bauern zerstört wurde. Tief unten fließt die Emme, über welche die große Luzern-Bernstraße auf altersgrauer Brücke führt. Das Dorf breitet sich oben parallel mit dem Flusse aus. Stromaufwärts erblickt man, über die weitern oberemmenthalischen Höhen wegsehend, ein paar Gletscherfirnen des Oberlandes, während dem stromabwärts gerichteten Blick zwischen den anmuthigen Haslebergen und den Hügeln des rechten Ufers ein Stück von „Jura's blauer Wand" begegnet. Die Pfarrgemeinde Lützelflüh ist weit ausgedehnt, so daß sie an nicht weniger als dreizehn andere Kirchgemeinden grenzt. Sie zählt etwa **3,600** Einwohner und so viele auswärts wohnende Bürger, daß einmal in einem Jahr **136** Taufen von Kindern solcher Absentees eingeschrieben wurden. Diese vielen auswärts wohnenden machen auch hier, wie überall im Emmenthal, eine starke Correspondenz nöthig, und die Pfarrgeschäfte sind bedeutend. Auch kann sich der Pfarrer von Lützelflüh bei der sonderbaren geographischen Lage des Sprengels, dessen einzelne Ortschaften sehr weit aus einander liegen und durch die mannigfachsten Einschnitte anderer Gemeinden getrennt sind, hinreichende Bewegung machen, um an die verschiedenen Peripheriepunkte zu gelangen.

Der neue Vikar Bitzius hatte daher im Jahre **1831** vollauf zu thun mit Besorgung seiner Amtsgeschäfte; er hatte sich in ganz neue Verhältnisse einzustudieren, die Gemeinde kennen zu lernen. Diese gewann den thätigen, immer rasch angreifenden, dabei runden und franken jungen Mann bald lieb, und es war ihr daher sehr erfreulich und erwünscht, als nach dem ein Jahr darauf erfolgten Tod des alten Pfarrers, Bitzius im März **1832** an dessen Stelle zum Pfarrer er-

nannt wurde und im April bereits das neue wichtige Amt antrat.

Das Jahr 1832 wurde auch noch in anderer Beziehung ein Schicksalsjahr für Bitzius, indem er in dies em die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Gattin machte, der Großtochter seines Vorgängers im Amt, des Pfarrers Faßnacht, und Tochter des Professors Zeender, eines bekannten akademischen Lehrers in Bern. Fräulein Zeender kam zuweilen in die Pfarre Lützelflüh auf Besuch, woselbst sie Bitzius kennen lernte. Die Herzen kamen sich entgegen und am 8. Januar 1833 feierte der glückliche Pfarrer seine Hochzeit, von seinem vertrauten Freund Farschon, dem Pfarrer in Wynigen bei Burgdorf, eingesegnet.

Eine neue Lebensepoche voll Thätigkeit und Glück geht nun für Bitzius auf. Er hat einen selbstständigen Wirkungskreis gewonnen. Das Loos eines Vikars gleicht so ziemlich demjenigen eines Wallensteinischen Soldaten. Auch er muß ohne Heimath

> Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
> Kann sich am eigenen Herd nicht wärmen.

Dies ist nun für Bitzius überwunden. Er hat einen sichern Stand und eine bleibende Stätte. Das Δός μοί ποῦ στῶ (gieb mir einen Ort, wo ich stehen kann) ist für ihn in Erfüllung gegangen, und neben einer Zukunft reicher Berufsthätigkeit und bürgerlicher Wirksamkeit steht die Hütte häuslichen Glückes aufgerichtet, welche jene krönt, ergänzt und frisch und lebendig erhält. Beide Sphären griffen von nun an für ihn in einander, und Haus und Familie sind der feste Ausgangspunkt, wie der stets erfrischende Ruhepunkt für das öffentliche und amtliche Wirken geworden.

Die Vorsehung meinte es gut mit Bitzius, daß er auch hierin seinem innersten Triebe nachgehen konnte. Ein so ungetrübtes Familienglück, wie es ihm zu Theil ward, gab dem von jeher heitern und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit

und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl thun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidwerthe Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zu Tage treten ließen.

Bitzius lebte nun in der ersten Zeit ganz seinem Amte und seiner Gemeinde. Außer der eigentlichen Seelsorge waren es wieder das Schulwesen und die Armenpflege, welche ihn beschäftigten, und welche immer mehr Hauptziele seiner Bestrebungen wurden. Es war allerdings für diese Bestrebungen eine fruchtbare Zeit, in welcher die Gedanken der Einzelnen den öffentlichen Wünschen entgegenkamen und das Bedürfniß von Reformen gerade hier am tiefsten gefühlt wurde.

Der Canton Bern hatte im Jahre **1831** eine neue demokratische Verfassung erhalten, auf die lange Ruhe des öffentlichen Lebens war plötzlich eine gewaltige oft fieberhafte Bewegung gefolgt. Es sollte in allen Richtungen reformirt werden. Wichtige Gesetzesprojekte der verschiedensten Art wurden ausgearbeitet und votirt oder wenigstens vorbereitet. Es war eine Zeit des Werdens und Schaffens, die darum auch unvermeidlich den chaotischen Charakter solcher Perioden an sich trug und in der brausenden Gährung der Elemente noch wenig feste Gestaltungen erblicken ließ. In keinem öffentlichen Verwaltungszweig aber regte sich's stärker und allseitiger, als im Schulwesen, namentlich im Primarschulwesen. Man sah die Sorge für dasselbe nicht mit Unrecht als die eigentliche Grundsteinlegung einer bessern Zukunft an. Die ersten Fachmänner des Cantons, voraus Fellenberg, der längst in Hofwyl seinen Landsleuten durch praktisches Beispiel über Primarschule, Armenerziehung und Landwirthschaft predigte und nun voll großartiger Pläne war für die Schulreform des Cantons, wendeten sich mit Energie dieser Seite des öffentlichen Wohles zu. Die früher sehr vernachlässigte Bildung von Primarschullehrern schien das nothwendigste Fundament des neuen Gebäudes, dessen Werkmeister freilich bei Zeiten über Grundrisse

und Ausführung uneins wurden, so daß Fellenberg und seine Collegen in der Staatsbehörde, dem Erziehungs-Departement, bald ganz verschiedene Wege einschlugen. Es entstanden Reibungen, Rivalitäten, heftige Meinungskämpfe, und der Ausführung der reformatorischen Ideen traten bald überall Hindernisse aller Art entgegen, wobei viel Menschliches zum Vorschein kam, große Namen kleinliche Seiten zeigten und das Iliacos intra muros peccatur et extra vielfach seine Anwendung fand. Bitzius hat diese Entwicklungsgeschichte des Berner-Primarschulwesens in jenen Jahren in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" vortrefflich geschildert. Er konnte das als Kundiger und Mitleidender thun. Denn er wurde früh in jene Kämpfe verflochten. Es wurden nämlich in Folge der Spaltung zwischen Hofwyl und dem Bernischen Erziehungsdepartement rivale Normalkurse für Schullehrer, einerseits in Hofwyl, andrerseits auf verschiedenen Punkten des Cantons gehalten (das cantonale Schullehrerseminar war eine spätere Schöpfung), und an den Letztern betheiligten sich vorzüglich fähige Geistliche der betreffenden Landesgegend. Auch Bitzius bot seine Dienste an für den Normalkurs, der in Burgdorf abgehalten wurde, und trug hier Schweizergeschichte vor, wobei er von den Schulblättern, die in Hofwyl erschienen und die Staats-Normalkurse einer scharfen Kritik unterwarfen, gleich andern viel zu leiden hatte, wie wir aus Aeußerungen in seinen Briefen sehen. Er saß auch zu jener Zeit in einer größern Schulcommission, wo indeß seine Stimme von den Tonangebern wenig beachtet wurde, da, wie Jedermann weiß, das Mitreden jüngerer wenn auch ganz competenter Sachverständiger bei Scholarchen nicht weniger als bei andern an die „gloria obsequii" gewöhnten Majestätspersonen leicht als Unbescheidenheit und Zudringlichkeit ausgelegt wird.

Neben dem Volksschulwesen waren es die Armenverhältnisse, welche die Blicke gemeinnütziger Männer auf sich zogen und ihre vielseitige Thätigkeit in Anspruch nahmen. Das

Erste und Dringendste, was auf diesem Gebiet zu unternehmen war, bestand in einer bessern Erziehung armer Kinder, die bis dahin gänzlich dem Zufall preisgegeben war und unter der größten Verwahrlosung zu leiden hatte. Diese Verwahrlosung hatte besonders in Landesgegenden, die, wie das Emmenthal, aus hier nicht zu erörternden Ursachen mit Armen schwer belastet waren, die traurigsten Folgen.

Auch auf diesem Gebiet nun war Fellenberg vorangegangen, und Bitzius zollt ihm in seiner „Armennoth" die vollste Anerkennung dafür, daß er „den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenstuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und sie durch eine tüchtige Erziehung für ein selbstständiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Hrn. Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben hat."

Es entstand, da man Fellenberg's Musteranstalt vor Augen hatte, ein „Verein für christliche Volksbildung," dessen eifriges Mitglied auch unser Bitzius wurde. Diesen Verein drängte bald, wie sich Bitzius ausdrückt, „die Noth der Sache, wie eine unsichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den besondern der christlichen Armenerziehung," so daß diese Aufgabe seine ausschließliche wurde. Als Früchte der Anstrengungen dieses Vereins entstanden mehrere Anstalten im Canton Bern, welche die Erziehung armer Kinder zum Zweck hatten, und Bitzius, dessen Pfarrgemeinde im volkreichen und vom Pauperismus stark heimgesuchten emmenthalischen Amtsbezirk Trachselwald lag, war sofort, in Verbindung mit den gemeinnützigsten Männern des Amtsbezirks, darauf bedacht, auch hier eine solche Erziehungsanstalt für arme Knaben zu gründen. Der richtige Grundgedanke dieser Anstalten, der nie genug beherzigt werden kann, ist der, daß man der Bevölkerung in der Nähe, vor Aller Augen zeigen müsse, wie arme Kinder zu erziehen seien, daß man durch diesen lokalen, auf einen nur mäßig

großen Bezirk berechneten Charakter solcher Anstalten alles Mißtrauen heben und die Einsicht, die selbst sehen und prüfen kann, spornen müsse. Mit welchen Schwierigkeiten die Anstalt von Trachselwald, diese so bescheidene als nützliche Schöpfung, von Privaten gegründet und auch von ihnen erhalten, bis zu ihrem gesicherten Bestand zu kämpfen hatte, welche Ausdauer nöthig war, um nicht zu verzagen, und wie endlich der beste Erfolg das Werk krönte, welches sich seither einer stets steigenden Blüthe erfreute, das Alles hat Bitzius in seiner „Armennoth" vortrefflich geschildert. Die Beschreibung des schlichten und herzlichen Einweihungsfestes am ersten Juni **1835**, welchen Tag Bitzius einen eigentlichen Hochzeitstag nennt, ist eine seiner wärmsten und innigsten Scenen, an denen seine Schriften so reich sind. Die Anstalt wurde für ihn ein zweites Familienleben. Bis an seinen Tod wirkte er in derselben und für dieselbe. Dieses Jahr **1835** war für ihn auch in anderer Beziehung ein sehr glückliches. Im November wurde ihm ein Sohn geboren, nachdem er gerade ein Jahr vorher mit einem erstgeborenen Mädchen erfreut worden war.

So erweiterte sich der Kreis von Bitzius' Thätigkeit immer mehr. Er schien mit jeder neuen Aufgabe, die er sich stellte, neue Kraft zu gewinnen zur Ausführung derselben, und doch füllten diese verschiedenartigen Thätigkeiten seinen rastlosen und gährenden Geist bei weitem nicht aus. Denn wir sind nun an dem merkwürdigen Zeitpunkt seines Lebens angelangt, da er eine ganz neue Bahn zu durchlaufen beginnt, eine Bahn, auf welcher ihm so viel Preise winken und die er mit der Rüstigkeit eines ächten olympischen Wettkämpfers durchmißt, nur des Zieles eingedenk und unbesorgt darüber, ob die Anstrengung, dahin zu gelangen, sein Leben schneller aufzehren und sein Tagewerk früher schließen werde, als wenn er sich von den Mühen und Gefahren dieser neuen öffentlichen Bahn ganz fern gehalten hätte.

Im Jahr **1836** trat nämlich Bitzius zum ersten Male

und zur Ueberraschung seiner Freunde und Bekannten, welche das in ihm glimmende Feuer nicht von ferne ahnten, als Schriftsteller auf. Die Erscheinung des „Bauernspiegels" oder der „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" fällt in den Spätsommer dieses Jahres. Ehe wir aber von diesem Buche und dessen Entstehung selbst sprechen, begegnen wir unabweislich der Frage: Wie ist Bitzius Schriftsteller geworden? welche Motive lagen diesem seinem ganz neuem Beruf zum Grunde? was determinirte sein Schriftstellertalent zur Produktion und weckte diese schlummernde Kraft in ihm? und wie ist es ferner gekommen, daß eine so entschiedene Anlage zu schriftstellerischer Darstellung, zu dichterischen Schöpfungen erst so spät und gerade jetzt hervorbrach, ohne ein bestimmendes Ereigniß oder besondere äußere Impulse?

Der Schriftsteller von Beruf, d. h. der Männer, welche aus der Schriftstellerei ihren Lebenszweck machen, giebt es in der Schweiz wenige, am wenigsten im Fach der sogenannten schönen Literatur, deren Zweck Unterhaltung und Ergötzung ist. In unsern kleinen Freistaaten, wo Alles auf's Leben gerichtet ist und vom Leben in Anspruch genommen wird, wo das Nüchterne, Praktische, Reelle überall vorwaltet, kann es fast nur gelegentliche Schriftsteller geben, oder dann Fachgelehrte, Männer der Wissenschaft, die über ihr Fach schreiben und Bauleute sind am großen universellen Gebäude des Wissens. Eigentliche Literaten, sogeheißene Belletristen als Zunft, als besonderer Stand im Staate, wie sie sich in den großen Nachbarstaaten der Schweiz so zahlreich finden, giebt es in der Schweiz überhaupt nicht, am allerwenigsten im Canton Bern.

Zürich hatte einst, im vorigen Jahrhundert, eine Zeit literarischer Blüthe und besaß ein wahres Literatenthum. Es lieferte ein starkes Contingent Mitstreiter in jenen unblutigen aber hitzigen literarischen Fehden Gottschedischen Angedenkens. Diese Zeit wird aber nie wiederkehren. Die Industrie hat seitdem dort und anderswo weit realere und lockendere Felder

eröffnet. Die Schriftstellerei wird in unsern kleinen Gemeinwesen Liebhaberei bleiben oder ganz praktischen Nützlichkeits- und Staatszwecken dienen. Selbst Zschokke, bei weitem der fruchtbarste und bekannteste schweizerische Schriftsteller dieses Jahrhunderts, kann nicht dagegen angeführt werden. Auch er war ein Mann des praktischen Lebens, war stets in Staatsgeschäften verschiedener Art, und seine Thätigkeit so wenig eine blos schriftstellerische, daß seine Schriftstellerei weit mehr wie eine großartige Liebhaberei, denn als ausschließlicher Lebensberuf erscheint. So schrieb Pestalozzi, um seinen praktischen Zielen und Bestrebungen Eingang zu verschaffen. Literarische Motive können bei uns nicht leicht Schriftsteller erwecken. Das Lesebedürfniß wird, wo es vorhanden ist und über die Tagespublicistik hinaus geht, durch das Ausland mehr als befriedigt. Wir beziehen unsre Lesewaare von den großen nahen Weltmärkten germanischer und romanischer Zunge, und es ist noch nicht vorgekommen, daß unser Lesebedürfniß so ungeheuerlich gestiegen wäre, daß man nach einheimischer Fabrikation geschrieen und nach einem eigenen Literatenthum geseufzt hätte. Es wird also bei uns Niemand Schriftsteller, um zu leben, wie man Arzt, Jurist, Industrieller wird. Die Schweiz, besonders aber Bern, wäre für ein Literatenthum, welches außerhalb der Wissenschaft und Fachgelehrsamkeit, wie außerhalb der nationalen Nützlichkeitsbestrebungen in Technologie, Landwirthschaft, Industrie u. s. w. stände, ein unwirthlicher, ja sibirischer Boden. Durch außerordentliche Ereignisse, wie Revolutionen und dergleichen, können wohl einzelne Literaten wie seltene Zugvögel zu uns verschneit, an unsere Küste verschlagen werden. Dies bestätigt aber nur unsre Behauptung, daß für Schöngeisterei unser Clima viel zu rauh ist, und dergleichen Pflanzen hier nur ein ärmliches Dasein fristen können.

Bitzius konnte also nicht, wie dieß in den großen Staaten der Fall ist, auf ein unterhaltungsbedürftiges und emotionssüchtiges Publikum spekuliren. Er konnte überhaupt nicht spe-

kuliren wollen. Denn eben jener Verhältnisse wegen will es in der Schweitz etwas heißen, für neue, in's belletristische Fach schlagende Werke, wie Romane, Dramen u. dgl., Verleger und Absatz zu finden. Aus Spekulation hätte Bitzius nie die Feder ergreifen können und, wenn er es gekonnt, nicht ergreifen wollen. Er war dazu ein viel zu ernsthaft angelegter Charakter, ein viel zu sehr, man könnte sagen, ausschließlich auf's Leben, auf's Wirken, auf die Gestaltung der wirklichen Welt um sich her gerichteter Mann. Zur Unterhaltung des Publikums mit neuen überraschenden Dingen, mit neuen Caleidoscopen voll schimmernder Künstlichkeiten, zum Vorsetzen neuer künstlicher auf Wiederbelebung eines erschlafften Appetits berechneter Gerichte wäre Bitzius der untauglichste Mann gewesen und die ländliche Einsamkeit seines Pfarrdorfes die ungeeignetste Stelle und Umgebung zur Errichtung einer solchen Garküche.

Die gewöhnlichen literarischen Motive konnten es also nicht sein, welche Bitzius zum Schriftsteller machten. Eben so wenig waren es ökonomische. Bitzius hatte seinen Beruf, sein ganz genügendes Auskommen. Seine äußeren Verhältnisse enthielten weder eine Aufforderung noch einen Sporn dazu, sich in die schriftstellerische Laufbahn zu werfen. Auch ist bei ihm wie bei andern ganz praktischen Naturen diese Laufbahn, besonders in ihren Anfängen, nicht Zweck, sondern nur Mittel gewesen. Seine Ziele waren ganz praktischer gemeinnütziger Art, wie sie einem ernsthaften auf die öffentlichen Zustände aufmerksamen Bürger natürlich sind. Er empfand das Bedürfniß zu reformiren, gewisse Zweige des öffentlichen Lebens, deren Gebrechen ihm genau bekannt waren, wie das Armenwesen, das Schulwesen, verbessern zu helfen, hineinzuzünden mit der Leuchte vernünftiger Einsicht in die Krankheitszustände der Zeit und durch rückhaltlose Darlegung der Thatsachen auf Abhülfe hinzuwirken. Dieser Zweck erscheint als das determinirende Motiv von Bitzius' Schriftstellerthum und kein anderer. Er wollte Belehrung und Aufklärung über des Volkes

Zustände, besonders über die innerlichen, dem Auge mehr verborgenen Seiten derselben verbreiten. Er fühlte in sich das Geschick und die Wahrheitsliebe dazu. Er wollte als Experter seine Stimme erheben auf die einzige Weise, die ihm nicht von offizieller Seite verkümmert werden konnte. Nur als Schriftsteller konnte er frei, von der Leber weg sprechen. Die parlamentarische Freiheit in irgend einem Collegium oder einer Behörde, die übrigens nur durch die Zufälligkeit einer vorausgehenden Wahl verliehen wird, ist ein armseliges und beschränktes Ding, gegen die Freiheit des Schriftstellers gehalten. Wer daher aus voller Brust über wichtige Gegenstände reden will, muß schreiben. Wer über solche Gegenstände sich Gehör verschaffen will, muß darauf verzichten, sie in dieser oder jener Stube, wo diese oder jene Gesellschaft von Leuten sitzt, zu erörtern, er muß *vor dem ganzen Volke* und zu dem ganzen *Volke* sprechen. Bitzius hatte dieses Gefühl der Beschränkung, des Gehemmtseins, das Gefühl mit seiner auf innerste Erfahrung gegründeten Ansicht in diesen oder jenen Dingen nirgends wohl anzukommen und auf das Anhören Anderer verwiesen zu werden, in vollem Maaße. Ohnehin lassen sich große Fragen, die nach allen Seiten zu beleuchten sind, in Collegien, wo Zeit und Geschäfte drängen, nicht erschöpfen. Bitzius muß vor der Erscheinung des Bauernspiegels eine Zeit großer innerer Gährung durchgemacht haben. Er fühlte sich von einer dunkeln Kraft beherrscht, die nirgends zum Durchbruch kommen konnte und welcher die gewöhnliche Thätigkeit seines Lebens nicht genügte. Er fühlte, einer noch schlummernden Produktionskraft sich bewußt, jenen unwiderstehlichen Trieb,

> Herauszutreten in das Leben,
> In Wort und That, in Bild und Schall.

Er hat selbst diesen Zustand geistiger Geburtswehen in einem spätern Brief an einen intimen Freund auf höchst naive und kraftvolle Weise geschildert. „Es kömmt mir je länger je mehr vor," schreibt er (nach dem Erscheinen der „Leiden und Freu-

den eines Schulmeisters", 1838), daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich beide nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkt aus beurtheile.

„Die Bernerwelt ist eine eigene. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. In's vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspaß, und sobald ein Berner zum Bewußtsein kömmt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem Allem und keinem Menschen ist es je weniger in Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Thatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisirte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien Vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir Alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören.... So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Thun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem Niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsee's ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluthen los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden.

So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnothwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte in's Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Thun kein anderes Ziel hatte, als das Schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben.... Du wirst vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber sieh, erst jetzt fällt mir so recht auf, Jeremias und Käser sind unterdrückte Naturen. Der Eine schlägt sich frei, der Andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers."

Auf ähnliche offene Weise drückt er sich in einem Brief an seinen Freund Maurer-v. Constant (in München) aus: „Meine glücklichste Gabe war eine negative, nämlich Mangel an Ehrgeiz. Ich wollte nichts werden, strebte keine sogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu schaffen vorlegte, arbeitete ich frisch vor weg und fragte nicht: Was trägt es ein? oder: Was sagt die Welt? Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmüthige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine besten Freunde, Zeter über mich zu schreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage!... So sprang erst der „Bauernspiegel", dann der „Schulmeister" hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts frägt, als ob es so gut und recht sei."

Wenn wir uns aus dem Angeführten, aus Bitzius' eigenen

Bekenntnissen das Räthsel seines unerwarteten plötzlichen Auftretens als Schriftsteller lösen können, wenn er nur als der Mann der praktischen Ziele und Bestrebungen erscheint, der es unternehmen wollte, das Volksleben zu schildern, weil er es kannte und sich der Macht bewußt war, durch naturgetreue Darstellung auf dasselbe in besonderm Sinne wirken zu können, so wird es uns auch ganz klar werden, warum Bitzius erst jetzt, bald ein Vierziger, zu schreiben anfing und nicht in früheren Lebensperioden sich in schriftstellerischen Arbeiten versuchte. Nur der gereifte Mann, nicht der erst werdende, nicht der Jüngling, der noch Weniges beobachtet und verglichen hat, konnte es unternehmen, das Volk, oder wenn man sich genauer ausdrücken will, das ländliche Volk, das Volk auf dem Land und in den Dörfern in seinen mannigfachen Beziehungen, in seinen reichen und feinen Schattirungen zu schildern. Erst der Mann, der schon eine große Summe von Erfahrungen gesammelt, der aus reichhaltiger Anschauung heraus sich bereits ein festes Urtheil, einen sicheren Maaßstab gebildet hatte, an welchen er das Treiben der Menschen halten konnte, erst ein so geschulter und feststehender Mann konnte zum Entschlusse kommen, auch *seine* Stimme vernehmen zu lassen vor allem Volke, Zustände aus einander zu breiten, in deren dunkle Falten man bisher nicht geschaut, und zerstreute und deshalb unbeachtete Züge in lebensvolle große Gemälde zu sammeln. Erst jetzt mußte es ihn drängen, mit seinem Schatz hervorzutreten; erst jetzt, da die rechte, fruchtbare Stunde gekommen war, wurde der innere Schaffenstrieb ein unwiderstehlicher und sprengte, um uns so auszudrücken, sein Gefäß.

Aus diesen Motiven und Stimmungen ging der „Bauernspiegel" hervor. Das Buch entstand in kurzer Zeit und aus Einem Guß. Plan und Grundidee mögen den Verfasser schon lange beschäftigt haben, da er in der Vorrede sagt, er habe „seine Arbeit lange in stiller Brust getragen, sorgfältiglich." Das Manuscript hatte er bloß einem oder zwei Freunden mit-

getheilt. Selbst seine Frau wußte nichts darum, bis er ihr einmal die ersten Bogen vorlas und sie um ihre Meinung darüber befragte. Er hatte zuerst seinen Helden Jeremias Gotterbarm taufen wollen. Einer jener Freunde rieth zum Namen Gotthelf, welcher dann auch Bitzius besser gefiel und späterhin ihm selbst als gefeierter Autorname bleiben sollte. — Das ganze Buch nun, das müssen wir bekennen, sein Grundgedanke und seine Ausführung, die gewählte Form einer Selbstbiographie, alles bis auf den prägnanten und originellen Titel „Bauernspiegel", war ein höchst glücklicher Wurf des Verfassers. Dieser Titel schon weist die Vorstellung eines gewöhnlichen Roman's von sich ab und deutet zugleich die Derbheit und Rücksichtslosigkeit an, die in dem Buche vorwalten würde. Das Buch selbst erscheint uns als der wahre Prototyp des Geistes und Talentes seines Verfassers. Es ist das Urbild und Vorbild, wir möchten fast sagen das Programm aller seiner spätern Schriften. Seine wichtigsten spätern Bücher sind gleichsam schon in nuce in diesem ersten enthalten. Aus einzelnen wichtigen Kapiteln des Bauernspiegels wuchsen später größere einzelne Werke hervor. Wir finden in diesen späteren Büchern, die meist solchen einzelnen wichtigen Verhältnissen gewidmet sind, keine Lebensseite, keine Beziehung, die nicht schon im Bauernspiegel wenn auch nur mit ein paar Strichen skizzirt oder angedeutet worden wären. So führen z. B. die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" das, was uns Jeremias Gotthelf im Bauernspiegel über das Schulwesen erzählt, in einem eigenen großen Gemälde aus; die „Armennoth" illustrirt das Kapitel von der Verdingung armer Kinder, von den „Güterbuben" und den Mißbräuchen im Armenerziehungswesen überhaupt. Die beiden „Uli" sind ein herrlicher Commentar zum Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten wie es schon im Bauernspiegel in meisterhaften Zügen skizzirt ist. „Anne Bäbi Jowäger" erläutert die wichtigen Kapitel über Pfuscherei in der Medicin und in der Seelsorge. Der

„Geltstag“ führt den Unfug des Wirthshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. „Geld und Geist“ zeigen die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der „Schuldenbauer“ gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühvolle und vergebliche Ringen des ärmeren ehrlichen Landbesitzers. Die „Käserei in der Vehfreude“ läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im „Zeitgeist und Bernergeist“ sehen wir den Conflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stillleben der Familie. In „Käthi“ endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armuth im täglichen Kampf mit Noth und Bedrängniß, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem, bald in jenem Stück. Im Bauernspiegel nun ist das ganze Zeug zu diesen spätern Schöpfungen schon vorhanden, Einzelnes schon ziemlich ausgeführt, anderes angedeutet. Das Buch ist daher, um uns eines Bildes aus der Industrie zu bedienen, das ausgelegte Probestück eines neuen und seltenen Fabrikats, an welchem der Kenner auf den ersten Blick das Auszeichnende in Stoff und Gewebe erkennt, welches demselben, jemehr Stücke davon ausgegeben und ausgelegt werden, desto reißendere Nachfrage sichert.

Das Buch bleibt seinem doppelten Titel getreu und hat auch in diesem Titel nicht mehr und nicht Anderes versprochen, als es zu halten willens ist. Als Bauernspiegel verzichtet es von vorn herein auf eine strenge künstlerische Einheit und verspricht nur eine Reihe von Scenen aus dem Bauernleben. Als Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf knüpft es zwar diese sonst vereinzelten Bilder in ein Ganzes zusammen und giebt denselben durch diese Anknüpfung an das Schicksal eines Hauptheldèn, einer Hauptfigur, ein fortlaufendes Interesse; zugleich aber erhält das Buch durch seine autobiographische Form, dadurch, daß der Held derselben seine Geschichte selbst erzählt,

überall seine innersten Empfindungen und individuellen Betrachtungen, die ihm seine vielfachen Collisionen mit den verschiedensten Lebensverhältnissen abnöthigen, als eigenstes Erlebtes ausspricht und mittheilt, eine Wärme, eine Farbenfrische und Wahrheit, die eine bloße objective Erzählung kaum erreicht haben würde. Allein gleichwohl geht er über die Forderung, die man an eine ganz bescheidene Lebensgeschichte stellen kann, nicht hinaus. Diese Geschichte drängt nicht, wie von einem eigentlichen Roman, noch mehr freilich von einem Drama verlangt werden kann, in Anlage und Fortgang auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, auf eine Beglückung oder eine Catastrophe hin, als auf ein vorgestecktes Ziel. Der Weg ist dem Verfasser wichtiger als das Ziel. Dies ist ein Criterium für alle seine Schriften. Bitzius der Schriftsteller ist wie ein aufmerksamer, für Alles empfänglicher aber sorgloser Reisender. Der Weg ist so schön, so merkwürdig, so tausenderlei Dinge sind zu sehen, wahrzunehmen, aufzuzeichnen, so viele Blumen zu pflücken, daß er gar nicht daran denkt, wo er am Abend einkehren, nicht einmal wo er Mittag machen werde. Er wandert fort, er weiß nicht wie weit. Es wird Abend, der Tag ist plötzlich zu Ende. Er muß gerade da bleiben, wo die Nacht einbricht. Gleichviel! der Tag war so schön, so reich. Jeremias Gotthelf hätte sein Leben noch weiter erzählen können. Wir hätten ihm mit Interesse zugehört. Wir müssen es ihm Dank wissen, daß er uns so viel erzählt, daß er so weit mit uns gewandert ist.

Groß ist die Kunst und dichterische Erfindungsgabe, mit welcher ganz zwanglos die verschiedensten Verhältnisse des ländlichen Lebens mit dem Lebenslauf von Jeremias in Beziehung gebracht werden, um sie nach einander beleuchten zu können. Die an sich einförmige Geschichte eines armen verwais'ten Bauernknaben, die ohne romantische Episoden und wunderbare Schicksale dem Leben so nahe bleibt, daß es uns vorkommt, wir müßten schon manchen solchen Jeremias in der Wirklichkeit

angetroffen haben, erweitert sich unter der phantasiereichen Hand des Verfassers zu einem Panorama des Lebens auf dem Lande, zu einem wahren, großen Spiegel, in welchem der ganze Mensch, wie er in diesen Lebenskreisen ist, denkt, empfindet nud handelt, sich abspiegelt, das ganze Leben dieser Sphäre in helles Licht gesetzt wird.

Das poetische Interesse des Buches knüpft sich an den Charakter Gotthelf's, dessen gute, kerngesunde Natur gegen die schlimmen Seiten der Welt, die hintereinander ihn bedrängen und bestürmen, kraftvoll und erfolgreich reagiert und aus dem Kampf als Sieger hervorgeht. Der Name Jeremias bezeichnet vortrefflich das Charakterbild des Helden. Er ist ein Klagender, Gedrückter, mühselig Ringender, ein über das Böse dieser Welt, das ihn so vielfach in Mitleidenschaft zieht, Trauernder und Zürnender, aber er geht unversehrt mitten hindurch und der Geschlechtsname Gotthelf deutet sinnbildlich an, daß er sich mit Gottes Hülfe und auf Gott vertrauend, freilich die eigene Kraft anstrengend, durchschlagen und nicht unterliegen werde. Dieser Charakter Gotthelf's bildet die Lichtseite des Buches, welches nach des Verfassers ausdrücklicher Absicht im Ganzen mehr die Schattenseite des Bauernlebens zeigen sollte, und derselbe söhnt uns in seiner Kräftigkeit und Naturwüchsigkeit mit vielem Schlimmen aus, welches das Buch uns offen darlegt, und läßt uns zum Volksgeist Vertrauen fassen, welcher noch so viel Gesundheit und Ursprünglichkeit erzeugt und dem Schlimmen entgegensetzen kann.

Der „Bauernspiegel," dessen Verfasser nicht lange sein Incognito bewahren konnte, so bald auch nur einige Freunde in das Geheimniß der Autorschaft eingeweiht waren, machte wie billig bedeutendes Aufsehen und wurde als ein literarisches Ereigniß betrachtet. Doch war anfangs des Tadels fast mehr als des Lobes. Zwar konnte sich das öffentliche Urtheil keinen Augenblick darüber täuschen, daß das Buch ein wahres Originalwerk sei, eine ganz neue Schöpfung, daß ein ganz unge-

meines Talent der Darstellung sich in demselben offenbare, daß ein seltener Reichthum von Beobachtung und Kenntniß der Einzelnheiten des Lebens mit einem großen sichern Blick in die Tiefen des Menschenherzens Hand in Hand gehe. Die scheinbar am weitesten aus einander gehenden Eigenschaften, Weichheit und Derbheit, lagen in diesem merkwürdigen Buche überall neben einander. Es war da eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung, ohne welche es keinen großen Schriftsteller giebt, ein hoher Sinn für die großen Naturerscheinungen, wie für das Freudige und Traurige, für das Liebliche und Ergreifende im Menschenleben, und dann wieder eine Schärfe der Zeichnung, eine Derbheit und Rücksichtslosigkeit da wo es galt, große Gebrechen und schlimme Zustände durch recht grelle Züge anschaulich und fühlbar zu machen, daß man eine Meisterhand nicht verkennen konnte und die neue Erscheinung als eine höchst bedeutende begrüßen mußte. Aber in Vieles, was man im Buche fand, woran der Verfasser gerade fest hielt und worauf er großen Werth legte, konnte sich ein Theil der Lesenden, besonders des städtischen, die ländlichen Verhältnisse nur aus der Ferne kennenden Publikums nicht schicken. Man fand, das ganze Buch sei ein eigentliches Nachtstück, eine zu grell in's Schwarze malende Farbe herrsche darin vor. Man warf ihm vor, daß es nur Wunden und Schäden blos lege, ohne die Heilmittel zu zeigen, daß es wegen dieses einseitigen Hanges zum Pessimismus der bezweckten Belehrung verlustig gehen würde und nur erbittern müsse; daß namentlich auch das christliche Element als ein Tröstendes und Heilendes zu wenig hervortrete, ihm zu wenig Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte Gotthelf's vergönnt sei; endlich wurde rügend bemerkt, es sei viel Böses zu nackt und unverhüllt dargestellt, und die zu treue Schilderung gewisser Dinge, wie z. B. des Kiltgangs, könne eher reizend als abschreckend und warnend wirken. In einzelnen Partieen, besonders der zweiten Hälfte des Buches, wie z. B. in der Erzählung vom fremden Militairdienst und

in der Schilderung des Treibens ländlicher Sektirer, wollte man Uebertreibung und bloße Satyre finden. Das Buch wurde, besonders vom Standpunkt kirchlicher Kritik aus, als eine Speise angesehen, die nur für die allerkräftigsten Mägen verdaulich sei, schwächern Naturen aber schädlich werden könne.

Bitzius hatte zwar schon in der ganz kurzen Vorrede die meisten dieser Vorwürfe anticipirt und sich darüber erklärt. Er hatte gesagt, sein Spiegel zeige nur die Schattseite, nicht die Sonnseite des Bauernlebens, und zwar nicht zum Spott, sondern zur Weisheit, da man diese Schatten kennen müsse, um sie tilgen und verwischen zu können, und der Zeiten Ruf, weiser und besser zu werden, in alle Hütten dringe. Er hatte ferner bemerkt, daß, da er ein Schattenbild habe geben wollen, auch der Wiederschein, den andere Stände auf das Leben des Landmanns werfen, als ein dasselbe trübender und verwirrender erscheinen müsse, da eine Mitschuld auch diese Stände treffe. Endlich hatte er ausdrücklich für schwächere Naturen beigefügt: „Sollte einer zarten Seele dies Buch zur Hand kommen, so wird sie Gänsehaut bekommen ob seiner Derbheit; warte nur, liebe Seele, vielleicht komme ich auch einmal expreß für dich in zarter Zärtlichkeit; dieses ist aber auch nicht für dich geschrieben, darum lege es weg.“

Bitzius fand es jedoch für nöthig, auch nach der Erscheinung des Buches der Kritik direkt zu antworten, da dieselbe im Uebrigen eine ganz wohlwollende und überzeugte war. Diese Antwort bestand in einem Gleichniß aus der Landwirthschaft. „Jeremias Gotthelf, sagt er, sah wilde Aecker pflügen, hacken, besäen; sie sahen einen Augenblick recht schön und glatt aus. Das Erforderliche schien in Einer Operation abgethan, aber die alte Wilde war nur bedeckt, war bald wieder da und für edlere Pflanzen ward der Acker nie tauglich. Da sah er einmal im August schon über einem wilden Acker einen Schälpflug gehen. Der ging wie zum Spiel über den Acker, hieb nur über den Boden den Wasen ab, kehrte ihn um und alle

wüsten Wurzeln aufwärts gen Himmel. Dann ging der Pflüger heim und ließ den Acker liegen. Viele, die vorüber gingen, ärgerten sich über den wüsten Anblick der aufgedeckten, aufwärts starrenden Wurzeln, die durch Herbst und Winter unbedeckt liegen blieben, während rings die andern Aecker so schön grün und glatt wieder waren. Aber im Frühjahr kam der Pflüger wieder mit einem andern Pfluge, riß das Erdreich von Neuem auf und begann dann zu pflanzen. Die aufgedeckt gebliebenen Wurzeln vermochten Hitze und Kälte nicht zu ertragen, erstarben allmälig, und nachdem der Pflüger diese Operation mehrere Male auf ähnliche Weise wiederholt hatte, da ward sein Acker gezähmt und fähig, die edelsten Pflanzen zu tragen in seinem geläuterten Erdreich."

„Der Verfasser wunderte sich oft, warum so viele Volks- und andere Bücher so wenig nützen. Er verglich sie mit jener Erfahrung und glaubte darin wenigstens einen Schlüssel zu dem Räthsel gefunden zu haben."

„Er kannte ein Buch, betitelt „die Welt in einer Nuß". Solcher Art sind so viele Volksbücher; sie wollen Alles enthalten, Alles auf einmal machen, und am Ende vom Liede wird das tausendjährige Reich nicht nur verheißen, sondern wirklich vorgestellt oder an dessen Stelle durch einige Taschenspielerkünste ein schönes, befriedigendes Ende herbeigehext. Der Leser liest, wird sehr erbaut, legt das Buch befriedigt aus den Händen; denn da ist ja Alles abgemacht und weiter nichts mehr zu thun."

„Darum hat Jeremias Gotthelf nur den Schälpflug gehen lassen durch einen Theil des Volkslebens, hat die wilden Wurzeln aufwärts gekehrt und nicht wieder zugedeckt. Sie liegen da zur Beschauung, und diese Beschauung befriedigt allerdings nicht; aber eben deswegen weckt sie zum Nachdenken, giebt die Ueberzeugung, daß diese verdorren müssen, ehe es besser kommen kann, daß da eine längere Arbeit nöthig ist, als man gewöhnlich wähnt. Dies der Grund, warum der

Verfasser sein Buch also schrieb. Er weiß wohl, daß seine Arbeit nicht einzig bleiben darf, daß sie nur eine Vorarbeit ist. — Ob er selbst einst mit einem andern Pfluge noch kommen kann, weiß Gott; aber das weiß er, daß Tüchtigere die Hand an den Pflug legen werden zu diesem Werke. Er wußte, daß es Muth brauche, so zu schreiben, aber er vertraute auf die gutmüthige Ehrlichkeit des Bernervolkes, das gutmüthig aufnimmt, was gutmüthig gegeben wird. In diesem Glauben hat er sich auch nicht getäuscht."

„Ob nun aber dieser Gang ein christlicher sei? das will der Verfasser nicht erörtern. Er hätte zwar Lust, gerade aus der Bibel, auf die er hingewiesen wird, und ganz besonders aus den Evangelien und den Episteln es zu beweisen."

„Daß er leichtfertig über Sündigende und namentlich über den Kiltgang geschrieben, muß denn doch ein Irrthum des verehrten Recensenten sein, der nicht beachtet hat, auf welche Weise selbst die unschuldigste Art des Kiltgangs in Aenneli's Tod sich gerächt hat."

„Der Verfasser glaubte es seinem wohlmeinenden Recensenten, der ihn in anderen Dingen überschätzt hat, schuldig zu sein, zu erklären, warum er absichtlich gegen allgemeine aesthetische Regeln gesündigt hat. Möglich, daß er sich geirrt. Die Zeit wird es lehren. Bis dahin noch glaubt derselbe in der Aufnahme, die sein Buch im Kanton Bern gefunden hat, eine Bestätigung seiner Ansicht zu finden." —

So rechtfertigte Bitzius seinen Bauernspiegel gegen die Kritik und verstand sich nicht dazu, der Letztern Concessionen zu machen, auf der Ansicht beharrend, daß größere Glätte und Politur der Wahrheit seines Buches Eintrag thun würde. Später noch, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, spottete er der Aengstlichkeit seiner Freunde, die für ihn wegen der rücksichtslosen und derben Sprache des Buches in Furcht gewesen seien, und sagte rund heraus, wenn er schon keine politische Person sei, so habe er das Recht gleichwohl sein Ländchen zu

lieben. Diese Liebe sei es, welche ihn stark gemacht; ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Dieses ist ganz wahr. Die ungewohnte Freimüthigkeit und das Charaktervolle, das aus dem Buche sprach, sicherten demselben neben dem poetischen Werth seinen Erfolg, und es wird immer ein in seiner Art classisches Buch bleiben.

Wir möchten den Bauernspiegel, wenn solche Vergleichungen ganz heterogener Werke überhaupt angiengen und nicht immer als sehr gewagt erschienen, in gewissen Beziehungen mit dem Gil Blas von Le Sage vergleichen. Beide Bücher sind wahre Spiegel der Welt, nur verschiedener Stücke derselben. In Gil Blas wird die sogenannte große Welt, zwar mit der Physiognomie und Farbe der Zeit, aber so wie sie stets ist und sein wird, mit allen ihren Irrgängen, Leidenschaften, Miseren und Nichtswürdigkeiten, gerade so scharf oder vielmehr noch schärfer und schonungsloser geschildert, als im Bauernspiegel die Welt des Landvolkes. Der Franzose geißelt alle Stände und Lebensberufe, vom Minister bis zum Eseltreiber, vorzüglich aber die städtische Gesellschaft. Die vornehme und die bürgerliche Welt, die großen Herren und Damen, die Geistlichen, die Aerzte, die Gerichts- und Polizeileute, die Schauspieler, Bedienten, Gewerbsleute u. s. w. werden mit unerbittlicher Lauge übergossen. Die Schattenseite der Dinge herrscht überall vor. Man glaubt sich in einer wahren Spitzbubenwelt herum zu treiben. Von edlen Charakteren, die uns mit diesem starken Schattengemälde aussöhnten, ist keine Rede. Und doch ist dies Buch ein classisches geblieben, unübertroffen in seiner Weise, geschätzt von Allen, welche Weltkenntniß suchen, weil es eben ein Spiegel ist, in welchem wir die Welt, wenn auch zuweilen etwas grell gemalt, wiederfinden. Es ist freilich die Welt, wie sie dem nüchternen Blick des Weltmannes erscheint, Illusionen eher zerstörend als weckend, ohne verschönernden Schleier, eigennützig, schlimmgeartet, für den Unerfahrenen gefährlich, eine Welt, mit welcher man in

unablässigem Kampf steht, vor welcher man sich stets vorsehen muß und wo man seinen Platz nur durch Anstelligkeit und Zuversicht zu sich selbst zu behaupten im Stande ist, und auch so noch des guten Glückes bedarf. Gil Blas (wie Don Quixote) ist ein wahrer Herrenspiegel für seine Zeit und mutatis mutandis für alle Zeiten, wie Jeremias Gotthelf ein Bauernspiegel unsrer Zeit mit stark lokaler Färbung. Aber des deutschen Schweizers Buch ist ganz anders ernst und warm, wie es der Volksgeist, die Zeit und sein eigener Sinn mit sich bringen. Der Verfasser des Gil Blas, vom Standpunkt des kühlen, französischen Weltmann's aus, nimmt die Dinge nicht allzuschwer, findet es natürlich, daß die Welt so schlimm sei wie er sie schildert, während der Bauernspiegel überall einen tiefen Schmerz, trauernden Ernst und Zorn über das viele Böse an den Tag legt und ausdrücklich nur deßwegen „die wilden Wurzeln aufwärts kehren möchte", damit der Acker nachher um so besser für guten Samen tauge. Beide Bücher scheinen pessimistisch und satyrisch, und doch wird weder das eine noch das andere einen geistig gesunden Leser gegen die Welt verbittern oder zum Hypochondristen machen. Vielmehr sind es gerade solche Schriften, welche, indem sie die Dinge dieser Welt von manchem erborgten Schimmer und allerlei unwahren illusorischen Vorstellungen entkleiden, den reifen, bereits urtheilsfähigen Leser (nicht allzuschwache Seelen) anspornen, auch aus dieser realen für Berührung rauhen und stachlichten Welt das möglichst Gute zu ziehen und alle seine Kräfte zu gebrauchen, um auf dem gefährlichen Meere das Steuer nicht zu verlieren.

Noch ehe der Bauernspiegel herausgekommen war, wurde Bitzius von einem Familienunglück betroffen, das ihn tief erschütterte. Seine Mutter, bereits in hohem Alter, starb im Sommer **1836**. Sie hatte mit ihrer Stieftochter Marie Bitzius, der bereits erwähnten ältern Schwester von Bitzius, jeden Sommer im Pfarrhaus zu Lützelflüh zugebracht, und im Hause

ihres Sohnes ereilte sie der Tod, welchen das stets heitere und freundliche Wesen der liebevollen Frau die Ihrigen als unersetzliche Lücke empfinden ließ. Sie hatte den Bauernspiegel nicht erlebt, und sie hätte das Buch, wenn sie es gelesen haben würde, wohl nicht ohne Besorgniß wegen der allzugroßen Keckheit des Sohnes im Tadeln und im Darstellen aus der Hand gelegt. Ihr Grab ist auf dem Kirchhof zu Lützelflüh, da wo nach achtzehn Jahren eines unermüdeten treuen Tagewerkes auch ihr lieber Sohn in die Gruft gesenkt werden sollte. Bitzius war von nun an durch eine geheiligte Erinnerung mehr an Lützelflüh gefesselt. Die stillen Höhen, welche auf die Grabstätte seiner Mutter niedersehen, hätte er nur mit wundem Herzen verlassen, und es gehört auch dieß zu dem einfach ruhigen, wir möchten sagen idyllischen Verlauf seines äußern Lebens, daß er bis an seinen Tod da bleiben konnte, wo die Hülle seiner Mutter ruhte, und daß beide im gleichen ländlichen Kirchhof schlummern.

Auf dieses Leid folgte im Hause bald eine Freude. Im Mai 1837 wurde Bitzius ein zweites Mädchen geboren, welches den Namen Cecilia erhielt (die ältere Schwester heißt Henriette) und das jüngste Familienglied im Pfarrhause zu Lützelflüh geblieben ist, da keine jüngeren Geschwister nachfolgten.

Bald darauf, am 13ten August 1837, wurde das Emmenthal, besonders das obere, von jenem furchtbaren Gewitter heimgesucht, welches uns Bitzius in seiner „Wassernoth im Emmenthal“ mit der ergreifenden Naturwahrheit und zugleich mit einer Macht und einem Reichthum der Phantasie geschildert hat, die einem deutschen Gelehrten, der als großer Physiker einer der competentesten Urtheiler war, den Ausruf entlockt haben sollen, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden! Von dieser Seite, als Beschreibung und Darstellung eines großen Naturereignisses, ist das kleine Büchlein, „die Wassernoth“, welches im Jahr

1838 herauskam, eines der merkwürdigsten und meisterhaftesten Produkte des Verfassers geblieben. Man kann es nicht ohne Schauern lesen, und alle diejenigen, welche selbst gleich nach dem Ereigniß die Hauptschauplätze der Verwüstung besucht (und deren waren Tausende), müssen über die Präcision in der Schilderung, über die lokale Wahrheit erstaunen, die in Bitzius' Erzählung bis in's kleinste Detail vorwaltet. Das Büchlein hat aber noch andere bemerkenswerthe Seiten. Bitzius machte bei dieser Gelegenheit, da er auch zu den Rathenden und Helfenden gehörte, da auch die Uferbewohner seiner Gemeinde Schaden litten und er überhaupt Vieles persönlich sah oder sonst in Erfahrung brachte, was dabei vorging, Erfahrungen von mancherlei Art, aber auch sehr betrübende. Er sah die Selbstsucht, den unerhörten Eigennutz und die Herzlosigkeit der Menschen, die das Unglück Anderer ausbeuteten, eine Art Strandrecht geltend machten oder habgierig bei kleinem Schaden sich an die Steuern drängten, welche vor allem dem großen Schaden, der tiefen Noth der Aermeren galten. Diese Erfahrungen wollte er nach seiner Weise, damit aus der Wahrheit Besserung komme, der Welt nicht vorenthalten. Er legte sie in seinem Büchlein nieder, und „die Wassernoth" enthält in dieser Beziehung einen Schatz von Menschenkenntniß zur Belehrung und Rüge. Zugleich aber weht in der kleinen Schrift jener religiöse Sinn, welcher die großen Naturereignisse als providentielle Schickungen deutet, die den Menschen ernst und bescheiden machen sollen, ohne deßhalb seine Kraft zu lähmen und ihn zum müßigen Fatalisten zu machen. Es wird, wie das Vorwort so schön erinnert, jene Gottesfurcht gepredigt und an dem Ereigniß gleichsam entzündet, für welche „die ganze Natur eine Gleichnißrede ist, die der Christ zu deuten habe", eine ungeschriebene Offenbarung, die täglich zu uns spreche „in Sonnenschein und Sturm", und wenn wir auf sie merken, nicht minder zu Gott führe, als das geschriebene Wort, die im Sichtbaren das Unsichtbare enthalte und auch im Gewohn-

ten und Alltäglichen ein Höheres und Bedeutendes erscheinen lasse. „Das Ereigniß, setzt Bitzius bescheiden hinzu, war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtniß geschrieben den Bewohnern des Emmenthals."

„Die Wassernoth" ist ein Büchlein voll einfacher Größe, in welchem Bitzius, wie jene alttestamentlichen Männer, seinem Volke „die Predigt des Herrn deutet, auf seine Weise, in der Liebe, auf daß es Weisheit in's Herz bringe."

Aber Bitzius' Feder, die von nun an nicht mehr rasten sollte, hatte gleichzeitig mit der „Wassernoth" ein weit größeres Werk unternommen, das in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde. Im Jahr **1838** kam von dem Buch, betitelt „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", von Jeremias Gotthelf, der erste Band heraus. Der zweite erschien im Jahre **1839**. Dies Werk war das erste von jenen größeren, reichhaltigen, breit und tief angelegten Einzelgedichten, möchten wir sagen, welche, jedes für sich, ein großes wichtiges Verhältniß im Staat oder in der Gesellschaft auf erschöpfende Weise darstellen und gleichsam die Laterne des Diogenes in dessen dunkle, verborgene Seiten leuchten lassen sollten. Hier war es, wie der Titel sagt, das Primarschulwesen, welches mit der eindringenden Sonde des Beobachters, des Psychologen, des genauen Kenners der bestehenden thatsächlichen Zustände zu untersuchen war. Wir müssen hier zum Verständniß der ferner Stehenden Etwas in's Historische eingehen.

Der Zustand der Volksschule, namentlich der Volksschule vor der politischen Reform des Kantons Bern im Jahr **1830**, war schon im Bauernspiegel ganz plastisch und dramatisch, aber kurz und knapp, wie der Zweck des Buches es mit sich brachte, beregt und angedeutet und durch ein paar grelle Schlaglichter beleuchtet worden. Dieß war nun weiter auszu-

führen, und zugleich waren die Schicksale und wechselvollen Erlebnisse des Schulwesens seit der Neuzeit und dem Neubau desselben, den diese Neuzeit anbahnte, in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Diese letztere Seite des Buches ist eine sehr wichtige, und wir haben keine bessere, lebendigere und plastischere Geschichte und Berichterstattung über das Bernische Primarschulwesen jener Jahre, als in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" enthalten ist. Die Einkleidung ist die nämliche wie im Bauernspiegel. Ein armer Schulmeister erzählt seine Lebensgeschichte und berichtet vorerst von seiner völlig verwahrlosten Erziehung, wie er aus einem armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Zufälligkeiten und Schwankungen seines früheren Lebens, dann seinen Kampf mit bitterer Noth, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der durchgreifenden Reform eines so sehr durch positive und bestehende Verhältnisse bedingten Verwaltungszweiges, wie es das Volksschulwesen ist, entgegenstehen, werden uns hier an dem Lebenslauf eines einzelnen Mannes anschaulich gemacht, welcher, mitten in diese Crisen und Gährungen einer reformbedürftigen Zeit mit seiner ärmlichen sich kaum über dem Wasser haltenden Existenz hineingeworfen, nahe daran ist, in diesen Stößen und Rückstößen unterzugehen. Das höhere Schulwesen des Kantons war schon lange vor 1830 auf liberale Weise gepflegt und mit Sorgfalt entwickelt worden. Im Primarschulwesen hatte zwar die äußere Reform hier und da mit dem Bau neuer Schulhäuser begonnen, sonst aber war da fast noch Alles zu thun übrig. Die Reformbestrebungen aber bewegten sich zwischen zwei Klippen, indem sie auf der einen Seite die Gefahr liefen, durch zu energisches Durchgreifen, wie z. B. durch unerbittliche Entfernung aller den neuen Forderungen nicht gewachsener Primarlehrer, gegen Viele ungerecht und hart zu werden, auf der andern Seite die andere Gefahr, durch zu große Nachsicht und Schonung bestehender Verhält-

nisse den Zweck der Reform entweder gar nicht oder nicht in dem gehofften Umfang zu erreichen und das Resultat derselben zu verkümmern. Alle diese Versuche, Bewegungen und Phasen der Schulreform schildert Bitzius vortrefflich. Sein Buch, welches wie der Bauernspiegel ursprünglich einzig auf den Kanton Bern berechnet war und sich mithin, wie jener, ein engeres patriotisches Ziel gesteckt hatte, sollte durch die Eindringlichkeit und die in's kleinste Detail gehende Sorgfalt dieser Schilderung durch die Beleuchtung der Nothzustände des Schullehrerstandes überhaupt, die Reformer ermahnen, ja nicht stille zu stehen und mit dem bereits Erreichten sich zu begnügen, sondern sich mit unausgesetztem Ernst der weitern Durchführung des Bessern hinzugeben. Dieser Zweck des Buches springt überall hervor, und nur arger Mißverstand konnte Anderes darin finden wollen. Das öffentliche Urtheil täuschte sich auch gar nicht darüber. Ein späterer deutscher Recensent in den „Berlinischen Nachrichten“ sagt daher mit Recht: „Leset den Schulmeister, und wenn ihr dabei nicht mit Erbarmen erfüllt werdet ob dem unsäglichen Leid des Lehrers, der früh bis spät mit über hundert ungezogenen Landbuben und Mädels sich plagt, dann Nächte durch am Webstuhl arbeitet, und doch nicht der säugenden Mutter und den halbnackten Kindern genug Schwarzbrod, den Hunger zu stillen, zu erarbeiten vermag, und der den eigenen Hunger vergißt ob dem peinigenden Harm des Anblickes seiner hinwelkenden Lieben, ja, dann seid ihr freilich viel beklagenswerther noch als jener unter den gesellschaftlichen Mißverhältnissen fast erliegende, da euer Herz dann härter als Stein sein müßte.“

Bitzius stellt die Armseligkeit des Schullehrerstandes jener Zeit, die Noth desselben in ihrer ganzen realen Größe dar, er verschweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild, gegen das Zeugniß der Wirklichkeit, weniger düster zu machen. Er zeigt unter anderen Dingen, wie der Eigennutz des Staates und der Gemeinden, welcher den Dorf-

schulmeister fast nur zu einem verachteten Steuern- und Almosenempfänger machte, sich durch den daraus entspringenden Eigennutz der Schulmeister rächte, welche ein Interesse dabei fanden, die Bauernkinder und Bauern selbst möglichst unwissend zu erhalten, damit sie ihnen, den Schulmeistern, als den einzigen Clericis, den einzigen Verwaltern des Wissens (und welches Wissens!) einer Dorfgemeinde, zinsbar und ganz von ihnen abhängig blieben. Aber indem der Verfasser hier wie im Bauernspiegel die ganze Wunde aufdeckt, hütet er sich gleichzeitig wohl, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Erwartungen und Hoffnungen zu erwecken. Er warnt überall nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staate aus, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne unser eigenes Zuthun, ohne eigene Anstrengung und muthigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maaß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maaß halten könnten im Verzagen und Verzweifeln. Nach seiner Weise will er nicht verwöhnen, die Leute nicht bequem und faul machen, ihnen nicht schmeicheln, nicht nach dem Mund reden, nicht Wünschen Raum geben und sanguinische Erwartungen wecken, die nie verwirklicht werden könnten. Hätte Bitzius sich durch sein Buch nur bei den Lehrern und Schulfreunden populär machen wollen, hätte er es darauf angelegt, die Erwartungen von der Reform des Schulwesens so hoch als möglich zu spannen, er hätte mit der ihm eigenen Gewalt der Darstellung eine ungeheure Aufregung in dieser Richtung bewirken können, aber dann hätte sein Buch nur dem Augenblick gedient und wäre bald wie andere Agitations- und Partheierzeugnisse ohne Nachhall verschollen. Bitzius hatte einen höhern Ehrgeiz. Er bleibt nüchtern, lakonisch und sparsam im Rühmen und im Verheißen, er geht auf's Innere los, er will jeden Nerv des Menschen zur Verbesserung seines Zustandes selbst angespannt wissen. Daher ist das Ende „der

Leiden und Freuden eines Schulmeisters" nichts weniger als romantisch, oder nach Art gewöhnlicher Romane „beseligend und enthüllend," indem das Buch mit der zwar erfreulichen aber prosaischen, gar nicht hochfliegenden Wendung schließt, daß der arme Käser die Staatszulage von **150** Schweizerfranken (**100** Gulden) ohne Bedingung erhält, und so von der drückendsten Noth und dem bittersten Mangel befreit wird und wieder aufathmen kann.

Diese Nüchternheit und Mäßigkeit des Buches mochte ein Grund sein, warum dasselbe Viele, namentlich aus dem Schullehrerstande, nicht befriedigte. Manche mögen ihre Erwartungen getäuscht gesehen haben, indem sie keine Befürwortung höher gesteigerter Ansprüche darin fanden; einige, noch oberflächlicher urtheilend, fanden Spott und Satyre gegen den Schullehrerberuf da, wo die ernste Theilnahme an dessen Wohl und besserer Zukunft vorhanden war und aus jeder Zeile sprach. Das Buch hatte von vorn herein Mühe gehabt, unter Dach zu kommen und einen Verleger zu finden. Mehrere schweizerische Verlagshandlungen lehnten den Druck des Werkes aus ängstlichen, kleinlichen Rücksichten ab, besonders wegen einzelner freimüthiger Urtheile über große Autoritäten im Erziehungsfach, deren Gunst man nicht verscherzen wollte, bis endlich eine (radikale) Buchhandlung in Bern, die sich dadurch ein wirkliches Verdienst um das Land erwarb, die Herausgabe übernahm. Bitzius sagt in einem Brief an einen Freund in Bern: „daß überhaupt der „Schulmeister" kälter aufgenommen wird als der Bauernspiegel, obgleich er höher steht, glaube ich. Das Leben, das in beiden geschildert wird, ist ein ähnliches und im Schulmeister ein fast ereignißloses, und eine Menge darin enthaltener Vorfälle haben nur für den Schulmann Reiz. Zudem war übrigens das ganze Leben nicht mehr neu, der Bauernspiegel hingegen eine ganz neue Erscheinung."

Doch wurde das Buch von der großen Mehrzahl der Leser, von allen einsichtsvollen Schulmännern und Freunden der

Schulreform mit großer Theilnahme und Wärme begrüßt. In Deutschland, wo es später bekannt wurde und wo es vielfach, selbst in Ländern wie Preußen, auf ähnliche Nothzustände der Primarschullehrer stieß, wurde es mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen und Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" an allgemeiner Wichtigkeit und Wirkung an die Seite gestellt. „Selbst in dem des Schulwesens wegen gepriesenen Preußen," bemerken die „Berliner Nachrichten" (November 1843), die allgemeine Beziehung des Buches hervorhebend, „habe es, während Peter Käser doch noch gegen 40 Thaler jährlichen Gehalts gehabt, womit er Frau und Kinder vor dem Verhungern schützen sollte, — vor wenigen Jahren noch 1180 Volksschullehrerstellen mit weniger als 20 Thaler, und 5104 Stellen mit 20 bis 60 Thaler jährlichem Gehalt gegeben, wenn solches Almosen Gehalt zu nennen sei." —

Durch den Schulmeister wurde Bitzius erst recht in Deutschland bekannt, namentlich im protestantischen Norden. Im Süden bahnte schon die größere Wahlverwandtschaft der beiden Volkssprachen das leichtere Verständniß an.

Man hat dem Buch in Betreff des Charakter's des Peter Käser den nicht unbegründeten Vorwurf gemacht, derselbe enthalte Ungleichheiten und Widersprüche, indem er einerseits ein Weiser sei, wie Wenige auf Lehrstühlen und Kanzeln stehen, während er andererseits an Vorurtheilen und Schwächen kleben bleibe, deren Vorhandensein durch den Grad seiner in der Leidens- und Freudenschule des Lebens erworbenen Erkenntniß fast unwahrscheinlich werde. „Wer, so fährt derselbe Bernische Rezensent fort, ein so tiefes und richtiges Gefühl hat, wie Peter Käser, wen der Geist so mächtig zum eigenen Denken antreibt, wer so über Liebe schreiben kann, wer so richtig, wie dieser Schulmeister, seine Umgebungen auffaßt und sie mit den Fühlhörnern eines angebornen psychologischen (seelenkennerischen) Talents bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens verfolgt, — dem werden „die Haare nicht mehr zu Berge stehen,"

wenn er vom Pfarrer vernimmt, daß es besser sei, die Kinder lernen daheim auswendig, als in der Schule."

Es ist wahr, Käser spricht oft über seinen Verstand, über die beschränkte Geistessphäre eines so erzogenen, so gedrückten Schulmeisters hinaus, er ist nicht immer der Gleiche, er ist oft voll Weisheit und überlegener Einsicht und dann wieder voll Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Bitzius hat das selbst gefühlt und er hat den deshalb zu erwartenden Tadel durch die beiläufige Anmerkung des Umstandes einigermaßen abzuwenden gesucht, daß Käser sein Manuscript dem Freund Wehrdi, dem gebildeteren Jägersmann, zum Ueberarbeiten nach Hause giebt und dieser die Blätter auch dem Pfarrer zeigt, so daß es scheinen kann, das, was über Käser's Einsicht in dem Buch gesprochen sei, könne durch die Umarbeitung und Feile dieser Personen hineingekommen sein. Doch wir brauchen in diesem Punkt nicht so ängstlich zu sein; wir können ganz gut zugeben, daß Käser's Charakter, künstlerisch oder ästhetisch betrachtet, kein stetig gehaltener sei, was übrigens auch von Jeremias Gotthelf im Bauernspiegel gilt, indem auch dieser über seinen Gesichtskreis hinaus und aus der höhern Einsicht des Schriftstellers heraus spricht. Dieser künstlerische (und nur künstlerische) Mangel läßt sich bei einer solchen autobiographischen Form, wie die für diese beiden Bücher gewählte ist, nicht leicht vermeiden. Der Schriftsteller, der diese Form bloß als Einkleidung benutzt, den es drängt, wichtige Dinge zu sagen, wird öfter durch die Maske seines Helden hindurch brechen und über dem ihm weitaus wichtigeren Zweck das künstlerische Mittel vergessen. Er zieht seine Verkleidung aus und steht dann in eigener Person vor uns. Dennoch ist Käser, diese ästhetische Ausstellung auch zugegeben, da wo er nicht Philosoph ist und seine natürliche Sphäre nicht überschreitet, eine Figur von solcher Naturtreue, von so rührender Wirklichkeit, daß wir an seinem ganzen Dasein, an seinem so naiv erzählten Lebenslauf den innigsten Antheil nehmen und seinen wechselnden Schick-

salen mit Spannung folgen. Diesen tiefen Antheil des Lesers bestätigt auf eine rührende Weise jene freundliche Thatsache, deren Richtigkeit uns verbürgt worden ist, daß nämlich ein katholischer Geistlicher aus einem der schweizerischen Urkantone, der die Erzählung Käser's für eine wahre Lebensgeschichte eines wirklichen Individuum's hielt, einen kleinen Geldbetrag zur Unterstützung desselben mit der Adresse „Peter Käser zu Gytiwyl im Kanton Bern" auf die Post gab. Der Brief blieb eine Zeitlang in Bern liegen, bis Bitzius davon benachrichtigt, denselben als zu seinen Handen gehörend reklamirte und den Betrag sofort zu einem gemeinnützigen Zweck deponirte und verwenden ließ. Dieser Zug ist ein beredtes Zeugniß zum Ruhm des Schriftstellers, der das Leben so zu schildern und Dichtung und Wahrheit so zu vereinigen weiß.

Aber neben Käser steht eine andere Gestalt, welche über das ganze Werk einen milden Glanz verbreitet und sogleich die Herzen aller Leser erobert. Es ist Mädeli, die Frau Schulmeisterin, eines jener herrlichen Frauenbilder voll Weiblichkeit und Zartheit und innerer Schönheit, von gleichgewogenen Gemüths- und Verstandeskräften, wie Bitzius uns noch mehrere in späteren Werken geschaffen, und wie sie als wahrhaft höhere und doch der Wirklichkeit so nahe verwandte Wesen uns, wo sie erscheinen, entzücken und erheben. Sehr schön bemerkt das bereits angeführte Berliner Blatt, wie „Mädeli uns zu lebendiger Anschauung bringe, daß der Beistand gottbeseligter Frauen auch für die Schule durchaus unentbehrlich sei. Deshalb stehe Mädeli dem Schulmeister zur Seite, durch ihren Beistand reife Käser erst zum echten Schulmeister empor, sie halte ihn aufrecht und leite ihn über die ihm auferlegten Prüfungen siegend hinüber. Denn sie, heißt es ferner treffend, die bei Anwesenheit der Kinder die Schulstube nicht betritt, viel weniger unterrichtet, wirkt dennoch als die Seele des Ganzen, so in ihrem Hauswesen wie in der Schule, gleichsam unabsichtlich und lediglich in Folge ihres in Liebe getauchten Ge-

müths. Ununterbrochen nur für Mann und Kinder thätig und sorgend, ist nur sie wie ohne Ahnung dessen, was sie Herrliches schafft. Die herbsten Opfer werden ihr durchaus nicht schwer; denn, was sie auch leiste, muß sie in Folge ihrer rein göttlichen Natur leisten; sie kann und weiß es nicht anders und so würde sie ihrer Natur zuwider handeln, wenn Spuren nur von Selbstsucht sie bestimmten; ähnlich wie Desdemona eines Weibes Untreue sich nicht als nur möglich denken kann. So auch thut Mädeli ohngeachtet eines durchdringend klaren Verstandes nur sich niemals genug; daher sie auch stets Gott preiset und danket für die ihr und den Ihrigen erwiesene unverdiente Gnade, selbst in Zeiten drückendster Noth. Denn, von Herzen demüthig und schuldfrei, beneidet sie Niemand, findet ihre Lage vielmehr um so glücklicher, als sie dem Willen Gottes sich unbedingt fügend weiß, daß die von ihm auferlegten Prüfungen nur heilsam sein können. Und dies wundersam einfach weibliche Gebilde ist nicht Dichtung, nein! Mädeli lebt wirklich, so gewiß der Geist lebt und ewig leben wird, der sie unmittelbar lebend erschaut und in untilgbarer Schöne darzustellen verstand. Dem Genius ist es verliehen, „in der Natur die höhere Natur schaffend zu gestalten."

Von Mädeli läßt sich das schöne und tiefe Wort von Salis sagen:

> Bei Cypressen sproßten ihre Myrten;
> Weil sie viel geduldet, liebt sie viel.

Ein Deutscher, der selbst Romane geschrieben hatte, war von „Mädeli" so entzückt, daß er anmuthig sagte, er gebe drei Kaiserinnen und sieben Königinnen, die Prinzessinnen ungezählt, aus seinen Romanen für diese fürstliche Schulmeisterin und für den Schulmeister ein halb Dutzend sehr schön geputzter Helden noch dazu.

Als Curiosum mag hier noch beigefügt werden, daß, wie wir gehört oder gelesen, eine Gräfin Schwerin mit dem Plane umgeht, aus „Mädeli" mit Weglassung von Allem, was in

den „Leiden und Freuden" sich auf das Technische des Schulwesens, auf den praktischen Zweck des Buches bezieht, einen eigenen Roman zu machen, in welchem die Frau Schulmeisterin als einzige Hauptheldin noch größer erscheinen sollte. Wir andern möchten sie in ihrer bisherigen Umgebung wohl vorziehen.

Auch die um die Schulmeisterfamilie herum gruppirten Nebenfiguren sind treffliche Zeichnungen und Charakterbilder. Dahin rechnen wir besonders den alten Weber und seine mehr als wunderliche Ehehälfte, deren letzte Pflege eine so himmlisch schöne Seite in Mädeli's Leben ist, ferner den alten Schulmeister, Käser's Mentor, auch ein paar jüngere Collegen, die in leichten Umrissen vorkommen. Eine erfreuliche Erscheinung voll Kraft und überlegener Einsicht ist der spätere Pfarrer von Gytiwyl, der so treffliche Anleitung giebt, wie in einer Dorfschule mit Zeit und Stoff, dem lebenden und dem todten, Haus zu halten sei, der so frei und bewußt dasteht und seine Kenntniß der Welt und der Menschen dem Guten nutzbar zu machen weiß. Wehrdi, der Jägersmann, ist ein Charakter ganz besonderer Art, wie ihn Bitzius nur in ein paar seltenen Exemplaren und offenbar stets mit großer Vorliebe gezeichnet hat. Er ist eine durch fremde und eigene Schuld misanthropisch gewordene, aber in ihrem moralischen und intellektuellen Kern wie in der physischen Constitution ungeschwächte und unverwüstliche Natur. Er hat mit der Welt abgerechnet und sein Urtheil bleibt eben deswegen fest und sicher, wird aber doch von einem natürlichen Wohlwollen für diejenigen geleitet, denen er noch vertrauen zu können glaubt. Er ist eine Art von genialem Kraftmensch, von rauher Außenseite und harter, stachlichter Schale, aber trefflichem Kern. Die ganze Figur hat etwas fremdartig Abgeschlossenes und Ueberlegenes, das mit des Schulmeisters gedrücktem Dasein und unfreiem Wesen in einen sehr poetischen Contrast gesetzt ist.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" werden

unter dem Ehrentitel, den ihnen ein Deutscher gab, als „wahres Erbauungsbuch für arme Schulmeister" unvergänglich bleiben. Das Buch hat übrigens für des Verfassers Heimath als Geschichte des Bernischen Primarschulwesens einer bestimmten Zeit, wie wir bereits bemerkt, bleibenden historischen Werth. Es ist ein Zeugniß und eine Urkunde über den Primarunterricht, wie er war, und ein pädagogischer Leitfaden für diesen Unterricht, wie er werden sollte. Dabei ist der Reichthum allgemein menschlicher Beziehungen in dem Buche groß. Es enthält ein Bild des Lebens, in welchem Jedermann sich bespiegeln kann. Eine große Tiefe der Empfindung, eine stete Berufung an die sittlichen und religiösen Kräfte im Menschen treten neben den dichterischen Eigenschaften des Werkes mit Macht hervor, und die breitere Anlage desselben gestattet ein freieres Ergehen und tieferes Eindringen in dieser Richtung. Das öffentliche Urtheil hat auch längst dem Buche eine vorzügliche Stelle unter den Schriften des Verfassers angewiesen.

In den beiden nächstfolgenden kleineren Schriften, nämlich in der Erzählung: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen," die 1838, und in der anderen: „Dursli, der Branntweinsäufer oder der heilige Weihnachtsabend," die 1839 erschien, betritt Bitzius einen neuen Boden. Er geht hier dem Laster der Trunksucht, besonders dem Branntweintrinken, welches in einigen Berggegenden seines Heimathkantons zu einem verheerenden Fluche geworden war, zu Leibe. Behörden und Privaten hatten gerade damals diesem um sich greifenden Laster die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Sehr gute Gelegenheitsschriften waren erschienen, unter denen wir die „Branntweinpest" von Dr. Lehmann nennen, vom medicinischen Standpunkt aus geschrieben, und so wollte auch Bitzius sein Scherflein einlegen zur Bekämpfung dieses Erbfeindes nationaler Wohlfahrt. Er that dieß in seiner Weise. Er predigte durch warnende Beispiele, die er wahrscheinlich nicht einmal sehr weit zu holen hatte, und stellte in den beiden ge-

nannten Schriften diese Branntweinpest in ihrer ganzen Furchtbarkeit dar.

Was das erstere Büchlein: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen,“ betrifft, so ist der Titel fast noch schauriger als der Inhalt, und man könnte glauben, es sei von einem wirklichen, nicht blos figürlichen Ertrinken oder Verbrennen im Branntwein die Rede. So furchtbar ist freilich die Sache nicht. Die Mädchen kommen blos durch den Branntwein um. Aber des Schrecklichen bleibt freilich noch genug. Man hat dem Büchlein den Vorwurf einer allzugrellen und nackten bis in's Eklige gehenden Darstellung gemacht. Auch fand man die Wiederholung der fünf ähnlichen Lebensläufe einförmig und von blos lokalem Nutzen, weil das Branntweintrinken in diesem Maaße bei jungen Mädchen allzu selten sei. Bitzius motivirt das Schriftchen in zwei Zeilen auf folgende Weise. Er habe, sagt er, über das Branntweintrinken ein Lustspiel gelesen, welches mit einer Heirath und einem frohen Mahle schließe; er habe nun versucht, über denselben Gegenstand ein Trauerspiel zu schreiben, und zwar habe er dasselbe nicht erfunden, sondern nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten geordnet, die er einem Freunde verdanke. Mithin wären die fünf Lebensläufe wahre Geschichten, die leider, nach Demjenigen zu urtheilen, was namentlich in gewissen Seitenthälern des Emmenthals und anderer Berggegenden des Kanton's Bern (und wohl auch anderswo) geschieht, nicht isolirt stehen mögen. Das Büchlein ist in der That, wohl absichtlich, sehr grell und dunkel gehalten. Schon der Anfang desselben, die Beschreibung der Wirthsstube in jenem „Thälchen“ und der Gäste derselben macht uns ordentlich bange, wir schnappen in diesem Qualm nach frischer Luft und sehnen uns in's Freie. Doch giebt es auch einzelne Sonnenblicke in diesen Schatten hinein, z. B. das Bild des alten Häftlimachers, wie er in der Sonntagsfrühe so sorgfältig wässert und „jedem Gräschen das Maaß

Wasser zukommen läßt, welches ihm heilsam ist." Die fünf Lebensgeschichten aber sind, wie Bitzius verspricht, eigentliche Trauerspiele, in denen erschütternde Scenen vorkommen, und von ganz tragischem Abschluß. Dahin rechnen wir die Schilderung von Stübeli's Wahnsinn, die Geschichte von Bäbeli's Eid und dessen Folgen, das gräßliche Ende der wüsten Marei und die erschütternde Katastrophe Lisi's, womit das Büchlein schließt. Daß sich diese Schicksale und die abschüssigen Wege dahin in Vielem gleichen müssen, war natürlich. Doch hat Bitzius mit Kunst und planvoll dem Beginn der Trunksucht bei Jedem der unglücklichen Geschöpfe eine andere Veranlassung und eine andere Art von Verführung zu Grund gelegt. „Alle waren in verschiedener Lage und verschieden packte sie die Sünde an." Gerade diese ganz verschiedenen Jugend- und Verführungsgeschichten der fünf Mädchen machen das Büchlein wichtig und lehrreich. Denn unser tiefes Mitleid mit den zwar nicht ohne eigne Schuld, aber doch durch die vorangegangene erste Schuld Anderer dem schauerlichen Abgrund zuschwankenden Mädchen verwandelt sich sofort in Zorn über die heillose Verwahrlosung von Seite der elterlichen Erzieher und Pfleger. Bitzius mußte diese Gewissenlosigkeit und Gottlosigkeit der Eltern, die bald direkt durch eigene Sorglosigkeit um ihre Kinder, bald mittelbar durch Leichtsinn in der Wahl derjenigen Personen, welchen sie dieselben anvertrauen, an ihrem Unglück schuldig werden, an verschiedenen Lebenslagen und Berufen dieser Eltern zeigen, damit recht klar werde, daß der Grund des Uebels nicht in dieser oder jener zufälligen Begangenschaft oder Lebensweise der Eltern zu suchen sei, sondern weit tiefer in deren ruchlosem und stumpfem Sinn, der keinen Begriff von den Pflichten hat, die sie an den Kindern erfüllen sollen, von der Heiligkeit des ihnen anvertrauten Pfandes, von der Verantwortung, welcher diese Pflichtvergessenheit sie aussetzt. Die Verwahrlosung der Erwachsenen, der Eltern selbst, der Pauperismus, der, theilweise wenigstens, diese Frucht erzeugt,

erscheinen dann hinwiederum als entferntere, den Kreis der Mitschuldigen erweiternde Faktoren. Auf ganz verschiedenen Wegen läßt daher Bitzius die fünf Opfer dem verderbenden Laster entgegengeführt, dem Moloch gleichsam in die Arme gebracht werden. So kommt die Bauerntochter Lisi auf ganz andere Weise zum Branntweintrinken, als das Bettelkind Marei und das Fabrikkind Lisabeth oder das Lehrmeitschi Bäbeli und dessen Meisterin Stüdi. Nur das bleibt bei Allen außer Zweifel, daß ohne die Gewissenlosigkeit und den Leichtsinn ihrer elterlichen Vormünder keine von Allen vom Laster ergriffen worden wäre. Hier liegt nach unserer Ansicht der Schwerpunkt des Büchleins. Bitzius wollte die schlimme Wurzel des Uebels zeigen. In der „Armennoth“ sehen wir ihn später positiv heilend auftreten und durch bessere Erziehung armer Kinder diese einem besseren Leben und sittlich religiöser Zucht zuführen. Die „fünf Mädchen“ sind übrigens, das geben wir zu, nicht eine Lectüre für Jedermann, sondern das Büchlein scheint vorzugsweise an Pädagogen, Eltern, Vormünder, ferner an Personen, die im Staatsleben zu wirken haben, gerichtet. Da übrigens dasselbe besonders für die Heimath des Verfassers und die krankhaften Verhältnisse einzelner Gegenden derselben bestimmt war, so hat der Vorwurf, den ein deutscher Kritiker dem Schriftchen macht, daß es für Deutschland Ueberflüssiges enthalte, weil dort der Fall so junger Branntweintrinkerinnen etwas höchst Seltenes sei, wenig zu bedeuten. Das Büchlein ist jedenfalls auch in Deutschland eifrig gelesen worden. Es bespricht und berührt ein weit verbreitetes Uebel und hat daher seine Bedeutung für alle, besonders nördliche Gegenden, wo das „Feuerwasser“ zu einer verheerenden Macht geworden ist.

„Dursli der Branntweinsäufer“ ist eine Erzählung von ähnlichem Stoff, aber ungleichem, nämlich glücklichem, nicht tragischem Ausgang. Es ist ein Säufer, der sich bekehrt, nachdem er seine Familie in die bitterste Noth versetzt hat und

selbst auf dem Punkt moralischen und physischen Unterganges steht. Die Lage Dursli's ist von Anfang an eine andere, als diejenige in den „fünf Mädchen", und giebt der Hoffnung noch Raum. Dursli ist nicht von Jugend auf und von Haus aus verdorben. Er ist als ein tüchtiger, braver Bursche aufgewachsen. Er hat ein gutes Handwerk gut gelernt, ist an Arbeit gewöhnt und in derselben geschickt. Er wird erst spät als verheiratheter Mann und Familienvater von einem jener schlechten Subjekte und eigennützigen Aufhetzer verführt, die Bitzius besonders gern auf's Korn nimmt und später noch oft in seinen Werken schildert. Endlich hat er in seiner Frau einen Engel zur Seite, der sein guter Genius bleibt und in dessen liebevoller Nähe, wenn einmal das Eis seines Herzens gebrochen und die bessere Einsicht gekommen ist, die moralische Genesung rasch fortschreitet und vor Rückfällen sicher bleibt.

Die furchtbare Krisis, die Peripetie des Drama's, möchten wir sagen, aus welcher Dursli als ein anderer Mensch hervorgeht, wird scheinbar plötzlich herbeigeführt durch die zu Visionen, zu einer Art von Delirium führende Aufregung eines fürchterlichen Rausches, dessen Wirkung durch den Zorn der Enttäuschung verdoppelt wird, die der arg geprellte und ruinirte Dursli von seiner lumpigen communistischen Kameradschaft erfährt. Diese überschnelle Entwicklung ist getadelt worden. Ein Mediciner aus Bern schreibt hierüber an Bitzius: „Nur Eines habe ich als Mediciner, oder vielleicht mehr als Psycholog auszusetzen. Es ist kein Uebergang zu dem furchtbaren Teufelstraum vorhanden. In diesem Grade kommen sie bei Säufern wohl nie auf einmal vor. Oft Jahre lang gehen allerlei Sinnestäuschungen voraus. Der Traum selbst aber ist wahr. Ich könnte Ihnen Aehnliches aus dem Leben von Säufern mittheilen." In dieser Vision sehen wir die in's Ungeheuerliche gehende Phantasie des Verfassers wirken, der später die „schwarze Spinne" schuf und andere

Sagen. Die „Bürglenherren" und die an sie geknüpfte Teufelssage kommen in Bitzius' Schriften noch mehrmals vor, so in „Doktor Dorbach". Die Farbe ist außerordentlich stark aufgetragen; vielleicht ist aber dieses Phantastische und alles Maaßes Entbehrende gerade in der Volksvorstellung begründet und auf dieselbe am mächtigsten wirkend. Was Bitzius über die verschiedene Auffassung der Sagen sagt, ist bezeichnend. Er deutet damit an, daß diese Sagen, geistig und rein aufgefaßt, einem edlern Kern zur Schale dienen können und unter den Erziehungsmitteln der Menschheit ihre wichtige Bedeutung haben.

„Dursli" machte sowohl in des Verfassers Heimath als im Auslande Sensation und erlebte mehrere Auflagen. Die Macht der Darstellung war in dieser kleinen Dichtung eine gewaltige. Riehl hat in seiner „Naturgeschichte des Volks" folgendes treffende Urtheil darüber gefällt: „Die Fabel, sagt er, ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben in's Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Die Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den innern steigenden Verfall des Hauses blicken läßt; da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt, — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unseren Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir hielten's nicht länger aus! und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße thut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt und Friede und Segen wieder einzieht, da

möchten wir dem Verfasser ebenfalls zurufen, er möge inne halten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen." Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist und nur des Poeten harrt, der den Mosisstab besitzt, um ihn heraus zu schlagen."

Daß Bitzius im Besitze eines solchen Stabes sei, ward immer allgemeiner anerkannt, und in „Dursli" bewährte sich seine große Kunst, die in „Käthi der Großmutter" ihren Höhepunkt erreichte, die Kunst, aus Wenigem Viel zu machen, dem einfachsten Stoff ein dichterisches Leben einzuhauchen und durch die Art der Darstellung Bedeutung zu geben. Die Liebe und Treue im Kleinen, die wir an den Alten, besonders den Griechen, bewundern, zeichnen Bitzius in hohem Grade vor Vielen aus. Eine solche Scene ist Dursli's Heimkunft am Weihnachts-Frühmorgen und das Aufgehen eines neuen Tages in der Familie, dann Bäbeli's Kirchgang, das Mittagessen und Dursli's Nachmittagsbekenntniß gegen seine Frau. Der ganze Tag enthält eine Reihe von Bildern von unnachahmlicher Zartheit und Innigkeit. Die zuletzt vom Großvater Sami erzählte Sage von den Bürglenherren schwebt dann nur noch wie eine schwindende, dunkle Wolke an dem helle gewordenen Himmel, und wir legen das Büchlein mit einer so freudigen Empfindung aus der Hand, als fühlten wir uns selbst zu einem neuen Sein und einer freudigen Zukunft gestärkt, und dürften keinen Augenblick verlieren, das gute Princip in uns zum leitenden und herrschenden zu machen.

Diesen beiden Erzählungen, den „fünf Mädchen," und dem „Dursli" folgte auf dem Fuße (1840) eine kleine Schrift verschiedener Art nach, von allgemeinerem Charakter und anderer Form, die „Armennoth". Der Verfasser nimmt hier, statt durch eine koncrete Erzählung, durch ein Beispiel ein sociales Gebrechen zum Bewußtsein zu bringen und aus dem Thatsächlichen die Lehre zu entwickeln, die daran geknüpft wird, einen andern allgemeinern, übersichtlichen Standpunkt ein. Er

verfährt, um uns so auszudrücken, analytisch, nicht synthetisch. Er stellt den Grundsatz oben an und spricht die leitenden Gedanken aus, die er erst zuletzt an einem realen Beispiel erprobt und deren Fruchtbarkeit er an demselben nachweist. Er bezeichnet von vorn herein die Armenfrage als die große, brennende Frage unserer Zeit und der nächsten Zukunft. Er spricht von der Noth und ihren Quellen, den fernen, in der Vergangenheit der Geschichte liegenden und den nahen. Er tritt gegen unrichtige Heilmethoden auf, er bekämpft z. B. die Centralisation des Armenwesens, wie überhaupt die bloß äußerliche Abhülfe. Er geht in die Tiefe und spricht das schöne Wort aus: „Was kein Königswort vermag, vermag die Liebe.“ Er predigt Heilung von innen, er will „das Uebel in dem Zustande erfassen, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h. so früh als möglich.“ Dies führt ihn auf die Armen-Erziehung. Die Liebe, sagt er, soll dem Kind des Armen Gotte und Götti sein, die elterliche Pflege ersetzen. Er spricht von „der Hülfe in ihrer ideellen Gestalt,“ von der Idee, die dieser Armen-Erziehung zum festen Grund dienen müsse, und sieht einzig im Christenthum, in der christlichen Idee und Gesinnung, das belebende Princip, welches die Frage von der rechten, geistigen Seite aufzufassen vermöge und lehre. Er stellt sich auf die Höhe unserer Zeit, welche nicht minder als vergangene Jahrhunderte zu Großem berufen sei, nur zu einem andern, ihr eigenen Großen. Daher ermahnt er die Zeitgenossen, „vorwärts und in die Zukunft hinaus ein lebendig Denkmal, das himmelan strebe, ein lebendiges Münster zu bauen“, und er nennt Pestalozzi den „Hochbegabten, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus ihnen Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.“ Bitzius spricht in Pestalozzi's Geiste treffliche Worte; sein Büchlein erscheint, wie ein beredter Nachruf an den Greisen,

„den die Welt von seinen Kindern weggedrängt, mit welchem aber seine Idee nicht begraben wurde.“ — Er zeigt sodann der Hülfe Ausführbarkeit, wenn man nur die Hoffnung und Begeisterung nicht verliere, das scheinbar kleine Resultat nicht gering schätze und Neid und Egoismus überwinden lerne. Freilich giebt er zu, daß kleine Ländchen, wo das Familienleben noch am besten gedeiht und sich am lebendigsten erhalten, hier ungemein im Vortheil seien, während in großen Staaten die Riesengröße des Uebels fast den Muth lähme, ihm entgegen zu treten. Aber eben weil seine Heimath hierin vergleichsweise so günstig gestellt ist, wendet er sich mit doppeltem Nachdruck und edler Wärme an dieselbe und fordert alle politischen Partheien auf, ihren Hader über diesem gemeinsamen Werke zu vergessen und sich allseitig daran zu betheiligen. „Wenn Streit sein müsse,“ ruft er aus, „so solle ja nur der sein, wessen Liebe die größere, die aufrichtigere sei.“ Die Armennoth zu überwältigen, sie zu entsumpfen, so daß „das Pestartige derselben ausgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen werde,“ sei nicht nur ein nationales Werk, sondern ein bedeutender Theil der Aufgabe des Christen gegenüber seinen Brüdern.

Vieles ist schon zu Stande gekommen auf diesem Wege, und Bitzius weist uns auf das bereits Erreichte hin, welches bei redlicher Ausdauer in demselben Geiste noch reichlichere Früchte und größere Resultate hoffen lasse. Fellenberg ist durch seine treffliche Wehrlischule in die Fußstapfen Pestalozzi's getreten. Vereine und Anstalten entstanden und wirkten in verschiedenen Kantonen der Schweiz, so in Glarus, in Zürich, in Appenzell. In Bern gab, wie wir bereits angeführt haben, der Verein für christliche Volksbildung den Impuls. Erfreuliche und blühende Anstalten entstanden auch hier, und Bitzius kommt nun auf diejenige unter ihnen zu sprechen, zu deren Entstehung, Einrichtung, Werden und Wachsen er so treulich mitgewirkt, auf die Armen-Anstalt von Trachselwald, in

der Nähe von Lützelflüh. Er verweilt mit Liebe und Stolz bei dieser Schöpfung gemeinnütziger Männer aus seiner Nähe und weist an ihr die Ausführbarkeit der Pestalozzi'schen Idee nach, so bald ernster Wille und kluges Haushalten mit den vorhandenen Mitteln sich vereinigen. Dieser letzte Abschnitt der Schrift, gleichsam ihr Paradigma, enthält wahre Goldkörner in Betreff der Erziehung der Armen und deckt eine Menge irrthümlicher Ansichten auf. Man sieht es Bitzius hier so recht an, wie sehr die Armensache überhaupt seine theuerste Herzensangelegenheit war, wie die Armen-Anstalt zu Trachselwald eine seiner wichtigsten Sorgen. Er ruht mit der Liebe eines Familienvaters auf diesem Hause, dessen Wohl und Wehe er seit dem Tage seiner Gründung theilte. Es ist in Wahrheit seine zweite Familie. Ihre Angelegenheiten sind die seinigen. Hier geht er aus und ein, hier hat er gewirkt und gehandelt, als ob seine Ehre und sein Glück mit dem Gedeihen der bescheidenen Stiftung unauflöslich verbunden wäre. Er besuchte die Anstalt sehr fleißig und kannte, wie uns ein Freund des Verewigten schrieb, die Knaben fast alle mit Namen. Sein scharfes Auge bemerkte gar Manches, was Andern entging, wobei er bald mit Liebe, bald mit Ernst Uebelstände zu heben wußte. Er war lange Jahre Präsident des Vereins und der Verwaltungs-Commission und die Seele von Allem, was für die Anstalt geschah. Er that für sie Alles, was in seinen Kräften stand, und die Liebe und Anerkennung derselben wurde ihm auch in vollem Maaße zu Theil. Hier lag ein bedeutsamer Theil seines praktischen Wirkens, und in der „Armennoth" tritt der Schriftsteller gleichsam zurück hinter dem handelnden Mann, der hier seine liebste Idee und freudigste That vertheidigt. Die Anstalt in Trachselwald, die sich einer steigenden Blüthe erfreut und bei vierzig Knaben zählt, ist der lebendige beredte Commentar zur „Armennoth," so wie dies Büchlein der Anstalt Ausleger und Gedenktafel ist. Dies giebt der Schrift eine besondere Bedeutung. Sie ist entstanden aus

dem Drang des Verfassers, die Idee der Armen-Erziehung so populär als möglich zu machen, indem er sie einerseits an die höchsten Gesichtspunkte knüpfte und andererseits die praktische Ausführbarkeit der Sache nachwies. Julian Schmidt hat die „Armennoth“ mit vollem Recht „ein goldenes Büchlein“ genannt.

Wir können von nun an (und konnten schon früher) die Jahre von Bitzius nach seinen schriftstellerischen Werken zählen, da seine Produktionskraft sich stets zu steigern scheint und Jahr um Jahr bedeutende Erzeugnisse sie beurkunden. Auch floß sein Leben so ruhig und unbewegt, so von äußern Schicksalen ungestört und glücklich dahin, daß wir seine Schriftwerke die einzigen Ereignisse derselben nennen möchten und seine Bahn nach diesen geistigen Meilenzeigern zu bemessen und nach denselben ihr zu folgen berechtigt sind.

Das Buch, welches zunächst aus Bitzius' Feder floß und welchem einige Jahre später eine Fortsetzung als zweiter, jedoch unabhängiger Theil folgte, war unter seinen zahlreichen Schriften diejenige, welche ihn auf den Gipfel des Ruhmes in der ihm eigenthümlichen Gattung erhob, und zu einem Liebling des Publikum's machte, welches erst jetzt zum vollen Bewußtsein über seine großen Anlagen zu kommen schien. Wir sprechen von „Uli dem Knecht“, der unter dem Titel: „Wie Uli der Knecht glücklich wird, eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute“, im Jahr **1841** herauskam, und sofort als die Krone seiner bisherigen Schriften proklamirt wurde. Kein späteres Buch von Bitzius hat den Ruf von „Uli dem Knecht“, dem später „Uli der Pächter“ als würdige Fortsetzung zur Seite stand, übertroffen, wenn auch neben demselben als gleichberechtigt „Geld und Geist“ und „Käthi die Großmutter“ erschienen, und im öffentlichen Urtheil, das gewöhnlich bei so vielen Werken sich eine Rangordnung nicht nehmen läßt, den gleich hohen Rang behauptet haben.

Dieses Urtheil über „Uli“ war natürlich und gerechfertigt. Die Eigenthümlichkeit von Bitzius' Talent und Richtung entfaltete sich hier in größter Breite und Tiefe. Alle Eigenschaften, die Bitzius als Schriftsteller einer eigenthümlichen Gattung auszeichnen, die genaueste Kenntniß ländlichen und bäuerlichen Lebens, der Sitte und Anschauungsweise, der Spiele und Arbeiten des Landmann's, der innern und äußern Oekonomie der großen Bauernhäuser, die Naturtreue der Schilderungen, die Farbenfrische und Wärme der Erzählung, scheinen erst hier den rechten Spielraum gewonnen zu haben. Der Verlauf im „Bauernspiegel“ war zu rasch gewesen, zu Vieles mußte dort in schneller Folge dargestellt werden, um behaglich beim Einzelnen verweilen zu können und namentlich das Leben des Bauernhauses in seinen mannigfachen Beziehungen zu zeichnen. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ hatten einen ganz speziellen Zweck, und viele Beziehungen dieser Schrift konnten nur die Schulmänner interessieren. Auch die kleineren folgenden Schriften hatten ihre eng umschriebenen Zwecke, und können als Gelegenheitsschriften angesehen werden. Einige, wie „die fünf Mädchen“ und „Dursli“ hatten überdieß düstere Sittengemälde zu entrollen. „Uli der Knecht“ ruht auf einer allgemeineren, wir möchten sagen, behaglicheren Grundlage. Bitzius konnte hier freier als in den frühern Schriften, seinem Zuge folgen, die menschlichen Dinge in ihrer Ganzheit, in der Verbindung von Gutem und Schlimmem, mit ihrem Licht und Schatten darzustellen und die Breite des Lebens walten zu lassen. Er konnte, unbeschadet dem von ihm nie außer Acht gelassenen ethischen Zweck, der Dichtung ihr Recht geben, zu erfreuen und aufzumuntern und nach Gewittern die Sonne wieder leuchten zu lassen. „Uli“ zeigt uns in einem großen, wahren, lebenswarmen Bilde das Leben des Landmann's, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht, und führt uns in die vielfach bewegte

Welt ein, die innerhalb des Kreises, den wir mit dem allgemeinen Namen Dorfleben bezeichnen, ein complicirtes, abgestuftes, organisch gegliedertes Ganzes ausmacht. Es war in dieser Beziehung ein für Bitzius und seine Dichtungen höchst günstiges Moment, daß er in einer Gegend lebte, wo, wie im Emmenthal und Oberaargau, das aristokratisch-bäuerliche Element, der große Grundbesitz das Herrschende und Maaßgebende war, welchem die andern Theile der Gesellschaft, die Nichtbesitzenden oder nur in geringerem Maaß Besitzenden gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Dieser große Grundbesitz, die großen ungetheilten Höfe mit ihren Rechtsamen und ihrer ausgebildeten Oekonomie, waren das Bild einer Welt im Kleinen, in welcher es Stände, Stufen und Rangordnungen giebt, wie in der großen Gesellschaft, patriarchalische, bürgerliche, proletarische Elemente, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüber stehen. Bitzius' Dichtung, aus Gegenden geschöpft, in welchen das Eigenthum mehr nivelliert, Grund und Boden stark getheilt sind, wäre weit weniger reich und mannigfaltig geworden. Das große Bauernhaus hingegen ist wie ein Staat im Kleinen und hat seine Dimensionen als ein vielfach zusammengesetzter Organismus.

Dieses kleine Reich nun, das Reich des großen Bauernhofes, ist der Gegenstand von „Uli dem Knecht“ (und später „Uli dem Pächter“). Bitzius hätte sein Buch auch überschreiben können: „der Bernische Bauernhof“ oder so etwas, wenn er nicht schon in dem Titel hätte andeuten wollen, wohin seine Erzählung und dichterische Darstellung ziele. Er wollte demnach das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, Grundbesitzer und Lohnarbeiter beleuchten und Licht und Schatten dieses Verhältnisses zeigen. Das Buch hat daher diese Doppelseite und Doppelrichtung stets im Auge. Meister und Knecht sollen in demselben die vernünftigen Grundsätze finden, durch welche sie einzig als Theile eines Ganzen wirken, und die gegenseitige Wohlfahrt erstreben und fördern können. Bitzius

schreibt einem Freund darüber: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eigenes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen." — „Uli" war ein fruchtbares Thema zu einer Zeit der Bewegung, die ganz besonders diese Verhältnisse aufrüttelte, hier Neid und Trotz, dort Hochmuth und Härte erzeugte und begünstigte, und der Gegenstand war höchst zeitgemäß in einem vorzugsweise agricolen Land, wo zwischen herrschenden und dienenden Elementen, zwischen Grundbesitz und Tagelöhnerthum, Grundcapital und Arbeit, die Kluft sich erweiterte und Reibung überall zu Tage trat.

Das Buch hatte so einen trefflichen ethischen Stoff zu behandeln. Bitzius benutzte und entwickelte denselben auf die schönste und fruchtbarste Weise. Uli wird aus einem faulen liederlichen Knecht, ein fleißiger und arbeitsamer, er lernt aus einem gedankenlosen und rohen Zustande, dem nur die Spanne der nächsten Gegenwart etwas gilt, sich herausarbeiten zur Hoffnung auf die Zukunft, zum Glauben an sich selbst und an die Möglichkeit besserer Zustände und glücklicherer Tage. Ein langsamer Entwickelungsgang und Widerwärtigkeiten aller Art führen ihn bis zu diesem Punkt. Ein vortrefflicher Meister, der Bodenbauer Johannes, wird das erste Werkzeug seiner Umkehr, und bleibt von da an der uneigennützige Leiter und Rather seines schwankenden und unsichern Geistes. Die Operation geht langsam aber sicher vor sich. Bitzius erspart seinem Helden, wie er es auch im Schulmeister gethan, nichts. Er läßt ihn scharf arbeiten und der Leser empfindet es oft mit Uli, als ob dessen Kämpfe und Anstrengungen am Ende vergeblich sein dürften. Doch „Treue siegt", möchte man sagen. Uli arbeitet sich zu höhern Stufen empor, die zu erreichen ihm früher eine Unmöglichkeit geschienen. Er ringt sich aus dem geringeren Dienstverhältniß eines Knechtes zum freieren und selbstständigeren eines Pächters empor, bis seine Ausdauer, sein

unverdrossener Muth und treues Streben durch die Liebe eines vortrefflichen Mädchens belohnt werden, an dessen Hand seinem Leben eine schönere und freiere Zukunft aufgeht. Das Buch hat darum einen ungemeinen sittlichen Werth, weil Bitzius in demselben wie ein Schulmeister, seinem obersten Grundsatz getreu, daß die Vorsehung unsre Kräfte erst dann steigere und vermehre, wenn wir sie zu benutzen verstehen und in eigener Bestrebung nicht lässig sind, sehr mäßig im Lohnen der Anstrengungen und Mühen des Uli verfährt. Ein vertrauter Freund von Bitzius, selbst ein Landmann und trefflicher Meister in der Art des Bodenbauer's, machte ihm die Bemerkung, er lasse seinen Uli hart schaffen und eine strenge Schule durchmachen, ehe er ihn auf einen grünen Zweig bringe. Bitzius erwiederte, dies sei allerdings richtig und er gehe absichtlich einen andern Weg als viele Schriftsteller. Er könne die „Wunschhütlein" nicht leiden, durch welche dieselben ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Er halte diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge mache. Sein Zweck sei überall, die eigene Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. Uli's Charakter war auch zu diesem Zweck vorzüglich gut gewählt. Hätte Bitzius aus Uli einen genialen Knecht gemacht, der mit sicherem Urtheil und Energie begabt, eben so schnell aus dem Sumpfe gestiegen wäre, als er in denselben hineingerathen, so wäre aus einem solchen Lebensgange einer begünstigten Natur die große Lehre nicht zu schöpfen gewesen, daß Arbeit mit Treue im Beruf und schlichtem Gottvertrauen verbunden im Stande seien, sich ein zufriedenes und glückliches Loos zu schaffen, auch bei sehr mittelmäßigen Anlagen und einem bescheidenen Maaß von Geisteseigenschaften, an welche so oft irriger Weise, als durch sie bedingt, des Lebens höchstes Gut geknüpft wird. Uli ist ein Alltagscharakter von sehr unsicherem Urtheil, und von einer Bornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig

macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue unsere Achtung, und wir müssen gestehen, daß Uli's Weg, wenn auch ziemlich sauer, noch Manchem offen steht, der ihn bloß aus Trägheit versäumt, und daß dieses Buch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist, indem es Vielen, sehr Vielen durch Thatsachen, die wir täglich selbst wahrnehmen können, den natürlichen Weg zeigt, sich aus mühvollen, dienenden Zuständen zu etwas Besserem und Erfreulicherem im Leben aufzuschwingen. Was die Figuren im „Uli dem Knecht" betrifft, und das was wir den Roman des Buches nennen möchten, so werden wir dies noch später besprechen können, bei „Uli dem Pächter", welcher erst 1849 erschien. Wir verweilen daher jetzt nicht länger bei dem köstlichen Buche, dem gelesensten vielleicht von allen Schriften von Bitzius und demjenigen, welches namentlich dem Landmann am meisten zusagte und lieb wurde. Ein rührendes Faktum bezeugt den Zauber, womit dasselbe den Leser fesselte. Ein kranker alter blinder Bürger im Canton Glarus ließ sich den „Uli" durch seine Tochter vorlesen, und das Buch entzückte ihn so, daß er sich äußerte, sie solle eilen, er wünsche nur noch so lange zu leben, bis er dasselbe zu Ende gebracht habe. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Uli wurde ausgelesen und zwei Tage nachher starb der Alte.

Ein Produkt ganz eigener Art, völlig verschieden von allen bisherigen Erzeugnissen von Bitzius, war das kleine Büchlein: „Ein Sylvestertraum", erschienen ein Jahr nach „Uli dem Knecht". Wir möchten dies seltsame Büchlein, wie auch sein Titel es zugiebt, eine Vision, eine Phantasie in Jean Paul's Manier nennen, etwa in der Art von des Letztern „Neujahrsnacht eines Unglücklichen". Bitzius versuchte sich hier in einem höhern, elegischen Styl, und seine Phantasie wagte den Flug in ein geheimnißvolles Gebiet. Er schrieb aus einer besondern Stimmung und für besondere, verwandte Stimmungen. Der Ton ist, wie gesagt, ganz lyrisch elegisch. Das Scheiden eines

Jahres, so wie der Abschied jedes einzelnen Tages, das Untergehen der Sonne, wecken diese Stimmungen in uns durch die nahe liegende Erinnerung an den vergangenen Zeitraum, an das was er nahm und brachte. Wenn uns dann, wie der deutsche Dichter schön sagt, „was verschwand, zu Wirklichkeiten wird, und ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem stillen ernsten Geisterreich uns ergreift,“ so fühlen wir uns namentlich jenen Abgeschiedenen näher, die uns einst angehört haben und unter uns wandelten, und wir glauben an einen geistigen Verkehr mit ihnen. Solchen Gefühlen entsprang der Sylvestertraum. Seine Färbung ist daher eine wehmüthige und trauernde. Bitzius schreibt darüber seinem Universitätsfreund Maurer v. Constant, „die Wehmuth, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben, liege dem Sylvestertraum zu Grunde.“ Dann sagt er: „Das Bild der Landschaft, den Abend, habe ich wirklich eingesogen am Sylvesterabend **1827**, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde, die meisten Bilder sind dem Leben entnommen, der Meisten Schmerz litt ich mit, und eine eigene Wehmuth, die oft gerade im Frühling über mich kommt, giebt das Ganze.“ Ein anderer vertrauter Freund von Bitzius, der gerade ein geliebtes Kind betrauerte, schreibt ihm sehr schön: „Deine Sylvesternacht hat seither schon öfter Ahnungen in mir geweckt, die ich für nichts nehme, als was sie sind. Ich weiß wohl, daß in diesen Phantasie- und Gemüthsspielen nicht der Grund unsrer Hoffnungen ruht; aber wo der Anker den Grund gefunden, da mag wohl auch das thränende Auge an dem Wellenspiegel der auf und nieder leuchtenden Bilder sich erfreuen.“

Der Sylvestertraum zeichnet sich durch Schwung der Sprache, mächtige Phantasie und eine edle Gesinnung aus. Er hat eine sittlich religiöse Bedeutung durch den Causalzusammenhang, in

welchen das Leben des Menschen mit den Schicksalen der ihn Ueberlebenden gesetzt wird, die aus diesem Leben die gute wie die schlimme Frucht zu ernten haben. Es ist die Ausführung jenes Gedankens, der im „Schulmeister“ ausgesprochen wird, wo es heißt: „So war der alte Weber im Boden, und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht Worte vor vierzig Jahren gesprochen, hallen fort in der Welt der Geister, sein Wirken spinnt seinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde, es webt der Weber fort und fort auf seinem unsichtbaren Webstuhle.“ — Am Ende des Büchleins, welches aus weichem Ton zu gefaßter und beruhigter Stimmung übergeht, wird der würdige Gedanke ausgesprochen, daß die beste Trauer um die Geschiedenen die Erhebung des eigenen Lebens zum Höheren und Besseren, zur Thatkraft, zum Wirken für Andere sei. „Das Grübeln ließ ich, heißt es dann, ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Todten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe . . . So erschienen mir die Todten im Wachen, im Traume, so sind sie mir nicht mehr todt, sondern leben mir.“ Diese Stelle erinnert uns an die ähnlichen tiefen Worte des deutschen Dichters:

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth;
Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlorne wieder.

Der Sylvestertraum mit seinem Zug von Wehmuth und seinen vielfachen Anklängen aus verschwundenen Tagen und ernsten Lebensschicksalen hat begeisterte Leser und besonders Leserinnen gefunden, und es bewahren Viele im Herzen diese Elegie, die einzeln dasteht als ein ernstes Gedenkblatt eines

Träumers, der sonst so wenig Träumer war und so wachend und bewußt durch's Leben schritt.

Noch müssen wir erwähnen, daß der „Sylvestertraum" ein sonderbares Schicksal hatte. Das erste Manuscript ging nämlich, nachdem es bereits versendet und in den Händen desjenigen war, dem es anvertraut worden, durch Zufall verloren, und Bitzius erklärte später, es sei ihm unmöglich gewesen, den ursprünglichen Text zu restituiren, und die spätere Bearbeitung stehe der ersten weit nach.

Bitzius betrat um diese Zeit, aufgemuntert in seinem Schriftstellerberuf durch die Anerkennung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, ein anderes ganz neues Gebiet in seinen „Bildern und Sagen", welche in sechs kleinen, ziemlich rasch auf einander folgenden Bändchen in den Jahren **1842**, **1843** und **1844** erschienen. Wir lassen nämlich die große Erzählung „Geld und Geist", die einen Theil dieser Sammlung ausmacht, als selbstständiges Werk vorerst bei Seite, und sprechen ein Wort von den Sagen und andern Erzählungen, wohin vorzüglich „die schwarze Spinne", „der Druide", „der letzte Thorberger", „Sintram und Bertram" und „Kurt von Koppigen" gehören, welch letztere Erzählung freilich erst später in den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz" erschien, aber gleichwohl den Sagen beigezählt werden kann. Von diesen machen die „schwarze Spinne", und wiederum der „letzte Thorberger", eigene Kategorieen aus. Der letztere ist eine auf historischem Boden sich bewegende Erzählung, die erstere ist aus Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, da hingegen Erzählungen, wie der Druide, Sintram und Bertram oder die Gründung Burgdorfs und auch Kurt von Koppigen als Gebilde der Phantasie gelten können, welche der Wirklichkeit keinen Raum übrig gelassen. Es war ein Wagstück von Bitzius, das Gebiet der Sage zu betreten, da er in einer im Gegensatz zum Berner-Oberland ziemlich sagenlosen Gegend schrieb. Der Emmenthaler ist nicht phantasie-

reich, und aus ferner Vergangenheit dämmert nur noch Weniges bis in unsre Zeit hinüber. Auch mag im Ganzen die Reformation zur Ernüchterung des Volkes das Ihrige beigetragen haben, da der Faden mit der früheren und noch mehr mit der uralten Periode in vielem abreißen mußte. Bitzius fand daher in seiner Nähe, im Volke selbst, zu dieser Art Dichtung wenig Stoff. Seine Phantasie konnte unumschränkt walten und lief Gefahr, sich oft ins Blaue zu verlieren.

Der „letzte Thorberger“, die bedeutendste dieser Erzählungen, ist ein historisches Charakterbild aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit, da Coucy mit seinen Guglern in's Land fiel. Die Novelle kam ursprünglich als Beigabe einer Ansicht des Schlosses Thorberg im „Wandrer in der Schweiz“ heraus. Sie wird angeknüpft an die historische Thatsache, daß der letzte der Thorberger im Jahre **1389** das Schloß, zwei Stunden von Bern äußerst romantisch gelegen, als Karthause Bern übergab und kinderlos starb. Bitzius, der seinen Stoff, von dem er einem Freund den Plan der Behandlung mittheilte, selbst einen tragischen und überreichen nennt, hat sich hier ein wenig in der Geschichte umgesehen. Doch fehlen die rechte historische Unterlage und gründliche historische Studien. Das Ganze hat einen novellistischen Charakter. Phantastisches und Geschichtliches ist durch einander gemengt. Ungeheuerliche Gestalten, Figuren, die sich in der Wirklichkeit nicht finden und nie finden konnten, umgeben uns, und wichtige historische Ereignisse treten in die Erzählung hinein, ohne daß wir sie näher kennen lernen. Den Mittelpunkt bildet die wie aus Eisen gegossene Figur Peter's von Thorberg, des letzten dieses mächtigen, in Bern's Geschichte oft eingreifenden Geschlechts. Sein Charakter ist, abgesehen von der historischen Wahrheit desselben, über die wir nicht urtheilen, vortrefflich gehalten und ragt über Alle colossal hervor. Es ist eine meisterhafte Studie. Neben mancher abenteuerlichen und überromantischen Episode, in welcher das Colorit der Zeit wohl

nicht immer getroffen ist, enthält der letzte „Thorberger" viel politische Weisheit, und Peters Lage an der Spitze mächtiger Dynasten und eines unlenksamen und unter sich hadernden Adels gegenüber der wachsenden Macht der Städte, denen immer mehr die Zukunft zuzufallen scheint, macht in ächt historischer Weise den Satz anschaulich, daß die große Einsicht, Schlauheit und Gewandtheit Einzelner nichts vermag und sich völlig unmächtig zeigt zur Aufrechthaltung von Institutionen und Zuständen, deren Stunde gekommen ist, und daß in solcher Zeit, wo ein altes Gebäude den Einsturz droht, Alles, womit man dasselbe wider die Gewalt der Verhältnisse zu stützen sucht, diesen Einsturz nur beschleunigt. Treffend sagt daher Bitzius von seinem Helden: „Er gedachte in bitterem Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauses dessen Verdunkelung zu, sondern dem frechen bürgerlichen Uebermuth und dessen niedrigem Krämersinn;" und an einer andern Stelle bemerkt er, von Peter sprechend: „Er vergaß, daß nirgends ein gemeinsames Streben andauert, wo der Einzelne keiner höhern Gewalt sich beugt, jeder seine Natur ungezähmt will walten lassen, und daß man den Weg zu seinem Ziele gar oft sich selbst abgräbt, während man rücksichtslos zu seinem Zwecke das nöthig geglaubte Mittel sucht." — Nicht minder beziehungsvoll sind jene Worte: „Einzelne Menschen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können sterben, ehe er auf irgend eine Weise sich kund gegeben, so aber nicht der Groll zwischen Ständen und Völkern. Wie die Wetterwolke schwillt er auf, bis er sich entladet, wächst, bis er zur That wird. So ging es auch zwischen den Fürsten und Herren und den Städten und Ländern."

Der „letzte Thorberger" bleibt ein Versuch von Bitzius auf einem Gebiete, in welchem er vielleicht, wenn er Zeit und Geduld zu ernsten historischen Studien gehabt hätte, Tüchtiges hätte leisten können. Sein patriotischer Sinn, seine Liebe zur Geschichte seines Landes und seiner Vaterstadt Bern, die im

„Thorberger" überall stark hervortreten, hätten ihm auf diesem Wege zu ermunternden Leitsternen dienen können. Doch seine Stärke lag nicht auf diesem Gebiete.

Andere dieser Erzählungen, wie „der Druide" und „Sintram und Bertram, oder die Gründung Burgdorf's", könnte man in gewisser Beziehung Allegorieen nennen, durch welche uns irgend eine wichtige Lehre an's Herz gelegt werden soll. So wird im „Druiden" der Werth der Heimath anschaulich gemacht und die Liebe zu dieser Heimath gepredigt, und es hat die Erzählung die Bedeutung, vor muthwilligem Auswandern zu warnen. Bitzius selbst schreibt darüber einem Freund, der Eindruck des verlassenen Landes solle anschaulich gemacht werden, weswegen die Handlung in den Hintergrund gestellt worden sei. Ebenso will uns die „Gründung Burgdorf's" oder „Sintram und Bertram" die Bewahrung christlicher Cultur, die Bekämpfung der Barbarei jeder Art an's Herz legen und vor zwiespältigem, die gemeinsame Wohlfahrt zerfressendem Sinn zwischen Brüdern und Volksstämmen warnen. Die alte Sage des Drachenkampfes, die, einer alten Chronik entnommen, auch schon poetisch benutzt und in einem Gedicht in den schweizerischen Alpenrosen dargestellt worden, wird hier zum Mittelpunkt der Erzählung gemacht und derselben eine sinnbildliche Bedeutung gegeben. „Ihre Gräber," so schließt in ernstem und feierlichem Ton diese Novelle, die ebenfalls ganz auf wild romantischem, ungeheuerlichem Boden wurzelt, — „werden nicht mehr gefunden, es möchte aber Gott es wenden, daß ihre Kraft, ihre Treue, ihr Glaube gefunden werden mögen über ihren Gräbern, als die Blumen, welche aus dem Reich der Todten hinüberwachsen, um das Leben zu schmücken und die Lebendigen zu krönen mit den Kronen, welche grün bleiben und nicht abfallen in alle Ewigkeit. Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidenthum nicht neu wieder geboren werde und ströme in die Welt durch tausend und aber tausend Thore, durch die Herzen der Menschen, daß der alte

Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüder sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern nichts wachse als Treue und Glaube und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken."

Diese Erzählungen von Bitzius sind in einem gehobenen, pathetischen Ton geschrieben, und auf den Gestalten derselben ruht ein gewisser urweltlicher Glanz und eine heroische Kraft spricht aus ihnen, während der Schluß, wie derjenige des „letzten Thorbergers" und „Kurt's von Koppigen" von einer verklärenden Glorie umgeben ist, die über das Ganze der Erzählung einen milden Schimmer zurückwirft, und von dem hohen Sinn des Verfassers Zeugniß giebt.

Die bekannteste von Bitzius Sagen ist „die schwarze Spinne". Diese ist, wie wir bemerkt, aus den Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, allein die Phantasie des Dichters hat Alles umgestaltet und erweitert. Die Erzählung ist so schauerlich und grausig, Bitzius hat seine Einbildungskraft hier so maaßlos walten lassen, daß uns das Ganze einen der Wirkung ächter Dichtung ganz entgegengesetzten Eindruck machen würde, wenn nicht das dunkle Bild von einem so lieblichen Rahmen eingefaßt wäre, wie ihn die Beschreibung der sonntäglichen Feier, der Kindtaufschmaus und dessen behagliche Scenen bilden. Schon der Umstand, daß die furchtbare Sage als ein längst Vergangenes, von dem Großvater am Kindtaufmahl bloß erzählt wird, mildert das sonst Allzuschaurige, und giebt der Erzählung durch diese Einfassung, wie sie Hebel in seinen größeren Dichtungen, z. B. im „Karfunkel" und im „Statthalter von Schopfheim" liebt, den Charakter eines beim Spinnen oder beim Abendtisch erzählten Mährchens. Bitzius knüpft übrigens auch an diese mit glühender Phantasie und oft mit ergreifender Naturtreue geschriebene Erzählung die höchsten Ideen an, die schwarze Spinne soll uns zeigen, wie großes gemeinsames Unglück und der Fluch

früherer Schuld gewendet werden mögen durch wahre Opferfähigkeit, und wie groß die Kraft, wie gesegnet die Wirkung eines neuen gotterfüllten und begeisterten Willens sei. Dieser Wille, dieser Sinn sollen geweckt werden. Rechte Demuth, aber auch rechtes Vertrauen soll die schauerliche Sage in den Gemüthern erzeugen. Sie soll bessernd, stärkend wirken. — Gleichwohl mag ein gleichzeitiger Recensent dieser neuen Produkte von Bitzius nicht Unrecht gehabt haben, wenn er den Verfasser davor warnte, sich durch die „schwarze Spinne" in das Netz der Belletristerei verlocken zu lassen. Von Allem, was Bitzius schrieb, nähert sich nichts so sehr jener vielverbreiteten Gattung von Literatur, die besonders in Frankreich zu Hause ist, und die ein blasirtes und emotionsbedürftiges Publikum mit vorzugsweiser Beschreibung von Gräßlichem in Athem erhalten zu müssen glaubt.

In der großen Erzählung „Geld und Geist" oder „die Versöhnung", in drei Abtheilungen, zuerst in den Bildern und Sagen erschienen, später in Einen Band gesammelt, kehrte Bitzius wieder zu seinen Penaten, um uns so auszudrücken zur Dorfgeschichte und Gegenwart zurück, und war in der Wahl und Bearbeitung seines Stoffes so glücklich, daß eines seiner köstlichsten Gebilde entstand, ein Buch, welchem Viele den Vorzug vor allen andern von Bitzius geben, „Käthi die Großmutter" vielleicht ausgenommen, welch' letztere aber in anderer Weise als „Geld und Geist" ausgezeichnet ist. — Diese letztere Geschichte nämlich stellt, wie „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", das große Bauernhaus und sein Leben dar, aber in andern Beziehungen und Verhältnissen. Denn während dieses Bauernhaus in den beiden Uli als ein arbeitender, erwerbender Organismus erscheint, während dort das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, das empor sich ringen des Knechtes zum Pächter, des Pächters zum Bauer, in den Vordergrund tritt, und den Mittelpunkt der Geschichte bildet, sehen wir in „Geld und Geist" das Bauernhaus gleichsam als ein

Ruhendes, in sich Abgeschlossenes und Vollendetes, und es ist die Familie unter sich, ihr inneres Leben, das Walten in ruhendem Zustande, später auch die Beziehungen nach außen zu einem andern ganz verschiedenen Hause, welche uns hier sogleich entgegentreten. In den „Uli" ist Arbeit, Mühsal, Kampf mit widrigen Verhältnissen das Vorherrschende. In „Geld und Geist" sehen wir die Sonnseite, das patriarchalische, edle Element des Bauernhauses. Es steht gleichsam hier in seinem Sonntagsschmuck, während es dort ganz werktäglich aussieht. Und doch ist diese schöne Entfaltung des Lebens im ächten Bauernhause, welches von alt-adelicher Ehrbarkeit, wie Bitzius sich ausdrückt, von einer festen Ordnung und Regel, von alter Sitte und Tradition im guten Sinne gehoben und getragen wird, in „Geld und Geist" bloß der Grund, auf welchem eine höhere Dichtung aufgezogen wird. Das bloß rührige und wohl gelenkte Bauernhaus mit seinem Hofstaat verschwindet, und das menschliche Herz tritt zu Tage. Ihm gehört das Buch an. Bitzius steigt als Dichter in seine Tiefen, und bringt uns den wunderbaren Reichthum desselben, sein Fluthen und Ebben, seine innere Geschichte und Entwicklung, die oft an so unscheinbaren Fäden hinläuft, und so schwer zu verfolgen ist, aus dem Schachte herauf. Ein Familiengemälde von tiefster Anlage entrollt sich vor unsern Blicken. Ein glücklicher, auf gegenseitigem Vertrauen scheinbar fest ruhender Zustand, ein, wie man glauben sollte, auf die Dauer gesichertes Verhältniß zwischen wackern Eheleuten geräth plötzlich auf eine abschüssige Bahn, und wird, ohne daß bedeutende Fehler oder große Leidenschaften zu Tage träten, unbemerkt nach einer gefährlichen Tiefe gezogen. Das Glück des Hauses droht zu scheitern, wenn nicht eine innerliche Kraftanstrengung Rettung bringt, die in Zwiespalt verstrickten Gemüther noch rechtzeitig zum Frieden zurückführt, und die den Tag verhüllenden Wolken zerstreut. Die tiefste psychologische Wahrheit spricht aus jeder Seite. Keine große Irrung hat, wie gesagt, die Dinge einer

Katastrophe nahe gebracht. Das unbewachte Herz hat sich selbst getäuscht. Die Vernunft ist lässig geworden im Aufmerken, im Entdecken des gefährlich glimmenden Brandes. So wird das Uebel durch den Mangel eines freien ersten Entschlusses, durch die Zaghaftigkeit vor dem ersten Schritt edler Selbstüberwindung weiter und größer. Die Seele wird nach und nach von einer einzigen erst unscheinbaren Leidenschaft unterjocht. Da rafft sich endlich die gute sittliche Natur auf, die Binde fällt plötzlich von den Augen der entzweiten Eheleute, die alte Liebe erstarkt zu schnellem Sieg. Bitzius liebt die wunderbaren Entwicklungen nicht, und so läßt er auch hier nichts Uebernatürliches einwirken. Die Herzen mußten reif werden für die Versöhnung, und diese Reife mußte zuerst im weiblichen Herz, wo die größere Liebe wohnt, sich zeigen. Eine „unendliche Demuth" mußte nach Bitzius Ausdruck über Aenneli kommen, und in das empfängliche und weichgewordene Herz die Predigt des Pfarrers wie ein befruchtender Regen fallen, um Alles wieder zum Bessern zu kehren. So weit die erste Erzählung, die mit dem ersten Theile schließt, und welcher in Betreff der Hauptfakten eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt. Die Geschichte mit den fünftausend Pfunden hat sich wirklich in der Nähe von Bitzius ereignet, und es möchte der wackere Bauer von Liebiwyl noch zu finden sein, dessen stattliches und gesegnetes Haus die Scene und den Mittelpunkt der Erzählung bildet.

Dieser ersten Erzählung, an deren Fortsetzung Bitzius zuerst gar nicht dachte, ließ er eine zweite folgen, veranlaßt, wie er selbst im Vorwort zur zweiten Abtheilung (im vierten Bändchen der Bilder und Sagen) gesteht, durch den Aerger vieler Leser über den zu raschen Schluß, der in der That etwas sonderbar war und den Eindruck des schönen Bildes der wieder versöhnten Familie durch das plötzliche Erschallen der Feuerglocke störte. Diese zweite Erzählung, die Liebe Resli's und Anne Mareili's, wiederholt in gewisser Beziehung

das Thema der ersten in einer jüngern Generation. An dem beginnenden Zerwürfniß, welches zwischen die Liebenden sich legt, sind diese unschuldiger als Resli's Eltern an dem zwischen ihnen entstandenen. Der Druck und die Ungunst äußerer Verhältnisse thun das Meiste und der Eigennutz des Dorngrütbauers wird hier gleichsam zum Werthmesser und Prüfstein darüber, ob die Liebe der jungen Leute im Feuer gehärtet sei. Auch der Schluß dieser zweiten Handlung oder Erzählung befriedigt nicht. Das Ende wird ganz rasch herbeigeführt, Einzelnes bleibt unmotivirt und die Erklärung der Phantasie des Lesers überlassen. Dies gilt jedoch bloß von der äußern Geschichte. Denn was die innere Entwicklung angeht, so wird die Erzählung durch den Tod der Mutter und die durch sie (freilich weiß man nicht wie) herbeigeführte Auflösung des Mißverständnisses eben so schön abgeschlossen, als der erste Zwiespalt durch den wiederhergestellten Frieden zwischen den beiden Ehegatten.

Was „Geld und Geist" nach unserer Ansicht so sehr auszeichnet, ist die Reinheit und Innerlichkeit, welche diese ganze Erzählung beherrschen und durchdringen. Bei allem sinnlichen, ächt poetischen Reiz der Darstellung, bei aller Frische der Farben, in welcher uns die Außenwelt erscheint, und welche den Bauernhof von Liebiwyl und sein Leben wie im hellen Sonnenschein erglänzen läßt, sind doch die Herzen der Menschen, das innere Leben und seine Bewegungen der Mittelpunkt, um welchen die Erzählung sich bewegt, die von Anfang an in die Tiefe strebt, nach „des Herzens heilig stillen Räumen" und wiederum nach seinen Stürmen und Fluthungen hin. Bitzius hat hier wahre Meisterschaft entwickelt und steht in Betreff psychologischer Wahrheit auch den Vorzüglichsten unter den Dichtern nicht nach. Auch ist in diesem schönen Buch der poetische Eindruck vielleicht reiner als in irgend einem andern von Bitzius, weil es freier als andere von dem vom ästhetischen Standpunkt aus störenden Beiwerk, wie politischer Polemik,

trivialen Stellen oder allzu burleskem Witz ist, und sodann weil diejenige Dichtung uns den reinsten Eindruck giebt, welche, wie Göthe sagt, eine fröhliche Botschaft bringt und im Leser das Streben nach harmonischem Dasein befriedigt. Dies ist bei „Geld und Geist“ in vollem Maaße der Fall, während z. B. bei „Uli“ des Kampfes und der Mühsal fast zu viel wird und uns so das Erfreuliche gleichsam zu theuer erkaufen läßt. — Auch ist in diesem Buche, wenn wir die erste und zweite Erzählung getrennt auffassen, die Einheit der Handlung beobachtet und eine zerstreuende Vielheit von Episoden vermieden. Alle diese Vorzüge, so vereinigt, möchten sich kaum in einem andern größern Werk von Bitzius wiederfinden, und machen aus „Geld und Geist“ eine Dichtung, auf welche Bitzius stolz sein konnte. Dennoch befriedigte ihn das Werk nicht, und er nannte es unvollendet.

Ein weniger zu Tage liegendes Motiv des Buches, doch im Titel angedeutet, war der Zweck, Geiz und Habsucht, die Leidenschaften ungebildeter Geister, in ihren ersten Anfängen und unmerklichem Fortschritt zu zeichnen. Die tiefste Quelle des Zerwürfnisses in dem ersten Theil liegt allerdings darin, daß die sehr haushälterische Aenneli ihrem Manne den durch seine Nachläßigkeit erlittenen Verlust der fünftausend Pfund nicht verzeihen, die Sache nicht verschmerzen kann und diese Gedanken über ihre sonst so edle Seele Meister werden läßt.

Von ganz verschiedener Physiognomie und Anlage ist das in den Jahren **1843** und **1844** erschienene Werk in zwei Bänden: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht.“ Dieses Buch, dessen Titel so prosaisch als möglich und wenig einladend ist, hat im Ganzen (obwohl es theilweise auch begeisterte Anhänger fand) weniger als andere Glück gemacht und die Gunst desjenigen Publikums, welches Bitzius' Bücher am eifrigsten las, nur in geringerem Maaße erlangt. Man hat demselben nicht mit Unrecht und mehr als andern Schriften des Verfassers den Vor-

wurf allzugroßer Breite und Formlosigkeit gemacht. Dasselbe enthält eine Menge Discussionen und weit ausgesponnene Gespräche über Dinge, die nicht Alle gleich interessiren. Es enthält, wie der „Schulmeister", viele besondere Beziehungen auf bestimmte Lebensberüfe. Dieser Ausstellungen ohngeachtet gehört „Anne Bäbi Jowäger" zu den ernstesten und durchdachtesten, so wie zu den reichhaltigsten Produktionen von Bitzius, und man findet, wenn man nicht blos auf der Oberfläche haften bleibt, sondern das Buch gründlich durchstudiert, und von den strengen Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen hat, absieht, große und wichtige Seiten in demselben, die namentlich den Staatsmann und Psychologen, auch den Theologen, am meisten anziehen und interessiren müssen, und die Bitzius in keinem andern Werke darstellte. Sie durften gleichwohl in seiner reichen Bildergallerie aus dem Leben des Volkes nicht fehlen, und enthalten ganz neue Charaktere und Situationen. Wenn der Verfasser in der Vorrede zum Bauernspiegel „von dem Wiederschein anderer Stände in das Leben der Landleute" und von der Mitschuld solcher Stände an den Gebrechen ländlicher Zustände spricht, so hat er in „Anne Bäbi Jowäger" diese Mitschuld an wichtigen Verhältnissen und Berüfen gezeigt, und die Wechselwirkung zwischen solchen Zuständen, und dem Betragen der zur Belehrung des Volkes Berufenen in ihrem Verkehr mit dem Volke, sehr plastisch nachgewiesen.

Das Buch war zwar eine Gelegenheitsschrift, und die äußere Veranlassung dazu ein Wunsch der damaligen Bernischen Regierung, namentlich der oberen Sanitäts- oder Medicinal-Behörde, Bitzius möchte mit der Gewalt seiner Darstellungsgabe einem Krebsschaden des Landes, der stets üppiger aufschießenden und wuchernden Pfuscherei in der Medicin, dem Charlatanismus und dem tausendfachen Aberglauben auf diesem Gebiet recht ernstlich zu Leibe gehen und dem Volke eine Belehrungs- und Warnungstafel gegen diese Pest hinstellen.

Bitzius ging auf den Gedanken ein, blieb aber nicht dabei stehen, sondern erweiterte sich sogleich Ziel und Aufgabe und beschloß das Uebel in seiner Wurzel anzugreifen. Er unternahm es, durch sein Buch zu zeigen, wie der Hang des Landvolkes zur Pfuscherei und ihre häufige Vorliebe für Winkelärzte nicht als eine isolirte, für sich bestehende Erscheinung zu betrachten sei, sondern mit dem rohen, unwissenden und abergläubigen Sinn, mit kraß materiellen Vorstellungen, mit dem zähen Hang zur Festhaltung ererbter und traditioneller Vorurtheile und dem daraus entstehenden Widerwillen gegen Alles, auch das vernünftigste Neue, zusammenhänge und zusammengewachsen sei. Nur dadurch, daß man diese Wurzel ausschneidet, daß dieser unfreie Sinn aufgehellt, diese träge Gedankenlosigkeit überwunden wird, kann gründlich geholfen werden. Mit bloß äußerlicher Polizei, mit den strengsten Gesetzen gegen Pfuscherei ist wenig gethan, wenn nicht durch bessere Belehrung der Sinn vieler Landleute vom Aberglauben abgewendet und in die verdüsterten Gemüther wahres Licht gebracht wird. „Da Haushalten und Doktern, sagt Bitzius, genau verbunden sind, eins im andern sich spiegelt, so ist man erst dann im Stande, ein Anne Bäbi in seinem Doktern zu fassen, wenn man es in seinem Haushalt zu ergründen vermag."

Dies ist die eine Seite des Buches; sehen wir die andere. Mit der Sorge um den Leib und dessen Gesundheit, geht die Sorge um die Seele, das Geistige Hand in Hand, sie laufen parallel. Das Amt des Geistlichen hat sich mit diesem Gebiet zu befassen. Heißt er ja doch Seelsorger! Es giebt nun Pfuscherei, Charlatanismus in der Seelsorge, wie im Mediciniren. Es war daher Bitzius nahe gelegt, die Pfuscherei in Beidem neben einander zu stellen und mit einander zu vergleichen. Wir sehen deßhalb in „Anne Bäbi Jowäger" neben der irrationellen auf Dummheit und Unwissenheit spekulirenden Heilungsart der medicinischen Pfuscher und Winkelärzte die leicht auf sektiererische Abwege sich verirrende Heilsmethode

einer gewissen theologischen Richtung geschildert. Bitzius nennt Pfuscher und Sektierer als ganz verwandte Richtungen neben einander, und zeigt die Bestrebungen Beider, die er besonders in ihren Folgen darstellt. Sie wachsen auf dem gemeinsamen Boden geistiger Unkultur, begegnen sich auf den Schleichwegen, die sie wandeln und in den Mitteln, die sie gebrauchen, in Betreff welcher sie meist nach dem einfachen Satze verfahren, man müsse den Leuten den Mund möglichst süß machen. Doch sehen wir bei der geistlichen Curmethode oft das entgegengesetzte Princip einer von der Individualität ganz abstehenden doktrinären Strenge. Diesen Parallelismus in der Pfuscherei also erläutert Bitzius durch Beispiele. Der wissenschaftliche, rationelle Arzt steht gegenüber den gewissenlosen Winkelärzten, und die christliche Seelsorge des vernünftigen Geistlichen, welcher nach dem Wahlspruch: In omnibus charitas! handelt, wird der Art und Weise des verschrobenen Methodisten, seiner steifen Dogmatik mit großen Worten ohne Wärme, seinem Buchstabenglauben ohne That entgegengesetzt. Der alte Pfarrer, der milde und jovial ist, und ohne Affektation, aber mit Treue und thätiger Liebe sein Amt ausübt, und, „wenn er auch nicht um Glaubens*formen* zankte, doch in Glaubens*werken* mit jedem wetteifert,“ steht neben dem Vikar, dessen unerfahrener und im Feuer sich nicht bewährender Zionseifer eben so ungeschickt als verderblich wirkt.

Der Pfarrer stellt aber in einer andern Beziehung die wahre richtige Mitte dar zwischen zwei entgegengesetzten Aeußersten, nämlich zwischen dem Vikar und seinem eigenen Neffen, dem Doktor Rudi. Dieser Letztere, ein von Bitzius mit ausgesprochener Liebe gezeichneter Charakter, steht nicht blos als rationeller, gebildeter und gewissenhafter Arzt dem schmutzigen Eigennutz und Hocuspocus der Afterärzte entgegen, sondern bildet auch als edler, stets hülfreicher, Alles, selbst das Leben, seinem Beruf aufopfernder Mann den scharfen Gegensatz zu dem mit christlichen Redensarten übertünchten Egoismus des

Vikar's, der die Leute durch die heftigste Zerknirschung zu Christus führen will und das Reich Gottes durch seine methodistische Bekehrungsweise zu mehren meint, aber nicht leicht in ein Haus geht, wo die Rötheln regieren, weil ihm seine Mutter gesagt, es sei in ihrer Familie gar lebhaftes Blut, und er solle sich ja vor Ansteckung hüten, und der die Gnade Gottes dann am sichtbarlichsten walten sieht, wenn seine Bewerbung um ein reiches Frauenzimmer Fortschritte macht. Auf diesen Gegensatz des edlen Menschen, der kein Orthodoxer ist, gegen den rechtgläubigen und selbstgerechten Egoisten hat Bitzius offenbar großes Gewicht gelegt, wie er denn überall die „Treue“ in dem einem Jeden gewordenen Beruf über Alles setzt, und von dem Satze nicht abläßt, daß nur an den Früchten der Baum zu erkennen sei.

Doch auch dieser tüchtige und sich aufopfernde Doktor, der den Vikar so sehr in Schatten stellt, ist noch nicht der Arzt, wie ihn der Pfarrer, sein Onkel, wünscht, dem Bitzius hier die höchsten Beziehungen in den Mund legt und dessen hohe Denkungsart durch die Tochter Sophie unterstützen läßt. Dem sonst trefflichen Arzt und Menschen fehlt noch die Weihe der höhern Liebe und der höhern Resignation. Ihm fehlt „der freudige Trost, der das Leben bald erklärt, bald verklärt.“ Er ist in seinem Thun noch zu einzig sich selbst und seiner Kunst vertrauend, er handelt nicht aus einem höheren Geist. Er ist daher oft unmuthig und Pessimist geworden. Er hat den Eigennutz, die Gleichgültigkeit und den Undank der Menschen in seinem Beruf nur zu sehr erfahren, und diese schlimme Seite der Welt hat sich tief in sein Inneres gegraben, und ist nicht gegen jene höhern Motive zurückgetreten und durch sie überwunden worden, welche einzig in den menschlichen Berufen volle Klarheit und Festigkeit geben. Diese Bitterkeit ragt wie ein schwarzer Schatten in sein Leben und läßt ihn nicht zu einer über sich selbst und die Welt beruhigten Heiterkeit kommen. Er ist daher ein Extrem wie der Vikar; er

will von Nichts als seiner Wissenschaft hören, wie der Vikar Alles perhorresciert, was von seinem dogmatischen Standpunkt abweicht. So ergänzt der Pfarrer die Standpunkte Beider auf eine schöne Weise, er vermittelt sie, er predigt Beiden durch sein Beispiel wie durch seine Rede das Höhere, das ihnen mangelt, die Duldung abweichender Meinungen, das wahre Christenthum, den humanen Sinn, das Vergessen seiner selbst beim Wirken für Andere, die Bescheidung in Betreff des eigenen Verdienstes. Freilich steht ihm der Doktor näher als der Vikar, denn er bethätigt als edler Menschenfreund die christliche Gesinnung. Nur ist diese noch nicht von den Schlacken stolzen Selbstbewußtseins und rauher Menschenverachtung gereinigt. Doch auch diesen Irrthum, „der sein Leben trüb und stürmisch machte", nimmt die letzte Krankheit hinweg. Sein Bild steht verklärt vor uns, und der letzte Schatten verschwindet mit dem beruhigten Scheiden des edlen Mannes. Erschüttert geben wir dem Heimgegangenen das letzte Geleite mit der trauernden Menge, und hören mit Rührung dem tief bewegten Wort des bescheidenen alten Pfarrers zu, der das Wirken des Neffen über das seinige setzt, und dessen Begräbnißtag als Ehrentag für dessen Andenken dem baldigen eigenen Begräbnißtag voranstellt, „weil ihm, dem Geistlichen, weniger Opfer und Entbehrungen auferlegt, weniger Gelegenheit zu augenscheinlichem Wirken gegeben worden." Treffend bringt auch dieser Schluß des Buches durch des Pfarrer's Rede den Hauptzweck in Erinnerung, dem Volke an's Herz zu legen, seiner pflichttreuen Aerzte Thun und Treue auch im Leben und nicht erst im Tode zu lohnen und anzuerkennen, ihnen das beschwerliche Loos nicht durch Bosheit und Unverstand noch beschwerlicher zu machen und wohlberedte Betrüger von treuen Wohlthätern unterscheiden zu lernen.

So erscheint uns „Anne Bäbi Jowäger" als ein tiefes, vielseitiges Buch, das in dieser Vielseitigkeit vielleicht noch nicht gehörig gewürdigt ist, und einen reichen Schatz von Kenntniß

des Volkes, sowie treffliche Lehren und Winke für die im Volk lebenden und wirkenden wissenschafftlichen Berufe enthält. Zwei Fakultäten, so möchten wir uns ausdrücken, können Bitzius für dieses Buch Dank wissen. Er hat eine schwierige Doppelaufgabe mit großem Geschick in demselben gelöst. Besonders wichtig ist dasselbe, um den religiösen Standpunkt des Verfassers als Pfarrer zu bezeichnen. In dieser Beziehung ist es eine Hauptquelle. Bitzius nimmt hier als Geistlicher eigentlich Position. Er stellt die wirksame, selbstvergessende christliche Liebe, die charitas, die „nicht um Glaubensformen zankt, aber in Glaubenswerken wetteifert," als das Höchste dar. Wo er diese findet, da ist ihm wahres Christenthum vorhanden, mögen diejenigen, die so thun, sich nennen oder von den Leuten genannt werden, wie sie wollen. Und wo diese Liebe nicht ist, da ist es ihm mit den religiösen Grundsätzen schlimm bestellt, ob man nun mit oder ohne Methode die wahre Frömmigkeit zu besitzen glaube. Die religiösen Parteibezeichnungen gelten ihm daher als ganz werthlos an sich, weil er einen ganz anderen Maaßstab anlegt. Der sogenannte Methodist wird ihm ganz recht sein, wenn er im Geist des helfenden Samariters handelt, aber dieser letztere wird ihm über demjenigen stehen, der „um des Glaubens willen einem Hülflosen nicht hilft" und die christliche Kirche zu einer kleinen, engen, geschlossenen Gesellschaft macht, in welcher man nach Art solcher geschlossenen Gesellschaften die Welt in zwei Hälften theilt, in die drinnen und die draußen, und natürlich über das Himmelreich nur zu Gunsten seiner Leute verfügt. Bitzius trifft hier mit dem Worte Lessing's zusammen, „daß der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen sei, aber eben weil er nicht dazu erschaffen, dem letztern mehr als dem erstern nachgehe."

An Charakteren ist auch dieses Buch reich, und wir sehen ganz neue Charaktertypen auftreten. Anne Bäbi selbst ist ein trefflicher Originalcharakter, der zu den schwierigsten gehört, die Bitzius zu zeichnen unternommen. Sie steht mit ihrem gan-

zen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmüthigkeit, Verstand und Unverstand, unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da. Das weiche Meyeli erinnert uns in Vielem an Mädeli im „Schulmeister" und ist eines der zartesten, feinsten Frauenbilder von Bitzius. Den Vikar haben wir schon berührt. Auch dieser ist, von einigen Aeußerlichkeiten abgesehen, eine ganz typische Figur. Eine neue Erscheinung ist die Pfarrerstochter Sophie, ein schalkhaftes, aber vortreffliches Mädchen, welches den Doktor theilweise ergänzt, und dessen ungezwungenes, schlagfertiges und lebhaftes Wesen den Contrast zur Steifheit des Vikar's um so schneidender macht, und oft zu recht pikanten Situationen Anlaß giebt. Das Pfarrhaus und sein Leben nehmen in „Anne Bäbi Jowäger" eine bedeutende Stelle ein, und die Schilderung dieses Lebens in seiner Naivetät und Anspruchlosigkeit ist eine freundliche Seite des Buches und bildet einen heitern Gegensatz zu dem wunderlichen und verworrenen Haushalten Anne Bäbi's.

Das eidgenössische Freischießen zu Chur (1842) gab Bitzius die Veranlassung zu einer ganz kleinen, erst später im Buchhandel erschienenen Schrift: „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein", welches auch den Titel führte: „Manifest der schweizerischen Scharfschützen-Eidgenossenschaft." Fellenberg hatte nämlich bei Uebersendung seiner Gabe nach Chur, welche in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt bestand, gewünscht, daß das Festcomité auf einer von ihm gegebenen Basis ein festliches Wort verfassen lasse und dazu Bitzius vorgeschlagen, der den Auftrag annahm und eine kleine Schrift verfaßte, in welcher er mit patriotischem Selbstbewußtsein von diesen schweizerischen Schützenfesten, den großartigsten im Lande, spricht, zugleich aber denselben noch höhere Zwecke setzen will. Der „Schützenverein", der Vereine natürlicher Vorort, sollte, so wünscht Bitzius, die anderen Vereine als ihr Haupt und ihre Spitze sammeln, und an dieser

so concentrirten Vereinigung sollen Fragen gestellt, Aufgaben gegeben, Preise vertheilt werden. Es sollen diese Schützenfeste, die ohnehin schon wegen der Bedeutsamkeit ihres Gegenstandes und Zweckes als nationaler Mittelpunkt gelten können, das werden, was die olympischen Spiele in Griechenland gewesen, wo die Bestrebungen und die Preise gleich vielseitig waren. Die Vereine sind ihm ein ächt schweizerisches Produkt, das nur in einem freien Lande gedeihen kann, so wie auch die Schützenkunst als freie Kunst nur in einem Lande der Freiheit sich zur höchsten Blüthe entfalten kann. Diese nationalen Feste, in welchen das „Selfgovernment" der Schweizer so schön hervortritt, sollen so zugänglich als möglich gemacht werden auch für arme Schützen, zu deren Aussteuer Bitzius die reicheren Schützen auffordert. Nur soll keiner sie auf Kosten seiner Familie besuchen, weil ohne häusliche Tugend keine schweizerische, und weil die Wiedergeburt der Schweiz vom Hause, von der Familie ausgehen muß. Die Schützenfeste sollen Eintracht wecken, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Glieder beleben. Sie sollen als Pfand dieses Sinnes (hier spielt Bitzius auf Fellenbergs Festgabe an, die, wie gesagt, in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt auf der Rütte bestand) „an jedem Festort eine Stiftung niederlegen beim Scheiden, und für diesen Ort der geschiedenen Brüder Stelle der Pflegling füllen, den sie an des Bruders Herz gelegt." Ein glühend patriotischer Geist weht durch dieses Büchlein, und wenn auch die darauf folgende Zukunft mit ihren Stürmen und Zwisten die Wünsche des Verfassers mehr als zu jeder andern Zeit als Träume, als fromme Wünsche erscheinen ließ, und Bitzius selbst sie als solche bezeichnete, so kann man doch mit ihm ausrufen: „Fromme Wünsche, hat sie nicht oft Gott erhört? schöne Träume, traten sie nie in die Wirklichkeit?" —

In gleichem patriotischem Grunde, wie das „Wort an die Schützen" wurzelt eine andere kleine Schrift, die zwar erst im

Jahre 1846 erschien, die wir aber des Gegenstandes wegen gleich an die vorige anreihen, nämlich: „der Knabe des Tell, eine Geschichte für die Jugend", das erste Buch von Bitzius, welches im Verlag von Julius Springer in Berlin erschien, der seither Bitzius' einziger Verleger wurde, der so großes Verdienst um die Verbreitung seiner Schriften hat, und dem wir auch die gegenwärtige Gesammtausgabe verdanken. Dieß Büchlein wurde, wie der Titel sagt, für die Jugend geschrieben und athmet einen durchaus reinen und idealen Geist, wie er der Jugend nahe treten soll. Es ist eine Ausführung der schönen Worte Uhland's:

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Wie das „Wort an die Schützen" die volle Gegenwart ergreift und in die Zukunft blickt, so geht der „Knabe des Tell" in die nationale Vergangenheit zurück, um von dorther Lehren und Vorbilder heraufzubringen. Die Tellengeschichte ist eine so allbekannte und wir möchten fast sagen, trivial gewordene, daß es kühn erscheint, wenn Bitzius, nach Schiller's einzig schönem Dichterwerke, es wagt, aus derselben eine Novelle zu machen und sie in dichterischer Prosa noch einmal zu erzählen. Er erreichte gleichwohl sein Ziel, weil er hier, wie überall, mit großer Freiheit zu Werke ging und sich einen ganz eigenen Weg wählte. Er knüpft nämlich wie im „Wort an die Schützen" das Nationale und Allgemeine an das Häusliche, an's Familienleben an, weil ihm „das Haus" die Säule des Staates ist. Wir sehen daher Tell als musterhaften Hausvater, seinen Knaben als musterhaften Sohn, ehe wir Beide als patriotische Urner erblicken. Sie sind das Letztere, weil sie das Erstere sind. Die Familie macht sie zu den idealen Figuren, wie sie im Gedächtniß des Volkes geblieben. Der Knabe des Tell lebt, wie am Schlusse gesagt wird, „für alle wackern Knaben,

zeigt ihnen die Wege zu Treu und Glauben, zeigt, was ein wackrer Knabe dem Vater ist, wie er die Mutter liebt und wie er sterben kann für's Vaterland." — Es war aus diesen Gründen für den Dichter nothwendig, die Geschichte bis zum Tode des edlen Knaben fortzuführen und der Erzählung einen tragischen Abschluß zu geben, weil nur so die ganze Treue des Helden derselben offenbar werden und sein rühmlicher Tod den Tugenden des Jünglings zur letzten und höchsten Bekräftigung dienen konnte. Auch wird durch das Hereinziehen des Treffens am Morgarten das Interesse des Lesers erweitert, welches schon durch die Geschichte der Befreiung der drei Länder vielfach rege geworden ist.

Bedeutsam ist auch die politische Seite des Büchleins. Es ist ein Thema über den Text:

„Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren."

Die steigende Unzufriedenheit des Volkes, die Erbitterung gegen Gewalt und Willkürherrschaft der Vögte wird treffend und psychologisch ganz wahr geschildert. Diese Vögte werden zwar nicht als Ungeheuer, wohl aber als übermüthige, gewissenlose Beamte dargestellt, die ihrem Herrn, wie es immer geschieht, durch blinden Eifer und selbstangemaaßte Willkür schaden. In der Erzählung ist Bitzius dem Schiller'schen Stück am nächsten geblieben und zeigt, wie dieses, große Lokalkenntniß. Wir finden herrliche Naturscenen in dem Büchlein, darunter die nächtliche Fahrt auf dem Vierwaldstädtersee von ganz Ossianischer Färbung. Auch das Leben im Gebirg ist schön geschildert und mit Sagen und Mährchen geschmückt.

Der „Knabe des Tell" ist wie der „Sylvestertraum" und die „Sagen" in gehobenem, pathetischen Styl geschrieben und mag als Beleg für die Begeisterung dienen, mit welcher Bitzius an der alten Schweizergeschichte und dem Heldenzeitalter seines Landes hing, wie es ihm besonders in Johannes v. Müller erschienen war.

Zwischen den beiden letztgenannten Produkten von Bitzius

liegt der Zeit der Entstehung nach eine kleine anmuthige und humoristische Erzählung, eine Idylle, die zuerst in den Elsässischen Blättern erschien, nämlich: „Wie Christen eine Frau gewinnt". Der Charakter derselben ist ganz idyllisch; es ist ein kleiner ländlicher Roman, dessen heitern Eindruck keine Kämpfe und Drangsale stören, die in denselben hineinspielen; es ist eine der launigsten und jovialsten Geschichten von Bitzius, in behaglichster Stimmung geschrieben und mit den lustigsten Episoden gewürzt.

In diese Jahre fällt auch eine andere Art schriftstellerischer Thätigkeit von Bitzius, die ihm zwar mehr Feinde als Freunde gemacht, die aber doch nicht ohne Bedeutung war, weil sie eine neue Bahn brechen sollte, und von dem Bestreben der damaligen Zeit Zeugniß giebt, immer vielseitiger und unmittelbarer auf das Volk durch Schrift und Wort zu wirken. Wir sprechen von Bitzius' Theilnahme an dem neuen Berner Kalender, der auf Veranlassung und Anordnung der gemeinnützigen Gesellschaft in Bern herauskam, später Privatunternehmen wurde und sechs Jahrgänge (**1840** bis **1845**) erlebte. Bitzius war Hauptarbeiter an diesem Kalender. Er hatte sich schon lange mit der Aufgabe eines solchen bessern Volkskalenders beschäftigt, und sich über dieselbe an Freunde geäußert. So schreibt er z. B. (Dezember **1838**) an einen Freund in Bern, wie er die Sache meine. „Der neue Kalender, sagt er, soll ein eigener Kalender sein, nicht „zusammengetragen aus Naturgeschichten und andern gemeinnützigen Langweilebehältern". Aus Recepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wie viel Junge die Steinböckin habe, macht man noch keinen vernünftigen Kalender. Das kömmt aus jener sogenannten gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernste das Leben nicht tiefer nahm als zu Recepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigten bringen, d. h. hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht dul-

det." Ein ander Mal schreibt er an den gleichen Freund: „Im Kalender kommt es nicht sowohl auf den Stoff an, als daß die Volksseele in demselben wehe."

In dem neuen Kalender schrieb nun Bitzius die verschiedenartigsten Dinge. Vorerst finden sich darin kurze, ernst religiöse und moralische Aufsätze, z. B. über Glaube, Liebe, Sanftmuth, Demuth u. s. w. in der Art der „Stunden der Andacht", doch von mehr Schwung und Tiefe. Sodann sind Jahreschroniken in demselben, in welchen Bitzius seinem Witz und seiner Laune freien Spielraum gönnt, aber oft in der Sprache sich allzusehr gehen läßt und gemein und geschmacklos wird. Mit den hohen Herrschaften geht er so ungenirt und familiär um, daß, wie uns berichtet worden, der Kalender in Baiern verboten wurde. Endlich enthält der Kalender eine Menge Erzählungen von Bitzius, von welchen manche später in den „Erzählungen und Bildern" abgedruckt worden sind, wie z. B. die „Rabeneltern", der „Mordiofuhrmann", der „Mägde-Congreß in Bern", die „Ueberraschung", die „Jesuitenmission im Canton Luzern" u. s. w.

In wie fern nun der Kalender dem von Bitzius selbst aufgestellten Programm entsprochen, können wir nicht beurtheilen, da wir in diesen Dingen zu wenig bewandert sind, und eine abschließende Meinung hier nicht so leicht ist. Die gehoffte Wirkung scheint jedenfalls das Unternehmen nicht gehabt zu haben. Wirklich sind einige Geschichten wie z. B. das „arme Kätheli" und andere gar zu kraß, und konnten das Volk unmöglich erbauen. Auch ist die politische Satyre nicht derjenige Ton, den das Volk, welches den Kalender in die Hand nimmt, darin treffen will, da die Tagblätter dergleichen genug zu Tage fördern. Der Kalender erweckte daher Bitzius, der natürlich nicht unbekannt bleiben konnte, viele Feinde, ohne ihm in besonderm Maaße dafür Freunde zu gewinnen. Das Landvolk sah es übrigens ungern, daß Bitzius als Geistlicher einen Kalender schrieb, da auf dem Lande bei uns ein „Ka-

lendermacher" fast wie ein „Spaßmacher" gilt und den Nebenbegriff des Possenhaften für die Menge in sich schließt. — Als Versuch auf einem neuen Gebiet konnten wir diese Unternehmung von Bitzius nicht unerwähnt lassen. Das Kalenderwesen lag übrigens bei uns sehr im Argen und der Versuch des neuen Kalenders bewies die Schwierigkeit, hier zu reformiren. So lange freilich eine so jämmerliche Geschmacklosigkeit in den Abbildungen zu Tage tritt, wie wir sie noch häufig sehen, ist kaum viel Besseres zu erwarten, als man besitzt. Deutschland hat hierin ganz Anderes aufzuweisen.

Diese kleinern Schriften und Produktionen von Bitzius waren, um uns so auszudrücken, nur Zwischenakte und Pausen zwischen der Ausarbeitung größerer Werke. Die Zeit, die immer gährender und bewegter wurde, und von der sich blinzelnd und furchtsam abzuwenden Bitzius der Mann nicht war, veranlaßte ihn bald wieder zu Größerem. Da wir keine politische Geschichte des Kanton's Bern zu schreiben haben, so können wir dieselbe bloß in so weit berühren, als sie auf Bitzius Einfluß hatte und zum bessern Verständniß seiner Werke dient. Denn ohne die Kämpfe und Oscillationen des politischen Lebens in seiner Heimath begreift man Bitzius nicht, und kann sich nicht auf seinen Standpunkt und in seine Lage versetzen. Ein paar Worte müssen wir daher über jenen Zeitraum bemerken. Die Schweiz nahte sich immer mehr der Krisis der Sonderbundstage und den Begebenheiten, welche den Knoten mit dem Schwert zerhieben, die Bundesverhältnisse neu gestalteten, und auch in manchen Kantonen eine gänzliche Veränderung der politischen Zustände zur Folge hatten. In Bern war eine Staatsveränderung dem Jahre **1847** vorhergegangen und hatte, was in diesem Jahr geschah, erst möglich gemacht und vorbereitet. Es waren nämlich, wie jedermann weiß, auf die Jesuitenberufung im Kanton Luzern (**1844**) die wieder theilweise ein Rückschlag der aargauischen Klösteraufhebung von **1841** war, Freischaarenzüge gefolgt, und von dem Mißlingen des zweiten

dieser Züge vom 31sten März 1845 an war die Fluth der Bewegung immer gestiegen bis zur Entscheidung im Spätjahr 1847 und der Kriegserklärung gegen die sieben Kantone vom 4ten November dieses Jahres. In diesen Zeiten war der Kanton Bern bewegter gewesen als andere. Der zweite Freischaarenzug, in welchem derselbe eine Hauptrolle spielte, hatte den schon damals politisch nicht unbedeutenden Anführer Ochsenbein troß des schmählichen Scheitern's des Zuges, weit entfernt ihm zu schaden, an die Spiße der Kantonalangelegenheiten, und als Bern Vorort wurde, der eidgenössischen gebracht. Denn im Kanton Bern war durch den Freischaarenzug und Alles was vorher und nachher geschah, die innere Fäulniß des Regiments zu Tage getreten, welches den Compaß gänzlich verloren hatte und ohne Steuermann war. Materielle, nie erledigte Fragen, wie die Zehntablösungsfrage, kamen in's Spiel. Eine neue Generation, im demokratischen Fahrwasser einer exaltierten Zeit schwimmend, drängte nach oben, wollte mit den Personen, die am Ruder waren, aufräumen, und trieb zu einer neuen Verfassung, die einen radicalen Vorort Bern auf Neujahr 1847 schaffen sollte, und auch nach allerlei Zuckungen und Bewegungen im Jahr 1846 zu Stande kam.

Bitzius lebte nun mitten in diesen Gährungen und heftigen Fluthungen. Viele Freischaaren waren durch Lützelflüh gezogen, und nach dem Mißlingen des zweiten Zuges war das Emmenthal, weil an Luzern grenzend, am aufgeregtesten. Bitzius war dem Gang der Dinge zu aufmerksam gefolgt, um sich über ihre endliche Entwickelung und besonders über die Wendung im Canton Bern zu wundern. Er konnte, so wie er war, der Mann keiner Regierung sein. Die Freimüthigkeit in seinen Schriften, in welchen die Thorheiten und Schwächen seiner Obern nie geschont und oft derb verspottet wurden, hatten ihn längst zu einer persona ingrata gemacht. Er war übrigens kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Worts. Er machte nicht Agitation für oder wider diese oder jene Verfassungs-

bestimmung, für oder wider bestimmte Gesetze und Einrichtungen. Das ganz Positive und Spezielle, um welche das Regieren als Geschäft sich dreht, war ihm fremd und gleichgültig. Er schrieb daher nicht für oder wider eine Regierung, noch weniger für oder wider bestimmte Personen. Er faßte die Tagespolitik bloß in ihrem Totaleindruck, in ihrer Gesammtwirkung auf das Volk, auf das Leben der Einzelnen, der Familie, auf die Sitten und Zustände ganzer Classen auf, und je nachdem diese Gesammtwirkung ihm gut oder schlimm erschien, bekämpfte oder unterstützte er die Politik, aus welcher sie entsprang oder ihm von seinem Standpunkt aus zu entspringen schien. Er trat aus dieser von den Bestrebungen der Politiker vom Handwerk ganz verschiedenen Haltung auch da nicht heraus, wo er stark polemisch auftrat. Seine Kriegführung, um uns so auszudrücken, war eine prinzipielle und keine launische, von subjektiven Sympathieen und Antipathieen diktierte. Er verkehrte daher stets während der bewegtesten Zeit auf gleich offene und ungezwungene Weise, in amtlicher und privater Stellung mit Personen, deren politische Meinungen er bekämpfte, und die ihm in dieser Beziehung scharf gegenüberstanden. Sein Charakter blieb sich im Leben ganz gleich und die Bewegungen der Zeit, so tief sie ihn auch berührten, brachten ihn nie aus dem Gleichgewicht. Seine Schriften aber, die sich stets auf die lebendige Gegenwart bezogen, müssen allerdings nach der Zeit, in welcher sie entstanden, beurtheilt und aus derselben erklärt werden.

So war der „Geltstag" oder „die Wirthschaft nach der neuen Mode", ein Buch, das im Jahre **1846** erschien, ein Kind der bewegten Zeit, und Bitzius spricht in demselben zornige und strenge Worte. Auch nennt er dasselbe in einem Brief an seinen Freund M a u r e r selbst ein unerquickliches und sagt Folgendes über dessen Motive: „Dieß Buch zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirthshausleben, hauptsächlich der Wirthsleute, theilweise auch das der Gäste. In solchen

Nestern und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und zwar durch brodlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze baare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es zu beschwerlich, eine Viertelstunde Etwas zu lesen. Auf diese Cloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Manchmal hilft es, wenn man eine Sache recht beleuchtet, welche man im Halbdunkel oder im Mondschein für recht schön oder wenigstens für anständig gehalten. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deßwillen du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischaarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirthshauslärm am größten war."

Der „Geltstag" ist, wie der Bauernspiegel, ein Schattengemälde. Alles ist dunkel gehalten, ohne daß der Kenner deswegen sagen könnte, es sei dem Leben nicht gemäß. Eine Wirthsfamilie geht durch unordentliches Haushalten, durch gedankenloses Großthun, Schlemmerei zu Grunde, und ohne die Großmuth des altväterischen Pathen der Frau Wirthin, wäre diese Letztere sammt ihren Kindern nach dem Tode des Mannes und der Versteigerung des Hauses und der Habe dem Elend verfallen. Der alte „Götti" aber nimmt sie auf und sorgt für die noch unverdorbenen Kinder. Die Mutter bleibt unverbesserlich, ihre Hoffahrt und Pflichtvergessenheit bleiben gleich, und sie geht zuletzt davon und läßt ihre Kinder im Stich, um einen Windbeutel zu heirathen.

Wir sehen, daß dieser „Geltstag" mit seiner nackten Lebensprosa sich himmelweit von den sentimentalen Geltstagen in Iffland's Familienstücken, die uns in der Jugend so sehr rühren, entfernt ist. Was hingegen dem Buche, namentlich für den Berner selbst, Interesse verleiht, ist die bis in's kleinste

Detail gehende Kenntniß des ländlichen Geschäftslebens, welches im Kleinen seine große Bedeutung hat. Diese Steigerungen, Inventarisationen, Gemeinderathssitzungen u. s. w. sind meisterhaft, wenn auch sehr breit. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personal bei solchen Operationen gang und gebe sind, werden an's Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch Alles zugeht. Bitzius hat in diesem Buche die amtlichen Schreiber, die Geschäftsleute und die Handlungsreisenden, seine zarten Freunde, ganz besonders auf's Korn genommen, und sie mit scharfer Lauge übergossen. Auch die Regenten, manche Gesetze und Gebräuche oder Mißbräuche, werden unbarmherzig mitgenommen. Dazwischen finden wir treffliche Bemerkungen und Discussionen über manches Verhältniß, über Kindererziehung, Hauswesen u. s. w. Doch wird das Buch, wenn sich auch Bitzius' Talent nicht verkennen läßt, zu denjenigen seiner Schriften gehören, die, schon ihres Gegenstandes wegen, weniger allgemein interessiren können.

Wenn der „Geltstag" sich ganz auf einheimischem Bernischem Boden bewegt und das Lokale vorherrscht, so war hingegen die Schrift, betitelt: „Jakob's des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", die im Jahre **1847** in Zwickau auf Kosten des Vereins zur Verbreitung guter Volksschriften erschien, ein neuer Beweis von Bitzius' Vielseitigkeit und von seiner dichterischen Leichtigkeit, sich in ungewohnte und seinem Lebenskreise ferner liegende Zustände und Verhältnisse hineinzuleben. Bitzius hatte bis dahin meist Landleute geschildert, deren Leben er durch und durch kannte. Nun sollte er die Wanderungen eines Handwerksburschen erzählen und hatte damit einen ihm ganz fremden Stoff zu bemeistern. Das Buch entstand nicht ohne äußere Veranlassung, und namentlich gaben deutsche Bekannte dem nun schon zu einem weit verbreiteten Ruf als Volksschriftsteller gelangten unermüdlichen „Jeremias

Gotthelf" den Anstoß dazu. Es war gegen eine Krankheit der Zeit, die freilich, wie so vieles Andere, mehr Symptom des Uebels, als die Krankheit selbst war, nämlich gegen das Clubbwesen der deutschen Gesellen gerichtet, welches sich besonders in der Schweiz, die bekanntlich weder ein Polizeistaat ist, noch einer sein kann, frei ausbilden konnte, und zuweilen so arg getrieben wurde, daß internationale Verlegenheiten entstanden, und die Schweiz ihr schnöde mißbrauchtes Gastrecht den Fremden zuweilen auf nachdrückliche und derbe Weise in Erinnerung bringen mußte. Es hat sich auch immer in der Geschichte gezeigt, daß dies Clubbistenwesen, namentlich unter Wandergesellen, Flüchtlingen u. s. w., weit entfernt, die Impulse zu großen Bewegungen zu geben, gegen solche letztern, wo sie als nothwendig und berechtigt auftreten, gehalten, zu armseligen und erbärmlichen Prellereien zusammenschrumpft, durch welche manche Tasche geleert, manch kleines Profitchen gemacht, auch einiger Schade gestiftet werden kann, aber nie etwas nur halbweg Dauerndes entstanden ist. Vor solchen Netzen die Ehrlichen und Klugen zu warnen und ihnen die Nichtigkeit und Hohlheit der ganzen Maschinerie zu zeigen, war der Zweck von Bitzius' Buch. Dasselbe ruht auf dem schönen und festen Grunde deutscher bürgerlicher Ehrenfestigkeit und Arbeitsamkeit. Es ist ganz im Geiste Riehl's geschrieben, der das Gesellenproletariat als Abart des kernhaften, tüchtigen Handwerkerstandes darstellt, und den letzteren wieder zu der alten Solidität und Standesehre zurückrufen will.

Gleich anfangs wird die traditionelle Ehre des Handwerkerhauses treffend dargestellt durch die an der Wand hängenden drei Familienfelleisen, das urgroßväterliche, großväterliche und väterliche. Der tüchtige Bursche soll als Zeichen gut angewendeter Wanderschaftszeit sein Felleisen zurückbringen, wie einst der Ritter seinen Schild aus dem Kriege. Die treffliche Großmutter, ein Bild deutscher bürgerlicher Kernhaftigkeit, entläßt den Großsohn in die weite Welt mit nicht minder weisen

Worten, als der Hofmann Polonius im Hamlet seinen Sohn Laertes. Allein Jakob ist kein Laertes. Von Natur zwar gutmüthig, aber von einer Weltunkenntniß und Selbstüberschätzung, die ihres Gleichen sucht, muß er auf weiten Umwegen und durch die Schule der herbsten Prüfungen zum Verstande kommen, und den Becher des Irrthums bis auf die Hefe leeren, ehe er den Werth vernünftigen und ehrenhaften Thun's einsehen lernt, und aus einem liederlichen, charakterlosen, jedem Winde preisgegebenen Gesellen ein mannhafter und achtungswerther Bursche wird, der mit Schiller's wackeren Gesellen sagen kann:

Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Der Schauplatz von Jakob's Irrfahrten und Querzügen ist, wie der Titel verkündigt, die Schweiz, und in derselben das damals grassierende Communisten- und Socialistenwesen in den von Fremden gestifteten und geleiteten Gesellenvereinen. Auf das Treiben dieser Clubbs, ihr boden- und grundsatzloses Wesen, werden grelle Schlaglichter geworfen, und am Beispiel des Gesellen Jakob auf treffliche Weise gezeigt, wie die Verführungskünste in diesen Eintagsgenossenschaften getrieben, die Dummen und Ehrlichen gefangen werden, und entweder elend zu Grunde gehen, oder erst durch großen Schaden gewitzigt werden. Jakob treibt sich in der ganzen westlichen Schweiz herum, in welcher dieses Gesellen-Clubbwesen besonders blühte, und macht die demüthigendsten und trübsten Erfahrungen. Er ist aber von gutem Kernholz und kommt durch, und einmal durch eigene Erfahrung gewitzigt, geht er schnell vorwärts auf dem Weg der Vernunft. Der nackte sich selbst zerstörende Egoismus der communistischen Systeme wird an Jakob's Grundsätzen, die er aus den Gesellenvereinen als Weisheit eingesogen, treffend in's Licht gesetzt. Alle Systeme des Egoismus müssen sich gleichen und laufen auf Eins hinaus. Der vornehme Egoist in Bulwer's „Night and morning," Lord Lilburne, hat den

Satz: „Habt so wenig Bande als möglich!“ *) zu seiner Lebensdevise erkoren, und der angehende Communist Jakob kommt aus seiner Umgebung, die zwar äußerlich eine ganz andere ist, mit dem gleichen Grundsatz zurück: Man muß nichts und Niemand lieb haben, denn wenn man sich von dem lieb gehabten trennen muß, so ist man wegen dieser Liebe übler d'ran, als wenn man sich um Niemand bekümmert. Dieß sogeheißene System wird durch Jakob's Erfahrung selbst widerlegt, und als er es zwar praktisch abgelegt, aber in der Theorie noch verficht, von dem Oberländermädchen Eiseli ad absurdum demonstriert. Eiseli findet es nämlich an dem sonst braven Burschen mit Recht widersinnig, wenn er alle Liebe im Interesse freier Bewegung im Leben abgethan wissen will und gleichwohl von Heirathen spricht und Anträge macht. Daher denn die kernhafte Großmutter dem rückgekehrten und belehrten Jakob gleich in's Gesicht sagt, „das müsse ein rechtes Mädchen sein, die möchte sie noch einmal sehen und ihr danken, daß sie ihn wieder zur Religion gebracht und nicht zum Manne genommen, da er vor ihr immer der dumme Jakob hätte bleiben müssen.“

Auch in diesem Buch zeichnet Bitzius meisterhafte Charaktere. Seine Hauptfigur, Jakob, ist mit einer Sicherheit angelegt und durchgeführt, die wir bewundern müssen. Der deutsche Handwerksgeselle, besonders der des Mittelalters, ist zwar längst in der schönen Literatur, besonders in der Almanach-Literatur, als poetische Figur benutzt worden und das Wandern der Gesellen bietet dem Dichter eine nie versiegende Quelle von Situationen dar. Bitzius aber läßt auch hier alles Romantische und bloß Pikante bei Seite. Es ist als hätte er sich selbst zu dem Kunststück herausgefordert, diesen Jakob als einen ganz trivialen Bengel, einen Alltagskerl, den man wegen seiner Dummheit oft mit Schlägen traktieren möchte, in die Welt hinaus marschieren zu

*) Have as few ties as possible.

lassen, und ihm das großmütterliche: „Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel!“ so recht an die Stirne zu schreiben und gleichwohl den Leser für ihn zu interessiren. Dies Kunststück ist ihm wirklich gelungen. Wir folgen dem prosaischen und aberwitzigen Gesellen, der uns durch das „wilde Leben“, oder vielmehr durch alles mögliche Triviale und Flache hindurchschleppt, durch die widerwärtigsten Liebschaften und schmutzigsten Kneipen, und dessen Abenteuer, wie dem Leser zum Verdruß, alle von der gemeinsten Sorte, und dem derbsten täglichen Leben entnommen sind, mit Interesse auf seinen Kreuz- und Querzügen und legen am Ende das Buch, das ganz in „hagebuchener Schweizerart“ geschrieben ist, mit dem Gefühl aus der Hand, überall die Prosa des Lebens wiedergefunden und doch aus dem Ganzen einen ächt dichterischen Eindruck empfangen zu haben. Es ist eine merkwürdige Mischung von Prosa und Poesie. Plattes und Tiefes, Liebliches und Abstoßendes, Zartes und Allergröbstes liegen dicht neben einander. Aber Bitzius hat hier wieder in's volle Menschenleben hineingegriffen, das ein Jeder lebt und nur Wenige kennen, und auf jedem Blatte finden wir das so trotzige und so verzagte menschliche Herz. Wir können die Gefühle des wandernden Burschen mitempfinden, wenn er als halber Bettler, düster und aussichtslos seine Morgenwanderung in der Kälte beginnt, oder von Neid und Genußsucht gequält die ganze Welt verwünscht, und doch, wenn auch nur dunkel, die Verkehrtheit und Nichtigkeit seines Treibens erkennt. Und wir empfinden wieder mit ihm, wenn Gefühle ganz anderer Art in ihm rege werden und fluthen, wenn sich ihm in Lauterbrunnen das Thal verengt, die Berge sich zusammenziehen und die Majestät der einsamen Gebirgswelt mit ihrem Tosen, Rauschen und Donnern sein ganzes Wesen ergreift und ihn seine Kleinheit und Unmacht erkennen läßt, oder wenn er mit hellem, geläuterten Geist und dem Bewußtsein, ein neues besseres Leben zu leben, in den frischen Morgen hinauszieht,

und die Stätten wieder aufsucht, welche Zeugen gewesen waren seiner thörichten Tage. Eine wunderbare Frische der Natur und Wahrheit der Empfindung ist überall in dem Buche, und der wandernde Bursche mit seinen Irrungen und Läuterungen wird uns ein lieber Geselle, weil wir in andern Lebenskreisen an dem gleichen bewegten und beweglichen Menschenherz gleiches erfahren. Die sonst ganz unzusammenhängenden Lebensbilder mit ihrem flüchtigen schnell vorüber rauschenden Inhalt knüpfen sich alle an Jakob und die Entwicklung seines Charakters und erhalten dadurch Werth und Einheit. Jakob's Wanderungen sind daher eines der gelesensten Bücher von Bitzius geblieben, und haben namentlich unter den arbeitenden Klassen des Volkes vielen Anklang gefunden. Auch schreibt er seinem Freund Maurer, es habe ihn besonders gefreut, daß sein Buch auch von den Soldaten viel gelesen werde.

Wir haben es ein Wagstück von Bitzius genannt, daß er einen so alltäglichen und ungeschlachten Gesellen wie Jakob zum Held einer Erzählung machte. Allein er that einen noch kühnern Wurf mit der darauf folgenden Schrift: „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth," die im Jahr 1847 herauskam. Oder dürfen wir den Dichter nicht kühn nennen, der eine arme, alte Frau, die ihr tägliches Brod durch unausgesetzte Arbeit erkämpfen muß, die durchaus mit keinen Vorzügen des Geistes ausgestattet ist, und auch nicht durch das Interesse, das sich an ihre Umgebungen knüpft, fesseln kann, zur Heldin einer großen Erzählung macht und dabei gewiß ist, den Leser nicht einen Augenblick zu ermüden, sondern ihn fortwährend auf's Höchste zu interessiren? Dieß ist wirklich bei „Käthi" der Fall. Die Erzählung hat eigentlich keinen Knoten, der entwickelt werden soll; die Heirath des Sohnes liegt durchaus nicht in der Anlage des Buches als nothwendige Lösung. Die Großmutter absorbirt das Interesse der Lesenden so, daß die Schicksale des Sohnes Johannes nur als Nebensache in Betracht kommen und nur durch ihren Be-

zug auf Käthi Bedeutung erlangen. Ein altes Mütterchen, mit allen großmütterlichen und mütterlichen Schwachheiten, ein verwöhnter kleiner Junge und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, das ist gleichsam die Staffage des Bildes, die Familie, um welche die Erzählung sich dreht. Wie Mancher würde verzweifeln, wenn ihm aufgegeben würde, aus diesem Stoff einen Roman oder auch nur eine halbwegs anziehende Erzählung zu machen! Bitzius hingegen weiß aus diesen Elementen, aus diesem Stoff, den man fast armselig nennen möchte, wenn es für den wahren Dichter etwas Armseliges d. h. zu Kleines gäbe, einen solchen Reichthum des Lebens zu entfalten, ein so großes psychologisches Interesse an denselben zu knüpfen, so tiefe Beziehungen aufzufinden, die Umgebung so poetisch zu gestalten, daß dieses Buch einer der großen Triumphe des Verfassers geworden, und, wenn es in andern Beziehungen neben „Uli", dem „Bauernspiegel" oder „Geld und Geist" genannt wird, in jener Rücksicht, nämlich als Beleg der Kunst, aus möglichst einfachem Stoff möglichst Viel zu schaffen, ganz einzig dasteht und den ersten Rang behauptet.

Auch „Käthi die Großmutter" wurde hervorgerufen durch die Bewegungen der Zeit. Bitzius correspondierte mit einem französischen Geistlichen über den Socialismus und dessen Folgen und die Discussion dieses Thema's brachte ihn auf den Gedanken, gegen diesen in Neid und Genußsucht wurzelnden und daher stets seines Zweckes verfehlenden Socialismus oder, wenn man will, Communismus zu schreiben, und zwar in seiner Weise, durch Aufstellung des Beispiels eines rechtschaffenen Armen, der ohne diesen Neid und diese Genußsucht, die dem Armen als Heilmittel zur Verbesserung seiner Zustände angepriesen werden, seinen ehrenwerthen Weg durch's Leben findet, und durch Beharrung überwindet. Bitzius verkennt gar nicht, daß an dem moralischen Zustand der Armen, an jenem neidvollen und begehrlichen Wesen, das oft ihre Kraft unfrucht-

bar aufzehrt, die Art und Weise, wie die sogenannten untersten Klassen im Staate behandelt werden, große Mitschuld trage. Er sagt im „Schulmeister“ mit tiefem Ernst: „Die ganze Welt wische die Schuhe an diesen Menschen ab und lasse ihre Laune an ihnen aus und man fordere eigentlich nur das Halten zweier Gebote von ihnen: daß sie nicht stehlen und nicht tödten. Die vier ersten wende man gar nicht auf sie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelberger's, daß sie Meisterleuten und Obrigkeiten getreu seien, über das siebente drücke man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordere man sie auf, und wenn sie das zehnte halten wollten, würde man sich über sie lustig machen, indem man ihnen den G'lust von Herzen gönne und sich ergötze an selbigem, wenn sie nur die Sache selbst nicht kriegen.“ Man kann dies auch im ganzen „Käthi“ zwischen den Zeilen lesen, wie es in der „Armennoth“ offen ausgesprochen ist, daß die übrigen Klassen der Gesellschaft, wenn die Armen besser werden sollen, sich um sie bekümmern müssen, und daß mit Wohlthätigkeit allein noch Wenig ausgerichtet sei. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die ehrliche alte Käthi noch achtungswerther, und, wir möchten hinzusetzen, für uns Andern noch beschämender. „Der alte Gott lebt noch!“ ist Käthi's Wahlspruch; aber sie legt dabei die Hände nicht in den Schooß, und der Grundsatz: Ich muß das Meinige thun! ist die Ergänzung jenes Spruches. Ohne alle Sentimentalität, die oft bei innerer Kälte durch Schilderung der Zustände des Armen nur Effekt machen will, und zu diesem Zweck noch Uebertreibung zu Hülfe nimmt, schildert Bitzius in dieser bescheidensten Hülle ein edles Leben, das durch bittern Kampf hindurch sein ärmliches Fahrzeug steuert, nie den Muth und den Glauben verliert und der nur am Glänzenden hängenden, und nur im Glänzenden das Große suchenden Welt zeigt, daß der wahre Werth in äußern Dingen nicht, sondern in der eigenen sittlichen Kraft und in der Gesinnung liege, die den Grundton unsers Lebens aus-

macht. Käthi ist die „alte Waschfrau“ von Chamisso. Man könnte dieses herrliche Gedicht dem Buch von Bitzius als Motto oder Text vorsetzen. Auch Käthi

hat stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Das sittliche Interesse, der Respekt, den uns die alte Frau bei allen ihren kleinen Schwächen und trotz ihres unpädagogischen Verfahrens mit dem Jungen durch die ganze Erzählung einflößt, ist so groß, daß wir am Schlusse mit Chamisso ausrufen möchten:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.

Das Häuschen an der Emme, welches Bitzius mit einer so lebendigen Scenerie zu umgeben wußte, welches bald friedlich und im Sonnenschein uns entgegen lacht, bald von gewaltigen Naturkatastrophen bedroht wird, existirt wirklich. Auch hier, wie in der Wassernoth, treten uns diese Naturereignisse in überwältigender Anschaulichkeit entgegen. Um so trefflicher ist der Contrast derselben mit der Freiheit des Menschen, mit Käthi's ungebeugter sittlicher Kraft. Das ist die große Seite des Buches. In keinem andern von Bitzius ist eine so köstliche Frucht in so unscheinbarer Schale enthalten. „Käthi die Großmutter“ ist daher außerordentlich beliebt und weit und breit bekannt geworden. Es wäre nach dem Gesagten eine Verkennung der tiefern Beziehungen des Buches, wenn man dasselbe nur als eine Art Aufruf an die Reichen zur Wohlthätigkeit und Unterstützung Nothleidender ansehen wollte. Es ist ein Buch, welches studiert werden muß, um den tiefen Gehalt ganz zu erkennen.

Käthi's Sohn, Johannes, stellt gegenüber seiner Mutter,

dem Bilde rechtschaffener, neidloser und thätiger Armuth, das unzufriedene Proletariat dar. Er ist von Neid und Haß gegen die Besitzenden erfüllt, unzufrieden mit sich selbst und Andern; immer anspruchvoll und mißtrauisch. Sein störrischer Sinn wird endlich durch die schwere Verletzung, die er von der nächtlichen Rauferei davonträgt, und die herben Prüfungen, die ihre Folge sind, gebrochen, und er nachher durch die Liebe des tüchtigen Mädchens Bäbeli wieder mit dem Leben ausgesöhnt, so daß er, wie Jakob der Wandergeselle, ein ganz Anderer wird und ein neues Leben beginnt. Alle anderen Nebenfiguren, vom kleinen Johannesli bis zum geizigen und dabei mit Freisinnigkeit prahlenden Grotzen-Bauer im G'strüpp sind wie immer aus vollem Holz geschnitten. Die Base und die Wirthin sind prächtige Bäuerinnen, zum Regiment geschaffen und dabei richtig fühlend und wohlwollenden Sinnes. Die politischen Anspielungen stören uns in Käthi mehr als sonst, weil sie als ein Fremdartiges erscheinen und wir den Eindruck Käthi's lieber ganz rein hätten. Doch sind sie nicht gehäuft.

Bitzius predigt uns auch in „Käthi" durch das Leben selbst, was Noth thut. Seine Predigt ist in seiner Dichtung enthalten. Er zeigt den Compaß durch Fluth und Stürme. Er ist von der Zeit nicht verbittert. Ernst und ruhig steht er in Käthi dem socialistischen Treiben entgegen. Die Sonne blickt überall bald aus den Wolken hervor. Der Horizont erheitert sich, und die beiden Orkane, die Wassernoth und die Erdäpfelkrankheit, die so bedrohlich in Käthi's Leben hineinragen, gehen vorüber. Das heimathliche Häuschen mit seiner traulichen Umgebung, der grünen Flachspflanzung und dem übrigen kleinen Anbau steht zuletzt gesichert vor uns, wie in hellem Abendglanze; außen und innen ist Friede. Es ist ein herrlicher Schluß, wie der Abend eines heißen langen Sommertages.

Auch für den religiösen Standpunkt von Bitzius ist „Käthi die Großmutter" wichtig, und wir werden sie, wenn wir

denselben besprechen, nicht übergehen. Wir hätten an Käthi's Christenthum wenig auszusetzen. Sie ist eine gottesfürchtige, gottvertrauende Frau, die schlicht und recht das thut, was sie für Pflicht hält und damit Punktum. Sie spricht aber wie andere Leute, und geht in keine Versammlungen, obwohl sie im Emmenthal die beste Gelegenheit dazu hätte. Vor dem Herrn Vikar in „Anne Bäbi Jowäger" würde sie kaum gerecht erfunden werden. Sie aber, die einfältiglich und aufrichtig auf den alten Gott vertraut, der Alles zum Besten wenden werde, könnte den Herrn Vikar, der, um sie bei einem großen Unglück zu trösten, damit anfinge, sie zu einer todwürdigen Sünderin zu stempeln, eben so wenig begreifen als die schwermüthige Anne Bäbi, die sich über der Zerknirschungstheorie des jungen geistlichen Herrn „hintersinnet".

Zwischen „Käthi der Großmutter" und „Uli dem Pächter", welche **1849** erschienen, liegen zwei kleine Schriften von Bitzius, von einem unter sich ganz verschiedenen Stoff und Gepräge, die wir nur flüchtig berühren wollen. Die Eine davon: „die zwei Erbvetter" hat zwei mit einander contrastirende Genrebilder zum Gegenstand. Das Thema derselben, ein paar tausend Jahre alt, sind zwei reiche Männer ohne Notherben und nahe Verwandte, deren letzte Tage und Lebensschluß durch ihren Charakter und den Geist bedingt sind, in welchem sie als Reiche handeln, in welchem sie ihr Gut verwalten. Der Eine, der geizige Harzerhans, verhaßt und verachtet, erfüllt uns durch sein einsames, von aller Welt verlassenes Sterben mit wahrem Grausen, während uns der Andere, der treffliche und wohlwollende, aber welterfahrne und schlaue Kilchmeier durch das schöne Bild seines heitern und sonnigen Lebensabends und durch die Harmonie erquickt, in welche ihn sein edler Charakter mit seiner ganzen Umgebung bringt. Die Charakterzeichnung dieses „Erbvetters" ist eine der meisterhaftesten von Bitzius. Es ist unmöglich, aus so wenigen und einfachen Zügen ein treueres und wahreres Bild zu geben, als diese einzige Figur des reichen

und milden und dabei so bewußten und consequenten Emmenthalers.

Die andere Schrift: „Doktor Dorbach, der Wühler" ist eine Art Gegenstück oder vielmehr Nebenstück zu „Jakob's Wanderungen" und schildert den verkommenen und durch seine Verkommenheit zum Wühler gewordenen Literaten, so wie Jakob den bloß verführten und durch Schaden klug gewordenen Handwerksburschen. Doktor Dorbach, der in vielen Zügen Portrait sein soll, ist eine unendlich widrige, nur in seiner Anmaaßung und seinem Bettelhochmuth oft höchst komische Figur. Das Burleske ist freilich hier gehäuft, und der Schluß, in welchem wieder die im Dursli vorkommende Sage der sieben Bürglenherren und ihrer wilden Jagd zum Besten gegeben wird, läßt wegen des allzu Phantastischen kalt. Sonst aber ist das Büchlein eine nach dem Leben gezeichnete und durch nahe liegende Erfahrungen veranlaßte Satyre auf die Gemeinheit und Nichtsnutzigkeit dieser specifischen Art von Demagogie, und auf die Leichtgläubigkeit und Flachheit Derer, welche einem so lächerlichen Apostolat mit offenen Mäulern zuhören, und solche Bauchrednerei im unfigürlichsten Sinne für Freisinnigkeit nehmen.

Im Jahr 1849 erschien „Uli der Pächter", als Fortsetzung und zweiter Theil von „Uli dem Knecht." Beide Bücher sind trotz der großen Verschiedenheit der Zeit, in welche jedes derselben fällt, wie aus einem Guß geschrieben und an Geist, Gehalt und Physiognomie einander völlig gleich. „Uli der Pächter" entstand in einer außerordentlich bewegten Zeit, in welcher die Welt im Großen auf den Ausgang gewaltiger Katastrophen gespannt war, und in Bitzius' Heimathkanton Alles auf einen erneuerten Partheikampf und heftige Krisen hindeutete. Gleichwohl fühlen wir „Uli dem Pächter" die Aufregungen der Zeit durchaus nicht an. Bitzius läßt hier alle Politik bei Seite und führt uns in das Bauernhaus in der Glungge zurück, wo das große Weltschicksal nicht hinauf-

reicht und nur der Lebensgang der uns aus „Uli dem Knecht" bereits bekannten Personen sich aus ihren Handlungen und der frei gewählten Bahn nach unumstößlichen Gesetzen entwickelt.

Uli geht in seiner neuen „socialen Stellung" als Pächter neuen und bittern Kämpfen entgegen, aber er hat in dem „feldherrlichen" und doch so liebevollen Vreneli den schützenden Engel gefunden, der sein strauchelndes Leben immer wieder aufrichtet und ihm den Kopf über dem Wasser hält. Auch genügt Vreneli's liebevolle Leitung noch nicht. Die härtesten Prüfungen müssen dazu kommen, um Uli, der ganz in Erwerbsucht, der Klippe unermüdlich arbeitsamer Naturen, aufgeht, und dadurch in allerlei Versuchung und Stricke fällt, auf den bessern Weg zurück zu bringen. Denn selbst einen höchst ungerechten Handel hat er sich zu Schulden kommen lassen, auf welchen die härtesten Schläge wie ein Gottesgericht folgen. Doch Uli's „Treue" siegt, und während die Familie Joggeli's, die durch den Tod der trefflichen Glunggebäurin ihres einzigen Haltes beraubt wird, dem unvermeidlichen Ruin zueilt, und aus schlimmem Samen die schlimmere Erndte entsteht, wendet sich endlich Uli's Geschick mitten aus neuen Bedrängnissen, die für ihn aus Joggeli's Tod entstehen, unerwartet zum Bessern und der Tag und Nacht arbeitende Pächter hat Aussicht in nicht ferner Zeit ein reicher Bauer zu werden. Bitzius, der sonst die unerwarteten Entwickelungen nicht liebt, giebt hier eine solche und Hagelhans im Blitzloch erscheint als ein wahrer deus ex machina, welcher den Knoten von Uli's Schicksal auf so romantische Weise löst, wie der an solche Wendungen durch Romanlektüre gewöhnte Leser es nicht besser verlangen kann. Bitzius soll übrigens diese Episode des Hagelhans nur widerstrebend aufgenommen haben. Freuen wir uns jedoch, daß er nicht allzu streng gewesen. Wir wären dadurch um einen seiner genialsten Charaktere gekommen. Denn ein ganz competenter Urtheiler sagt von Hagelhans mit Recht, „er bleibe trotz seinem Gesicht und seinem Hund, eine unge-

heuer tiefe, großartige Zeichnung, und es sei eine der genialsten Figuren, die je in einer Novelle vorgekommen."

Die übrigen Personen in „Uli dem Pächter" sind uns sämmtlich schon bekannt. Nur Vreneli entwickelt erst als Frau den ganzen Reichthum und die tiefe Seite ihres Wesens und in Uli's Krankheit steht sie in voller Glorie da. Ihr Charakter ist von schönstem Ebenmaaß, ohne Härte und ohne Schwäche; sie ist von großem Verstand und zugleich von lebendigster Empfindung. Alles steht ihr wohl an. Ein herrliches Bild!

Ihr gegenüber, wie dem Licht der Schatten, steht die verwöhnte, in jeder Beziehung falsch erzogene Bauerntochter Elisi, die schon in „Uli dem Knecht" eine bedeutende Rolle spielt und dem Charakter Vreneli's gleichsam zur Folie dienen muß. Es ist eine burlesk-widrige Figur, die sich zum Adoptivmädchen Vreneli so verhält, wie ihr Vater Joggeli zum Bodenbauer Johannes. Kein Leser von „Uli dem Knecht" wird jene komische Scene vergessen, da Elisi mit dem Sonnenschirmchen auf's Heufuder steigt und nicht mehr herunter kann, bis Uli sie herabholt. In „Uli dem Pächter" erfüllt sich ihr trauriges Schicksal, welches man längst ihrer warten sah. Man hat diesem Charakter Verzerrung vorgeworfen. Leider aber ist dieß widrige, verkehrte und verkrüppelte Wesen nur zu sehr der Wirklichkeit entnommen. Bitzius schreibt daher einem Freund, der ihm diesen Vorwurf machte, Elisi sei zu sehr Carricatur, zu seiner Rechtfertigung ganz lakonisch: „Du hast am Solothurner-Schießen die Bauerntöchter nicht gesehen, welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen trugen, in der andern Hand ein elegantes Sonnenschirmchen und mit grünen Schleiern behaftet waren." „Ich hätte sie anspucken mögen", setzt er derb hinzu.

Eine noch wichtigere Figur ist Elisi's Vater Joggeli, der eigentliche Thersites des Buches, von meisterhafter Zeichnung und der unnachahmliche Typus von Charakterlosigkeit

mit all den hundert Zügen, die sie in ihrem Gefolge hat. Die ganze Wirthschaft auf der Glungge sieht nach dem Meister aus, und was ihn einzig noch hält, ist seine Frau, die treffliche Base, Vreneli's Erzieherin. Nach ihrem Tod bricht Alles zusammen, was schon lange den Einsturz drohte. Diese Glungge-Bäuerin ist eine jener regierenden Bäuerinnen, die Bitzius so sehr liebt, verständig, klug, gewiegt im Hauswesen, von geradem Sinn und Gefühl, resolut im Handeln, einsichtig im Rathen und Ueberlegen, ein mittlerer Charakter von großer Tüchtigkeit und Wahrheit.

Von den Nebenfiguren sind der Baumwollenhändler und Johannes, Elisi's Bruder, von Bedeutung. Der erstere ist ein windiger Prahler und Industrieritter, dessen Bild ebenfalls nicht aus der Luft gegriffen ist, einer von jenen Leuten, die nur auf Abenteuer und Prellereien ausgehen und dumme eitle Mädchen von Elisi's Schlag in ihr Garn zu jagen suchen, was ihnen auch gewöhnlich gelingt. Johannes, der Bauernsohn aus der Glungge, ist die bessere Natur von den Beiden, von ursprünglich gutem Kern, aber ganz falsch erzogen, den Bitzius nicht ohne Absicht den Bauernstand aufgeben, das väterliche Erbgut verlassen und das zwar in verständiger und fähiger Hand gewinnreiche, aber für halt- und gedankenlose Leute gefährliche Gewerbe eines Wirths ergreifen läßt. Auch kömmt er in wenig Jahren so herunter, daß er bei'm Tode des Vaters die Glungge in fremde Hände übergehen lassen muß. —

Ein anderer Wirth, Uli's eigennütziger Freund, bei dem es einmal einen Gevatterschmaus giebt, spielt keine ganz sekundäre Rolle und ist ebenfalls eine von jenen Personen, welchen wir im Leben oft begegnen, die „mit schlauem Verstand, kaltem Herzen und holdseligem Wesen sich ein schön Stück Geld zu verdienen wissen." „Er war, sagt Bitzius drollig und sarkastisch, ein dicker, schwerer Mann, jeder Zoll an ihm ein Centner Holdseligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll saurer Engländer hätte süß machen können."

Alle diese Figuren gruppieren sich sehr gut um Uli und Vreneli herum, und diese Letztern heben sich aus so vielen halben oder zweideutigen Elementen mit ihrem tüchtigen Willen und bessern Sinn um so schöner hervor. Ob Uli indessen, wie der Verfasser im Vorwort sagt, als jener Meister gelten könne, „welcher in den Banden der Welt lag, und welchen der Geist wirklich frei gemacht," könnte bei dessen vorwiegender und rastloser Erwerbbegierde noch in Zweifel gezogen werden. Doch wäre vielleicht eine andere Bekehrung, als die uns Uli darstellt, in seinen Verhältnissen eine gesuchtere und weniger wahre gewesen. Das ganze Buch hat einen gewissen alttestamentlichen Duft und ist gleichsam ein Commentar über den Text: Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen.

„Uli der Pächter" ist seines Vorgängers vollkommen würdig und eine der schönsten Schöpfungen von Bitzius. Uli und Vreneli erfreuen uns als unvergängliche Typen und müssen dem Berner insbesondere wegen ihrer Heimathlichkeit und der in ihnen liegenden Darstellung des trefflichen Kernes seines Bauernwesens stets lieber werden.

Die Produktionskraft unseres Bitzius schien unerschöpflich zu sein und stand immer noch in voller Blüthe. Denn ein Jahr nach „Uli dem Pächter" trat er schon wieder mit einem neuen größern Buche hervor, welches den Titel führt: „Die Käserei in der Vehfreude, eine Geschichte aus der Schweiz". Diese größere Erzählung, die einen ziemlich starken Band ausfüllt, ist nicht nur in mancher Rücksicht seinen bedeutenden Schriften beizuzählen, sondern steht in einigen Beziehungen einzig unter seinen Werken da. Bitzius tritt nämlich hier aus dem engern Kreise einer Familiengeschichte oder einer Erzählung, die sich an die Schicksale eines Einzelnen oder eines Hauses knüpft, heraus, und giebt uns eine Dorfgeschichte im weitesten Sinne, eine Geschichte nicht aus dem Dorf, sondern

des Dorfes, der Gemeinde und ihres genossenschaftlichen Lebens selbst. Denn die Käsereigesellschaft, deren Stiftung und erste Blüthe der äußere Gegenstand der Erzählung ist und an welcher alle Viehbesitzer des Dorfes Theil nehmen, spiegelt die Gemeinde und ihr Leben selbst ab. Die Dorfgemeinde selbst, aus den gleichen Hauptpersonen bestehend, wird ganz dieselben Erscheinungen zeigen, wie die Käsereigesellschaft, die gleichen Zufälligkeiten, Menschlichkeiten, Intriguen und Lächerlichkeiten, wie das sociale Leben sie überall, auch in Collegien von sogenannten Hochgebildeten, gelehrten und ungelehrten Senaten und dergleichen aufweist, und zwar deswegen, weil, wie Bitzius im Vorwort treffend sagt, „das Leben der Luft gleicht, die oben und unten gleich ist, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, und weil sich die Menschen von Natur in sittlicher Beziehung viel näher stehen, als man ihrem Aeußern nach glauben sollte.“ — Von „communistischem Treiben einer schweizerischen Landgemeinde mit seinen Tollheiten und seinem Trotz,“ wie ein deutscher Literat es in der „Vehfreude“ dargestellt finden will, haben wir in dem Buche nichts entdecken können. Es ist eine Aktiengesellschaft, deren Gegenstand Käserei ist, und die ihrer Natur nach zu allerlei Mißbräuchen und Malversationen Anlaß giebt; nichts weiter. In derselben spiegelt sich allerdings das ganze Dorfleben.

Und in der That, wie bewegt und vielgestaltig ist dieses Leben, das uns die „Vehfreude“ darstellt! wie reich an Charakteren, Lagen, Verwicklungen, Krisen, Episoden! wie sicher ist die Zeichnung der Figuren, auch der unbedeutendsten! wie gut sind alle gegriffen! Der Humor des Verfassers ist unerschöpflich, sein Witz wahrhaft verschwenderisch, und dessen Derbheit wird feinen Nerven oft zu stark. Und welchen Sprachreichthum, welchen Schatz von Sprüchen, Wendungen, plastischen Provincialismen findet der Sprachkundige und Sprachforschende in diesem Buche! Die heiterste Jovialität herrscht überall, das Komische und Burleske ist oft fast zu gehäuft, allein wir

staunen über diesen Naturreichthum, diese üppige Vegetation, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Wir gehen deswegen über die Mängel, besonders der Form, über die Grobheit einzelner Ausdrucksweisen leichter hinweg, weil wir einen gleichsam ungezähmten Naturtrieb walten sehen und eine solche wilde Kraft mit ihren Auswüchsen uns als das Seltenere erscheint gegen die Zahmheit und Glätte so vieler Erzeugnisse gehalten, denen kein produktives und schaffendes Talent zum Grunde liegt. Es wäre uns bei der Nothwendigkeit, den reichen Stoff, den uns Bitzius bietet, zu beschränken und uns nicht zu weit führen zu lassen, nicht möglich, die vielen Charaktere, die in dem Buche vorkommen, einzeln zu durchgehen. Ein paar Worte mögen genügen. Eine Dame von Urtheil und Geschmack hat die Bemerkung gemacht, daß man die bessern Figuren in der „Vehfreude“, wie Felix und Aenneli, lieber herausnehmen und in eine bessere, weniger schmutzige Umgebung versetzen möchte. Es ist wahr, die Farben sind grell aufgetragen; allein diese Hauptcharaktere träten weniger in's Licht, wenn sie nicht gerade durch Nebenfiguren und Umgebungen von so niedriger Art contrastirt würden, wie sich auch im Leben das Gute neben dem Bösen findet. Auch sind Felix und Aenneli nebst ein paar Andern nöthig, um dem Gemälde, das sonst gar zu Rembrandtisch ausfiele und gar zu viel des Trivialen, Gemeinen und eigentlich Schlechten enthalten würde, sein Licht und seine Sonne zu geben. Ein vertrauter Freund von Bitzius schrieb ihm von der „Vehfreude“, es sei ihm denn doch etwas zu viel Dreck und Gestank in diesem Buch. Dagegen könnte wieder die Bemerkung eines ausgezeichneten Künstlers gehalten werden, welcher sich gegen den Verfasser dieser Biographie äußerte, er habe in keinem andern Buch von Bitzius so reichen Stoff zu Genrebildern gefunden.

Eine ganz eigenthümliche Seite der „Käserei in der Vehfreude“ ist die staunenswerthe technische Kenntniß, die Bitzius in Betreff der Käsebereitung, aller bei derselben vorkommenden

Manipulationen und des ganzen Geschäftes an den Tag legt. Diese Darstellung des Technischen wurde ihm lächerlicher Weise von Einigen sehr übel vermerkt, als ob er die Eleusinischen Geheimnisse ausgeplaudert oder sonst eine Geheimlehre der Welt verrathen hätte. Wäre dieß der Fall, so müßten die vielen Schweizer-Sennen, die im Ausland zur Käsefabrikation angestellt sind, noch gefährlichere Leute sein. Es werden wohl andere Dinge sein, die diesen Zorn über die „Vehfreude" erregt haben. Jedenfalls war er ein ziemlich komischer.

Das kleine Büchlein „Hans Jakob und Heiri, oder die beiden Seidenweber" (es erschien **1851**), war eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch den Wunsch einiger einsichtiger Freunde aus Basel, bei den dortigen Seidenwebern, besonders auf dem Lande, das so nützliche Institut der Sparkassen beliebt zu machen und dessen Einführung zu befördern, gegen welche noch manches Vorurtheil obwaltete, obwohl einzig dadurch, besondere Fälle ausgenommen, der fleißige Arbeiter in den Stand gesetzt wird, sich eine Zukunft zu bauen und aus dem Zurückgelegten einen verhältnißmäßigen Wohlstand zu sichern. Bitzius war wirklich ein trefflicher Commentator und Ausleger dieser Einrichtung. Sein Büchlein ist ganz in der Art von Hogarth's fleißigem und unfleißigem Lehrling angelegt, wenn auch Hans Jakob nicht Bürgermeister und Heiri nicht gehängt wird. Zwei Webergesellen in Baselland beginnen nämlich ihre Laufbahn unter gleichen Verhältnissen, aber mit ungleichem Sinn. Der Eine erntet nach vielen Mühsalen und Anstrengungen die Früchte seines Fleißes, der andere diejenigen seines Leichtsinns und seiner Trägheit. Das Thema ist, wie man sieht, ein alltägliches; allein Bitzius weiß die Lebensläufe der beiden Weber in ihrem natürlichen Verlauf so gut aus einander zu halten, so mit kleinen Episoden zu schmücken und anmuthig zu machen, der Ton des Ganzen ist so sehr in Franklin'scher Weise gehalten, indem Sparsamkeit und Arbeitsamkeit verbunden mit moralischen und religiösen Grundsätzen, wie vom großen Ame-

rikaner, als das Alpha und Omega vernünftigen Lebensglückes dargestellt werden, daß wir uns sagen müssen, so müsse man schreiben, wenn man dem Volk wahrhaft nützen, dasselbe über seine Bedürfnisse und Zustände aufklären und im Kleinen anfangen wolle, zu bessern und zu helfen, damit es im Großen möglich werde. Auch hier erhalten wir belehrende Aufschlüsse über das Verhältniß zwischen Seidenherren und Seidenarbeitern, über die ganze innere Oekonomie dieses für Basel, Stadt und Land, so wichtigen Gewerbszweiges. Der eigentliche Zweck des Büchleins, die Empfehlung des Sparkassensystems in Baselland, wird ganz unmerklich und fast nur beiläufig eingeführt und erreicht, indem Hans Jakob oder vielmehr dessen Frau durch vernünftigen Rath zur Einlegung vermocht wird; aber die Erzählung drängt so in allen Theilen auf diesen Kern, die Einprägung haushälterischer Grundsätze, besonders für solche Gegenden von Fabrik- und Hausindustrie, hin, daß sich das Resultat wie von selbst ergiebt und wieder das Beispiel selbst den Prediger macht. Das Büchlein, wir wiederholen es, ist ganz im Geiste eines Franklin, und dieser würde es ein vortreffliches genannt haben.

Bitzius' Geist rastete nimmer, und hätte er auch eine Pause in seinem Schaffen machen wollen, die Bewegungen der Zeit hätten ihm keine Ruhe gegönnt. So sind die „beiden Seidenweber" wieder nur ein kleines Intermezzo, welchem bald ein größeres Werk folgte, das unter seinen Schriften eine besondere Stelle einnimmt, weil es, um mit Bitzius selbst zu sprechen, „wie kein anderes seiner Bücher von sogenannter Politik strotzt" und dem politischen Kampf eigentlich gewidmet ist, während in den meisten andern Schriften das Politische nicht Zweck sondern nur Beiwerk ist. Wir sprechen vom „Zeitgeist und Bernergeist" der 1852 erschien. Auch dies Buch muß aus der Zeit, in welcher es geschrieben ist, erklärt werden, wenn man es richtig verstehen und dem Verfasser, der hier mehr als je als Parteimann auftritt, nicht Unrecht thun will.

Der „Zeitgeist und Bernergeist", der wirklich seiner politischen Polemik wegen dem Verfasser, außer seiner Kalender-Wirksamkeit die meisten Feinde erweckte, wurde nämlich in der Zeit der heftigsten Parteiung im Kanton Bern geschrieben. Im Jahre **1850** hatte dort ein Umschwung der Dinge in conservativem Sinne stattgefunden. An die Stelle der radikalen Regierung war eine conservative getreten, und nun begann von Seite der Partei, welche als radikale die Opposition bildete, ein Angriff und Kampf innerhalb und außerhalb des Rathsaales, wie ihn der Kanton Bern in dieser Heftigkeit und Zähigkeit noch nie gesehen hatte. In diese Zeit fällt der „Zeitgeist und Bernergeist". Wir werden später bei der allgemeinen Beurtheilung von Bitzius als Schriftsteller seinen politischen Standpunkt überhaupt näher erörtern und discutieren, so daß wir hier, wo wir bloß von einem bestimmten Buche sprechen, kürzer sein können und nur das zur Erklärung des Buches Nöthige zu sagen brauchen.

Der „Zeitgeist und Bernergeist" ist allerdings eine Gelegenheitsschrift oder, wenn man will, eine politische Parteischrift. Nur müssen wir die Bemerkung wiederholen, daß Bitzius die Politik nicht vom gewöhnlichen Standpunkt ansah, daß er nicht Politiker vom Fach, Staatspolitiker, um uns so auszudrücken, war und auch nie als solcher sich hervorthun wollte, sondern bloß als Republikaner auch in Betreff der Politik sich berechtigt und verpflichtet hielt, für seine Grundsätze, für Dasjenige was er im Staat für recht und heilsam hielt, mit Rede und Schrift einzustehn und nach dem Solonischen Grundsatz, welcher der wahre ist, Partei zu nehmen. Er war demnach nicht Politiker aus Lust und Leidenschaft, sondern blos nothgedrungen, wo er sagen zu müssen glaubte: „Ich kann nicht anders!" Und wenn er die Offensive ergriff, so war es stets blos diejenige die, nach militärischen Grundsätzen, von einer guten Defensive unzertrennlich ist. Er sagt daher im Vorwort zum „Zeitgeist und Bernergeist" so offen als mög-

lich: „Der Hauptgrund, warum der Verfasser auch bei'm besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europa's." In einer frühern Stelle dieses Vorworts sagt er ferner „die Liebe zu der wahren, christlichen Freiheit, die ihm als gebornem und nicht gemachtem Republikaner nicht nur lieb, sondern, da er in derselben aufgewachsen, Bedürfniß sei, habe ihn gedrängt Schriftsteller zu werden, und zwar als er bald vierzig Jahr alt gewesen. Er habe gewußt, was er wollte. Er sei für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen in die Schranken getreten." — So müssen wir den „Zeitgeist und Bernergeist" im Sinn des Verfassers als eine Art Vertheidigung pro aris et focis ansehen, gerichtet gegen Principien und Tendenzen, die Bitzius gefährlich schienen und die grade damals in seinem Heimathcanton sich besonders geltend machten.

Der Titel „Zeitgeist und Bernergeist" lautet etwas sonderbar und ist nicht ganz klar. Frägt man sich, was unter Zeitgeist und wieder unter Bernergeist zu verstehen sei und was Bitzius dabei vorgeschwebt habe, so würde die Umschreibung etwa so lauten: das Schlimme des Zeitgeistes gegenüber dem Guten des alten Bernergeistes. Wir haben gesehen, daß Bitzius nirgends ein eigentlicher laudator temporis acti, ein Verfechter starrstabiler Grundsätze ist, vielmehr als eifriger Reformer (wie im Schul- und Armenwesen) und, wenn man eine nun veraltete Bezeichnung wählen will, als so geheißener Altliberaler gelten kann, wenn er auch nicht für Verfassungen schwärmte und allen neuen Dingen und Leuten nachlief. Er konnte daher im „Zeitgeist und Bernergeist" nur das Erhaltens-

werthe, Tüchtige des alten Geistes dem Verderblichen des Neuen, des „Zeitgeistes", entgegensetzen wollen. Diesen Gegensatz nun stellt er dar durch zwei angesehene Bauernfamilien, die durch mancherlei Bande verknüpft sind, deren Häupter aber entgegengesetzten politischen Partheien angehören und in Folge dieser verschiedenen politischen Richtung auch im Regiment und Leben der Familie getrennte Wege einschlagen. Die mehr altväterischen Lebensgrundsätze und die damit verknüpfte Lebensweise und Familienleitung des Ankenbenz gereichen ihm und seinem Haus zum Heil und bringen Wohlstand und Blüthe, während umgekehrt Hunghans, in den Strudel des politischen Lebens gerissen, jene Grundsätze verläßt und dem ökonomischen und moralischen Ruin entgegengeht, wobei der in seiner eigenen Familie vorhandene Gegensatz zwischen altem und neuem Leben das Bild noch greller macht. Wenn man aus dieser Darstellung den allzu raschen Schluß zöge, Bitzius habe mit diesen Parallelbildern die so geheißenen Radikalen in Bausch und Bogen als Lumpen, die so geheißenen Conservativen aber als die Gerechten und Gesegneten des Landes darstellen wollen, so würde ihm ein Vorwurf gemacht, der, wenn er wahr wäre, kaum entschuldigt werden könnte. Denn abgesehen davon, daß in allen Partheien, wie in allen größern Genossenschaften, sich Gut und Bös ziemlich gleich gemischt findet, wird auch der politische Grundsatz des Hausvaters nicht nothwendig auf dessen Lebensweise und Hausregiment absolut bestimmend einwirken, und es wird im Kanton Bern, wie in der übrigen Welt, eben so wohl ganz solide radikale und ganz lüderliche conservative oder antiradikale Hausväter geben, als umgekehrt. Dessen ungeachtet kann man dem Lebensbild, welches uns Bitzius in Hunghans und seiner Familie gegeben hat, die volle Wahrheit und Treue nicht absprechen und es bleibt ganz fest stehen, daß, wer so wie Hunghans Politik treibt, den Radikalismus so versteht wie er, auch die nämlichen Erfahrungen machen und, wie er, erst durch traurige Erlebnisse und mit großem

Schaden werde klug werden müssen. Da es aber viele so unselbstständige Naturen giebt wie Hunghans, und da nicht zu leugnen ist, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zur Zügellosigkeit und zu flottem, der Zukunft vergessendem Leben größer ist, so konnte Bitzius sein Buch ganz passend und zweckmäßig für diese Vielen geschrieben haben, die ihm der Warnung und der Aufklärung zu bedürfen schienen, weil sie aus Beschränktheit freiwillige Sclaven eines zügellosen, unordentlichen Wesens wurden, das mit rein politischen Grundsätzen nichts mehr zu schaffen hat. Diesen Eindruck hat uns der „Zeitgeist und Bernergeist“ gemacht. Er schien uns geschrieben für die Unselbstständigen und leicht Verführbaren unter den begüterten Landleuten und gegen das Aufgeben einer grundsätzlichen und geordneten Lebensweise gerichtet, ohne welche weder für den Einzelnen noch für die Familie Gedeihen ist. Die frivole und grundsatzlose Lebensweise ist es, die Bitzius bekämpft und perhorresciert, und wenn er unter den Ursachen dieser Lebensweise ein gewisses politisches Treiben, ein Nachwirken einer bestimmten Art von Politik findet, so wird er unerbittlich dagegen zu Felde ziehen, Haus und Familie gegen das Einreißen so loser Maximen zu schirmen suchen, ohne deshalb das Unrecht begehen zu wollen, eine ganze politische Partei auch als Privatleute an den Pranger zu stellen.

Bitzius sagt es übrigens im Vorwort, daß er nur das bekämpfe, was er „die Sekte des Radikalismus, das eigentlich propagandistische und zersetzende Wesen desselben“ nennt, und daß er darauf rechne, alle diejenigen Radikalen, deren radikale Politik nicht über die Grenzen der eigentlichen Politik gehe, denen sein Kampf nicht gelte, und die bloß (irriger Weise) sich an diese übertreibenden und destruktiven Tendenzen anschließen zu müssen glaubten, um ihrem politischen Grundsatz nicht untreu zu werden, auf seiner Seite zu sehen, so bald sie dieses Sektenartige und mithin Tyrannische erkannt haben würden. Da das Buch, wie gesagt, während des heftigsten Parteistrei-

tes geschrieben wurde und Bitzius gleichsam den Feind vor den Thoren sieht, so konnte es nicht fehlen, daß das politische Raisonnement, Reden und Betrachtungen, die dahin zielen, vorwiegen und auch in Betreff von Sprache und Form Vieles auszusetzen ist, was dem Verfasser den sarkastischen Vorwurf eines ostschweizerischen Recensenten zuzog, daß er von jeder Bohnenstange den Weg zur Regierung, Staatskasse, Verfassung, kurz zur Politik zu finden wisse, daß sogar das „Salatanni" über Tourte und Almeras (die Genfer Nationalräthe) schimpfe und das Ganze nur wie eine politische Flugschrift zu betrachten sei. Es hieße jedoch den poetischen und psychologischen Werth des Buches bedeutend unterschätzen, wenn man nicht mehr darin finden wollte. Trotz aller Politik, die dem „Zeitgeist und Bernergeist" allerdings seine Färbung giebt, wie sie damals auch das Leben des ganzen Kantons fast ausschließlich beherrschte, ist das Buch voll poetischen Reizes und von der frischesten Lebensfarbe und steht darin anderen Schriften von Bitzius wenig nach. So ist Ankenbenz eine der erfreulichsten und schönsten Figuren von Bitzius, voll Maaß und Kraft, freilich mit jenem Zuge von Klugheit, die einem energischen Handeln für eine feste Ueberzeugung meist im Wege steht, aber ganz dem Charakter des ehrenfesten Bernischen Bauers entnommen ist. Benz wird übrigens hierin mehr als ergänzt durch seine Frau, Lisi, die Bäuerin, „die Kartätschen im Munde führt, und deren Worte nicht bloß durch Mark und Bein, sondern durch Dorf und Gau und über Berg und Thal gehen", die übrigens da sie selbst die Sachen nicht auszufechten hat und ruhig zu Hause bleiben kann, die diplomatische Weise ihres Mannes gut ausschelten und über Lässigkeit reden hat. Zu Lisi's imperatorischer Natur steht dann wieder in trefflichem Gegensatz ihre Freundin Gritli, Hunghansen's Frau; wie rührt uns das Seelenleiden, der verzehrende Kummer dieser nicht zum siegreichen Bestehen täglich wiederkehrender Kämpfe und Verdrießlichkeiten geschaffenen Natur! wie wohl mögen wir diesem Gemüthe, das

„manches Jahr auf den Wellen gereizter Empfindungen unstet und ruhelos auf dem Meer des Lebens umhergetrieben worden", die endliche Ruhe und den Frieden der Versöhnung gönnen! Gritli's sanftes, einem Abendhauch ähnliches Sterben und die nachfolgenden Scenen sind Bilder von unendlicher Tiefe und Wahrheit. — Das junge Gritli und der junge Ankenbenz sind auch ein recht stattliches Paar, doch stehen sie mehr im Hintergrund und ihre Liebe muß sich vor dem Getöse des politischen Treibens verstecken. Hunghans selbst ist ebenfalls sehr gut gehalten. Weder von Uebertreibung noch von politischer Schadenfreude ist eine Spur bei dessen Zeichnung zu finden, so daß er uns fortwährend großes Interesse einflößt.

Der „Zeitgeist und Bernergeist" wird, in den Rahmen seiner Zeit gestellt und aus derselben erklärt, immer ein bedeutendes Buch bleiben, wenn auch mehr für den Berner selbst, für den es geschrieben ist, als für fern stehende Leser. Für den Berner ist es deswegen von Wichtigkeit, weil es Zustände und Erscheinungen fixirt und plastisch darstellt, die wieder verschwinden und die für die Geschichte des Landes und für Politik und Psychologie überhaupt interessant sind. Wir erinnern nur beispielsweise an die Großrathswahl und die komischen Zufälligkeiten und Mysterien derselben.

Wie den „Zeitgeist und Bernergeist", so traf auch das letzte größere Werk von Bitzius, nämlich „die Erlebnisse eines Schuldenbauers", welches mit dem Jahr 1854, dessen Ende der Verfasser nicht mehr erlebte, herauskam, der Vorwurf, daß die Parteipolemik zu sehr darin vorherrsche und daß die Conservativen stets als die einzig Gerechten und Frommen, die Radikalen hingegen als Lumpen und Taugenichtse hingestellt würden, die nur den Schatten zum Gemälde hergeben müßten und die Ersteren einzig an ihrem, wie Bitzius meine, doch wohlverdienten irdischen Floriren hinderten, also gleichsam die Rolle der bösen Geister spielten. Das wäre nun wirklich eine schlimme Sache, allein wir haben in dem Buche etwas ganz

Anderes gefunden. Vorerst hat dasselbe nicht wie der „Zeitgeist“ einen ausgesprochenen politischen Zweck. Die Politik ist gar nicht Hauptsache, sondern wird nur beiläufig hineingezogen, in so fern Bitzius gegen die Staatseinrichtungen eifert, welche wegen zu weit getriebenem Formalismus und strenger Trennung aller Befugnisse und Gewalten und wegen der daraus entstehenden Scheu aller Staatsbeamten, sich durch die kleinste Ueberschreitung dieser so abgezirkelten Befugnisse verantwortlich zu machen, den Ehrlichen aber Unbehülflichen, namentlich den kleinen Besitzer, nicht mehr nachdrücklich in seinem Eigenthum und seinen Rechten schützen und namentlich gegen Prellereien und Umgarnungen aller Art sich machtlos erweisen, welche ihm von Seite jener gefährlichen und in aller Herren Länder zahlreichen Klasse von gewissenlosen Spekulanten, habgierigen Geschäftsmäklern und Auftreibern drohen. Diese Klasse, die keinen Stand oder Beruf ausmacht, aber leider überall zu finden ist, und von den Verlegenheiten bedrängter Schuldner, von dem Aufspüren und Ausbeuten fremden Unglücks oder dumm-gutmüthigen Vertrauens lebt, hat Bitzius im Schuldenbauer auf's Korn genommen und zu zeichnen versucht. Solche Leute werden auch in bewegter und zwiespältiger Zeit am sichersten ihr Wesen treiben, und da sie sich die herrschenden Meinungen und Phrasen aneignen und sich in den Mantel der jeweilen geltenden politischen Redensarten hüllen, so werden sie hie und da zu einiger Bedeutung gelangen, und wer dann ihr Treiben entlarvt und aufdeckt, den werden sie für einen Volksfeind und Aristokraten und „Störer des Freundschaftsbundes“ ausschreien, während er bloß die Thorheit vor der Arglist warnen und den Ehrlichen und Fleißigen die Schlingen und Gefahren zeigen will, die auf die Früchte ihres Fleißes und auf ihre Zukunft lauern. Der Zweck des „Schuldenbauers“ ist also, auf diese häufige Quelle von Verarmung und Unglück aufmerksam zu machen und den Staat auch auf diesem Gebiete zum Aufsehen zu mahnen und seine Unterstützung zu verlangen, die er da-

durch leisten solle, daß er „ein klar Recht über dem Volke aufstelle, einfach, ähnlich Gottes Wort, verständlich auch den Unmündigen, und daß dieses Recht von einer wackeren Hand verwaltet werde, die allen sichtbar, allen fühlbar sei.“ (Forderungen, die freilich leichter zu stellen als zu erfüllen sind.) Das Buch hat demnach einen allgemein patriotischen, gemeinnützigen Zweck, und Männer aller Parteien können aus demselben lernen und zu fruchtbaren und ernsten Betrachtungen angeregt werden.

Der „Schuldenbauer“ ist eine Art Gegenstück zu „Uli“, der aus einem Knecht Pächter und zuletzt Bauer wird, während Hans Joggi von einem freilich mit Schulden belasteten Bauer wieder zum Pächter heruntersteigt, wenn man dieß ein Heruntersteigen nennen will, da seine Lage in der Wirklichkeit dadurch gebessert wird. Bitzius hat uns anderswo einen Schuldenbauer anderer Art vorgeführt. Sepp, der Nägelibodenbauer in der „Vehfreude“, ist in ähnlichen Umständen gewesen, wie Hans Joggi, aber ihn bringt seine ganz andere Persönlichkeit, seine Klugheit, Zähigkeit, Ausdauer, sein selbstständiges Urtheil in allen Dingen über die Gefahren hinweg und hält die Schlingen von ihm fern, in welche Hans Joggi durch seine Blödigkeit, seinen gänzlichen Mangel an Menschenkenntniß, seine geistige Beschränktheit und Nichtanstelligkeit überhaupt verstrickt wird. Hans Joggi hätte sich jenen Sepp zum Muster nehmen können. Man ärgert sich vielfach über seine gar zu große Einfalt. Denn da ist schwer helfen und verhüten. Wider den Unverstand und die Urtheilslosigkeit und ihre Folgen ist nun einmal kein Kraut gewachsen. Wer, um sich Raths zu erholen, aus Blödigkeit oder weil er einen Gang scheut, statt zu soliden und rechtlichen Berufsleuten, zu Spitzbuben und Betrügern geht und den sich aufdringenden Winkelgeschäftsmann allen andern vorzieht, der hat am Ende den erlittenen Schaden sich selbst beizumessen. Goethe sagt zwar sehr schön in seiner „natürlichen Tochter“:

Was ist Gesetz und Ordnung, können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?

Allein keine Staatsordnung hat noch eine Panacee erfunden gegen diesen täglichen und kleinen Krieg der Schlauen und Eigennützigen mit den Einfältigen und allzu Vertrauenden, und wer es unternehmen wollte, die Staatsgewalt so weitreichend und überall hin eingreifend zu machen, daß alle Hans Joggi vor dem Uebel bewahrt werden könnten, müßte eine Polizeigewalt und einen Apparat von väterlichen Zwangsmaßregeln herstellen, deren Nachtheile den gutgemeinten Zweck wirksameren Schutzes der Beschränkten und geistig Unmündigen bei Weitem überwiegen und des Uebels mehr schaffen würden, als vorher war, nur in einer andern Richtung. Gesetze können hier so wenig Alles thun, als deren Vollzieher. Sie müssen den Bürger seiner eignen Klugheit, dem Instinkt der Selbsterhaltung überlassen. Sie können nicht für ihn sehen, wachen, rathschlagen.

Der „Schuldenbauer" ist seiner Anlage und seinem Zweck nach, wie der Bauernspiegel, Dursli, der Geltstag und andere Schriften von Bitzius, ein Schattengemälde. Der Verfasser sagt es im Vorwort selbst, das Buch sei geschrieben aus Erbarmen für die Ehrlichen und Fleißigen, und zwar mit Pein geschrieben, denn wohl werde es einem nicht in dieser trüben Luft. Hierin liegt der Hauptcharakter und die ernste Bedeutung desselben. Bitzius giebt zwar die Heilmittel für die „in den Erlebnissen eines Schuldenbauers" geschilderten Gebrechen im Staatsleben nicht an, und könnte dies auch nicht. Denn von Vielem, welches da gerügt wird und was wir beklagen, können wir doch nur mit dem englischen König Heinrich sagen:

Sind dies Nothwendigkeiten,
Ertragen wir sie als Nothwendigkeiten!

Gleichwohl müssen wir gerade in diesem Buche von sehr unerquicklichem Inhalt den Freimuth bewundern, mit welchem

Bitzius gegen diese mehr in der Tiefe liegenden Uebel und Zustände zu Felde zieht, er, der Einzelne, nur in privater Stellung stehende, der nur seinem Drange folgt, Ungerechtigkeit zu bekriegen, wo sie auch sich zeige. Wir können dem Dichter unsre Hochachtung und unsre herzliche Theilnahme nicht versagen, der hier fast mehr als in einem andern seiner Werke zum wirklichen Jeremias wird, „den des Volkes jammert", der ein so warmes Herz für das Volk hat und der besonders die Armen, die Schutzbedürftigen, die Einfältigen, die der Versuchung und der Betrügerei allerwärts Ausgesetzten durch die ungeschminkte, wahre Darstellung ihres von so vielen Seiten umlauerten und bedrohten Lebens warnen oder die Macht des Staates zu ihrem wirksameren Schutz aufrufen möchte. Bitzius ist ernst, wie der alt-testamentliche Prophet, er zürnt wie ein Jeremias oder Jesaias, aber dieser Zorn ist zugleich ein klagender, ein Zorn des tiefsten Mitgefühls, einer Liebe zum Volke, die sich nicht erheucheln läßt, und zwar zum lebendigen, handelnden, duldenden, arbeitenden Volke.

Es ist rührend, ihm zu folgen, wenn er uns die Schicksale und Erlebnisse dieser braven aber gedrückten Familie schildert; mit wie liebevoller Sorgfalt hat er alles Einzelne ausgespäht und die tausend kleinen Züge aufbewahrt, die auch dem Leben dieser Menschen Physiognomie und Farbe verleihen! Wie greift nicht z. B. der Tod des kleinen Hans Ueleli in das Leben dieses Hauses ein! wie gut weiß Bitzius diesen unverdrossenen Muth und die felsenfeste Ehrlichkeit zu schildern, welche die Familie dieses Schuldenbauers durch die Klippen und Stürme ihres oft so trost- und aussichtslosen Lebens hindurchsteuern, eines Lebens, von welchem fürwahr auch „was köstlich daran war, Mühe und Arbeit gewesen".

Es ist als ob Bitzius in diesem letzten Buch den Aermern und Gedrückten im Volke ein Vermächtniß seines warmen Herzens für sie hätte hinterlassen wollen. Das Buch ist in der That wie mit seinem Herzblut geschrieben, und des Trau-

rigen ist weit mehr als des Erfreulichen. Doch mildert der Schluß der Erzählung, die bessere Aussicht für des tüchtigen und fleißigen Hans Joggi's Zukunft, die trübe Empfindung, die uns das Ganze wohl zu geben geeignet ist.

Die „Erlebnisse eines Schuldenbauer's" haben eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem „Geltstag", der ein ähnliches Thema behandelt und eben so unerquickliche Dinge beschreibt. Doch ist zwischen Beiden der große Unterschied, daß im „Geltstag" der selbstverschuldete Ruin auf der Gnepfi unser Mitleid nicht gewinnen kann und daß man von Steffen und Eisi sagen muß: Ihr habt es so gewollt! während dies bei'm Schuldenbauer ganz umgekehrt ist, indem er unsre Sympathie in hohem Maaß durch seine Tüchtigkeit und Beharrlichkeit in Anspruch nimmt, wenn wir uns auch vielfach über seine Leichtgläubigkeit und Blödigkeit ärgern.

Wir sind nun unerwartet und allmählig an's Ende der schriftstellerischen Laufbahn von Bitzius gekommen und stehen leider auch dem Ende seines reichen Lebens nahe, von dessen letzten Tagen uns einzig noch zu erzählen übrig bleibt. An dieser Stelle angelangt, gewärtigen wir wiederholt den Vorwurf, daß wir von seinem Leben (außerhalb des schriftstellerischen Wirkens), das man nicht kenne, zu wenig, von seinen Schriften, die man ja schon kenne, zu viel gesprochen. Allein wir wiederholen es auch hier: seine Schriften sind sein Leben selbst, sind wenigstens das einzig Merkwürdige in demselben, da dessen ebener Verlauf dem klaren Bache gleicht, in welchem man jeden Kiesel zählen kann, und welcher nie trübe oder aus seinem natürlichen Flusse hinaus gedrängt oder verschüttet wird. Der Mann selbst wird durch seine Schriften vollkommen durchsichtig, und der eingeschlagene Weg reut uns so wenig, daß wir bezeugen können, wie es uns oft viel gekostet, bei einzelnen Schriften nicht länger zu verweilen. Wir mußten uns von Einzelnem mit Gewalt losreißen und haben auch, um nicht zu weit geführt zu werden, eine Menge kleinerer

schriftstellerischer Produkte nicht erwähnt, über die noch Manches zu sagen gewesen wäre. Um diese Letzteren jedoch nicht ganz zu übergehen und ihre Bedeutung nicht zu gering anzuschlagen, werfen wir am Schlusse noch einen flüchtigen Blick auf die „Erzählungen und Bilder", die, aus verschiedenen Zeitepochen herstammend, in fünf Bänden gesammelt worden sind, von welchen der letzte erst nach des Verfassers Tode herauskam. Diese Erzählungen sind vom verschiedensten Inhalt und Gepräge, bald sehr ernst, bald heiter und burlesk, mithin auch sehr ungleich an Gehalt und Tiefe, viele unbedeutend, einige von großer Bedeutung. Frische Lebensluft weht in Allen. Wir werden nur einige aus der Masse herausheben, die uns zu den vorzüglichsten zu gehören scheinen und den meisten dichterischen Werth haben.

In dieser Beziehung verdient zuerst „des Großvaters Sonntag" genannt zu werden, in welcher Erzählung Bitzius den kühnen Gedanken zu verwirklichen schien, die ernsteste der Scenen, die des Sterbens, mit dem ruhigen Glanz und der Heiterkeit einer Idylle zu umgeben. Alles ist unvergleichlich schön. Herrlicher kann die Sonne des Lebens nicht untergehen. Es ist der lange nachklingende, letzte Ton einer Glocke, und wir lauschen sinnend diesem letzten Verklingen zu. Wer des „Großvaters Sonntag" einmal gelesen, kann ihn nie wieder vergessen. — In anderer Weise ist „das Erdbeeri-Mareili" ein so duftiges, so ätherisches Bild, daß wir fast nicht mehr auf der Erde zu weilen glauben und die höhere Liebe dieser beiden Frauenseelen, das stille und ungekannte Leben der Einen für die Andere, als das reinste Glück empfinden, welches zwei so reinen Herzen, wie diese Mädchen, zu Theil werden kann.

„Elsi, die seltsame Magd" ist wiederum eine Erzählung anderer Art, so tief und doch so einfach angelegt und von so poetischen Momenten durchzogen, daß Gottfried Keller mit Recht sagen konnte, sie sei werth, an innerem Gehalt „Herr-

mann und Dorothea" an die Seite gesetzt zu werden. Nur ist hier der Ausgang ein tragischer. Der Untergang des alten Bern im unglücklichen Kampf gegen die französische Republik ist der große Hintergrund der erzählten Geschichte, in dessen greller Beleuchtung wie in einem blutrothen Schein das Bild sich verliert. Elsi ist eine wahrhaft tragische Heldin und ihr Christen nicht weniger ein ihrer würdiger Held.

Im Gegensatz zu „Elsi" athmen die Erzählungen „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Michel's Brautschau" (die Geschichte: wie Christen eine Frau gewinnt, die ebenfalls hieher gehört, haben wir schon früher genannt) den heitersten und schalkhaftesten Humor, sind durch und durch erquicklich und im muntersten Volksgeist eingetaucht. Die erstere Erzählung: „Wie Joggeli eine Frau sucht", ist sogar zu einem höchst lächerlichen und das Zwerchfell erschütternden Operntext benutzt worden, den man der Merkwürdigkeit wegen hinter der Erzählung abdrucken sollte, um den Unterschied zwischen reiner Natur und reiner Unnatur recht in die Augen springen zu machen. Die Thatsache beweist übrigens, wie sehr „Jeremias Gotthelf" und sein „Genre" in die Mode gekommen waren, und wir wundern uns nur, daß es keine Damenkleider „à la Jeremias Gotthelf" gegeben hat. Die Derbheit seiner Schreibart scheint ihm übrigens bei'm schönen Geschlecht durchaus nicht geschadet zu haben. Sie war eben neu und saftig.

Von großer psychologischer Feinheit ist „der Besuch", welcher ein wegen Lumpereien beginnendes Zerwürfniß zwischen jungen Eheleuten zum Gegenstand hat, welches dann von der klugen Mutter der jungen Frau noch zeitig gehoben wird und in der lokalen Verschiedenheit der Sitten zwischen den Heimathgegenden der Eheleute wurzelt. Bitzius schaut hier wieder recht in's menschliche Gemüth, namentlich in's weibliche. Das Thema dieser höchst anmuthigen Erzählung enthält einige leichte Züge von „Geld und Geist," und ist demjenigen dieses Buches ähnlich, aber das aufsteigende Gewölk im „Besuch" ist nur leicht

und wird glücklich wieder zertheilt, ehe es drohend und schwer am Horizonte sich sammelt.

Der „Besenbinder von Rychiswyl“ und „Bartli der Korber“ sind vortreffliche Zeichnungen von Originalcharakteren und namentlich rechnen wir den Letztern, Bartli, unter die schwierigsten und gelungensten Charaktere, die auf Bitzius' unendlich reicher Bühne sich tummeln. Beides sind Sonderlinge aus der streng arbeitenden und erwerbenden Klasse, denen ihre Berufs- und Lebensweise ein ganz originelles Gepräge aufgedrückt hat. Sie werden als Muster von ausharrendem Fleiß und unermüdlicher Arbeitsamkeit hingestellt, und das Leben eines Jeden, besonders Bartli's, wird uns von Bitzius in seinen kleinsten und tiefsten Falten meisterhaft auseinander gelegt.

Sehr ernste und erschütternde Erzählungen sind „Segen und Unsegen“ und „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern u. s. w.“, während „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ und „die Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler“ aus leichterem Stoff gewebt sind und als politische Genrebilder aus ganz verschiedenen Zeiten gelten können und als solche Bedeutung haben, weil Bitzius auch hier wie überall die Leute und Dinge in ihre wahre natürliche Umgebung versetzt und die Zeit durch kleine Züge plastisch und wie sie wirklich war, darzustellen weiß, ohne seine dichterische Freiheit allzu sehr zu beschränken.

Auch „der Besuch auf dem Lande“ und „der Ball“ sind, wenn auch unbedeutender, doch charakteristische und besonders für den Berner interessante Lebensskizzen. Der „Ball“ zog dem Verfasser von Seite eines deutschen Kritikers den lächerlichen Vorwurf zu, er habe durch diese Erzählung die Städterinnen persiflieren wollen und seine Rosalie Gelblächt höchst ungerechter Weise zu deren Repräsentantin gemacht, ein Vorwurf, der kundigere Leser des „Balles“ gewiß sehr belustigen wird.

Wir können an dieser Stelle nicht umhin, es zu bedauern,

daß Bitzius uns nicht mehr solche Genrebilder aus früherer Zeit, wie „der Oberamtmann und der Amtsrichter" eines ist, geliefert hat, weil man aus solchen Erzählungen die Physiognomie einer bestimmten Zeit weit besser kennen lernt, als aus allen officiellen Staatsberichten und Protokollen. Für ein paar solche mit Sorgfalt geschriebene Lebensbilder würden wir viele unbedeutendere Produkte hingeben, die er im Drange von Bestellungen und Nachfragen zu Tage fördern mußte. Es ist in mancher Beziehung als eine Calamität zu betrachten, daß Bitzius, als er einmal in die Mode gekommen war und Jedermann einen Artikel von ihm in seiner Bude haben wollte, durch dieß allseitige Drängen, dem er nicht widerstand, sich oft in einen wahren Nothzustand versetzen ließ, in welchem von ruhigem Schaffen und sorgfältiger Behandlung des Stoffes nicht mehr die Rede sein konnte. Da wurde er für Almanache, Zeitschriften, Kalender aller Art in Requisition gesetzt. So lieferte er Aufsätze in die Elsäßischen Neujahrsblätter, in das „Deutsche Leben" von Pröhle, in die Volkskalender von Nieritz, Steffens, Hofmann, ferner in die schweizerischen Alpenrosen, in die illustrierte Zeitschrift für die Schweiz, in Reithard's Kalender, in den Bernerkalender, so lange dieser erschien, und in das Berner Taschenbuch. Da mußte es wohl oft etwas fabrikmäßig zugehen. Er hätte wohl besser gethan, solche Zudringlichkeit zuweilen zurückzuweisen und „Herr seiner Zeit und König seiner Stunden" zu bleiben. Der Vorwurf eines schweizerischen Kritikers in einem Tagblatt, daß Bitzius, der immer von der soliden guten alten Zeit spreche, so mit beiden Füßen in diese leichtfertige, moderne Buchmacherei hineinspringe, wäre dann auch in Bezug auf diese kleinern literarischen Produkte unverdient gewesen, wie er es, was die größern Werke anbetrifft, jedenfalls ist. Die Gewöhnung des Arbeitens auf Bestellung und Termine ist für Produkte, die etwas mehr als Handwerksarbeit sein sollen, sehr nachtheilig, was schon große Genies durch Minderung ihres schriftstellerischen Ruhmes er-

fahren haben. Auf der andern Seite wollen wir aber auch nicht verkennen, daß wir solchem äußern Sporn vielleicht manche anmuthige oder ernste Erzählung verdanken, welche sonst ungeschrieben geblieben wäre.

Wir erwähnen zuletzt noch der „Frau Pfarrerin," dieses einfachen Lebensbildes, das uns gerade durch seine Harmlosigkeit und sein unschuldiges Genügen rührt. Da diese Erzählung die letzte schriftstellerische Arbeit von Bitzius war, die sich bei seinem Tod im Manuscript vorfand, so hat man darin Bezüge auf die Seinigen und das Vorgefühl eines nahen Todes finden wollen; und es war natürlich, daß man die wehmüthige Stimmung, in welcher man dieses kleine Vermächtniß des gefeierten Mannes, dessen Mund nun für Alle verstummt war, durchflog, in die Erzählung selbst hineintrug. Wir glauben indessen nicht, daß Bitzius dabei solche bestimmte Vorgefühle gehabt, und sein Freund Fröhlich, der schweizerische Dichter in Aarau, hat wohl recht, wenn er in seinem trefflichen Aufsatz „Aus Jeremias Gotthelf's Leben" (der den fünften Band der „Erzählungen und Bilder" einleitet, und den wir allen Freunden des Verstorbenen empfehlen möchten) sagt, er habe die „Frau Pfarrerin", so viel sich aus den Umständen schließen lasse, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftstellerarbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen geschrieben, und dieselbe sei zunächst für die „Alpenrosen" bestimmt gewesen. Doch könne er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Prediger-Wittwe zu denken. „In der Erzählung scheint uns noch ganz Bitzius' munterer Geist zu wehen, aber das stille Genügen, das harmlose Leben der guten Frau und besonders ihre Vereinsamung nach dem Tode des Mannes hat etwas an sich Rührendes und bekundet, wie ein Deutscher sich schön ausdrückt, von Neuem das große Talent des Verstorbenen, „der sich so gerne in das Leben Verlassener und Armer versenkte, um es mit dem Zauber der Poesie zu schmücken."

Nachdem wir nun mit dem Schriftsteller die eilende Bahn, die mit seinem Leben Eins war, durchlaufen, haben wir von diesem Leben selbst noch zu erzählen. Einzelne Bilder aus demselben sind der lesenden Welt schon bekannt. Wir nennen hier vorzüglich den bereits angeführten Aufsatz von Fröhlich: „Aus Jeremias Gotthelf's Leben" und die kleinere Skizze: „die Pfarre in Lützelflüh", erschienen im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 4. u. 7. Mai 1850, ein ebenfalls höchst anmuthiges und getreues Bild aus dem Leben von Bitzius, das namentlich seine patriarchalische Seite schildert.

Wir begegnen in der That vor Allem dem schönen Familienleben von Bitzius, dessen Wiederschein überall in seinen Schriften zu finden ist, und in demselben nimmt seine treffliche und liebenswürdige Gattin die erste Stelle ein. Die bescheidene Frau möge uns verzeihen, wenn wir hier ihrer erwähnen, allein das Bild von Bitzius' Leben würde eine wesentliche Lücke enthalten, wenn wir die stille aber mächtige Wirkung übersähen, welche sie auf ihre Umgebung, besonders aber auf ihren Mann ausübte, eine Wirkung, die, da sie an seinem ganzen Leben den innigsten Antheil hatte, auch in seinen Schriften nicht zu verkennen ist. Dieser Einfluß ist zwar nicht von der Inspiration der Gedanken und Gesichtspunkte zu verstehen, die ihm einzig angehören, allein er machte sich geltend in der Beurtheilung so manchen Verhältnisses, indem das heiße Feuer des für Recht und Volkswohl glühenden Schriftstellers temperiert, gemildert wurde durch die der Wärme nicht im Geringsten entbehrende Besonnenheit der Gattin, die in zurückhaltender und doch bestimmter Weise auf scheinbare Widersprüche aufmerksam zu machen, zu schroffe Kanten weicher zu machen, Uebersehenes hervor zu heben wußte. Frau Bitzius war keine gelehrte, aber eine gebildete, sehr richtig fühlende Frau von feinem Urtheil und schöner Weiblichkeit, ganz dazu gemacht, die stete und treue Rathgeberin eines solchen Mannes zu sein, der auch auf ihr Urtheil ungemein viel gab

ihren ganzen Werth erkannte, so daß wohl kein Werk von ihm ohne ihre Billigung den Lauf in die Welt angetreten haben mag. „Die innige Verbindung zwischen beiden Gemüthern," (so schreibt uns ein dem Hause sehr nahe Stehender) „wie sie inniger zwischen Mann und Frau nicht gedacht werden kann, machte sie Beide eben so fähig, Rath zu ertheilen, als Rath anzunehmen, und bewirkte, daß Keines seine eigene Ehre suchte. Sie waren eben so durch und durch Eins, hatten sich so sehr Eins in's Andere hineingelebt, daß ein Klang des Einen sofort das entsprechende Echo im Andern fand. Niemand hat daher Jeremias so völlig, so durch und durch verstanden in all seinem Dichten und Trachten, als gerade seine Frau, und er selbst würde, wenn er noch lebte, ihr diese oberste Stelle unter allen Verwandten und Freunden vindicieren. Auch verrathen ihre Urtheile über Jeremias Gotthelf's Schriften im Ganzen und Einzelnen, ihre Bemerkungen über diesen oder jenen Passus, ihre Aufschlüsse über den Grund dieser oder jener Ansichten, daß sie nicht nur eingeweiht, oft ausschließlich eingeweiht in Alles und Jedes war, sondern auch ein klares Verständniß und Einsicht in alle diese Dinge hatte." — Ihr Einfluß, der vielleicht ein um so größerer war, je mehr ihr zurückhaltendes und sich bescheidendes Wesen ihn verbarg, darf daher ein sehr bedeutender genannt werden. Und hätten wir kein anderes Zeugniß von der stillen Wirkung, die von ihr ausging, so würden diese Wirkung jene zarten und tiefen Frauengestalten bezeugen, die wir in Bitzius' Werken antreffen und von denen wir fürwahr mit dem Dichter sagen können:

> Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte.
> Ich weiß es, sie sind ewig; denn sie sind.

Wie hätte unser Dichter diese tiefen und seelenvollen Bilder schaffen können, wenn er nicht ihre urbildliche Gestalt in lebendiger Nähe hätte schauen und aus den Tiefen derselben immer neu hätte schöpfen können! Wenn uns daher diese edlen Frauengestalten von Bitzius als verhältnißmäßig höher

stehend und idealer als die Männer erscheinen, wenn das Schönste, Erhabenste, Christlichste durch den Mund von Frauen ausgesprochen wird, so seien wir auch der würdigen Frau eingedenk, die unbewußt an diesen Gestalten einen so großen Antheil haben mochte. Denn Bitzius wußte solchen Reichthum zu schätzen und sich anzueignen. Er gehörte zu den Männern,

die erkennen konnten,
Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren mag.

Unter solcher Eltern Leitung mußten auch die Kinder wohl gedeihen. Bitzius war ein guter Pädagog und ein sehr einsichtiger Vater. Er führte sie mit Ernst, aber liebevoll. Sie waren seine Freude, und er begleitete all' ihr Thun und Treiben Schritt für Schritt, es selbst gleichsam mitthuend und mittreibend, aber ohne ihre freie Entwicklung zu hemmen. Die Kinder waren unter sich sehr ungleich. Er ließ jedes in seiner Eigenthümlichkeit gewähren und that dem Naturell von Keinem Gewalt an. Milde und Freundlichkeit war der herrschende Ton dieses Hauses, ohne daß die Zucht im Geringsten darunter litt. Sein einziger Sohn Albert, jetzt ein eifriger und hoffnungsvoller Studiosus der Theologie, mußte früh das väterliche Haus verlassen und das Waisenhaus im benachbarten Burgdorf beziehen, weil der Vater von der Ansicht ausging, daß ein Knabe nur unter Knaben zur rechten Gesundheit gelange. Die beiden Töchter hingegen wurden zu Hause behalten und erzogen. Die jüngere war besonders lebhaft, und ihr Vater ergötzte sich oft an ihren witzigen Einfällen und naturwüchsigen Bemerkungen und schrieb einmal seinem Freund Maurer, wie er die Kritik seines ganzen Hausstandes über sich müsse ergehen lassen, wie auch seine Kinder daran Theil nähmen und „wie sein Jüngstes Präsident in diesem Gerichtshof sei."

Auch Bitzius' bereits erwähnte ältere Schwester Marie brachte jeden Sommer in Lützelflüh zu und war ihm eine

liebe Hausgenossin, die den freundlichen Familienkreis vergrößerte und verschönerte, von dem Jeder, der ihm nahe kam, ein heiteres, unvergeßliches Bild bewahren wird. Ein Geist gegenseitiger Liebe, fröhlicher Geselligkeit, maaßvoller Ordnung ohne Pedanterie durchdrang Alles, und wenn Bitzius in seinen Schriften Haus und Familie mit einem so schönen und freundlichen Glanz umgiebt, so war eben sein Haus und seine Familie von solchem Glanze häuslicher Tugend erhellt und das Leben in diesem Pfarrhause ein wahrhaft köstliches, glückliches Leben.

Die Lebensweise von Bitzius war eben so geordnet als einfach, und wie selten er dies eingewohnte und einförmige Geleise verließ, beweist am besten die für seine Gewissenhaftigkeit als Pfarrer rühmliche Thatsache, daß er während fünfzehn Jahren ein einziges Mal für sich predigen ließ, wie denn auch seine seltenen und kurzen Ausflüge und Reisen meist in die spätere Zeit fallen. Seine Tagesordnung war geregelt, jedoch ohne die geringste Pedanterie. Er war ein eben so vortrefflicher Benutzer der Zeit für sich, als freigebig mit der Verwendung derselben für Andere. Er stand des Morgens sehr früh auf, frühstückte schon um sechs Uhr und bereitete den Kaffee für das Familienfrühstück selbst, so daß, wenn er Besuch hatte, der Gast, der etwa früh Morgens abreisen wollte, immer seinen heitern Wirth selbst bereits im Eßzimmer mit dieser patriarchalischen Operation beschäftigt fand. Die guten Morgenstunden aber bis eilf Uhr waren der Arbeit gewidmet und Bitzius liebte es nicht, vor dieser Stunde in seinem Tagewerk gestört zu werden, wenn er auch nie eine Audienz abwies. Bei'm Mittagessen liebte er behaglich zu verweilen. Der Nachmittag war leichteren Amtsgeschäften, oder den Gängen in Schulen und Häuser oder nach der ihm so sehr am Herzen liegenden Armen-Anstalt zu Trachselwald, ferner Besuchen oder während der „Saison" dem Empfangen von solchen gewidmet. Auch der Abend, welchen nach alter Bernersitte ein

späteres Nachtessen schloß, blieb der Geselligkeit, dem Lesen von Zeitungen oder Zeitschriften oder anderer Lektüre vorbehalten. Bitzius arbeitete am Abend grundsätzlich nicht, indem er behauptete, die künstliche Aufregung und die gesteigerte Nerventhätigkeit, die diese Zeit mit sich bringe, seien dem schriftstellerischen gesunden Schaffen nicht günstig. Man kann daher mit Wahrheit sagen, die Werke von Bitzius seien alle in der Frische des Morgens geschrieben, vom frischen Morgenhauch durchweht. Bitzius hat diesen Grundsatz im Leben stets festgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke sind demnach auch in diesem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entstanden, indem er nur bestimmte Stunden darauf verwendete. Nur seine staunenswerthe Leichtigkeit im Producieren hat dies möglich gemacht. —

Seine Erholungsstunden wurden, namentlich in der schönen Jahreszeit, reichlich ausgefüllt durch sein liebevolles Interesse für Haus- und Landwirthschaft, für Feld und Garten, Obstwachs und Blumenflor und für alle die tausend kleinen Dinge, die das Leben auf dem Lande und in ländlicher Umgebung für den zufriedenen und genügsamen Geist so anmuthig, belebend und fruchtbar machen. Besonders galt den Blumen seine Pflege und Aufmerksamkeit, er nahm großes Interesse an der Cultur neuer Blumen und Gartengewächse. Auch die Thiere liebte er sehr. Er hatte eine Lieblingskatze und fütterte seine Fische und auch seine Hühner täglich selbst. Alles war stets in bester Ordnung, die Wirthschaft in Scheune und Feld ließ nichts zu wünschen übrig. Er war, wie der griechische Dichter sich wünscht, im Kleinen klein und bewahrte sich so den Sinn dafür, im Großen groß zu sein. Bitzius war früher ein sehr rüstiger Mann, der die Gänge aller Art, weitere und kürzere, sehr liebte. „Er war, wie es in dem Aufsatz: „die Pfarre von Lützelflüh“ heißt, eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesundem, durch keine Lucubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. So war auch seine Rede:

ernst und gewichtig, ohne Wortreichthum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend." — Besonders hell und klar war sein Auge, das die Menschen und Gegenstände zu durchdringen schien, ohne im Geringsten etwas Lauerndes oder Auskundschaftendes zu haben. Man könnte sagen, es sei klar gewesen wie seine Seele. — Auch sein Kopf mit den schwarzen krausen Haaren war ein männlich schöner. Bitzius liebte das Einfache und Prunklose in Allem was ihn umgab. So war auch sein Studierzimmer so einfach als möglich ausgestattet. Fröhlich beschreibt dasselbe in dem angeführten Aufsatz: „Aus Jeremias Gotthelf's Leben". „Es war ein Zwischenzimmer im ersten Stock des Pfarrhauses, mit einem einzigen Fenster gegen Mittag, von welchem aus man zwischen den Bäumen hindurch in's nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder sieht, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinblickt. Jeremias einfacher Arbeitstisch war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen." Auf einem Stuhl neben ihm lagen Parochialbücher und Fröhlich bemerkt, „daß unter diesen eins mit besonders glänzendem Goldschnitt gewesen, das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete; durch diese freilich unbedeutende Aeußerlichkeit habe er wohl zu verstehen geben wollen, es sei dieß auch ein Buch des Lebens und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden." Auch lag neben ihm die Bibel aufgeschlagen, „durch und durch, aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesen" (wie Fröhlich bemerkt). — So war das schlichte Studierzimmer beschaffen.

Bitzius liebte am meisten die kleinen, vertrauten Kreise und nichts ging ihm über ein trauliches Gespräch mit einem

guten Freund. Ein solches fehlte ihm nie. Lützelflüh selbst bot ihm solchen befreundeten Umgang. Besonders waren es die Brüder Geißbühler, angesehene, höchst einsichtige und wackre Männer, mit denen er, namentlich mit Herrn Ulrich, fortwährend im vertraulichsten Verkehr stand und so manche freundliche Stunde verplauderte. Beide waren, wie Bitzius, Freunde und Kenner des Volkes, in Geschäften erfahren und theilten Bitzius' Ansichten und Gesinnungen. Er unterhielt sich auch oft, namentlich mit Herrn Ulrich Geißbühler, über seine Schriften, theilte ihm alle Manuscripte seiner Werke mit und wußte seine Bemerkungen, seine genaue Kenntniß des Volkslebens und der Volkszustände gehörig zu würdigen. Sein Tod ließ beiden Brüdern eine nie zu ersetzende Lücke zurück. — So war ihm Freundesgespräch eine liebe Erholung, und wer das Pfarrhaus zu Lützelflüh kennt, weiß, wie viele Schattenplätzchen in der schönen Jahreszeit sich für solche engste Kreise und Gespräche darboten. Die Stunden, die Bitzius entweder im Kreis seiner Familie zubrachte oder mit einem oder zwei Freunden des Hauses, waren wohl seine glücklichsten. — Allein sein Haus war längst nicht mehr die stille, abgeschlossene Pfarrerswohnung, sondern es war eine auch so vielen ferne in der weiten Welt Wohnenden und Fremden bekannte Stätte geworden, nach welcher in der Reise-Jahreszeit so Mancher pilgerte, um den Mann kennen zu lernen, der durch seine Schriften sein Vertrauter, der Erheiterer seiner freien Stunden, der Mitdenkende seiner Gedanken und der Mitfühlende seiner Gefühle geworden war. Die Gastfreiheit, die in diesem Hause wohnte, die schöne, freie, wohlwollende Simplicität, die dort den Eintretenden empfing, ist einer der schönsten Züge in Bitzius' Wesen. Sie fließt von jenem innern Wohlwollen aus und zeigt die freie harmonische Natur an, welche der Welt und den Menschen einen Reichthum von Wärme und Leben entgegenbringt, den die Einsicht des Schlimmen in der Welt nicht verkümmern, nicht mindern oder erstarren lassen kann. Der Besuch von Fremden und Bekann-

ten war im Sommer ein sehr häufiger, und Bitzius war Allen ein so freundlicher Wirth, man fühlte sich in diesem Pfarrhause so heimisch, die Unterhaltung war so belebt, so geistreich und ungezwungen, daß Mancher, der, aus weiter Ferne kommend, die Heimath von Jeremias Gotthelf nicht leicht wieder zu sehen hoffen konnte, mit bewegtem Herzen diese gastliche Schwelle verließ. Man konnte an jenes Haus von Stauffacher denken, das, Jedem offen, an der Straße stand und in welchem Friede, Freiheit und Mannlichkeit wohnte. Der Verfasser dieser Biographie gedenkt noch der Scene eines solchen Fremdenbesuches, die zu seinen anmuthigsten Erinnerungen gehört. Es war ein herrlicher Sommersonntag vor etwa sechs Jahren, einer jener Sonntage, wie sie so oft in Bitzius' Schriften geschildert werden, im ganzen Glanze der Natur und der feiernden Menschenwelt. Bitzius hatte schön über die pharisäische Anschauung des Sonntags gepredigt, und ein schönes Gellertlied, vom gemischten Chor der Jugend gesungen, hatte die kirchliche Feier beschlossen. Nach schnell verflogenem Morgen saßen wir am Mittagsmahle, als ein Fremder sich meldete, der sogleich herein beschieden wurde. Es war ein junger Maler aus Lübeck, der auf einem Ausflug nach Süden die Schweiz durchwanderte und sich sofort bei Bitzius als einen seiner eifrigen Leser einführte. Er sprach die lebhafte Befriedigung aus, den Schriftsteller persönlich zu sehen, dessen Schriften er, wie er sagte, so oft an den langen Winterabenden in befreundetem Kreis in der fernen Ostseestadt vorgelesen habe, und der durch diese Schriften ein lieber Bekannter geworden. Man besprach dann allerlei, deutsche und schweizerische Zustände. Nach einer Stunde entfernte sich der anspruchlose Besucher wieder, und dem Verfasser dieser Biographie wurde die große geistige Macht des Schriftstellers klar, der so in die Ferne zu wirken versteht, weil er den Schlüssel zu den Gemüthern von Tausenden gefunden.

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Diese Gastfreiheit, diese herzliche Freude des Mittheilens an Andere, welche der Engländer „Kind heart and open hand" nennt, veranlaßte einmal Bitzius' Schwester, scherzend zu sagen, es sei Schade, daß er nicht ein Prinz sei, um seiner Freigebigkeit und Splendidität volles Genüge leisten zu können.

So große Empfänglichkeit für gesellige Freuden und so viele Ansprüche auf seine Zeit hinderten indessen Bitzius durchaus nicht, den Pflichten seines Amtes auf's pünktlichste nachzukommen. Seine Pfarrgemeinde hatte an ihm einen treuen Seelsorger, einen zu jeder Stunde bereiten Rathgeber und Freund. Nie hat er, weil er etwa gerade im Zuge war zu schreiben, eine Audienz abgewiesen oder Ungeduld bei einem zu langen Verweilen eines Rathsuchenden gezeigt. Im Gegentheil hielt er diese vertraulichen Audienzen für einen wichtigen Theil seiner Seelsorge, und es ist uns erzählt worden, daß Bitzius einmal, als er gerade nach Burgdorf an ein Turnfest gehen wollte, um über Mittag dort zu bleiben, an diesem Gange durch eine alte Frau aus der Gemeinde verhindert worden, welche schon frühe gekommen, den ganzen Vormittag geblieben sei und ihm über wichtige Familienangelegenheiten das Herz ausgeschüttet habe, so daß er später geäußert, er hätte nicht um Alles in der Welt die Audienz abgebrochen, da er dadurch diese von schwerem Seelenleiden gedrückte Frau vielleicht vor geistiger Zerrüttung habe bewahren können. Wir haben schon früher bemerkt, daß Bitzius der Menschen Vertrauen gewann, weil er ein Herz zu ihnen hatte und sich die Zeit nicht verdrießen ließ, sie anzuhören und ihnen zu rathen; so wurde er der Vertrauensmann Vieler, und die Herzen schlossen sich ihm bereitwillig auf. Er legte auch um so mehr Gewicht auf diesen geräuschlosen Theil seines Wirkens, als seine Wirksamkeit

als Prediger wegen seines von Jugend auf etwas undeutlichen Sprechens in Folge eines mangelhaften Sprachorgans, wodurch namentlich in späterer Zeit das Verständniß seiner Predigten wesentlich erschwert wurde, eine geringere war, obwohl seine Vorträge gehaltreich und nichts weniger als unbedeutend gewesen. Wir sehen dies letztere schon aus den vielen Bruchstücken aus Predigten und andern Reden in seinen Werken, die meist wirklich gehaltenen Vorträgen entnommen sind. Auch fanden einige seiner Predigten, die gedruckt wurden, großen Beifall. Er war in seinen Kanzelvorträgen stets reich an Gedanken, von großer Klarheit und oft von gewaltiger Stärke. Nur das Organ fehlte zu ihrem vollen Wirken. Gleichwohl war ihm das Predigen, wie Fröhlich bemerkt, stets eine liebe Aufgabe, die er nie vernachlässigte.

Aber auch in der Seelsorge ging er seinen eigenen Weg. Er suchte die Leute nicht in ihren Häusern auf und vermied gern das Absichtliche solcher Besuche. „Er kannte, so schrieb uns ein Bitzius sehr nahe stehender Amtsgenosse, seine Emmenthaler zu gut, um nicht zu wissen, daß solche förmliche Besuche selten das gewünschte Resultat haben, da entweder der zu Besuchende wegen mangelnder Beweglichkeit des Geistes nicht eben aufgelegt ist, seine Aufmerksamkeit rasch von der Außenwelt auf sein Inneres zu wenden, oder derselbe die Horcher scheut oder von Natur in seinem eigenen Hause viel weniger sein Herz ausschütten kann als außerhalb desselben.“ Er packte daher die Leute draußen bei der Arbeit, auf dem Felde, kurz wo er sie fand, an, und suchte Allen die Verlegenheit zu ersparen, die man bei der Wahrnehmung besonderer Absicht des Besuchenden leicht empfindet. Bei Vielen durfte er nicht einmal auf solche Weise verfahren, indem sie ihn in seinem eigenen Hause aufsuchten, wo sie ebenfalls ungestört waren. Ermunternd und tröstend gegen Trostbedürftige, liebreich gegen Rathholende, war er strenge gegen träge Arme, trat mit Kraft dem Bösen und Unlautern entgegen. Aber wo

etwas Gutes, Heilsames, Gemeinnütziges im Werke war, befand er sich unter den Urhebern oder eifrigsten Beförderern. Er war der Freund seiner Gemeinde und verkehrte stets in ungezwungener Weise mit den Gemeindegenossen, indem er überhaupt von dem Verhältniß des Geistlichen zu diesen alles Feierliche, Steife, Gemessene zu entfernen suchte und in der Seelsorge das allzu Methodische und Förmliche vermied, weil er glaubte, daß Beides dem Wirken des geistlichen Amtes Eintrag thue und die Herzen oft durch den Schein von Kälte und Theilnahmlosigkeit und allzu große Rücksicht auf den offiziellen Charakter entfremde. Wie er in der Religion das allzu starr und straff Dogmatische nicht liebte und den Geist über den Buchstaben setzte, so verfuhr er auch in der Seelsorge, wie sein alter Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger, mit christlicher Milde und Humanität. So wird er im Andenken seiner Gemeinde fortleben und so hat er, durch natürliches Wohlwollen Vertrauen erweckend und von Welterfahrung und Klugheit unterstützt, in so manche Wunde Balsam gegossen, so manche bekümmerte Seele erleichtert und in den wichtigsten und zartesten Privat- und Familiensachen Rath und Ausweg gewußt. Er bethätigte jene schöne Mahnung des Dichters:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut.

Wir haben schon früher bemerkt, wie hülfreich er von Jugend auf war, wie es seiner energischen Natur entsprach, überall anzugreifen, wo es Etwas zu thun, zu rathen und zu thaten gab, beizuspringen wo Hülfe erwartet wurde, mit dem Beispiel voranzugehen, wo es neue Einrichtungen, Verbesserungen, Organisationen galt. Er lebte für das, was ihm am Herzen lag, und entzog sich im täglichen Leben keiner Pflicht, die der Mensch vom Menschen, der Genosse vom Genossen, der Bedürftige und Nothleidende von dem Hülfefähigen, vom Unglück nicht Heimgesuchten erwarten zu dürfen glaubt. Wie bei dem täglich Vorkommenden, so war Bitzius auch bei großen Un-

glücksfällen schnell zum Handeln entschlossen und von seinem muthigen und ausdauernden Benehmen in solchen Augenblicken wissen Viele zu erzählen. So arbeitete er bei'm großen Spitalbrande in Lützelflüh im Jahr 1848 die ganze Zeit an der Spritze oder in der Eimerreihe. Man fürchtete damals für das Leben mehrerer im Hause noch zurückgebliebener Kranker, deren Rettung zweifelhaft war. Bitzius wich nicht vom Platze, bis diese Rettung gelungen und er sich von derselben überzeugt hatte. Ein ander Mal, bei einem Brande zu Toggenbrunnen, stand er während mehreren Stunden im Wasser des Weihers, um löschen zu helfen, und bei einer dritten Feuersbrunst rettete er durch einen genialen Einfall ein Nebengebäude, welchem man sich wegen allzugroßer Hitze nicht nähern konnte, indem er mit großer Mühe einen ungeheuren Laden herbeischleppte, und denselben an das zunächst stehende Haus so anstellte, daß man, hinter demselben vor der entgegenströmenden Hitze geborgen, das Spritzen gegen das bedrohte Gebäude mit Erfolg vornehmen konnte.

Ein so thatkräftiges Wesen wurde bei Bitzius freilich durch einen starken, robusten Körper unterstützt. Er war eine von jenen gedrungenen Gestalten, die auf gute Constitution, auf Kraft und Zähigkeit schließen lassen. Da seine Lebensweise im Ganzen geregelt und einförmig war und auch keine gewaltsamen oder langsam aufreibenden Leidenschaften an seinem Leben nagten, schien er noch auf lange Jahre zählen zu können. Dennoch war seine Gesundheit bereits erschüttert und seit längerer Zeit nicht mehr die alte. Vieles mag dazu mitgewirkt und endlich die Entwickelung seiner letzten Krankheit herbeigeführt haben. Schon der Gebrauch des Jodins, welches angreifende Mittel er gegen ein Halsübel, einen dicken Hals, gebrauchte, wirkte nachtheilig auf seine Constitution. Dazu kam, daß Bitzius bei reichlicher Nahrung sich zu wenig Bewegung machte und in späteren Jahren wegen Herzbeklemmungen seltener zu Fuß ging. Diese Herzbeklemmungen entstanden aus

einer Hypertrophie des Herzens, an welcher er litt, so wie auch an Leberhypertrophie, und seine Lebensweise war, namentlich in Betreff dieser Uebel, die häufig Bedingungen zur Wassersucht sind, undiätetisch. Schon im Jahre 1851 hatte er geschwollene Füße. Auch wurden Katarrhe häufiger als früher. Zu diesen letztern mag auch der Umstand beigetragen haben, daß Bitzius im Winter bei sehr starkem Kaminfeuer arbeitete, welchem er, an seinem Pulte sitzend, den Rücken kehrte, und dann oft stark durchwärmt, um Bescheid zu geben oder dies und jenes zu besorgen, von der glühenden Kaminhitze an die kalte Luft hinausging, welcher plötzliche Temperaturwechsel sich alle Tage einige Male wiederholte und katarrhalische Affectionen leicht erzeugen konnte.

Endlich müssen wir zu Allem diesem auch die unausgesetzte geistige Anstrengung von Bitzius als einen Faktor, der lebensverkürzend wirkte, aufzählen. Alle seine so zahlreichen Werke sind in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von achtzehn Jahren entstanden, neben andern Thätigkeiten, die den Verfasser vielfach in Anspruch nahmen, und dieser Geistesanstrengung setzten keine periodischen Erholungen und Zeitabschnitte gänzlicher Abspannung ein Gegenwicht zur Seite. Das Reisen, diese herrliche Panacee bei starker geistiger Arbeit, wurde ihm nur selten und auf ganz kurze Dauer zu Theil. Die wenigen Ausflüge und Reisen, die er machte, behagten ihm stets vortrefflich. So machte er im Sommer 1846 eine Reise durch die Ostschweiz über Schwyz und Graubündten. Im Jahre 1850 besuchte er die Predigerversammlung in Neuenburg und im Jahr 1851 nahm er an der gleichen Vereinigung in Liestal Theil und reiste von da auch nach Straßburg und Baden. Es war das einzige Mal seit so langer Zeit, daß er aus der Schweiz herauskam. Von einem Ausflug nach Selisberg in Unterwalden im August 1852 hat uns Fröhlich einige Züge aufbewahrt. Sonst war er nie abwesend, als höchstens ein paar Tage im Kanton selbst, wozu auch seine Pastoralwürden

ihm Anlaß gaben. Er war nämlich in seinem Kapitel Kammerer (zwei Mal war er im ersten Vorschlag als Dekan, allein die Regierung bestätigte den Vorschlag nicht, was ohne Zweifel dem „Jeremias Gotthelf" und seiner oft so unbequemen Feder galt;) und präsidierte zwei Male die Kantonalpastoral-Vereinigung. — Diese allzuseltene Abspannung von der stets gleichförmigen Anstrengung des Geistes hat ohne Zweifel auch ihre nachtheilige Wirkung geäußert. Bitzius selbst mochte fühlen, daß seine Gesundheit schwächer geworden. Eine Stelle im Schlußwort zur ersten Ausgabe von „Geld und Geist" deutet auf solche Vorgefühle eines nicht sehr langen Lebens. „Die Bitzius werden nicht alt," sagte er zu seiner Frau; „ich muß schaffen so lange es Tag ist. Vielleicht, daß mir die Vorsehung deßwegen erhöhte Kraft zum Produciren gab, weil ich in kürzerer Frist, als man glaubt, nicht mehr da sein werde."

Im Sommer 1853 besuchte Bitzius auf den Rath seiner Aerzte das Gurnigelbad, von welchem er jedoch eher schlimme als gute Wirkung verspürte. Ein fast beständiger Husten half auch die Kräfte aufreiben. So kam der Sommer 1854, in welchem zu Bitzius Zufriedenheit, der Badekuren nicht liebte, keine solche an Ort und Stelle verordnet wurde, da die Symptome fortschreitender Wassersucht schon deutlicher hervortraten. Eine Trinkwasserkur zu Hause mit Kissingerwasser wurde oft unterbrochen und nicht diätetisch gemacht. Es gab in diesem letzten Sommer noch allerlei Festivitäten für Bitzius. So wurde ihm die unerwartete große Freude eines Besuches seines Verlegers, des Herrn Julius Springer, zu Theil, welchem er auf einer kleinen Tour im Wagen durch's Emmenthal gleichsam die Honneurs seiner Heimath in ganz freudiger Stimmung machte. Andere Besuche blieben natürlich auch nicht aus. Der Husten wollte unterdessen nicht weichen, und auch das öftere Einschlafen in voller Conversation und besonders bei Tische war kein gutes Symptom. Im Spätsommer schien jedoch seine Gesundheit wieder besser zu sein.

Denn während des Besuches eines lieben Freundes mit seiner Gemahlin, der Ende Augusts stattfand, fühlte er sich so wohl, daß er mit seinem Gast eine kleine Bergexcursion ohne Beschwerde machte und ihn versicherte, er glaube eine recht gute Kur gemacht zu haben. Auch predigte er wieder, ohne davon ermüdet zu werden. Diese Besserung war jedoch nur scheinbar und die Krankheit im Wachsen.

Am **4.** Oktober **1854** feierte er noch seinen achtundfünfzigsten Geburtstag mit den Seinigen, nachdem er einige Zeit vorher die herzliche Freude erlebt, daß seine ältere Tochter Henriette sich mit seinem jungen Collegen im nachbarlichen Dorfe Sumiswald, dem Pfarrer Rüetschi, verlobte.

Am **10.** Oktober zog sich Bitzius durch einen Krankenbesuch bei einem gefährlich darnieder liegenden Unterweisungsknaben eine Erkältung zu, die sogleich einen entzündlichen Charakter annahm, indem sich Blutspeien mit starker Oppression einstellte. Gleichwohl schonte sich der Erkrankte nicht, legte sich trotz der Mahnung seiner Aerzte nicht einmal zu Bette und ging noch am **14.** Oktober Abends in die Armencommission, die sich im benachbarten Schulhaus versammelte, bei kalter, feuchter Oktoberwitterung. Ein wegen des immerwährenden Blutspeiens unternommener, jedoch nur ganz schwacher Aderlaß hatte zwar, wenigstens dem allgemeinen Befinden nach, anfangs günstigen Erfolg. Allein es trat nun rasch allgemeine Wassersucht ein, gegen welche die angewandten Mittel nicht mehr wirksam sich zeigen wollten. Dabei blieb der Zustand sehr fieberhaft, besonders der Schlaf. Der Kranke war indessen noch ziemlich muntern Geistes und hatte auch noch Appetit. Er nahm Antheil an Allem, ließ sich die Zeitungen vorlesen und interessirte sich lebhaft um die Nachrichten von der eben damals beginnenden Belagerung Sebastopols, die ihn auch im Schlaf beschäftigte. Auch empfing er Besuche von Freunden, die ihn jedoch ziemlich müde machten. Noch in den letzten Tagen besprach er sich mit seinem aus Lausanne her-

beigeeilten Sohn Albert über die Collegien, die dieser im Wintersemester hören sollte. Er stellte sogar noch am 20. Oktober pfarramtliche Scheine aus und scherzte dabei. Sein Befinden war überhaupt leidlich. Noch am 21. Oktober, dem Tage vor seinem Tode, unterhielt er sich mit den Seinigen wie gewöhnlich und scherzte mit den beiden ihm sehr befreundeten Aerzten (der Eine war sein Universitätsfreund Dr. Dür in Burgdorf, der Andere Dr. Maret, ebenfalls ein alter, langjähriger Freund, beides treffliche Praktiker), die ihn Nachmittags besuchten. Abends speiste er noch Etwas wie gewöhnlich und besprach sich mit seiner Frau wie die früheren Abende. Die Nacht war auch nicht schlimmer als gewöhnlich und verlief ohne besondere Unruhe, als Morgens um 5 Uhr plötzlich ein Stickfluß eintrat, der sein Leben still und ohne Schmerzen endigte. Es war gerade Sonntag und sein Scheiden so sanft, wie dasjenige, das er selbst in dem „Sonntag des Großvaters" so rührend schildert. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell und erschütterte nah und fern die Herzen. Ueber sein Haus kam ein unbeschreiblicher Schmerz. Nur das konnte mildernd wirken, daß seiner, wenn ihn nicht ein schneller und schmerzloser Tod jetzt erlöste, ein langes Siechthum gewartet hätte und dem lebhaften Geist durch das Bewußtsein des Dahinschwindens physischer und geistiger Kraft zum bittern Quäler geworden wäre. „Ein Leben im Lehnstuhl" schreibt uns treffend ein vertrauter Freund des Verstorbenen, „wäre eben auch sein geistiger Tod gewesen. Draußen bei den Menschen und ihrem Getriebe, bei ihrem äußern und innern Leben, bei den armen gedrückten Gemüthern und Herzen, bei dem jovialen „urchigen" Humor, bei dem ehrenhaften, ernsten Hofbauer und dem arbeitsamen, zähen, gottergebenen Tagweer, in der schönen Natur, unter Bäumen und auf Feldern, da war das Medium, in dem er leben konnte und mußte." So hatte es die Vorsehung milde gefügt, und ihn nach dem heißen Tagewerke eines in Treue und Ernst und Kraft verlebten Daseins ohne schmerzvollen Uebergang abge-

rufen. Und so konnte auch auf seinen Tod das eigene schöne Wort im „Sonntag des Großvaters" bezogen werden: „Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum Bewußtsein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt, und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht."

Sein Begräbniß fand am 25. Oktober statt. Eine große Menge Volkes folgte dem Sarge. Die Amtsgenossen waren zahlreich vertreten, eben so die Gemeinde, die Armenanstalt von Trachselwald, die einen so liebevollen Pfleger verloren. Es war ein großer Trauertag. Auch die studierende Jugend Bern's fehlte nicht. Viele Freunde des jungen Bitzius fanden sich ein, zum letzten Geleite des Mannes, der so sehr der Freund der Jugend gewesen war, der sie gern heiter und jovial, aber auch maaßvoll und kräftig wünschte. Dekan Farschon, ein intimer Freund von Bitzius, hielt die Leichenrede, in welcher er der vielen Beziehungen gedachte, in denen der Tod von Bitzius eine unersetzliche Lücke mache, und namentlich von seinen Schriften sagte, „sie seien nicht eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen, sondern enthielten Schätze von Belehrung, Ermahnung und Warnung, dem Volk zum Frommen, wenn es darauf achte."

Auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh, in der Mitte der abgeschiedenen Geschlechter seiner Gemeinde, in der Nähe der Ruhestätte seiner Mutter, ist sein Grab, welches ein einfaches Grabmal schmückt, das ihm seine Gattin errichten ließ. Dasselbe ist ein Stein von gothischer Form, mit Eiselirung oben, und trägt die Inschrift: Hier ruht im Frieden Gottes Albert Bitzius, Jeremias Gotthelf, aus Bern, während 22 Jahren Pfarrer dieser Gemeinde, geb. den 4. Oktober 1797, gest. den 22. Oktober 1854.

I. Corinther XV. 54, 55. Der Tod ist verschlungen von dem Sieg. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?

Sprichwörter XII. 17, 19. Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist; aber ein falscher Zeuge betrügt. . . Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lange.

Das schönere Grabmal jedoch hat er in den Herzen der Menschen gefunden. Ihm wird, wie Allen, von denen eine große Wirkung ausging, zu Theil werden, was der griechische Geschichtsschreiber einen großen Bürger seinen rühmlich Gestorbenen nachrufen läßt: „Ausgezeichneter Männer Grabmal ist der ganze Erdkreis, und nicht bloß der Denksäulen Inschrift in der Heimath verkündet ihren Ruhm; auch in fremdem Lande lebt ohne Schrift ihr Andenken, nicht sowohl im Werke des Künstlers als in den Gemüthern fort."

Und dieses Andenken wird, davon sind wir überzeugt, mit den Generationen wachsen. Die alles läuternde Zeit wird auch sein Bild dem Betrachtenden, wenn die Gemüther ruhiger und die Tage in Betreff unserer Kämpfe partheiloser geworden, größer und deutlicher erscheinen lassen und zum Gemeingut des ganzen Volkes machen. Wer in heftig bewegter Zeit, im „ungeschlichteten Zwist der Völker" seine Stimme erhebt, und am Kampfe sich betheiligt, der wird den Bedingungen dieses Kampfes, dem starken Widerspruch, der bittern Anfeindung nicht entgehen. Aber wenn was Rechtes an ihm gewesen, wenn er von probehaltigem Metall war, wenn er der Welt Bleibendes und Wahres zum Bewußtsein brachte, so wird sein Ehrentag nicht ausbleiben. Das Volk wird mit Liebe dieses Bild hervorsuchen und sich an seinen Zügen erfreuen. Es wird gutes Gold finden und Mancher wird sich wundern, daß er früher dieß nicht erkannt und den Werth des Metalls zu gering geachtet. Diese Genugthuung wird auch Bitzius werden, oder vielmehr sie ist ihm schon geworden. Als im Sommer nach seinem Tode sein vortreffliches Bildniß in Oel, von unserm Dietler gemalt, auf das Verlangen einiger Freunde nach Burgdorf geschickt wurde, um den Saal der damaligen Industrie-

Ausstellung zu zieren, sammelten sich die Landleute besonders um das Bild und Viele erinnerten sich bewegt des Geschiedenen und riefen sich sein Leben und Wirken in's Gedächtniß zurück. So wird für so Manchen der Todte ein Anderer werden, als der Lebende ihm war. Wie manchen Haß hat schon die Zeit begraben! wie manche Leidenschaft löscht sie täglich aus! Der Instinkt des Volkes sagt ihm, daß nicht oft die Männer unter ihm erscheinen, die seine bessern wie seine schlimmern Züge sammeln und ihm einen wahren Spiegel vorhalten. Es wird den Mann lieben, dem es das Bild dieser Züge verdankt, und, je besser es sich selber kennen wird, desto mehr lieben. Dem Volksgeist selbst hat der Schriftsteller diese Züge entnommen und giebt sie dem Volke, in welchem er sie schaute, zu ewigem Gedächtniß zurück. Er hat das leicht Verschwindende, im Lebensfluß Dahinrollende bleibend gemacht und die dahineilende Zeit ihm stille zu halten gezwungen, um Zeugniß von ihr zu geben Denen, die eine andere sehen werden. Und als er dieß Werk vollbracht, ist er zur Ruhe gegangen. Seine Mission war erfüllt. Was er leisten sollte, hat er geleistet. Er legte seinen Griffel nieder und folgte selbst, wie der Letzte eines verschwindenden Geschlechtes, dieser seiner Zeit nach, die er uns noch im Bilde zeigen konnte. Es war ein richtiges und allgemeines Gefühl, welches bei seinem Tode diesen Gedanken aussprach. „Er war ein Barde, der gehen mußte, so bald er die abgelaufene Zeit beschrieben und besungen.“ Dieß treffende Wort eines Freundes drückt jenes Gefühl aus, und gerade das, daß er Zeiten und Zustände fixiert hat, die nicht mehr wiederkehren, die andern und neuen Erscheinungen, einem anders denkenden Geschlecht Platz machen, muß ihm besonders in den Augen seiner Heimathgenossen einen höhern Werth geben, weil doch jedes Volk sich gern im Spiegel seiner Vergangenheit besieht und gern im Geist das Bild früherer Tage zurückruft. Es ist ein Anspruch mehr, den er auf seiner Landsleute Zuneigung hat, denn wenn er auch als Schriftsteller der

Bürger vieler Länder und vieler verschiedenen Volksstämme geworden, so lag doch seine Virtuosität eben in seiner Nationalität, und er wurde ein ächter Dichter, ein Schriftsteller von solchem Gepräge und Metall, weil er ein ächter Schweizer, ein ausgeprägter Berner war. Denn ohne einen solchen bestimmten und ausgeprägten Volkscharakter kann sich so wenig ein großer und wirksamer Schriftsteller bilden, als wir uns einen Baum denken können, der groß und mächtig würde, ohne recht in seinem Boden zu wurzeln.

II.

Die Schriften von Bitzius in ihren Hauptzügen.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt.
Goethe.

Mit der Aufgabe der Darstellung des Lebens von Bitzius ist uns auch diejenige einer Charakteristik seiner Schriften geworden. Es möchte nun Vielen scheinen, als hätten wir diesen Theil des Pensums schon in der Biographie wenigstens zum großen Theil erfüllt, da wir in derselben so viel und mehr als manchem, noch zahlreichere Züge aus dem Leben selbst verlangenden Leser lieb gewesen sein mag, von Bitzius Schriften gesprochen haben. Gleichwohl ist eine Darstellung der Hauptcharakterzüge seiner Schriften unerläßlich und durch das früher über die einzelnen Werke Gesagte so wenig entbehrlich, daß wir vielmehr erst jetzt durch den Abschluß des ganzen Lebens den übersichtlichen Standpunkt gewonnen haben, von welchem wir wie von einer erstiegenen Höhe herab die Aussicht auf die weite Landschaft haben und aus so mannigfaltigen einzelnen Parthieen ein einheitliches Bild uns schaffen können. Die Werke des Verstorbenen sind indessen so reich an Gesichtspunkten und können in so verschiedener Absicht und zu so verschiedenen Zwecken studiert werden, und zudem kann jede bedeutende Erscheinung in der Literatur durch das Eingehen in's

Historische und durch Vergleichung mit Geisteswerken des gleichen oder ähnlichen Gebietes in einen so weiten Rahmen gefaßt werden, daß, bei dem bereits bedeutenden Umfang unserer Darstellung, Beschränkung als erste Pflicht erscheint. Wir werden daher nur die wichtigsten Charakterzüge, welche seinen Schriften ihr individuelles Gepräge aufdrücken und ihnen ihre Stelle anweisen, besprechen, wobei wir oft genug der Versuchung zu widerstehen haben werden, bei so vielen wichtigen Fragen mehr in die Tiefe zu gehen, als es die eigenen Kräfte des Schreibenden oder der Zweck der Arbeit selbst gestatten möchten.

Ein allgemeiner Charakterzug in Bitzius Werken, der uns überall entgegentritt und der gleichsam ihren Grundton ausmacht, ist der religiöse Gehalt in denselben, das Vorherrschen des religiösen Moments, welches sehr oft die biblische Ausdrucksweise liebt; es ist der biblisch-christliche Gedanke, an den überall angeknüpft wird. Ueber diesen ganz entschiedenen Charakter in den Bitzius'schen Schriften waren die Urtheile verschieden. Während die Einen seine Schriften geradezu unter die Erbauungsschriften rechnen und, von diesem Gesichtspunkt ausgehend und ihn überall suchend, dann wiederum viel Nichterbauliches und zu wenig Frommes finden, machen ihnen Andere gerade dieses zu sehr hervortretende Erbauliche zum Vorwurf, klagen darüber, daß der protestantische Prediger den Dichter oft in Schatten stelle, daß des raisonnirenden Predigens und puritanischen Eiferns nur zu viel sei und daß man oft durch diese Beimischung von Orthodoxie verstimmt werde. Beide Ansichten halten wir für irrig und können uns daher eher dem ungefähr in der Mitte stehenden Urtheil des Grenzboten (November 1851) nähern, welcher zwar Bitzius zu den so geheißenen frommen Schriftstellern rechnet, ihn jedoch für den besten dieser Richtung erklärt und ihn den vielleicht Einzigen nennt, in dem das Christenthum und die Poesie zu einem gleichmäßig kräftigen Ausdruck kamen, und der die Ten-

denz der Erbauung mit den höhern künstlerischen Zwecken auf das Glücklichste vereinigt habe. Wenn dieses Urtheil viel Richtiges enthält, so scheint uns doch der Ausdruck, daß Bitzius' Tendenz Erbauung gewesen sei, leicht zu Mißverständnissen Anlaß zu geben, da der Sprachgebrauch uns gewöhnt hat, unter Erbauung nichts anderes zu verstehen als die Erweckung frommer Gefühle als Zweck, und die ganze unermeßliche Erbauungs-Literatur, die dahin zielt, doch einen vom Gepräge der Bitzius'schen Schriften völlig verschiedenen Charakter trägt. Es ist nöthig, hierüber etwas tiefer einzutreten.

Bitzius ist, wenn man den Gesammteindruck seiner Schriften auf den Leser, ihre objektive Wirkung betrachtet, allerdings ein erbaulicher Schriftsteller, ein Prediger, diese Ausdrücke im weitern Sinn genommen, in jenem allgemeinen Sinn, in welchem jeder bedeutende Dichter „alle Welt erquickt und auferbaut," in welchem auch jedem großen Geschichtsschreiber, der durch die wahrhafte Darstellung des Laufes der Welt und seines innern Zusammenhanges predigt, dies Prädikat zu geben ist. Aus den Werken großer Dichter wie großer Geschichtsschreiber wird und soll uns jener innige Zusammenhang zwischen des Menschen Handlungen und seinen Zuständen, oder mit andern Worten die sittliche Weltordnung klar werden, die mit der religiösen Eins ist. Dichtung, so weit sie den handelnden Menschen darstellt, und Geschichte bringen uns bloß auf mehr plastische, wir möchten sagen, greifbare, sinnliche Weise das zur Anschauung, was die raisonnirende, die philosophirende Vernunft, einzig an den Verstand sich wendend, diesem zu beweisen und fühlbar zu machen sucht. So predigt uns Bitzius als wahrer, genialer Dichter, durch seine Erzählungen, durch das Leben seiner Menschen und ihre Schicksale, am eindringlichsten und am schönsten. Hierin liegt die Haupterbauung, die er uns giebt, und was er uns beiläufig als eigentlicher Prediger predigt, rührt uns in weit geringerem

Maaße als die große Predigt, die wir durch seine Poesie uns an's Herz gelegt fühlen.

Möglich zwar, daß Bitzius sich dieser Wirkung nicht immer klar bewußt war. Er ist sehr oft in seinen Schriften didaktisch, mit ausgesprochener Absicht didaktisch. Er will Volkslehrer sein, und es drängt ihn überall diesen Beruf in unmittelbarer Weise, d. h. raisonnirend und argumentirend auszuüben. Diese Mission, die er als seinen Lebenszweck betrachtete und die er nie aus den Augen verliert, war, wie wir bei der Entstehung des Bauernspiegels bemerkten, die treibende Kraft, das spornende Motiv zu seinem Schriftstellerberuf. Das Didaktische mußte daher ein starkes Ingrediens seiner Schriften bilden, und die prosaische Form seiner Dichtungen gestattete ihm zu raisonniren und oft weitausholend zu deduciren, was ihm, wenn er in gebundener Rede gedichtet hätte, kaum vergönnt gewesen wäre.

Diesen didaktischen Zweck, dieses praktische Motiv seiner Dichtungen, das Motiv, zu bessern und, wenn man es so ausdrücken will, zu bekehren, überall die Zustände und zwar von innen heraus zu heben und umzugestalten und deshalb die Gebrechen und das Verderbliche schonungslos zu enthüllen, zugegeben, müssen wir aber sogleich erkennen, daß Bitzius, so bald er diesem Trieb Genüge that und die Feder ergriff, vom dichterischen Geist in ihm, seiner wirklichen und auszeichnenden Anlage, bemeistert wurde, daß sein Schaffen durch höhere Nöthigung zu einem dichtenden gerieth und so der Moralist und Religionslehrer unter die Gewalt des Dichters kam. Dieß möchten wir seinen eigenthümlichen Charakter nennen. Bitzius war nicht bloß ein dichterischer Religionslehrer, ein Religionsredner, dessen Raisonnements mit blühender Sprache geschmückt sind, er war ein religiöser, christlicher Dichter. Das Moralisiren verhielt sich bei ihm zum eigentlichen Dichten, wie das Prädikat zum Subjekt, möchten wir fast sagen, wenn diese Vergleichung nicht zu sehr pedantisch erschiene. Dieses, die

Dichtung, ist der Stamm, an den jenes sich anschließt. Bitzius wird daher in der Literaturgeschichte stets unter den Dichtern genannt werden, und nicht etwa unter den religiösen Moralisten, wie z. B. Reinhard, Georg Müller und so viele Andere, und wenn er auch manche schöne Seele mehr durch seine moralischen und religiösen oder politischen Excurse, als durch die Lebensbilder, die seine Dichterphantasie schuf, gerührt haben mag, so liegt doch sein Ruhm unzweifelhaft auf dem letztern Gebiet, und sein religiöser, zum Mahnen und Strafen, zum ernst prophetischen Auftreten ihn hinziehender Sinn wird mehr dem Gewebe zu vergleichen sein, auf welchem seine Dichtungen aufgezogen sind, als daß diese letztern umgekehrt nur jenem didaktischen Zweck des Lehrens und Besserns zur Unterlage dienten.

Wir nennen also Bitzius einen religiösen, einen positiv christlichen Dichter. Daß er affirmativ und nicht verneinend war, lag theilweise schon in seinem Dichterberuf selbst. Als Dichter, und als epischer Dichter, dessen Stoff der Mensch, der handelnde und empfindende Mensch war, mußte er den Menschen eben in dieser seiner Totalität auffassen, in allen seinen Beziehungen, in der ganzen Fülle seines Wesens. Eine skeptische, zweifelnde, negierende Denkweise paßt nicht zur wahren Dichtkunst. Der große Dichter wird zwar auch skeptische Charaktere, wie sie sich in der Welt vorfinden, vermöge seiner dichterischen Kraft zu schildern wissen. So hat Shakspeare als großer Dichtergenius, dem deshalb keine Seite des Lebens fremd war, seinen skeptisch-philosophirenden und zweifelnden Hamlet darstellen können, aber mit dieser raisonnirenden und spekulativen Anlage eines Hamlet wäre er selbst nie ein Dichter geworden. So war auch Bitzius schon als geborner Dichter aller Negation und der sie erzeugenden Skepsis feind, und immer der Totalität des Menschen sich zuwendend, konnte er das religiöse Moment in dessen Natur, das eben ein Theil dieser Totalität ist, schon deßhalb nicht ignoriren. Er mußte religiös im weitern Sinn,

sein, weil er Dichter war, weil er in gewisser Weise epischer Dichter war, weil er als solcher in's volle Menschenleben hineingriff, und die höchsten und stärksten Motive desselben von selbst in seinen Dichtungen sich geltend machen mußten.

Zu diesem allgemeinen in Bitzius Dichteranlage begründeten Faktor seines positiven und religiösen Geistes treten noch besonders bestimmende hinzu. Der Stoff und Inhalt von Bitzius' Werken ist das Volk, und zwar das Landvolk. In diesem Kreis bewegt er sich ausschließlich, hier ist seine Heimath, seine Wurzel. Er schrieb nicht nur ganz aus dem Volke heraus, sondern man kann sagen, er sei selbst ein solches naturwüchsiges Stück Volk gewesen, er war Fleisch von seinem Fleische und Gebein von seinem Gebeine. Wenn er als Dichter das Volk und sein Leben darstellen, wenn er dem Volke sein eigenes Wesen klar machen, demselben zum Bewußtsein über sich selbst verhelfen wollte, so mußte er das religiöse Moment im Volksleben nicht bloß zu seinem Begleiter, sondern zu seinem Ausgangspunkt machen. Er hätte das Volk nicht geschildert, wie es ist, nicht wahr und der Wirklichkeit entsprechend dargestellt, wenn er seine Landsleute, ihren Charakter verzerrend, zu sogeheißenen starken Geistern oder zu philosophirenden Skeptikern gemacht hätte. Schon als Volkslehrer traf er den rechten Ton, in welchem man zum Volk sprechen muß, wenn er überall mit Festigkeit und entschiedener Ueberzeugung sprach. Noch mehr mußte er als getreuer Darsteller des Volkes und seines Charakters das religiöse und zwar ganz positiv religiöse Moment gelten und walten lassen, und da Bitzius, wir wiederholen es, selbst ein Stück Volk, aus seinen Lenden war, so ist dieser religiöse Glaube bei ihm so sehr Natur, so wenig bloße Berechnung oder dichterisches Talent, welches der Wahrheit des Lebens gerecht zu werden sucht, daß wir es vielmehr als die äußerste Unnatur, als Erkünstelung und Schein ansehen müßten, wenn in seinen Schriften das Religiöse weniger zu Tage träte, als dieß der Fall ist.

Denn Bitzius gehört zu denjenigen Dichtern, deren Dichtung uns eben so erfreut wie ihr Leben, weil das Eine wie das Andere sich zu einem Ganzen rundet und keine Spur von Zerrissenheit, unbefriedigter Sehnsucht, innerem Zwiespalt sichtbar ist. Der Mann und sein Leben sind aus Einem Guß und so sind es auch seine Schriften. Das Horazische in se totus teres atque rotundus paßt ganz auf ihn. Er steht mit markigen Knochen auf der Erde und er hat zugleich eine so feste Ueberzeugung, eine solche Sicherheit der Anschauung und des Zieles, daß er nirgends strauchelt und der Zweifel seinem Geiste nicht nahe kömmt. Der religiöse Gesichtspunkt ist der vorherrschende, er ist mit seinem Denken und Fühlen so verwachsen, daß er überall ohne Zwang und ohne falschen Schein, ohne alle Affektation in seinen Schriften sich geltend macht. Diese Sicherheit und Festigkeit kommt dem Dichter zu gute, der, wenn seine Werke eine frohe Botschaft bringen, die stürmischen Wellen unsrer Seele besänftigen und beruhigen sollen, nicht zweifeln darf; dem die Freudigkeit der Erscheinungen nicht getrübt werden darf durch eine Zerrissenheit des Gemüthes, in welchem die Sonne nur durch Wolken schimmert. Unser Jeremias fühlt sich überall in einer durch höhere nie ausbleibende Vorsicht geordneten Welt. Die Herrlichkeit der Natur ist ihm wie allen religiösen und lebendig empfindenden Gemüthern überall ein Zeuge des Schöpfers. Alle ihre durchgängig großen, durch ihren Totaleindruck imponirenden oder durch ihre Gesetzmäßigkeit Erstaunen erweckenden Erscheinungen führen ihn zu Gott, zu dessen Allmacht, Größe und Liebe zurück. Er fühlt sich und sein Streben im Einklang mit dieser göttlichen Einrichtung der Welt, dieser ewigen Ordnung der Dinge. In seinem Herzen ist Ruhe, unerschütterliche Ruhe, und in dieser episch-religiösen Weltanschauung, die ihm kein Zweifel trüben kann, erfüllt er seinen dichterischen Beruf, und hier liegt das Geheimniß der Wirkung, deren seine

Schriften sich erfreuten. Von ihm kann jenes Wort des Dichters und Criterium wahrer Dichtung gelten, das wir schon citirt:

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Diese Allgegenwart des religiösen Gedankens in Bitzius' Schriften, um uns so auszudrücken, erscheint aber nirgends als Etwas Gezwungenes, in die Personen und Zustände Hineingetragenes, weil Bitzius, wie wir bemerkten, uns eine Welt beschreibt, einen Kreis von Menschen vorführt, in welchen gerade diese einfach religiöse Denk- und Anschauungsweise die natürliche ist und alles Leben tränkt und durchwirkt. Und wie könnte es auch anders sein? Der Landmann lernt mehr als der Städter von der Wetterseite des Lebens kennen. Er lebt von rauhen Winden durchweht, von der Hitze des Tages mitgenommen, in beständigen Kämpfen mit den Elementen der Erde, der natürlichen Welt. Er lebt einsamer, den Feinden des Lebens mehr preisgegeben als der Städter, er ist hülfsbedürftiger, schutzloser, er hat mehr zu fürchten als dieser. Sicherheit und Ordnung sind seine Schutzgeister. Er liebt eine mächtige Hand, die ihm Beides gewährleistet, und er fühlt täglich die übermächtige, die allmächtige Hand des Himmels, die in ihm stets das Gefühl der Demuth wach erhält und titanischen Uebermuth nicht aufkommen läßt. „Er hat alle Tage Gottes Macht und die eigene Ohnmacht vor Augen, wie Bitzius sich ausdrückt, er erfährt, wie Gott unerwartet nehmen, aber eben so unerwartet geben kann. Dieses Bewußtseins, dieser demüthigen Anerkennung, daß mit aller Weisheit der Mensch nichts machen könne an Regen und Fruchtbarkeit, an guten und bösen Jahren, bedarf der Landmann aber auch bei seiner schweren Arbeit, damit er bei derselben ausharre, wenn auch der Erfolg zweifelhaft, im Vertrauen auf den, „der da seine milde Hand öffnet zu seiner Zeit und mit Wohlgefallen sättigt Alles was da lebet.“ —

Der Landmann begehrt daher mit den überirdischen Mächten, mit der Gottheit, im Frieden zu leben. Auf seiner rauhen, äußerlich stürmischen Schiffahrt muß er öfter als andere nach den Sternen des Himmels blicken. Das thätige Leben überhaupt kann nicht ohne Compaß sein. Der thätige Mensch blickt nach oben. Der Müßige zweifelt leichter. Wenn „das Wunder des Glaubens liebstes Kind" ist, so ist der Glaube das Kind natürlicher Verhältnisse und Bedürfniß einer beständig vom Leben umgetriebenen Generation. Diese religiöse Stimmung und Weltanschauung nannten wir eine epische, weil der Gedanke eines nach großen Zwecken geordneten und nach göttlichem Plan geleiteten Ganzen in poetischer Beziehung ein epischer ist, in welchem das Subjektive untergeht und das Gemüth Beruhigung schöpft, da die Vorsehung gleichsam immer siegt, und des Einzelnen Schicksal, auch wo es als Mißton erscheint, in der Harmonie des Ganzen aufgeht.

Dazu kam noch das besondere kirchliche Element im Bernervolk, unter welchem Bitzius lebte, schrieb, lehrte. Der reformirte Bernische Landmann hat ein stark ausgesprochenes kirchliches Gepräge. Die Reformation wirkte hier wie überall entscheidend. Die Bibel, durch dieselbe bei'm Landvolk eingeführt, wurde und blieb während Jahrhunderten nicht bloß das Hauptbuch für den Bauer, sondern sie war fast das einzige Erziehungs- und Unterrichtsmittel auf dem Lande, bildete mit Psalmenbuch und etwa einem oder zwei populären Erbauungsbüchern selbst des wohlhabenden Landmann's ganze Bibliothek und ward dessen fast ausschließliche geistige Nahrung. Und wiederum war es besonders das alte Testament, welches die tiefste Wurzel faßte. Die einfache bildliche Sprachweise sagte dem kindlichen Sinn zu, der Schwung der Poesie, das orientalisch Ueberschwengliche erhob seine Einbildungskraft und haftete in der Tiefe des Gemüthes; die lakonische Weisheit, die gnomische Tiefe seiner Sprüche kam dem wenige, aber starke und kräftige Speise verlangenden geistigen Bedürfniß entgegen, und die

Bestimmtheit und das Absolute seiner Gebote und Regeln, das Diktatorische und Imperatorische in der religiösen Leitung des Hebräischen Volkes ließ ihn Halt und Sicherheit für das eigene Leben finden. Das Positive und Feste war seinem allem Zweifel abholden Geist angemessen und das manigfaltige Historische erweckte sein Interesse und prägte sich durch den feierlichen Ton, in welchem die Geschichte des auserwählten Volkes geschrieben ist, um so tiefer seinem Gedächtniß ein, so daß man behaupten kann, unser Bernisches Volk sei bis zu den Zeiten der französischen Revolution einzig an der Bibel groß gewachsen. Sie bildete den Inhalt seines geistigen Lebens, war seine Erzieherin, seine Bildnerin und Begleiterin durch's Leben.

Auf diesem biblischen Grunde hatte Bitzius weiter zu bauen, und da er selbst in diesem Element, in dieser Luft aufgewachsen und erzogen und später als Religionslehrer auf dieses Gebiet zum Wirken angewiesen war, so mußten auch seine Schriften von diesem Hauche ganz durchweht sein und in einer religiösen Weltanschauung, wie in ihrem heimathlichen Boden, wurzeln. Durchgehen wir nun seine Werke in dieser Beziehung, so können wir nicht verkennen, daß er nicht bloß den religiösen Gehalt im Volksleben, die religiöse Vorstellungs- und Empfindungsweise seines Heimathvolkes überall mit höchster Treue und Wahrheit darstellte, sondern auch dieselbe zu veredeln, das Gegebene fruchtbar zu machen, den noch rohen Stoff zu bilden, umzugestalten, in eine edlere Form auszuprägen suchte. Er geht überall darauf aus, die religiösen Begriffe zu vergeistigen und von den Schlacken des Allzusinnlichen und Materiellen zu reinigen. Er kannte das Volk zu gut, um nicht zu wissen, wie viel auf diesem Gebiet zu thun übrig war, wie sehr selbst nach dem Verlauf von drei Jahrhunderten die läuternde Kraft der Reformation nur die Oberfläche geritzt hatte, wie wenig sie in die Tiefe gedrungen war. Er suchte überall das Todte zu beleben, dem Materiellen einen geistigen Inhalt zu geben, dem Körperlichen Seele einzuhauchen. Er führt bei jedem

Anlasse das Aeußerliche auf ein Inneres, das Symbolische auf den Geist, dem es als Hülle dient, das Sinnliche auf das Uebersinnliche und einer höhern Welt und Ordnung Angehörende zurück. Auf jedem Blatt in seinen Schriften tritt uns, möchten wir behaupten, dieses Streben, dieser Sinn entgegen. So sind ihm die Erscheinungen der Natur „allezeit strömende Offenbarungen Gottes, von denen der Mensch umflossen ist.“ So nennt er in der Wassernoth große Naturkatastrophen „lebendige Predigten Gottes, wie überhaupt alle Naturereignisse Offenbarungen, Sprache des' Himmels seien.“ „Gott, sagt er an der nämlichen Stelle, stellt im Sichtbaren das Unsichtbare dar; die ganze Natur ist eine Gleichnißrede, die der Christ zu deuten hat. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen.“ So verlangt er in Anne Bäbi Jowäger, „daß der Mensch nicht nur in dem Einen großen Buch, der Bibel lese, sondern auch in dem andern wunderbaren, weltalten und doch jeden Tag neuen Buch der Natur, der Welt, des Lebens, welches aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom, genährt wird durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Athem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen.“ Das eine Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide strömen Leben sich zu, und halbdunkel bleibt eines ohne das andere, wie ein Auge nur halb so gut sieht als zwei. Aber „wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, da ist der Himmel offen, strömende Offenbarungen Gottes erklären das Leben, heiligen die Zustände, dem Leben giebt die Bibel seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig.“ Er verlangt daher namentlich vom Religionslehrer, vom Geistlichen, daß er nicht bloß in der Exegese der Schrift, die jeder Christ solle verstehen können, sondern noch mehr in der Exegese des Lebens bewandert sei, und nicht bloß auf den einen Rythmus,

sondern auch auf den andern größern achte, so wie Shakspeare seinen armen Richard II. in jenem ergreifenden Gefängnißmonolog klagen läßt, daß er in der Musik auch den kleinen Mißton habe entdecken können, aber in der größern und wichtigern Musik seines königlichen Lebens auch die gröbsten Disharmonieen nicht wahrgenommen habe.

In gleichem Geiste faßte Bitzius das Christenthum und die christliche Lehre auf. Er sah in demselben einerseits das große Bindungsmittel der Menschen durch Liebe und Brüderlichkeit, das Erziehungsmittel zu aller höhern Cultur, und anderseits das Erweckungsmittel aller Kräfte im Menschen und den Sporn zu allen Thätigkeiten. So erklärt er im Schulmeister das Christenthum als die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menschlichen Kräfte und hinwiederum einzig vermögend, die Kräfte in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anstrengung und gegenseitiger Hülfeleistung. „Dieses Einstehn in der Liebe für Schwache und ihre Rechte, sagt er anderswo, der Barmherzigkeit gegen die Unbarmherzigen, heißen sie wie sie wollen, halten wir für den wahren christlichen Muth, und den christlichen Muth für den höchsten unter allen Arten von Muth.“ — Er will daher, daß besonders der Seelsorger von diesem Geist der Liebe durchdrungen sei und, wie wir bei Besprechung von Anne Bäbi Jowäger bemerkten, stets nach dem Grundsatz in omnibus charitas, handle. Er will das Werk der Liebe, der Hülfeleistung stets im großherzigsten Sinne geübt wissen, und er fragt sehr scharf in der Wassernoth, „was das für eine Religion sein möge, die, wenn Hungernde zu speisen, Nackte zu kleiden seien, erst untersuche, ob diese zu „ihren Leuten“ gehören oder nicht, und nur im erstern Fall ihre Hand öffne.“ So sagt er in der Armennoth, wo er zum gemeinsamen Handeln ermahnt: „Der Ruf gilt jeder Ansicht, jeder Farbe, allen Separatisten, politischen und religiösen, und namentlich den sogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube sich feststellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß

es Sünde sei, denen zu helfen an einem gemeinsamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Ansicht seien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man denn auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jesus verläugnet, der in seinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erst bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengesetzte Lehre so scharf ausdrückt?" Er will vom christlichen Sinn alles Kleinliche, Ausschließliche, Engherzige entfernt wissen und den Baum ächter Frömmigkeit stets nur an den Früchten erkennen, und nicht an äußerlichen Abzeichen. Daher sagt er von dem alten Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger: „Wie fromm er war, wußte Gott. Die Menschen hätten es ihm nicht angesehen." Der Glaube muß ihm That und Handlungsweise werden, wenn er über dessen Werth urtheilen soll. Bloßer Schein und Geberde gelten ihm nichts. Das Christenthum soll nicht niederdrücken, sondern zu Muth und Freude erheben, eine frohe Botschaft sein.

Bitzius nimmt ferner für das Christenthum die gröste Entwicklungsfähigkeit, ein stetiges Fortschreiten in Anspruch. Sehr schön sagt er im Schulmeister: „Das Christenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen tritt es immer reiner, verklärter, geistiger entgegen. Das will der Mensch nicht fassen, er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes wehen über den Erdboden. Dann gehen verschlossene Augen auf, und was todt getreten schien, das steht nun herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf." Als großes Culturmittel soll ferner das Christenthum alle Verhältnisse durchdringen und auch der staatlichen Ordnung Festigkeit und Halt verleihen. „Das Christenthum allein," sagt Bitzius im Zeitgeist, „heiligt die Staatsformen und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet die

Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den obersten Grundsatz: Was Du willst, daß Dir die Leute thun, das thue auch ihnen."

Das Christenthum endlich, und darauf wird überall besonderer Nachdruck gelegt, ist nach Bitzius nicht da, um die Kräfte im Menschen einzuschläfern, sondern um sie zu wecken und in Thätigkeit zu setzen, und hier nimmt Bitzius mit aller Entschiedenheit und mit dem größten Nachdruck den reformierten Standpunkt ein. „Das Christenthum, heißt es in der Armennoth, enthält durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen." Und im Schulmeister sagt Bitzius: „Wo der Mensch das Gute will, soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen." Das Wort Lessing's in seinem Aufsatz über die Herrnhuter, daß der Mensch zum Thun, und nicht zum Vernünftlen erschaffen, aber eben deswegen dem Letzern mehr nachhänge als dem Erstern, kehrt hundertfach in seinen Büchern wieder. Am derbsten spricht er sich darüber im Zeitgeist aus, wenn er sagt: „Der Glaube, den ich habe, ist nicht der Glaube jener Sekte, die den Tisch deckte, sich daran setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen in schönen Schüsseln wohlgekocht auf den Tisch fallen lassen, sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, ob ich das Erstrebte damit ausrichte oder nicht, sondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Erndte. Ueber das, was ich thue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott." Bitzius wollte daher von einem Gnadenschatz, welcher ohne Zuthun, ohne eigene Anstrengung des Menschen, auch dem trägsten Bittenden sich öffne, nichts wissen. Er drang überall auf ein freilich immer gläubiges und gottvertrauendes Thun, auf thätige Liebe, auf Arbeit, Nüchternheit, Selbstverläugnung. Der Glaube darf ihm nicht

ein todter, passiver, nur innerlicher sein; er soll sich stets verkünden durch das Leben, durch die stete innere Umgestaltung desselben, durch Treue, Muth, Geduld, Kraft, die dem Bösen widerstreitet und den Wechsel der Tage zu ertragen weiß. Was zum Quietismus führt und träge macht, ist ihm nicht die rechte Gesinnung im Religiösen, daher seine wahrhaft frommen Charaktere sich weniger durch Mystik und bloße Seligkeit des Empfindens als durch Kraft und Ausdauer im Leben, durch schlichte und einfache Erfüllung ihrer Pflicht auszeichnen und vor Allem diesem Pflichtgebot nachkommen. So ist Käthi, die Großmutter, ein rauher und keineswegs sentimentaler Charakter. Es ist nichts von Schönseligkeit und schwärmerisch gläubiger Empfindung in ihr. Sie thut schlecht und recht, was sie für Pflicht hält, was ihr Gewissen ihr gebietet, sie hält was ihr unumstößliches Gebot ist, sie ist treu in Allem, strengt die eigene Kraft auf's äußerste an und vertraut, daß der alte Gott noch lebe und aus Kampf und Streit und Mühsal ihren Weg geleite. Sie ist ein kräftiges, aber gerade durch diese Kraft rührendes Bild thatkräftiger Frömmigkeit. So sind auch das welsche Mütterchen in Jakobs Wanderungen und Babette, Meister Pierre's Frau, ächt fromme, ihre Handlungsweise ganz auf Gott und ihren Glauben beziehende Frauen, aber dieser Glaube wird für die Andern bloß sichtbar durch ein ganz der nächsten Pflicht geweihtes Leben. Es ist ein bescheidener und wirksamer Glaube. Sie gehören keiner Sekte an, sie haben keine Methode in ihrer Frömmigkeit, keine Zeichen für dieselbe in Sprache und Geberde. Ihr Bekenntniß macht sie evangelisch duldsam und mild gegen Andere, wie streng gegen sich selbst. So erscheinen uns jene eigentlichen Dulderinnen in Bitzius, wie Mädeli im Schulmeister, Bäbeli im Dursli, nicht als bloß passive, sondern als aktive jeden Nerv anstrengende Dulderinnen, und jene liebliche, in ihrer Reinheit und Unschuld fast nicht mehr irdische Gestalt, das Erdbeeri-Mareili, ist ein einfaches Mädchen, dem

Pflicht und Glaube, treues Handeln und Gottvertrauen immer in Eins zusammenschmelzen. Wenn Mädeli, die Schulmeisterin, ihre unerträgliche Schwiegermutter mit unermüdlicher Geduld erträgt und pflegt, und ihre Liebe mit der Alten Undankbarkeit wächst, so ist dieß ein Zug reinsten Christenthums, wie es nicht eindringlicher gepredigt werden kann; und unvergleichlich schön, Bitzius innersten Gedanken über den Prüfstein alles Glaubens ausdrückend, sagt der Schulmeister selbst: „So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lernten sieben und siebenzig mal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns reich." „Worte, sagt er anderswo im Schulmeister, können kein Leben sühnen, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth."

Diese religiöse Anschauungsweise von Bitzius, dieser stete Bezug der Gesinnung auf Leben und Handeln, ist in confessioneller Hinsicht ganz dem reformirten Geiste, in seiner Reinheit, entsprossen und ein Kenner beider protestantischen Confessionen hat daher die feine Bemerkung gemacht, daß die genannten weiblichen Charaktere, daß namentlich Käthi und Babette, die Frau des Waadtländer-Patrioten, anders hätten ausfallen müssen, wenn sie einer Lutherischen Feder entflossen wären. Namentlich, bemerkte der gleiche Beurtheiler, sei dieß bei der letztern Frau der Fall, deren eigentliches, inneres Glaubensleben ein in sich verborgenes sei, wovon bloß die Früchte sichtbar würden, Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit, Friede und ein unverbrüchliches Halten der Gebote Gottes. Dieses Thema könnte gewiß von Kundigen leicht weiter ausgeführt und auch in Betreff anderer wichtiger Unterschiede in den Anschauungen beider protestantischen Confessionen mit vielen Beispielen aus Bitzius' Schriften belegt werden. So viel bleibt gewiß, daß Bitzius den praktischen, reformatorischen Gedanken, der seinen Schriften überall zum Grunde liegt, auch durch

seinen religiösen Standpunkt entschieden bezeichnete und sehr scharf betonte. Er läßt sich nirgends in theologische Streitigkeiten und in die Subtilitäten der Wissenschaft ein, war auch keineswegs gelehrter Theologe. Er dogmatisirt nicht und streitet nicht über Glaubenssätze. Es kommt ihm mehr auf die Treue und die Reinheit der Gesinnung an, die eines Jeden Glaube bei ihm wirkt und in's Leben heraustreten läßt, und der Grad dieser Treue und dieser Reinheit bedingt auch das Urtheil von Bitzius über den Werth dieses Glaubens. Treue ist ihm überhaupt eine Kardinaltugend, die er weit über confessionelle Formen stellt, und so läßt er in „Sintram und Bertram" die edle Heidin Emma nicht etwa zur Erbauung eifriger und frommer Leser durch Bertram bekehren, sondern sie erklärt Diesem sehr bedeutsam: Was meine Väter gelobt, dem bleibe ich treu, aber wenn dein Gott Treue liebt und einen Himmel für die Treuen hat und nicht bloß für besondere Geberden und eigenthümliche Worte, so begrabe mich auf deine Weise und pflanze ein Kreuz auf mein Grab, zum Zeichen, daß ich auch in den Himmel möchte, in den Himmel der Treue, wo meine Väter sein werden, wo auch du hinkommen wirst. Meines Glaubens habe ich gelebt, treu, so weit ich es vermochte, und wo ich treulos war und schwach, da trägst du die Schuld. Bedarf es mehr als ich gewesen, um in deinen Himmel zu kommen, so sorge du für das Mangelnde." Bertram aber widerredet nicht, weil er es sich bewußt war, „daß sie um ihrer Liebe willen auch der göttlichen Liebe theilhaftig werden würde."

So faßte Bitzius das Christenthum und die christliche Lehre auf. Er will sittliche Freiheit wecken, überall auf's Innere wirken und von innen heraus bauen und bessern. Die äußerlichen Formen des Kultus, die Kirche mit ihrem positiv Bestimmten, mit ihren Institutionen sind ihm Mittel, nicht Zweck. Das bloß Formale, Starre, im Aeußerlichen die Hauptsache Suchende, was man gewöhnlich dem Judenthum vorwirft,

und was in mancher christlichen Sekte immer wieder oben auf kommen will, war ihm in tiefster Seele zuwider. In allen seinen Schriften bleibt er sich gleich, und überall finden wir diese Grundsätze. Eine höchst interessante Stelle, die ein ganzes Religionsbekenntniß in sich faßt, ist in dieser Beziehung das dreizehnte Kapitel des zweiten Theiles des Schulmeisters: „Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt.“ Käser spricht hier unter anderem von seinem frühern todten Glauben, der ihm nicht mehr geholfen, als eine Brille in stockfinsterer Nacht, der ihn im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig gemacht, ihm seine Fehler nicht gezeigt, Gott nicht gezeigt, ihm nicht Liebe gegeben, den Haß nicht gelöscht, nicht Frieden und Muth gebracht habe, der ihm bloß wie ein Hausschlüssel gegolten habe, den man Morgens früh bei'm Ausgehen in die Tasche stecke, um am Abend in's Haus hineinzukommen und nicht draußen zähneklappern zu müssen, um den man sich aber den ganzen Tag über als um etwas Unnützes und sogar Lästiges weiter nicht bekümmere. „Christus, sagt Käser ferner, war mir damals noch nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wir hinansteigen sollen zu sittlicher Freiheit, zu geistiger Schönheit, zu himmlischer Liebe — zu Gott; er war mir nur das geschlachtete Opferlamm, dessen Blut mich rein wäscht von allen Sünden, so bald ich für wahr annehme, daß er wirklich gestorben und sein Blut auch für mich vergossen sei.“

Wenn Bitzius so die christliche Religion im Geist und in der Wahrheit aufzufassen suchte und sich innerhalb seines positiven reformirten Bekenntnisses frei und geistig bewegte, so war er gleichwohl, oder vielmehr eben deshalb, seiner Landeskirche sehr zugethan und allem Sektenwesen abhold, welches sich außerhalb derselben stellt und sie fortwährend offen oder im Stillen bekämpft. Er fand nämlich in der positiven Institution der Kirche, welche die allgemeine, die größte Genossenschaft religiösen Lebens darstellt und so dem universalen Geist

des Christenthums am besten entspricht, noch Lebensfähigkeit und Kraft genug, um in ihr das religiöse Leben neu anzufachen, und er betrachtete allen Separatismus, alles Ausscheiden von dieser Gemeinschaft, und die Geringschätzung des Allgemeinen als einen sehr nachtheilig auf das Ganze rückwirkenden Sonderbund, einen Staat im Staate, der nur auflöse, trenne, zersetze, dem gesunden Volksleben zuwider sei und vom Volk in seiner großen Mehrheit auch entschieden perhorresciert werde. Ihm war die Kirche das Organische und Organisatorische, das Erhaltende und Sammelnde, dessen Zerstörung durch den individualisierenden Sektengeist, der zuletzt so viele Religionsbekenntnisse statuire als es Köpfe gebe, nur ein Vorbote allgemeiner Zerrüttung und Zerbröckelung wäre. Er bekämpft daher diese Tendenzen unablässig und mit großer Energie und verlangt, wie z. B. im letzten Kapitel des Bauernspiegels, daß der Staat die Kirche dagegen schütze und Zucht und Ordnung in kirchlichen Dingen wieder herstelle. Da wir hier auf ein Gebiet kommen, welches uns ferner liegt, und da an den eben berührten Punkt des Sektenwesens die wichtigsten Fragen sich knüpfen, so können wir unmöglich tiefer eingehen. Die Sache hat, wie andere große Principienfragen, zwei Seiten. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Zug der Zeit auf Glaubensfreiheit geht, daß die Reformation, so weit sie reichte, den kirchlichen Autoritäten zu Grabe läutete und dem Princip des Sektenwesens, welches so gut als die Reformation selbst, sich auf die Freiheit der Forschung, auf gänzliche Unabhängigkeit des Individuums von Tradition und Kirchendoktrinen beruft, seine Berechtigung gab, daß endlich die Tyrannei und Verfolgungssucht von Staatskirchen, die hölzern und knöchern geworden waren, das Dissenterthum nothwendig in's Leben rufen und ihm Kraft und Energie verleihen mußten, da der Mensch nach einem ihm inwohnenden Gesetz sich stets gegen ungerechten und plumpen Zwang, komme er woher er wolle, auflehnt. Auch wird das Princip der Association, das

bereits so mächtig geworden und hie und da über den Staat selbst hinauszuwachsen droht, sich unvermeidlich auch in der Kirche und ihren Verhältnissen geltend machen. Allein Bitzius behandelte die Frage aus dem Standpunkt der Erfahrung und zwar seiner Erfahrung. Er fand, daß der Separatismus in seiner Heimath bis jetzt wenig gute und viele schlimme Früchte getragen. Auf dem Lande und in einer dem Sektirerwesen ziemlich zugänglichen Gegend lebend, beobachtete er, daß dasselbe in seinem höchsten Paroxismus den abscheulichsten Fanatismus erzeuge, der sich bis zum Morden verirren kann, in seinen gewöhnlichen Stadien aber Zwiespalt, Partheisucht, Haß und Unduldsamkeit in die Familien und Gemeinden bringe, der ärgsten Heuchelei Vorschub leiste, bei den Meisten nicht bessernd auf das Leben wirke, und durch die wirkliche oder zur Schau getragene religiöse Exaltation, die es mit sich führe, gerade den Gegensatz des Indifferentismus und der Spötterei belebe und stärke. Er schildert daher den Sektengeist, wie er ihn in der Wirklichkeit kennen lernte, an vielen Stellen mit den grellsten Farben, und geht ihm schonungslos zu Leibe. So stellt er im Vikar in Anne Bäbi Jowäger den Typus eines Geistlichen auf, der zwar äußerlich noch in der Landeskirche steht, aber, ganz vom Sektengeist ergriffen, seine kirchliche Stellung zur Ausbreitung seiner kleinen Kirche in der Kirche, die ihm als die einzig rechtgläubige gilt, benutzt, mit der Anmaßung und der Ausschließlichkeit eines Sektengliedes auftritt und für gutgemeinte, nach seinem Sinn christliche Zwecke oft ganz widrige Mittel braucht. Da nach Bitzius' Erfahrung dieses Sektenwesen, welches in den Städten zuweilen bloßer Gesellschafts-Ton ist und unter Gebildeten mildere Formen hat, auf dem Land hingegen meist verderblich wirkt, etwas „Ungesundes, dem Volkssinne nicht Gemäßes", „ein fremder Tropfen in seinem Blute" ist, so sind auch die gesunden und vorzüglichen Charaktere, von denen sich in Bitzius' Schriften so großer Reichthum findet, Alle zwar sehr kirchlich,

aber keineswegs sektirerisch oder separatistisch gesinnt. So treffen wir unter seinen vielen wackern und kernhaften Bäuerinnen, die an jedem Tag „mit rascher Wirkung ihre Pflicht thun, wie ihr Gewissen sie ihnen zeigt", keine einzige Separatistin oder Pietistin im gewöhnlichen Sinne des Worts an. Keine von ihnen besucht z. B. statt des Gottesdienstes besondere Versammlungen oder bedient sich im Gespräch einer besondern Ausdrucksweise. Es sind schlichte, zum Theil auch derbe Naturen, deren einfachem Sinn dergleichen widersprechen würde. Und doch sind dieß sämmtlich fromme, gottesfürchtige Weiber, wenn man nicht mit diesem Begriff eine gewisse religiöse Exaltation verbindet, die unter so aktiven und gebieterisch für jede Stunde ihr Thun fordernden Lebensverhältnissen nicht zu finden ist und nur aus Ausnahmszuständen entspringt. Käthi, die Großmutter, würde sich gewiß das Prädikat der Frömmigkeit nicht absprechen lassen und das Erdbeeri-Mareili erscheint vollends wie ein Engel auf Erden, aber bei beiden ist fromm sein und recht thun so unzertrennlich, daß sie im Letztern auch das Erstere zu erfüllen glauben, wie denn auch der Ausdruck „fromm" auf dem Lande oft noch für gleichbedeutend mit „treu und ehrlich" genommen wird. Eben so ist es mit den Männern. Ankenbenz, der Bodenbauer in Uli, der alte Götti im Geltstag und Andere, die als Mustercharaktere, gegen die übrigen gehalten, gelten können, sind gewiß recht wackere und gottesfürchtige Männer, aber sie gehen alle zur Kirche und sprechen wie andere Leute. Der Großvater in „des Großvaters Sonntag" stirbt mit der Ruhe und der Freudigkeit eines alttestamentlichen Patriarchen, alt und lebenssatt, nach einem thätig frommen Leben, aber ohne methodistisch strenge Anschauungen, ohne das Leben und das Diesseits gering zu schätzen. Seine Frömmigkeit ist, wie die Engländer es nennen würden, a cheerful piety. Der kindlich reinen, von aller Eitelkeit entfernten, demüthigen und duldsamen Frömmigkeit wendete Bitzius seine ganze Liebe zu und läßt sie in

herrlichen Lebensbildern vor uns treten. Er legte um so mehr Gewicht darauf, dieselbe in ihr gebührendes Licht zu setzen, als er, wenn er gegen das Sektenwesen und den kirchlichen Sondergeist, auftrat, am wenigsten dahin mißverstanden sein wollte, als ob er dem Tagesgeschrei, welches zu Zeiten in Jedem, der überhaupt noch positiv glaubt, einen Pietisten zu sehen vorgab und selbst nur auf der crassesten Frivolität beruhte, irgend welche Concessionen zu machen gedächte. Dazu wäre er am wenigsten der Mann gewesen. Er stellt vielmehr einen ächten, wir möchten sagen, idealen Pietismus, wie ihn die Welt noch immer hochverehrt hat, der sich durch Thaten und segensreiche Wirkungen verkündigt, einem falschen, hohlen, äußerlichen Pietismus entgegen, der den Schein für das Wesen nimmt, von wahrer Demuth und ächter Liebe sich entfernt und eine sklavische, enge und unduldsame Sinnesart erzeugt. Bitzius hat, wie jeder warm Fühlende, die größte Ehrfurcht vor jenen ausgezeichneten Frauen, die, das Evangelium in seiner höchsten Bedeutung auffassend, sich der Krankenpflege widmen und der Engländerin Fry nacheifern, vor jenen Männern, die als Aerzte mit stiller, nie ermüdender Aufopferung die Wohlthäter ganzer Bezirke sind oder als Seelsorger und in anderen Berufen in gleichem Sinne und mit gleicher Bescheidung wirken. Ein solches Leben ist ihm das höchste Leben, und in „Anne Bäbi Jowäger“ läßt er den alten Pfarrer am Begräbniß seines Neffen, des Arztes, in wahrhaft christlicher Demuth von sich sagen: „Sein Tag werde kein solcher Ehrentag sein, wie dieser für das Andenken seines Neffen sei, er verdiene ihn auch nicht, da er sein Gutes im Leben genossen, da ihm Gott solche Opfer und Entbehrungen nicht auferlegt, solche Gelegenheiten zu augenscheinlichem Wirken nicht gegeben habe.“ Bitzius predigt eine Religion der That und er könnte ein Mann „der innern Mission“ im besten Sinne genannt werden, obgleich er in der Armennoth den Dünkel derjenigen rügt, welche, weil sie das neue Wort der alten Sache

gegeben, sich anstellten, als ob die Sache selbst erst durch sie in's Leben getreten sei. Sein religiöser Standpunkt ist daher ein äußerst reicher und fruchtbarer, seine Werke begünstigen das Quietistische in der Religion, die bloße Beschaulichkeit nicht; sie geben zwar, wie das natürliche Leben selbst, Ruhepunkte und Stunden der Sammlung oder der behaglichen Freude, aber sie rufen zum Schaffen, zum Handeln, zur Arbeit, zum Thun auf. Die religiöse Gesinnung muß diese Impulse geben, wenn sie ächt sein soll. Bitzius bekämpft daher vorerst alles Verneinende, Frivole, Antireligiöse, auf Materialismus, persönlichen Eigennutz und Sinnengenuß Ausgehende, welches diese Gesinnung gar nicht aufkommen läßt und geradezu zerstört, sodann aber auch das Sektirerische, Separatistische und Eitle, welches dieser Gesinnung eine falsche Richtung giebt und die Schaale für den Kern zu nehmen in Gefahr kommt. Die Landeskirche mit ihren gegebenen, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und tief im Volksbewußtsein wurzelnden Institutionen scheint ihm zwischen diesen Aeußersten die rechte Mitte zu halten und die beste Entwicklerin und Bewahrerin des religiösen Lebens im Volke zu sein. Das Rütteln an diesen Institutionen scheint ihm daher verderblich, auch für das Staatsleben verderblich, komme es von welcher Seite es wolle. Das einfache Wegdekretiren der Kirche zu Gunsten einer bloßen Verneinung scheint ihm eben so unvernünftig, als eine Zerbröckelung derselben in eine Menge sich willkührlich gruppirender kleiner Genossenschaften, und wenn Bitzius auf der einen Seite dafür hielt, daß mit dem Zerstören des Kirchlichen auch die Grundpfeiler des Staatslebens und aller bürgerlichen Verhältnisse wanken und einsinken müßten, so würde er andrerseits, wenigstens für seine Heimath, das neuliche Urtheil eines schweizerischen welterfahrenen Politikers unterschrieben haben, welcher sagte, die sogeheißene freie Kirche habe bisher in der Schweiz nur desorganisatorisch gewirkt und

sei ein Parasit, der, zum eigenen selbstständigen Leben unfähig, nur dem Mutterstamm die besten Säfte entziehe. —

Bitzius drückt seine eigene religiöse Sinnesweise in folgender Stelle in einem Brief aus seiner spätern Lebenszeit an einen vertrauten Freund aus, die das, was wir über seinen religiösen Standpunkt sagten, bestätigt. „Nun will ich Ihnen gerne gestehen, daß auch ich religiöser geworden bin, d. h. ich beziehe weit Mehreres auf Gott, erblicke weit öfter im Sichtbaren das Unsichtbare, betrachte mein jetziges Sein im Zusammenhang mit dem Zukünftigen. Ob das aus innern Ursachen kommt, oder ob ich hingerissen werde durch die äußere Bewegung, wer will das entscheiden? Daß ich in mir nicht todt war, weiß ich, aber hinwiederum bin ich auch ein Kind der Zeit und ihrem Einflusse unterthan. Aber darin bin ich verschieden vön Vielen, daß bei mir das religiöse Element keine andere und besondere Form sucht als das Leben in Gott, und dieses Leben durch mich und andere immer deutlicher darzustellen, und das nicht durch besondere Gesellschaften, Missionen u. s. w., sondern eben durch das Leben selbst."

Eben so ausgesprochen wie Bitzius' religiöser Charakter ist in seinen Schriften seine politische Denkweise, und sie tritt in einigen Werken noch schärfer hervor als der erstere, nämlich da wo er, wie z. B. im „Zeitgeist und Bernergeist", der Politik und der Bekämpfung der einen Richtung derselben den Vortritt läßt und Politik treiben will. Die Urtheile über ihn gehen in dieser Beziehung wenigstens zum Theil eben so aus einander, wie diejenigen über seinen religiösen Standpunkt. Den Einen war er geradezu Parteimann und Parteischriftsteller, der nur einer Partei dient, und man hat viele seiner Schriften bloß zu großartigen Parteipamphleten stempeln wollen. Man schrie von der Seite der Gegner über arge Tendenzschriftstellerei und stellte ihn in die Reihen der so geheißenen Reaktion, wobei die aus der Ferne und in völliger Unkenntniß der Schweizerverhältnisse Urtheilenden oft die lächer-

lichsten Lufthiebe und Zusammenstellungen machten. Andern hingegen war er viel zu liberal und zu wenig legitim. Schon seine bis dahin in seiner Heimath gar nicht erhörte Freimüthigkeit und Derbheit gab mannigfachen Anstoß und bei näherem Durchgehen seiner Schriften fand man so wenig Respekt vor den hohen Herrschaften aller Art, so strenge Forderungen an Regierende und Hochstehende, und so nicht die geringste Spur von Schmeichelei und besondern Rücksichten für gewisse Stände, ihre Anschauungen und Liebhabereien, daß man ihn weit eher für einen mürrischen, der principlosen Welt als grober Puritaner entgegentretenden republikanischen Trotzkopf als für einen Anhänger der so geheißenen Legitimität halten konnte. Wir wollen ihn einstweilen als entschieden conservativ gelten lassen, allein da mit solchen allgemeinen Parteibezeichnungen, die je nach Ort und Zeit ganz verschiedene Dinge bedeuten und auf ganz verschiedenartige Leute angewendet werden, nichts gesagt ist, so müssen wir auch hier seine politische Denkart und Anschauungsweise aus den Faktoren, die sie bildeten und ihr die bestimmte Physiognomie gaben, aus seinen Antecedentien, seinem Charakter, seiner Stellung, aus Ort und Zeit und Umgebung ableiten, und wenn auf diese Weise ein thatsächliches, individuell richtiges Bild hergestellt ist und sein politischer Standpunkt als ein mit Nothwendigkeit gegebener und auf natürliche Weise entstandener erscheint, so wird es dann gleichgültig sein, welche politische Nummer man seiner Persönlichkeit gebe und in welche Klasse oder Familie man ihn als Politiker einreihe.

Wir haben bei der Jugendgeschichte von Bitzius gesagt, daß seine reiferen Jugendjahre in die Restaurationsepoche fielen, daß die Jugend dieser Zeit im Ganzen eine freigesinnte und eine hoffende, für Reformen, freie Staatseinrichtungen u. s. w. begeisterte, aber keine revolutionaire war, und daß auch Bitzius, auf der reformirten Bernerakademie erzogen und in Deutschland vom ähnlichen freien Zeithauch angeweht, in sein an-

gehendes Mannesalter diejenige Gesinnung brachte, die man damals liberal nannte. Da die Bernische Staatsveränderung vom Jahr 1830, die Umwandlung der aristokratischen Verfassung in eine gemäßigt demokratische, diesen Principien gemäß war, Bitzius übrigens auf dem Lande lebend, und durch seine ganz bescheidene bürgerliche Stellung zu scharfer Beobachtung des politischen Geistes im Volke befähigt, diese Staatsveränderung als unabweisbar und durch die Zeit geboten ansah und manche wichtige Reform in Verwaltungszweigen, die ihm am Herzen lagen, wie z. B. im Schulwesen, von der neuen Ordnung der Dinge hoffen konnte; so bekannte er sich zu den damaligen Reformern und Neuen und konnte den Freunden der neuen Verfassung oder, um einen gangbaren Berner-Ausdruck zu gebrauchen, den Liberalen der Dreißigerepoche beigezählt werden, wenn er auch außerhalb der politischen Dinge stand und ihm diese in ihrem Detail und ihrer concreten Gestaltung zu Verfassungs- und Gesetzesnormen fern ablagen.

Es konnte freilich nicht lange währen, bis Bitzius auch der neuen Zustände Schattenseite entdecken mußte. Wie es zu geschehen pflegt, so wurden auch hier oft bestehende Einrichtungen vom neuen System in ein Prokrustesbett gelegt oder alter Schlendrian unter neuen Formen beibehalten. Unbedeutende Leute, von denen nichts Consequentes, nichts Dauerndes zu erwarten war, kamen an's Regiment, und es zeigten sich vielfach erbärmliche Motive, Privateigennutz, Eitelkeit und hohler Schein. Daß Bitzius nicht der Mann war, der alles dieses, wo er es sah, ungerügt und ungegeißelt hätte durchgehen lassen, wissen wir bereits. Seine Wahrheitsliebe trieb ihn, nicht zu schmeicheln und nichts zu verhüllen, und es lag nicht in seinem Charakter stille zuzusehen und sich neutral und diplomatisch als abhängiger Beamter in sein Schneckenhaus zurückzuziehen. Er hatte sich bei gewissen Reformfragen selbst betheiligt; wir haben gesehen, wie er in der Schulfrage mit dem Beispiel voranging und in jeder Beziehung thätig war.

Er konnte aber in den Hauptsachen und bei den leitenden Behörden und Kreisen nicht zum Worte kommen, und dies Gefühl, verbunden mit dem Bewußtsein, daß er ein Wort mitzusprechen habe, bestimmten ihn großentheils zum Schriftstellerberuf. Seine ersten Werke, wie der Bauernspiegel und der Schulmeister, haben daher bereits einen oppositionellen Charakter, ohne daß er sich in denselben gerade viel mit Politik zu schaffen machte. Die Gegenwart wird derb gestriegelt, wie die Vergangenheit, welch' letzterer besonders nichts weniger als geschmeichelt wird. Ueber das Schulwesen in der alten Zeit läßt er manch bitteres Wort fallen und sagt im Schulmeister bei Gelegenheit der alten Huldigungssonntage und ihrer obligaten dorfschaftlichen Prügeleien: „Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverständigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muster der Religiösität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrscht hätten. Die Buben, schon lange eingeweiht in diesen Haß (da keine Gemeinde mit der andern gemeine Sache machte, außer etwa im Streit gegen eine dritte) mußten nun zeigen, daß sie ihrer Väter würdig seien, treue Söhne der Obrigkeit, d. h. unfähig, unter sich gemeinschaftliche Sache zu machen." So werden im Bauernspiegel einzelne Parthieen der frühern Zeit, das oberamtliche Regiment, die capitulirten Dienste im Ausland u. s. w., so satyrisch geschildert, daß Viele Uebertreibung und Partheilichkeit dem Verfasser vorwarfen, welcher jedenfalls von allem romantischen Idealisiren vergangener Zeiten, namentlich der nächstvergangenen, die in seine Lebenszeit noch hineinreichte, weit entfernt ist. Seine Vorliebe, durch Johannes v. Müller und Andere erzeugt, galt der ganz alten, der heroischen, kämpfenden, nicht der spätern, bloß administrierenden Zeit, welche letztere übrigens Bitzius' Mitbürger Haller vor einem Säculum eben so streng geschildert hatte da er selbst in derselben lebte. An der frühern Heldenzeit hing Bitzius mit ungetheilter Bewunderung, als dem besten

Erbtheil unsrer Geschichte, und hielt die Kraft und die Treue, das vaterländisch Große in derselben, der Jetztzeit bei jeder Gelegenheit als Spiegel vor. Bitzius war ein ganz nationaler Schweizer und Berner. Da die Geschichte seines engern und weitern Landes eine im Ganzen ruhmwürdige war, so mochte er nicht leiden, wenn die Parteiwuth sie verkleinerte und in ein gehässiges Licht stellte, oder wenn fremde Flüchtlinge, zu Rathgebern erhoben, mit allem Frühern tabula rasa machen wollten oder in kindischer Anmaßung „politische ABC für große Schweizerkinder" schrieben. Der Haß gegen alles Fremde, wenn dasselbe nicht reformirend und bescheiden als Besseres sich anbot, sondern diktatorisch und absolut sich dem Volke oktroyiren wollte, wird ein immer mehr hervortretender Zug in Bitzius' Schriften, und allerdings mußte Alles was die Schweiz schon in den Dreißigerjahren an Fremden und durch Fremde erlebt hatte, diesen Zorn nur befestigen. Bitzius war übrigens, so sehr ihn das Unwesen besonders der deutschen Flüchtlinge, welchem er in „Jakob's Wanderungen" und in „Doktor Dorbach, dem Wühler", ein stark ausgeprägtes Gedenkzeichen gestiftet, erbitterte, eine ganz deutschschweizerische Natur. Das französische Wesen war ihm durch und durch zuwider, und mit dem Wort „Weltsch" verband er nach alter deutscher Art meist einen verkleinernden Nebenbegriff. Auch mochte er, wie viele Alt-Berner, die Franzosen, als den alten Nationalfeind von 1798, nicht leiden, wie er denn auch die rühmliche Tapferkeit der Berner in der kleinen aber bedeutsamen Erzählung „Elsi die seltsame Magd" gebührend verherrlicht hat.

Es war daher natürlich, daß Bitzius in der Epoche der Dreißiger- und Vierzigerjahre, obwohl principiell liberal und der neuen Verfassung zugethan, doch, weil sein Nationalgefühl durch das Treiben der Fremden und das oftmalige schwächliche Gewährenlassen dieses Treibens verletzt wurde, und weil auch der Gang der Dinge im Heimathkanton Bern ihn keineswegs

befriedigte, in mannigfache Opposition gegen das herrschende System gerieth und schon in den Schriften dieser ersten Epoche die neue Zeit und die neuen Gewalten nicht schonte, wo sie ihm Gebrechen, Erbärmlichkeiten und Blößen zeigten. So verkennt er zwar im „Schulmeister“ die Schwierigkeiten einer durchgreifenden Schulreform nicht, scheut sich aber eben so wenig, die Fehler und Irrthümer derer zu rügen, welche sie zu leiten hatten und oft weder Ziel noch Weg sich deutlich machen konnten. Bei seinem ganz auf's Praktische gerichteten Sinn galten ihm Gesetze und Reformen, so lange sie bloß auf dem Papier standen, nichts. Er mußte, um sie zu loben, erst sehen, ob und wie sie ausgeführt wurden. Auch manch Anderes was er in der Nähe sah, mußte ihn zu strenger Rüge der öffentlichen Zustände, wie sie sich im Einzelnen darstellten, bestimmen. Zudem wurde er schon damals durch die oft sehr ungerechten Angriffe gegen die Geistlichen im Allgemeinen, die z. B. oft als Feinde des Schulwesens bezeichnet wurden, während sie sich desselben am eifrigsten annahmen, in die Nothwendigkeit versetzt, sich seiner Amtsgenossen anzunehmen, obwohl er zuweilen, da er in seinen Schriften die Schwächen und Blößen und Menschlichkeiten dieses Standes so wenig als diejenigen eines andern schonte, auch hier Anstoß gegeben und allerlei Eifersüchtelei zu erfahren hatte. Er vindicirte, wie wir schon bemerkt, der kirchlichen Sphäre stets ihr Recht im Staate und suchte namentlich zwischen Kirche und Schule das gute Einvernehmen durch gegenseitiges Entgegenkommen herzustellen.

Was Bitzius im öffentlichen Leben am meisten der Rüge und der Satyre zu bedürfen schien, war das schlaffe und schwache Regiment im Allgemeinen, besonders aber in den Landbezirken, wo die Lokalbeamten in den Augen des Volkes die Regierung vorstellen. Daß hier oft Unfähigkeit, Energielosigkeit, Popularitätssucht, Oberflächlichkeit, Mangel an allem Selbstgefühl und Charakter, Frivolität an der Tagesordnung

waren und dann als Beispiel von oben um so schlimmer wirkten, konnte Jedermann wahrnehmen und diese Erscheinungen waren geeignet, gerade die aufrichtigsten Freunde der neuen Ordnung der Dinge zu erbittern, da solche Dinge sich bald selbst bestrafen. Bitzius übte sein Censoramt als Schriftsteller mit unbestechlicher Strenge aus, und wer etwa aus angewöhnter politischer Verweichlichung ihn im Tadel zu herbe finden möchte, der bedenke, daß es gerade eines ernsthaften Schriftsteller's, der öffentliche Zustände schildert, heiligste Pflicht ist, überall auf Charakter, Festigkeit und Consequenz im Handeln, auf Rechtlichkeit, Selbstgefühl und öffentliche Moralität hinzuwirken, und daß wer diesen Muth nicht hat, vielleicht für den Augenblick unterhalten, aber keinen Nutzen stiften und bald vergessen sein wird. Bitzius hat übrigens nirgends sich Uebertreibung des Schlimmen zu Schulden kommen lassen, sondern bloß mit ungewohnter Derbheit und Rücksichtslosigkeit geschildert, und die Erfahrung gab ihm vollständig Recht. Denn im Jahre **1846** erfolgte im Kanton Bern eine neue demokratische Bewegung, welcher die Verfassung und Regierungspersonen von **1831** widerstandslos erlagen. Diese neue Staatsveränderung war eigentlich mehr eine Palastrevolution, die keinen eigentlichen neuen politischen Grundsatz, sondern bloß die Erweiterung bereits bestehender, wie z. B. des Wahlrechts u. s. w. enthielt, neue Leute an's Ruder brachte, und welche ohne die Grundsatzlosigkeit, die kleinlich persönliche Richtung und den Mangel an Regierungsfähigkeit bei'm frühern Regiment kaum möglich gewesen wäre.

In dieser Krisis zeigte sich das Haltlose, Schlaffe, Eigennützige und Würdelose, welches zur Physiognomie der letzten Jahre geworden war, in vollem Maaße, und es ist schwer zu begreifen, daß die radikalen Nachfolger im Regiment sich durch das, was im Jahre **1846** geschah, so wenig warnen ließen, daß sie vielmehr die gleichen Fehler in noch größerem Maaße begingen und durch die Art und Weise ihres Regierens dem

neuen System von vorn herein den Lebensfaden abschnitten, welches sich ohne diese Mißgriffe bei der allgemeinen Apathie noch länger hätte halten können.

Zu dieser neuen Zeit und ihrem Charakter trat Bitzius in einen viel schärferen Gegensatz als zu der frühern Ordnung der Dinge. Während er in der letztern bloß Irrthümer und Schwächen bekämpfte, glaubte er mit der neuen Verfassung propagandistische Principien, gegen Kirchliches und Staatliches gerichtet, einziehen zu sehen, welche zersetzend und zerstörend bis in's individuelle Leben hineinwirkten und, über die Sphäre der bloß politischen Meinungen und Grundsätze hinaus gehend, dem Socialismus und Communismus die Hand reichten. Bitzius befand sich mit seinen Grundsätzen von Staatsordnung und Familienleben gegenüber dem überspannten Treiben Vieler, die den ächten Demokratismus in der völligen Emancipation des Individuum's von allem Ueberlieferten und sittlich Feststehenden suchten, in einer ähnlichen Lage, wie sich zu allen Zeiten in Republiken, namentlich in stürmisch bewegten Demokratieen, solche Männer befunden haben, welche von der Uebertreibung des herrschenden Staatsprincips den Umschlag in ein entgegengesetztes fürchteten, und deren ernster Sinn sich von der Zügellosigkeit abwendete, die sie in Staat und Leben mächtig werden sahen. So sehen wir im alten Athen die großen Schriftsteller, Staatsmänner, Dichter gegenüber der demokratischen Richtung der Zeiten fast auf Einer Linie, und die Bemerkung ist ganz richtig, daß sich Alle in diesem Gegensatz zur faktischen Demokratie oder Demagogie ihrer Zeiten zum Verwechseln gleichen, daß Aeschylos und Aristophanes, Thukydides und Isokrates, Platon und Demosthenes alle in bewußtem und bestimmtem Gegensatz zu ihrer Zeit stehen, bittere Klagen über die Gesunkenheit der Gegenwart und über die Fehler und Schwächen des Volkes führen und die in ein ideales Licht gerückte Vergangenheit der Gegenwart als Spiegel zur Beschämung und zur Nachahmung vorhalten. Ein sehr interessanter

Aufsatz (im Morgenblatt abgedruckt, Nr. 33 u. 34 des Jahres 1855) betitelt „Aristophanes Stellung zu seiner Zeit", sagt hierüber folgende treffende Worte, die uns zur Ausführung unsers Gedankens zu benutzen erlaubt sei. „Die großen Geister des hellenischen Alterthums, heißt es dort, sind alle Aristokraten. In dem Maaße, als sie sich geistig über die Menge erhoben, in demselben waren sie auch abgeneigt, sich an sie hinzugeben, sich von ihr verschlingen, oder auch nur beherrschen zu lassen. Und da andererseits die Eigenschaften der Masse zu allen Zeiten dieselben sind, trotzig und ungeberdig im Glück, verzagt, so bald es nicht nach Wunsch geht, leicht in Wallung zu bringen, aber noch schneller wieder erkaltend und in Thatlosigkeit zurücksinkend leichtgläubig, die willenlose Beute derer, die sie zu behandeln, ihr zu schmeicheln wissen, unfähig, abweichende Ansichten zu begreifen und Widerspruch zu ertragen, — da diese Merkmale, trotz aller dazwischen liegenden Erfahrungen und Ermahnungen mit vollkommenster Regelmäßigkeit immer wiederkehren, so war es unvermeidlich, daß auch diejenigen, welche sich zur Masse polemisch oder pädagogisch verhielten, immer wieder in dasselbe Geleise der Gedanken hineingeriethen."

Man könnte Bitzius, trotz der sonstigen großen Verschiedenheit, in Vielem mit Aristophanes vergleichen. Wenigstens war die Stellung Beider zu der Staats- und Zeitrichtung eine ganz ähnliche. Beide traten in einer Zeit auf, welche die Grenzscheide zweier Epochen machte, in welcher Altes und Traditionelles neuen Begriffen weichen mußte, in welcher der Einzelne mit seinem individuellen Streben und Egoismus gegen das corporative und staatliche Zusammgehörigkeitsgefühl ankämpfte, seine eigenen Wege suchte und von dem Aufgehen im Ganzen, von opferbereiter Pietät gegen dieses Ganze nichts mehr wissen wollte. Beide hielten mit aller Macht an dem erhaltenden Standpunkt der Unterordnung des Individuums unter das gemeine Beste, unter die Disciplin der Genossen-

schaft fest und bekämpften Alles auf's Nachdrücklichste, was ihnen diesen Kitt zwischen den Bürgern aufzulösen schien. Religion und Staat sind Beiden auf's innigste verbunden, und Bitzius steht der neuen Philosophie, die sich ihm in der Berufung Zeller's als aggressiv darstellte und von welcher er Aergeres fürchtete, als sie ihrer Natur nach hervorzubringen geeignet war, ganz so gegenüber, wie Aristophanes den Alles dialektisch zersetzenden Sophisten und dem sokratischen „Denkstübchen"; Aristophanes und Bitzius kämpfen beide einen gewissermaßen tragischen und vergeblichen Kampf gegen ein hereinbrechendes und das Alte, Gesundes mit Ungesundem, allmälig untergrabendes Neues. Der Geschichtsschreiber und Philosoph, der keine Entwicklung der Geschichte als willkührlich und zufällig annimmt, wird zwar einen andern Standpunkt einnehmen können, als der mitten in den Dingen und in der Bewegung Stehende und Kämpfende. Doch sehen wir auch Plato die damalige Demagogie Athen's mit den grellsten Farben schildern und in seiner Republik, wo er von der Entartung der Verfassungen und vom Uebergang der einen in die andere spricht, das Volk warnen, „sich nicht, indem es vor dem Rauch der Knechtschaft unter freien Menschen flüchten wolle, in die wüthende Flamme der Despotie zu stürzen;" dort spricht er auch von „schlechten Mundschenken eines demokratischen Staates, welche die freiheitsdurstigen Bürger den Becher ungemischter Freiheit unmäßig und bis zur Berauschung ausleeren lassen."

Diese Zügellosigkeit des Privatlebens und die damit verbundene Schlaffheit und Schwäche im öffentlichen Leben werden von Aristophanes wie von Bitzius mit unerbittlicher Laune gegeißelt. Demagogen, Rabulisten, Intriganten, Volksschmeichler, Betrüger und Betrogene müssen bei Beiden ohne Pardon herhalten. Nur greift der Athener, in der Hauptstadt, am Sitz des Regiments wohnend und durch die Sitten der Zeit zu größerer Freiheit berechtigt, die regierenden Per-

sonen und ihr Leben selbst an und bringt sie auf's Theater, während Bitzius, auf dem Lande wohnend, mehr die Wirkungen der politischen Sitten in seinem Bereiche, in den Landbezirken schildert und das Treiben untergeordneter Demagogen und egoistischer Aufspürer und Ausbeuter enthüllt. Man könnte eine Menge Stellen in Aristophanes aufweisen, die ganz in Bitzius' Geist geschrieben sind, und umgekehrt, weil die Menschen und ihre Leidenschaften seit Jahrtausenden gleich bleiben. Bitzius erscheint jedoch gegen den Griechen ganz zahm und mäßig, wie denn Zeit und Stellung, so wie Zweck und Gattung seiner Dichtung ihm andere Behandlung und Weise vorschreiben mußten. Immerhin gleichen sich beide, trotz allen gewaltigen Divergenzen, in patriotischer Gesinnung, männlichem Geist, in Schärfe des Witzes und in der genialen Kühnheit, mit welcher sie in ähnlicher Lage ähnliche öffentliche Zustände und Gebrechen bekämpften. Hätte Bitzius den griechischen Komiker gekannt, so würde dieser vielleicht eine Lieblingslektüre für ihn geworden sein.

Wir müssen bei der Beurtheilung von Bitzius, wie bei den Alten und denjenigen unter den Neuern, die in freien Staaten geschrieben, vorzüglich das patriotische und republikanische Element in Rechnung bringen. Er nahm als Bürger und als Mann von Charakter nach dem alten solonischen Grundsatz stets Parthei und trat mit Kraft für seine Ueberzeugung auf. Er mahnt uns zuweilen, besonders im Zeitgeist, wo die politische Polemik am schärfsten hervortritt, an den Engländer Burke, der von dem Ueberfluthen der Principien der französischen Revolution für sein Alt-England Aehnliches fürchtet wie Bitzius vom Pantheismus und Communismus für die Schweiz, namentlich aber für seinen Heimathskanton Bern. Beide stemmen sich mit Macht für das den Staat im Großen und Kleinen Zusammenhaltende, in Sitte und Leben fest Begründete gegen ein Neues, Zersetzendes, Negatives, von dessen unbestimm-

ter Tragweite sie Zerrüttung und Auflösung des socialen Gebäudes fürchten.

Wenn nun Bitzius, wie dieß häufig in Kritiken einzelner seiner Schriften geschehen, der Vorwurf gemacht wird, er sei zu sehr Tendenzschriftsteller gewesen, so liegt hierin nach dem Gesagten, da jeder Schriftsteller von Charakter für eine bestimmte Ueberzeugung einstehen wird, entweder gar kein Tadel, sondern eher ein Lob, oder der Vorwurf trifft die großen Schriftsteller alter und neuer Zeit mit ihm, und er befindet sich jedenfalls in der besten Gesellschaft. Sehen wir z. B. unsre neuesten berühmten Romanschreiber an, und zwar nicht bloß Amerikaner und Engländer, sondern auch Franzosen und Deutsche, so finden wir, daß sie insgesammt Tendenzschriftsteller sind. Alle greifen gewisse sociale Gebrechen ihrer Staaten an, und ihre Dichtung muß diesem Zwecke dienen. Wir brauchen bloß Namen zu nennen, die Beecher-Stowe, die Dickens, die Bulwer, die George Sand, die Gutzkow, Auerbach u. s. w., so ist dieß ganz klar, und man kann sagen, daß Tendenzschriftstellerei gerade der Charakter der heutigen Literatur sei, weil es eben im Geist der Zeit liegt, überall den Uebelständen der Gesellschaft nachzuspüren und von den verschiedensten Standpunkten aus dieselben zu beleuchten und zu enthüllen. So ist z. B. das englische Gerichtswesen mit seinem Formalismus, seinen unerschwinglichen Kosten, seinen hundert Mängeln, die stehende Zielscheibe der berühmten englischen Romanschreiber, wie Dickens, Bulwer und Anderer, und, um nur ein Beispiel anzuführen, sehen wir in Dicken's „Bleak House" den englischen Kanzleigerichtshof und seine Praxis in Civilhändeln noch auf ganz anders unerbittliche und sarkastische Weise gegeißelt, als die Schreiber, Geschäftsleute und Rechtsagenten oder Richter bei Bitzius. Das Verhältniß war das gleiche. Jeder griff die Mißbräuche, die ihm vorlagen und zur Anschauung kamen, auf seine Weise an und suchte sie in's hellste Licht zu stellen. Bitzius hatte keinen Grund, sich weniger Freiheit zu nehmen

als Dickens; nur ist beim Letztern Scene und Objekt des Angriffs von größerer Dimension und hebt sich mehr hervor, als die lokalen in kleinerem Kreise wirkenden Verkehrtheiten und Mißbräuche, die Bitzius' Satyre trifft.

Bitzius kann nach diesem allerdings als Tendenzschriftsteller gelten, in dem Sinne wie die besten neuen und alten Schriftsteller es sind. Wenn ihm aber von Seite politischer Gegner, wenn namentlich einzelnen seiner Schriften, die, wie der „Zeitgeist", in der Periode des heftigsten Partheizwistes in seinem Kanton geschrieben worden, allzugroße Heftigkeit der Polemik, zu große Zügellosigkeit und Schärfe des Styls und ein zu schroffer Partheistandpunkt vorgeworfen wurde, so konnte er mit gutem Fug und Recht auf solche Beschuldigung antworten:

„Wer mag die Gracchen hören, wenn sie über Aufruhr klagen!"

Fassen wir den politischen Charakter von Bitzius in seine Hauptzüge zusammen, so finden wir ihn vorerst ächt national schweizerisch und innerhalb dieser schweizerischen Gesinnung auch von ächt Bernischem Schrot und Korn. Wie er am schweizerischen Nationalgeist und Leben fest hielt, so war er auch durch und durch Republikaner. „Wir wollen keinen König," ruft er im „Wort eines Schweizers an die Schützenvereine" aus, „im Schatten einer königlichen Krone würden schweizerische Kräfte verwelken und sterben, aber eines Moses bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke schlägt, die Quelle aus des Schweizers Brust. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke selbst muß sie geflochten sein, in deren Schatten die sprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht versiegen, nicht zerfließen, sich sammeln zum gewaltigen Strom, der Leben hat und wiederum Leben spendet, der des Landes Mark ist." Da Bitzius einen strengen Begriff vom Regieren hat, so setzt er Könige und Fürsten mit Volksregenten stets auf Eine Linie und fordert von Allen strenge Erfüllung ihrer Pflicht, ge-

wissenhafte Arbeit in ihrem Beruf, der, je höher er sei, desto mehr auferlege. „Es sei ein Fluch der Könige, sagt er bedeutsam in „der Gründung Burgdorf's," daß die Schatten ihres eigenen Lebens sich in's Völkerleben hinein erstrecken, daß sündiger Könige oder Volksführer sündlich Leben zum Zeugniß werde gegen das Königthum überhaupt, als ob bei demselben nicht bestehen könne des Volkes Heil und Wohlfahrt." Ferner: „Je mehr ein König sich erlaubt glaube, weil Niemanden angehe, was er treibe, desto leichter werden die Wurzeln des Thrones angefressen, da das alte Testament und die neue Geschichte lehrten, daß schlechte Bauern ihre Kinder um die Höfe bringen, und schlechte Könige ihre Kinder um ihre Throne." — Und trefflich kennzeichnet er wiederum den wahren Herrschercharakter mit den Worten: „Der ist ein Herr der Menschen, der diese höhern Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß;" wie Joh. v. Müller aussprach, daß das Herz des Volkes in den Händen großer Männer sei. —

Auf die Schwierigkeiten des Herrscherberufes deutend, sagt er anderswo scherzhaft: „Bekanntlich sind überall die Kronprinzen besser daran als die Könige."

Freimüthigkeit gilt Bitzius als erste politische Tugend und dieselbe zeichnet auch seine Schriften in hohem Grade aus. Im Vorwort zur zweiten Auflage des Schulmeisters bittet er, nie zu vergessen, daß er ein Republikaner sei, in Freiheit geboren und mit Leib und Seele ihr zugethan. Das Volk sei seine Majestät. „Majestäten, fügt er bei, heißen sie nun so oder anders, die Wahrheit zu sagen, galt zu jeder Zeit als ehrenwerth und war nie ungefährlich. Schmeichelei ist allemal schlecht, gelte es, wem es wolle." Und im Vorwort zu Uli dem Pächter sagt er, „man werde ihm nie ein gedankenloses oder feiles Segeln mit herrschenden Winden nachweisen können." Humoristisch sagt er in einem Brief an seinen Freund Maurer

v. Constant in München, das Volk sei ihm lieb, aber es trage zu Zeiten eine so häßliche Fratze, der er für alles in der Welt nicht: „Schatz!" sagen möchte, und sein Hoftrompeter möchte er nie sein.

Wenn Bitzius seiner Majestät dem Volke stets keck und unerschrocken die Wahrheit sagen darf, so fühlt er die innere Berechtigung hiezu in der Reinheit seines Willens und der Unbestochenheit seines Urtheils. Er ist sich bewußt, stets das Allgemeine, das Wohl der Gesellschaft im Auge zu haben und keine Vorliebe für irgend einen Stand, irgend eine Gesellschaftsgruppe zu hegen, so wenig als er gegen irgend einen Theil des Volkes verbittert war. Dieses Gefühl, von allen Nebenabsichten und Sonderzwecken frei zu sein, giebt ihm den Muth, Allen, dem Reichen wie dem Armen, dem Vornehmen und dem Geringen, dem Knecht wie dem Meister, den Regierenden wie den Regierten seine Meinung herauszusagen, wo er ihre Handlungsweise zu rügen oder ihnen ihr Unrecht vorzuhalten hatte. Diese Reinheit und Unabhängigkeit seines politischen Charakters giebt seinen Urtheilen erst den vollen Werth und ist um so rühmlicher, als seine Stellung als geistlicher Beamter so wie seine äußere Lage diesem Geist der Unabhängigkeit und Freiheit von ängstlichen Rücksichten wenig förderlich erschienen. Doch blieb Bitzius sich stets gleich. Er wurde nie zum Partheigänger, er verfocht seine Principien für sich, ohne einer Parthei dadurch gefällig werden zu wollen oder dabei etwas für sich selbst zu suchen, woran er in seiner bescheidenen bürgerlichen Stellung nie dachte. Er schrieb daher nie für diesen oder jenen Stand, noch weniger für einzelne Personen, und wir finden in allen seinen zahlreichen Schriften keine einzige Stelle, in welcher er irgend einem Führer oder hervorragenden Mann derjenigen politischen Partei, zu welcher er sich zählte, Lob gespendet oder besondere Aufmerksamkeit und Gunst erwiesen hätte, wie er ebenfalls gegen keine Personen schrieb, wenn ihm auch oft diese oder jene Persön-

lichkeit als Typus einer gewissen Gesinnungs- oder Handlungsweise dienen mußte. Bitzius war hierin ganz Puritaner. Er mochte das Rühmen überhaupt nicht leiden, hielt dafür, die Leute möchten's nicht vertragen und würden durch Weihrauch nur corrumpiert, und pflegte in seiner derben Ausdrucksweise zu sagen, wenn Einer nöthig habe gerühmt zu werden und das Lob ihm Bedürfniß werde, so sei er schon auf dem Punkt eine Dreckseele zu werden. Wir sehen in seinen Schriften, daß er sich nicht viel aus politischen und andern Größen macht, und er hatte nach Zeit und Umgebung, in welcher er lebte, auch wenig Gelegenheit, große Charaktere zu bewundern und an wahrhaft edlen Naturen hinaufzusehen. Er fand Alles um sich herum in engern und weitern Kreisen ganz alltäglich und von gewöhnlichem Schnitt, und da ihm Charakter mehr galt als Talent und er von Natur nicht leicht zum Bewundern hingerissen wurde, so geht durch seine Schriften eine Art puritanischer Gleichgültigkeit gegen Berühmtheiten und Götzen des Tages, welche Gleichgültigkeit oder Geringschätzung durch die plötzlichen Wechselfälle, die er an Personen und Institutionen erlebte, nur verstärkt werden mußte. Er haßte allen Schein und sein scharfer Blick ließ sich von nichts Aeußerlichem und Leerem imponiren, sondern drang sogleich durch die Umhüllung in das Innere. Sein Ideal von Größe ging, wie es einem so ernsten Sinn natürlich war, auf Tiefe und Festigkeit des Charakters, auf den Kern des Menschen. So zeichnet er in „Geld und Geist", den Mann seiner Vorliebe, den wahrhaft königlichen Mann, wie ihn Plato nennen würde, mit folgenden klassischen Worten: „Wer in allen genannten Lagen der gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbstbewußtsein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weise, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den besten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bairischen Königs Walhalla. Der gute König wüßte

nicht, in was für einen Sprachknäuel er ihn einwickeln, auf was für einen unghürigen Satz er ihn abstellen sollte."

Mit solcher Gesinnung war Bitzius wohl ein Demokrat im besten Sinne des Wortes zu nennen, im Sinne eines Franklin, der ganz wie Bitzius seinem Volke Religiösität, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Genügsamkeit predigte und diese bürgerlichen Tugenden als unerläßliche Bedingungen für die Dauer demokratischer Ordnungen aufstellte. Bitzius sagte seinen Mitbürgern, wie der große Amerikaner, nicht was ihnen angenehm zu hören war und sie berauschte, sondern was ihnen nützte, und wenn längst aller ohnehin mehr und mehr schwindende Parteihaß über seinem Grabe erloschen sein mag, wird man noch den Mann bewundern, der seinen Zeitgenossen, mitten unter ihnen lebend, mit solcher Kraft, mit solch unumwundener Derbheit den Spiegel vorzuhalten und die Grundsätze in's Gedächtniß zu rufen wagte, die er für die Säulen des bürgerlichen wie des Familienlebens hielt. Von ihm läßt sich jenes Wort des römischen Dichters in vollem Maaß aussagen:

. . . civis erat qui libera posset
Verba animo proferre et vitam impendere vero.

Wenn übrigens Bitzius, indem er seine politische Ueberzeugung ausspricht, oft hart und schneidend und absprechend erscheint, wenn er namentlich zuweilen durch allgemein gefaßte Redensarten und Witze sich über Wissenschaft und höhere Geisteskultur lustig zu machen scheint und, gegen Gelehrte, Professoren und die Weisen dieser Welt eifernd, dieselben lächerlich macht, so müssen wir bedenken, daß Bitzius als Dichter das Leben in seiner Totalität gegen Abstraktion, Systemsucht, papierne Regel zu vertheidigen berufen war, so wie umgekehrt der Mann der Wissenschaft das Reich der Begriffe, der Ideen, der wissenschaftlichen Principien anzubauen und oft gegen Vorurtheil, Unkultur und das bloße Faktum zu kämpfen hat. Die Wissenschaft muß trennen und scheiden, das Leben einigt

und verbindet, obwohl in einem andern Sinn die Rollen auch umgekehrt sein können. Es wird nun in Zeiten großer Bewegungen und Reformen, in Zeiten wo neue Begriffe und Ideen sich Bahn brechen und in die Praxis eingeführt werden, leicht und beinahe immer geschehen, daß die Doktrin das Leben mit seinen großen und freien Dimensionen in das Bett des Prokrustes zwingt und ihm Gewalt anthut. Ein solcher Despotismus kann unleidlich werden, wenn er auch immerhin unter der Firma der Vernunft sich aufdrängt, er wird freie und frische im Leben wurzelnde Naturen zum Widerstand reizen, und wenn er noch dazu falschen Prämissen und irrigen Principien entspringt, sich verdoppelten und wohl begründeten Angriffen aussetzen. Auch Bitzius mußte seiner ganzen Natur nach gegen die Tyrannei von Doktrinen und Theorien sich auf die Seite des Lebens und des so geheißenen gesunden Verstandes neigen, und er war sich dabei bewußt, keinem rationellen Princip, keiner vernünftigen Reform als solcher den Krieg zu machen, sondern bloß gegen Anmaaßung und Uebergriffe sich zu erheben und der Verkehrtheit in Anwendung und Durchführung des an sich Rationellen entgegen zu treten. Er konnte daher, wie so viele Schriftsteller von unbestrittenem Gehalt, in den Schein von reaktionären Tendenzen kommen, weil er allerdings gegen den Despotismus der Theorie und gegen die hölzerne Alleinherrschaft dürrer Regeln und Systeme mit großer Energie reagierte. Am schlimmsten kommen die Juristen bei ihm weg. Etwas muß man schon dem Theologen zu gute halten, da sich diese beiden Fakultäten von Alters her in den Haaren liegen und eine Fusion im Interesse Beider gar nicht zu wünschen ist. Er schlägt übrigens meist, wie man zu sagen pflegt, auf den Sack und meint den Esel, d. h. er will gegen Rabulisterei und Chikane ausholen und spricht so allgemein, als ob sein Bannfluch die ganze Fakultät treffen sollte und als wollte er das Kind mit dem Bad ausschütten. Da er von Jurisprudenz nichts verstand und sich daher das Sprich-

wort Ars non osorem habet nisi ignorantem so gut als Andere gefallen lassen mußte, so geschah es, daß er, von seinem ganz lokalen Standpunkt aus, die schlimmen Erfahrungen und Anschauungen, die er in seiner Nähe und in seinen Verhältnissen von Mißbrauch des Rechts, von Rabulisterei, von Mängeln des Gerichtswesens oder der Gerichtspersonen machte, auf die ganze Institution übertrug und zu voreilig und aus zu wenigen Daten schloß. Gerade energische und von starkem Rechtsgefühl beseelte Charaktere werden mit Zorn und Bitterkeit erfüllt, wenn sie sehen, daß oft die zum Schutz der Bürger eingeführten Formen des Rechts Betrügern und Spitzbuben zum Schild und zur Rettung dienen, während der ehrliche Unbehülfliche dem gewandten Schurken unterliegt oder Unwissenheit und Intrigue ihn um sein gutes Recht bringen. Wir können uns dann nicht wundern, wenn solche Naturen gegen diese Thatsachen die ganze Schärfe ihrer Satyre kehren, wenn sie die Trennung der äußern legalen Gerechtigkeit von der innern moralischen verwünschen und in ihrer Entrüstung das bloß innere Forum der Moral zu einem äußern machen und mit der zwingenden Macht ausrüsten möchten, die das Forum des Rechts umgiebt. Gleichwohl können wir aus der Geschichte tausendfältig lernen, daß nichts heilloser und für die bürgerliche Freiheit gefährlicher wirkt, als wenn die Staatsgewalt unter dem Schein väterlicher Fürsorge für Moral und Religion diese beiden Dinge in den Kreis der äußern Gerichtsbarkeit hineinzieht, Immoralität und Sünde wie Rechtsverletzungen behandelt und gegen dieselben mit Strafen und Correctiomitteln einschreitet. Um die Freiheit des Bürgers wird es immer mißlich stehen, wenn der weltliche Arm der Gerechtigkeit auch zum Werkzeug einer stets willkürlichen Staatscensur über Moral und Zucht der Bürger wird. Es ist dies ein anderes Gebiet, auf welches in anderer Weise einzuwirken ist und welches ein anderes Forum hat. Recht nnd Moral müssen in der Theorie getrennt bleiben und für den Staats-

mann ist die Einführung dieser Trennung in der Gesetzgebung und in seinen zur Ausführung dieser Gesetzgebung bestehenden Institutionen ein Gebot der Nothwendigkeit. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß diese Unterscheidung, wie denn Alles seine zwei Seiten hat, in der Welt viel Unheil stiften kann und gestiftet hat, weil beschränkte Menschen glauben und geglaubt haben, daß, was außerhalb des Rechtsgebietes stehe, ohne Gesetz und ohne Richter, mithin für sie machtlos und unverbindlich sei und daß die Rechtspflichten uns der Gewissenspflichten entheben, oder mit andern Worten, daß Legalität die Moralität entbehrlich mache, eine Auffassung, die dann den eigentlich Schlechten und Verdorbenen zu ihrem Gebrauch sehr einleuchtet. Gegen diese falsche Auffassung der Beschränkten und die unsittliche Handlungsweise der Verdorbenen streitet nun Bitzius mit vollem Recht, und jeder Vernünftige wird auf seine Seite treten, wenn er der Moral und Religion ihr Gebiet und ihre Macht und Wirksamkeit vindicirt und die Alleinherrschaft des bloß äußerlichen Rechtsgebiets bekämpft.

Auch die Gelehrten im Allgemeinen, Professoren, Schul- und Kathederleute erfahren vielfach Bitzius' Spott und Sarkasmus. Daß er die wahrhaft großen Männer der Wissenschaft, die Gelehrten, die ihr Wissen bescheiden und einfach machte und von Eitelkeit frei hielt, nicht meinte und nicht meinen konnte, beweist am klarsten die Thatsache, daß gerade solche Männer, wie z. B. Jakob Grimm und Andere, ihn am aufrichtigsten anerkannten, und daß er gerade mit vielen Männern von Gelehrsamkeit und Bildung stets in freundschaftlichstem Verkehr stand. Seine Satyre galt der Halbbildung, der Halbgelehrsamkeit und dem von diesen stets unzertrennlichen Dünkel. Er läßt übrigens hierin, da er selbst gleichsam ein Stück Volk war, den Volkswitz walten, der sich und den praktischen Lebensverstand von jeher auf solche Weise für das vornehme Herabsehen dünkelhafter Gelahrtheit auf das Volks-

mäßige und auf das sogenannte gemeine Leben rächte. Nicht nur Volksschriftsteller, sondern Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Koryphäen des Wissens sehen wir daher demjenigen, was man Kathederweisheit und Professoreneitelkeit nennt, am schärfsten den Text lesen, wenn auch nicht in derbem, grobem Volksdialekt, und im ganzen Bitzius finden wir in dieser Beziehung keine einzige Stelle, die an Stärke und Ironie demjenigen gleich käme, was Göthe seinen Mephistopheles im zweiten Theil des Faust sagen läßt, wo er dem kopfschüttelnden hochgelehrten Kanzler antwortet:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Bitzius sah hier wie in andern Sphären um sich herum des Kleinlichen, Verkehrten und Erbärmlichen so viel, und des Imponierenden und Charaktervollen so wenig, daß auch er sagen konnte, es sei schwer, keine Satyre zu schreiben. Er hatte gegen Hochmuth und Ueberhebung aller Art zu kämpfen, und er bezahlte eine Generation, die in jugendlichem Uebermuth alle Vergangenheit über Bord zu werfen meinte und dem ältern Geschlecht, wie der superkluge Baccalaureus im Faust, in's Gesicht sagte:

Hat Einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen;

mit gleicher Münze, indem er der Eintagsweisheit spottete, welche die Weltgeschichte erst von da an zählte, da sie zu den Dingen Etwas zu sagen hatte.

Was aber Bitzius mehr als alles Andere haßte und mit der schärfsten Lauge überschüttete, war der hohle Schein überhaupt und besonders der Flitter großer Worte, hinter welchen

weder Gesinnung noch That sich zeigen und die um dieser innern Unwahrheit willen desto widerlicher erscheinen. Er ließ sich durch keinen falschen Nimbus blenden, durch kein noch so heftiges Geschrei übertäuben, sein ernster Sinn haßte alles Schaugepränge und Theatralische, und er mag oft hierin zu streng und puritanisch sein. Denn was wäre das Leben ohne Spiel und ohne Illusion? Doch war durchaus keine Gefahr, daß Bitzius die lebens- und vergnügungssüchtige Zeit und die festlustigen Bürger seiner Heimath durch zu große Strenge zu sauertöpfisch und grillenfängerisch gemacht hätte. Er theilte vielmehr die richtige Einsicht Franklin's, welcher, ebenfalls in demokratischer Zeit und unter demokratischen Einrichtungen lebend, es für nöthiger und heilsamer hielt, stets Maaß und Ziel und besonnenen Ernst und Genügsamkeit zu predigen, als durch ein charakterloses Segeln mit allen Winden der Begehrlichkeit die Neigung zu sorglosem Genießen und verderblichem Müßiggang zu nähren und zu steigern. Bitzius mochte, weder den Vielen noch den Wenigen zu gefallen, das Verderbliche und Ungesunde gesund, oder das Thörichte vernünftig nennen. Seine Politik glich seiner Religion auf ein Haar. Er haßte allen Schein und alles schön thun, er wollte Uebereinstimmung des Wortes mit der That. Er verlangte eine Liberalität, die sich in Allem gleich bleibt und die Probe aushält. Er ging bei der Beurtheilung der Menschen stets von der Schale auf den Kern, und ihm galt das glatte Wort und die schmeichlerische Farbe und Außenseite der Dinge, wie dem edlen und klugen Don Baßanio in Shakspeare, nur als

die trügerische Küste
Von einer schlimmen See, die Scheinwahrheit,
Womit die schlaue Zeit auch Weise fängt.

Wenn wir nun, nachdem wir den religiösen und den politischen Standpunkt, den Bitzius in seinen Schriften einhält, gewürdigt, zur Beurtheilung derselben nach ihrem dichterischen und künstlerischen Gehalt, mit andern Worten zur Untersuchung

ihres ästhetischen Werthes übergehen, so begegnen wir vorerst einer Art von Protestation gegen eine Beurtheilung nach solchem Maßstab, einer Rekusation dieses Forum's, um uns so auszudrücken. Solche Verwahrungen hat man häufig gehört. Bitzius, sagt man, könne unmöglich unter das ästhetische Maaß gestellt werden. Er sei ein Wesen und ein Schriftsteller einzig in seiner Art. Er habe selbst nie nach den Regeln der Aesthetik, der Kunst gerichtet sein wollen. Es sei zum Lachen, wenn man z. B. die Geschichte von Uli bespreche, wie Göthe's „Wahlverwandtschaften", die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" wie Bulwer's „Pelham, „Käthi die Großmutter" wie George Sand's „Lelia", und „Dursli den Branntweinsäufer" wie die „Ritter vom Geist" von Gutzkow. Bitzius habe nie einen kunstgerechten Roman geschrieben, noch einen solchen schreiben wollen, und ähnliches mehr, was den praktischen und ethischen Endzweck von Bitzius hervorhebt und das Künstlerische als bloßes Mittel in den Hintergrund drängt. Von diesem Urtheil lassen wir allerdings das gelten, daß Bitzius so gut als Andere nach seiner ganzen Individualität zu beurtheilen, daß er nach allen seinen Merkmalen bestimmt, ihm sein eigenster Platz nach sorgfältiger Prüfung angewiesen und er nicht willkührlich in eine Gattung hineingepreßt werde, deren Repräsentant er nur zum Theil oder gar nicht wäre, daß man endlich nicht ungleichartige Werke vergleiche und durch ungehörige Zusammenstellungen ungerecht und parteiisch werde. Aber jener Ausspruch geht viel zu weit, wenn er Bitzius der ästhetischen Regel und Gerichtsbarkeit ganz entziehen und ein Privilegium, eine Immunität für ihn in Anspruch nehmen will, die gar kein Schriftsteller, gar kein Künstler irgend einer Art verlangen darf, weil wenigstens in dieser Republik das Gesetz für Alle gleich sein soll und das anstößige Princeps legibus solutus est hier noch anstößiger wäre, als in der bürgerlichen Gesellschaft. Man braucht gegen Bitzius bloß gerecht zu sein, nichts mehr, und das Endurtheil wird günstig genug lauten.

Die verschiedenen Deficite in der Rechnung werden, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in der Endbilanz ganz verschwinden und der Saldo für Kunst und Dichtung noch groß genug ausfallen. Wer in die Welt hinaus tritt, wer künstlerisch oder in anderer Weise producirt, muß sein Kunstprodukt der Kritik unterwerfen, er muß sich klassificieren, rubricieren, seine Stelle „im System" sich anweisen lassen, und dagegen läßt sich so wenig protestieren, als gegen die wissenschaftliche Bestimmung irgend eines Naturprodukts der drei Reiche. So wird man auch Bitzius sogleich seinen Platz als Schriftsteller anweisen. Man wird sagen: er ist weder Geschichtschreiber, noch Philosoph, noch Gelehrter; er ist Dichter. Und zwar hat er in ungebundener Rede, in Prosa gedichtet. Er hat poetische Erzählungen geschrieben und gehört demnach in die allerdings große Familie der Novellisten, der Romanschreiber, wenn es erlaubt ist zu sagen, und da giebt es sehr gute, sehr klassische Gesellschaft. So geht man weiter und klassificiert und bestimmt näher, als ob man irgend eine merkwürdige Alpina oder Subalpina oder Silvestris aus der Flora Helvetica vor sich hätte. —

So viel mußten wir zur Rechtfertigung einer ästhetischen Beurtheilung von Bitzius und zur Aufrechthaltung der Gerichtsbarkeit der Kritik, die keine Rekusation zuläßt, vorausschicken. Das Wagniß einer solchen Erörterung wird übrigens um so kleiner sein, da wir uns hier auf bereits völlig geebnetem Boden befinden, da wir auf das Urtheil competenterer Richter und Kenner der Literatur verweisen können und Bitzius in der deutschen Literaturgeschichte, von diesen Männern eingeführt, schon längst seinen nicht mehr streitig zu machenden Sitz eingenommen hat. Es wird sich dann zeigen, daß das Horazische:

Ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis;

auf Bitzius seine volle Anwendung findet, und daß das Ganze seiner metallenen und gewürfelten Gestalt an der Sonne der Kritik wohl bestehen mag.

Die erste und allgemeinste Rüge, welche die Kritik gegenüber den Schriften von Bitzius in formeller Beziehung ausspricht, betrifft das äußere Gewand, die äußere Form derselben, die Sprache. Man wirft derselben und zwar begründeter Weise Mangel an Korrektheit, sogar an grammatikalischer Richtigkeit, Nachläßigkeit, Mangel an Sorgfalt und Wahl im Ausdruck, so wie an Concision und Präcision, unendliche Längen und Breiten im Einzelnen, abgesehen von der Technik, der Architektonik und dem Plan der einzelnen Werke (worüber später etwas zu sagen ist, und welches zu der innern Form derselben gehört), sodann eine oft fast unauflösliche Verquickung des Schweizer-Idioms mit der deutschen Schriftsprache, welche für den deutschen wie für den schweizerischen, heimathlichen Leser gleich störend ist, kurz einen Mangel an Aufmerksamkeit auf Alles, was zum sprachlichen Gewand eines Schriftwerkes gehört und dessen äußere Gestalt und ihren Eindruck bestimmt, vor und man fügt diesem Tadel bei, daß, da es sich um Werke der Kunst handle, wo die Form eine vorwiegende Rolle spielt, man sich nicht durch die Bemerkung abspeisen lasse, man könne diese äußere Form Preis geben und nur den Gehalt in Betrachtung ziehen. Wir sind daher genöthigt, auf diese Ausstellungen näher einzutreten, weil gerade diese Punkte mancher Erläuterung und Aufklärung bedürfen und unsers Wissens nie näher geprüft worden sind.

Allgemeine und besondere Faktoren haben nämlich zusammengewirkt, um die Sprache und den Styl von Bitzius in derjenigen Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher sie der Kritik Stoff zu den angeführten Rügen gegeben hat. Vorerst hat der deutsche Schweizer, der als deutscher Schriftsteller auftritt, von vorn herein mit dem nachtheiligen Umstand zu kämpfen, daß seine Schriftsprache nicht zugleich seine Redesprache ist. Er schreibt, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, in hochdeutscher Sprache (der Ausdruck ist hier gleichbedeutend mit deutscher Schriftsprache) und er spricht hingegen bloß sein be-

treffendes schweizerisches Idiom. Zur deutschen Sprache wird er geschult und kann sich in derselben später nur durch Schreiben, oder ausnahmsweise, z. B. als Prediger oder Professor, durch den mündlichen Vortrag, nicht durch das lebendige, bildende Wort des täglichen Redeverkehrs üben. Er denkt in seinem Dialekt und muß diesen, wenn er deutsch schreiben will, in die allgemeine Schriftsprache erst übersetzen; ein bedeutendes Mittel der Sprachbildung, die Uebung in den feinen Nuancen des Ausdrucks, die Flexibilität, die ihr die Rede giebt, geht so verloren. Und doch muß der Schweizer, wenn er schreiben will, sich der allgemeinen Schriftsprache bedienen, die auch seine Schulsprache ist und ihm in dieser Hinsicht, zum Schreiben, sogar geläufiger sein muß, als sein Heimathidiom, in welchem er eben nie schreibt. Das Letztere ist auch, ohngeachtet vielen partiellen Reichthums und eigenthümlicher Feinheiten, unvollkommener als die Schriftsprache. So hat z. B. der Bernerdialekt keinen Accusativ und kein Imperfectum und nur das unbestimmte Perfectum mit dem Hülfszeitwort. Auch bleiben solche Idiome stationär und entwickeln sich der Natur der Sache nach wenig, wenn sie sich nicht als Schriftsprache fortbilden können.

Zu dieser Schwierigkeit, die für Alle gilt, die in einer bloß eingeschulten Sprache zu schreiben haben, kam bei Bitzius noch ein mangelhafter Sprachunterricht und unzulängliche Bildung in diesem Punkt. Bitzius hat dies selbst sehr wohl gefühlt und unumwunden anerkannt. Wir haben solche Bekenntnisse bereits früher angeführt, als von der Motivirung seines Schriftstellerberufes die Rede war, und fügen noch ein paar ähnliche Stellen bei, die von seiner Selbstkenntniß hierin Zeugniß geben. Bei Anlaß „der Leiden und Freuden eines Schulmeisters" schreibt Bitzius einem vertrauten Freund: „Daß ich übrigens in formeller Hinsicht ganz besonders große Mängel habe, weiß ich wohl, ich habe durchaus keine schriftstellerische Bildung, werde fortgerissen und so in einen Zug hin-

eingerissen, daß ich wenig mehr ändern kann. Ich kann daher zu wenig planiren und ökonomisiren mit Stoff und Worten u. s. w. Ich fühle das Alles wohl und will mich daher auch nicht gegen allen Tadel rechtfertigen.“ Und ein paar Tage darauf schreibt er dem nämlichen Freund über den gleichen Punkt noch deutlicher: „Mit dem Mangel schriftlicher Bildung ist's mir vollkommen Ernst. Die technische Fertigkeit, die Auswüchse erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht, ich habe das Ganze zweimal durchlesen und hundert Seiten wenigstens gestrichen. Es fehlte mir gewiß an gutem Willen nicht. Aber man muß barmherzig mit mir sein. Ich bin gleich in Bücher hineingeplumpst, während die meisten andern Schriftsteller an kleineren Arbeiten sich versuchen konnten. Aber wir haben kein literarisch Leben, ich lebte außer allem literarischen Verkehr und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, ist daher nur Natur, und wenn Etwas auch künstlerisch gelingt, so ist es Instinkt.“ — Ein paar Jahre später (1842) schrieb er wieder in Bezug auf den Sylvestertraum dem gleichen Freund: „Da fühlte ich eben, wie schwach meine Darstellungsgabe, wie mangelhaft die Sprache überhaupt und besonders meine Sprache sei zu Bildern in diesem Gebiete.“

Bitzius war nach allem diesem, als er Schriftsteller wurde, verhältnißmäßig ungeschult und ungeübt in Bezug auf Handhabung der Sprache und Sorgfalt des Styls, so wie selbst in Bezug auf Correctheit und Sprachrichtigkeit. Nun aber trat ihm eine neue Schwierigkeit entgegen, die in dem Stoff lag, den er für seine Werke, seiner innern Bestimmung und seinem äußern praktischen Zweck nach, wählen mußte, und in der durch diesen Stoff gegebenen und bedingten Ausdrucksweise. Dieser Stoff war nämlich das Volksleben des bernischen, beziehungsweise des emmenthalischen oder oberaargauischen Landmann's, und die Ausdrucksweise dieses Lebens konnte, wenn nicht ein ganz verstümmeltes Bild

herauskommen sollte, nur der heimathliche Dialekt, der Bernerdialekt sein. Derselbe wurde auch in Bitzius' Hand ein unvergleichliches Instrument, und er ließ denselben, ohne welchen er das Volk gar nicht hätte mit Naturwahrheit auftreten lassen können, in seinen ersten Werken, wie in dem Bauernspiegel, dem Schulmeister, Uli u. s. w. ganz frei vorwalten und sich ausbreiten. Daß Bitzius hierin vom glücklichsten Instinkt und vom sichersten Gefühl geleitet wurde, beweist die Freude, mit welcher die lesende Welt und in derselben gerade die Urtheilsfähigsten diese Eigenthümlichkeit begrüßten, und besonderes Gewicht hat hier auch die Stimme Jakob Grimm's. Dieser ehrwürdige Vorsitzende am Schöppenstuhl deutscher Sprachkenner sagt in seiner Vorrede zum Deutschen Wörterbuch: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck in der Lesewelt heute wenig Andere gleich. In den folgenden Bänden des Wörterbuchs wird man ihn öfter zugezogen finden, und es ist zu wünschen, daß seine kräftige Ausdrucksweise dadurch weitere Verbreitung erlange."

Nun hatte aber das Verständniß dieses in Bitzius' älteren Werken entschieden vorherrschenden Bernerdialekts für den nichtschweizerischen deutschen Leser oft große Schwierigkeiten, und je mehr sich der Leserkreis von Bitzius erweiterte, je bedeutender sein Ruf in Deutschland wurde, je mehr man das Gold in seinen Schriften erkannte und zum Gemeingut der deutschen Stämme zu machen wünschte, desto natürlicher war der Wunsch, dieselben durch Beschränkung des heimathlichen Idiom's allgemein zugänglicher zu machen. Es wurde daher zu diesem Zweck an Bitzius die Forderung gestellt, sein Schweizerdeutsch in's Hochdeutsche, so weit thunlich, zu übersetzen und seine bereits erschienenen Bücher in solcher Weise umzuarbeiten. Diese eigentliche

Umprägung der einen Sprachmünze in die andere war eine höchst mißliche, theilweise eine fast unmögliche Operation und hätte im günstigsten Fall eine so mühselige Arbeit und einen solchen Zeitaufwand erfordert, wie sie von einem Mann in Bitzius' Verhältnissen nicht zu fordern waren. Er konnte jedoch das Verlangte nicht ablehnen, und die Sache ging nun wie sie konnte und mochte. Wir dürfen zwar nicht verkennen, daß wir diesem für Bitzius' Schriftstellerruf sehr schmeichelhaften Ansinnen der deutschen Lesewelt vielleicht mehrere Schriften verdanken, die Bitzius ohne diesen Sporn aus dem großen deutschen Stammlande nicht geschrieben haben möchte, und daß sein Talent große Aufmunterung in dieser immer drängenderen Nachfrage finden mußte. Doch ist diese Sprachfusion keinem der beiden so zusammengelötheten Theile vortheilhaft gewesen, und hat eine Sprachverwirrung erzeugt, in welcher der Geist des Berner-Idiom's wie derjenige der deutschen Schriftsprache gleichmäßig aufgehoben und verwischt erscheint. Aus der unnatürlichen Verquickung entstanden die wunderlichsten und unverständlichsten Dinge. Wir wollen nur ein paar Beispiele anführen, um dieß zu belegen und deutlich zu machen. Der Berner-Landmann sagt: I hulf jitz hei gah! wenn er ausdrücken will: ich wäre der Meinung, wir gingen jetzt heim oder nach Hause. Wenn nun dieser sehr prägnante Volksausdruck so in's Deutsche übersetzt wird (wie wir es bei Bitzius gefunden haben): „Ich hülfe, wir wollten jetzt heimgehen" so ist dieß weder gut deutsch noch Berndeutsch. Die berndeutsche Redensart verlangt schlechthin den Infinitiv zum Hauptzeitwort „helfen" und die deutsche Sprache weiß mit dem Zeitwort „helfen" hier gar nichts anzufangen und drückt den Gedanken ganz anders aus, indem sie ihn umschreibt. Das: „Ich hülfe, wir wollten gehen" — hat streng genommen gar keinen Sinn und cumulirt pleonastisch ein Stück des Berner-Ausdrucks mit einem Stück der hochdeutschen Ausdrucksweise, ohne größere Deutlichkeit hervorzubringen. So sagt der

Berner: „I wett d'Chinder nit zwänge" um auszudrücken: „Ich würde an Deinem oder an Eurem Platze die Kinder nicht zwingen." Uebersetzt man nun dies einfach mit: Ich wollte die Kinder nicht zwingen, so muß der deutsche Leser dieses „wollte" ganz positiv, als Imperfekt des Indikativ verstehen, und die Wendung, das Conditionelle oder Optative, das im Bernerausdruck liegt, geht ganz verloren. So macht sich Gottfried Keller mit Recht lustig über die Verdeutschung des im Bernergespräch so anmuthig gebrauchten Wörtchens: „He nu so deh!" in: „Je nun so dann," welches zwar gar keinen Sinn hat, aber gleichwohl von einem Herrn Mosenthal als Motto und Pointe eines Drama's (des „Sonnenwendhof's") benutzt worden ist. — Solche Dinge kommen natürlich in Menge vor, und die Sprachfusion wird so buchstäblich und consequent durchgeführt, daß nicht bloß in der gleichen Satzperiode oft der eine Satz ein Berndeutscher, der andere ein Hochdeutscher ist, sondern sogar im gleichen Satz Berndeutsche und Hochdeutsche Redetheile enthalten sind (z. B. in dem Satz: so cha's doch übel gehen, oder in dem andern: Schon Manche, wo Geld genug hatte, aber e Kung vo Ma, hat mich „grusam duret", und es hat mi düecht, i möcht dä Uflath ung'spitzt dure Bode niederschlah). Die Schwierigkeit, die Volksmundart und das Hochdeutsche ganz rein auseinander zu halten, war allerdings sehr groß und hätte nur durch die angestrengteste Sorgfalt und die dazu nöthige Muße überwunden werden können. Daß es möglich gewesen wäre, unter günstigern Zeit- und Arbeitsverhältnissen, beweisen „die Erzählungen aus dem Ries" von Melchior Meyr, ein in mancher Beziehung vortreffliches und dem Gotthelf'schen Geiste verwandtes Buch, in welchem die Volksmundart häufig eingeflochten wird, aber stets von der Schriftsprache so scharf geschieden, daß der eigenthümliche Eindruck jedes der beiden Sprachorganismen ein ganz reiner bleibt und durch keine verstümmelnde Fusion gestört wird. Freilich bilden die Erzäh-

lungen aus dem Ries nur einen Band, während Bitzius, besonders seit er ein berühmter Mann geworden, immer in Eile war und von allen Seiten her zu neuen Produktionen gedrängt wurde, so daß wir weit mehr seine immer frische und bis an's Ende nie ermattende Produktionskraft und Leichtigkeit des Schaffens bewundern müssen, als uns über die aus Eilfertigkeit und aus absoluter Zeitbeschränkung, die größern Kunstfleiß hinderte, entstandenen Mängel und Fehler der Sprache zu wundern haben. Bitzius hätte, um einer vielleicht in den Augen Vieler zu strengen, doch vom Standpunkt der Sprachwissenschaft und der Sprachkunst nothwendigen Kritik gerecht zu werden, nicht nur auf seine Arbeiten selbst, auf die Redaktion und auch auf die Handschrift seiner Manuskripte den größten Fleiß und die größte Genauigkeit verwenden, sondern auch die sorgfältigste Correctur der Druckbogen sich nicht verdrießen lassen müssen. Bitzius konnte das Durchlesen seines Manuskripts, das Revidiren, Feilen und Abändern im Allgemeinen nicht leiden und seine Handschrift war oft sehr unleserlich. Die deutschen Setzer müssen wirklich zuweilen sehr in Noth gekommen sein, und bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem schweizerischen für sie oft ganz fremdartigen Idiom war es ihnen am wenigsten zuzumuthen, hier corrigirend einzuwirken und Schreib- und Sprachfehler zu tilgen oder Druckfehlern zuvorzukommen. Nur die sorgfältigste Correctur des ersten Druckes konnte hier noch Abhülfe bringen, allein auch an dieser scheint es in bedeutendem Maaße gefehlt zu haben, daher sich besonders in die verdeutschten Ausgaben eine Menge Fehler und Sprachunrichtigkeiten einschlichen, die unter solchen Umständen der allergewissenhafteste und sorgfältigste Verleger unmöglich hindern und vermeiden konnte. Ein paar Beispiele werden die Richtigkeit unserer Behauptung rechtfertigen. Der Berner sagt: er ist „brüüchig“ (d. h. er braucht viel, er ist bräuchig, verschwenderisch, verthunlich). Wird nun das Wort, wie wir in Bitzius gesehen, nur mit einem „ü“ geschrieben, so entsteht

für den deutschen Leser das Wort „brüchig“, d. h. zerbrechlich, und auch der Schweizerleser legt ihm diesen Sinn bei und muß den eigentlichen bloß aus dem Zusammenhang errathen. Oder wenn das Bernerwort: „da dure“ (da hindurch) mit „da durch“ übersetzt, und dann in ein Wort zusammengeschmolzen wird, aus Unverständniß des Setzers, so muß die Correctur den Fehler entdecken und aufheben, wenn nicht etwas ganz Sinnloses stehen bleiben soll. So heißt es in den „beiden Seidenwebern“ irgendwo: Zum ahäyche hatten sie wohl Geld, aber Zebha (behalten) ist die Kunst. Nun ist das Zeitwort „ebha“ ein ganz guter Bernerausdruck, aber wenn der Infinitiv desselben substantivisch gebraucht werden soll, so muß geschrieben werden: ds' ebha, oder wenigstens: z'ebha, und das sinnlose Zebha (mit dem großen Z und ohne Apostroph) muß corrigirt werden. — Auch sinnentstellende Druckfehler wie **N**udermännchen statt **K**udermännchen (mit dem im Wort Kuder liegenden spöttischen Nebenbegriff) hätten durch genauere Correctur vermieden werden können, und Schreibfehler wie: „das giebt einmal ein rechter Bauer“ und eine Menge andrer Verstöße lassen sich nur aus der Eile und Flüchtigkeit erklären, mit welcher diese Umprägung und Einschmelzung des Heimathdialekts (dieser sagt, da er den Nominativ zugleich als Accusativ braucht, ganz richtig: „Das git einist e rechte Buur“) in die hochdeutsche Schriftsprache statt fand. Freilich ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Schriften von Bitzius durch diese Verdeutschung und Beschneidung des Schweizeridioms eine weitere Verbreitung besonders in Gegenden, wo dieses Idiom schlechthin nicht verstanden werden konnte, erhielten, als wenn sie ihre ursprüngliche Gestalt beibehalten hätten.

Die angeführten Mängel und Unebenheiten der Sprache, die zwar den Eindruck des Ganzen nicht stören und das poetische Interesse nicht mindern, allein dem sprachgebildeten Leser auffallen müssen, können sich selbstverständlich nicht auf

diejenigen Schriften beziehen, die Bitzius ganz in hochdeutscher Sprache geschrieben, wie den „Knaben des Tell“, den „Sylvestertraum“, die „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, und Anderes. Bitzius trat in diesen Erzählungen als deutscher Schriftsteller auf und konnte sich weit freier bewegen, als da, wo er seinen Schweizerdialekt deutsch zuzustutzen hatte. Indessen können auch diese Schriften, was die Sprache anbetrifft, wenn sie auch sonst immer den Stempel von Bitzius' Geist und Gesinnung tragen, nicht auf Classicität Anspruch machen. Das allgemeine Urtheil hat ihnen, gegenüber den Werken, deren Thema das heimathliche Volksleben ist, einen untergeordneten Rang angewiesen, und wir haben den Hauptgrund dieses Urtheils bereits angegeben, indem wir sagten, Bitzius habe in diesen Productionen sich auf ein ihm fremdes Gebiet gewagt, in welchem ihm zur Erringung der Meisterschaft Manches fehlte. Die historischen oder mythischen Stoffe, die da behandelt werden, erforderten zur Bewältigung, Durchdringung und Sichtung tiefere und weitergreifende historische und poetische Studien, als Bitzius je gemacht hat und machen konnte, und der Reichthum der Beobachtung, womit sein helles Auge die Welt der Gegenwart, die Welt, in welcher und mit welcher er lebte, durchdrang, konnte ihm hier nichts nützen, der feste Boden der Anschauung verließ ihn in so fernen Zeitgebieten und seine Phantasie, durch keine Wirklichkeit gezügelt, schweifte in's Grenzenlose. Trotz dem vielen herrlichen Einzelnen, das hier, wie in jedem Werk von Bitzius, vorkömmt, ist der Eindruck kein reiner, was Form und Composition betrifft, und der Stil ist ungleich, zuweilen schwülstig und in's Ueberschwengliche gehend. — Bitzius selbst sah übrigens diese für seine Anlage und seinen Geist mehr exotischen Produkte als Versuche und als Zwischenarbeiten zwischen seinen größern Werken an, durch welche er sich üben und zu neuem höherem Flug vorbereiten wollte. Er schreibt hierüber bei Anlaß des „Sylvestertraums“ an einen Vertrauten Folgendes:

„Ich will nicht sagen, daß ich solchen Dingen mich eigentlich zuwenden will. Zwei Gründe bestimmten mich aber Zwischenarbeiten zur Hand zu nehmen."

„Nach Vollendung des Uli unternahm ich nicht gern etwas Aehnliches, bevor derselbe erschienen und beurtheilt war. Ich habe so wenig technische Bildung und möchte doch so gerne steigen in den Produktionen, daß ich nicht in's Blaue arbeiten mochte und eben so wenig ein volles Jahr stille liegen."

„Zweitens glaubte ich, an solchen Stoffen wie der „Traum" ist und die sind welche du in Händen hast, an denen ich weit schwerer arbeite, meine Kraft zu schärfen, meinen Gedankenkreis zu erweitern, meine Sprache zu läutern, und wie mir scheint, war mein Bestreben nicht ganz ohne Erfolg."

Diese Aeußerung beweist, wie strebsam Bitzius und wie entfernt er von aller selbstvergnüglichen Eitelkeit war. Zur stetigen Weiterbildung eines Schriftstellers in Betreff der Sprache und des Stils, zur Erweiterung seines Ideenkreises ist allerdings das unausgesetzte Produciren und namentlich die Behandlung verschiedenartiger Stoffe und aus einander liegender Gattungen ein treffliches Mittel, aber es reicht nicht aus, es muß vielmehr mit dieser Gymnastik ein fortgesetztes Studium der Sprache und namentlich ein anhaltendes Lesen der Classiker ihrer Literatur Hand in Hand gehen. Dazu fehlte Bitzius, dessen Zeit durch so vielerlei Dinge in Anspruch genommen wurde, schon frühe die Muße, und später bei seinem immer gebieterischer drängenden Produktionstrieb wahrscheinlich auch die Lust, und unter den deutschen Classikern war Jean Paul, den er besonders gerne las, gerade am wenigsten geeignet, ihm in Betreff strenger Mustergültigkeit der Sprache und der Reinheit und Mäßigkeit des Stils zum Vorbild zu dienen.

Wenn nach dem Gesagten die Werke von Bitzius, was

ihre äußere Gestalt, die Sprache, anbetrifft, in mancher Beziehung durchaus nicht untadelhaft zu nennen sind und die Kritik ganz berechtigt erscheint, ihren strengern Maaßstab gegenüber denselben wie gegenüber jedem andern Geisteswerk geltend zu machen, so müssen wir gleichzeitig, den Geistesreichthum des Mannes bewundernd, anerkennen, daß Bitzius gerade in sprachlicher Beziehung, in Betreff von Bildung, Entwicklung und Fixirung der Sprache sich ein außerordentliches Verdienst erworben, und daß gerade dies eine der wichtigsten Seiten seines schriftstellerischen Ruhms ausmacht. Denn nicht nur die hochdeutsche Sprache ist durch ihn um so manchen glücklichen Ausdruck, so manches kühne Bild, so manchen herrlichen und stark ausgeprägten wie in Metall gegrabenen Gedanken reicher geworden und besitzt durch Bitzius einen Schriftsteller mehr, der in seiner Ausdrucksweise das Männliche, Kräftige und Charaktervolle mit dem Weichsten und Lieblichsten zu vereinigen weiß, sondern er hat der deutschen Sprache im weitern Sinn nach einer andern Richtung hin dadurch einen wirklich unschätzbaren Dienst geleistet, daß er sein heimathliches Idiom nicht bloß zum ersten Mal (wenigstens in größern Werken) in die Schriftsprache einführte, sondern dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, Originalität und Kraft enfaltete und in einer Zeit, in welcher übermächtige Verhältnisse aller Art den Provinzialdialekten und Idiomen von bloß landschaftlicher und lokaler Geltung ein allmäliges Erlöschen bereiten, auf immer fixirt hat. Das oben angeführte Urtheil eines Kenners wie Jakob Grimm bestätigt den hohen Werth, der den Schriften von Bitzius auch von dieser Seite zukommen muß. Der schweizerische Dialekt, der ein Theil des alemannischen ist und selber wieder in eine Menge unter sich bald mehr bald minder verschiedener Mundarten zerfällt, hat, neben manchem Unvollkommenen, Eigenthümlichkeiten und Schönheiten, die schlechthin unübersetzbar sind, auf welche aber im bloß mündlichen Verkehr nicht geachtet wird. Diese schweizerisch-alemannischen

Dialekte waren bis dahin nur als Volkssprache bekannt, und die Lesewelt kannte sie höchstens aus einigen Gedichten oder kleinern prosaischen Arbeiten, in welchen sie benutzt wurden. Bitzius nun hat sein heimathliches Idiom sogleich in seiner ganzen Fülle an's Tageslicht gezogen, er hat seine Personen in demselben sich über eine Menge der verschiedensten Gegenstände, fast über alle Lebensverhältnisse aussprechen lassen, und so das Idiom, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gezwungen, alle seine Muskeln in Bewegung zu setzen und seine ganze Schärfe und Eigenthümlichkeit zu zeigen. Das Naive und Urnatürliche, gleichsam der Urgeist der Sprache, kann sich so am besten aussprechen und Bitzius läßt dieser Naturkraft der Volkssprache in allen Dimensionen völlig ihren Lauf und dämmt sie nirgends aus Rücksichten für die feine Welt und den guten Ton in ein schmales Bette ein. Man erstaunt wirklich, wenn man Bitzius' Schriften mit Aufmerksamkeit liest, über den nicht geahnten Reichthum dieses bisher so viel als unbekannten Bernischen Volksdialekts. Wie viel Anmuthiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatisches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes enthält er in seinen Redeweisen und Wendungen! und wie körnig, derb, schneidend und erzgrob kann er plötzlich auftreten! Wie groß ist ferner nicht die Menge trefflicher, höchst plastischer Sprichwörter! Wie groß ist die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in demselben! Wir sehen alle diese Eigenschaften bei Bitzius zu Tage treten. Er hat diesen Sprachschatz erst gehoben, da er vorher im Dunkel der Erde ruhte. Erst die ruhige Betrachtung und Vergleichung, die ein Schriftwerk uns möglich macht, setzt uns in den vollen Besitz dessen, was zerstreut umher lag und im Fluß des Lebens vorüberrauschte. Bitzius' Werke sind durch diese Seite für die Entwicklung und Geschichte der deutschen Sprache von großer Wichtigkeit geworden, und dieser Werth derselben wird mit der Zeit noch steigen und von der Sprachforschung immer

deutlicher erkannt werden. Bitzius, kann man sagen, hat seinen Heimathdialekt recht eigentlich ausgeschöpft. Wir glauben, es würde schwer halten, Wörter und Redensarten aus demselben anzuführen, die in Bitzius nicht vorkommen. Der Reichthum an Produktionen wirkte auch hier sehr glücklich. —

So viel glaubten wir in sprachlicher Beziehung über Bitzius' Werke bemerken zu müssen. Wir gehen nun zum poetischen Gehalt derselben über.

Da Bitzius als Dichter bereits seinen festen Sitz in der deutschen Literaturgeschichte eingenommen hat und das öffentliche Urtheil ganz entschieden und übereinstimmend über seinen Werth sich ausgesprochen, so könnten wir uns hier lediglich auf die Stimme competenterer und geschulterer Kenner, wie z. B. Julian Schmidt's (in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert, einem Buch von gediegenem Wissen, gesundem und kräftigem Geist und strengem Geschmack) und Anderer berufen und uns des eigenen Urtheils ganz bescheiden. Wir müssen aber doch, indem wir jene Kennerurtheile zur Richtschnur und Grundlage nehmen, etwas tiefer eingehen, namentlich durch Beispiele im Einzelnen die Richtigkeit jener Beurtheilungen unterstützen, die verschiedenen Merkmale wahrer Dichtung hervorheben und seine Werke an dieselben halten, endlich auch den Dichter mit dem Menschen und Bürger zusammenhalten und so das Charakterbild des seltenen Mannes vollenden, der wie ein Meteor an unserm heimathlichen Himmel aufgestiegen und nach verhältnißmäßig kurzer Bahn doch so wundersamen Glanz und so tiefe Nachwirkung zurückgelassen hat.

Bitzius hat in Betreff des Planes, der Composition in seinen einzelnen Werken, in Betreff Alles dessen, was man in der technischen Sprache das Architektonische heißt, sehr oft den Vorwurf hören müssen, daß er sich um diese Dinge zu wenig bekümmere, daß seinen Erzählungen oft die nothwendige Einheit fehle, die Alles auf Einen Zielpunkt hindrängen lasse, und

man kann es als allgemeines Urtheil gelten lassen, daß, wie Julian Schmidt sagt, Jeremias Gotthelf so unbefangen produciert, daß er sich an kein Maaß und Gesetz bindet, daß seine Bücher nach dem Ausdruck Riehl's „ohne Form und Maaß, bald zu breit und bald zu lang seien", und daß seine Geschichten oft aufhören, wo man es am wenigsten erwartet, und wiederum oft noch fortgesponnen würden, wo man den Schluß natürlicher gefunden hätte. Bitzius hat sich auch diesem Tadel nicht entzogen und vorerst immer erklärt, daß er andere Zwecke als künstlerische verfolge und von diesen strengen Regeln nicht Notiz nehme. Wir haben ihn früher mit einem Wanderer verglichen, der an das Reiseziel weniger denkt, weil das Wandern selbst seine höchste Lust ist, und der über dem Reiz und Reichthum des Weges das Nachtquartier aus den Augen verliert, und Bitzius würde diesem Gleichniß nicht widersprechen. Im Schlußwort von „Geld und Geist" (welches sich nur in der ersten Ausgabe findet) rechtfertigt er sich über diesen Punkt und namentlich darüber, daß der Schluß seiner Erzählungen oft zu abrupt sei oder eigentlich fehle (wie er denn gerade bei „Geld und Geist" zu einem zweiten Theile vom Publikum eigentlich gedrängt worden war und auch die Nichtbefriedigung mit dem allerdings auch etwas jähen Schluß des Ganzen voraussah), auf folgende bezeichnende und zugleich den wahren Dichter beurkundende Weise: „Der Verfasser, sagt er, ist unterthan einem eigenen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schließt; der Verfasser kann eine Erzählung beginnen, aber dieser Geist ist es, der sich ihrer bemächtigt und sie gestaltet nach seinem Willen. Es ist dieser Geist ein eigenthümlich Wesen, er war es, der mit Aenneli's Tod einen freundlichen Schlußstein setzte der Erzählung „Geist und Geld", welche die Leser so freundlich aufgenommen .... Die Leute sind manchmal wunderlich, klagen bald über Kürze, bald über Länge; theilweise ist es mir schmeichelhaft, theilweise wohl peinlich. Es läßt sich Holz nach Schuhen meßen, So-

pistenarbeit nach der Seitenzahl, aber wie lang sein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn dasselbe über Gebühr aufwächst, z. B. ein Mädchen über sechs Schuh hinaus, so wird kein Vater zu finden sein, der den natürlichen Wachsthum künstlich oder gewaltsam hemmt, unten oder oben abhaut. Freilich mögen Körpertheile zu kurz oder zu lang sein; aber wo ist der Vater, der vollständiges Ebenmaaß in seiner Gewalt hat? und wo ist der Vater, der Verkürzungen und verunstaltende Verlängerungen immer richtig erkennt? erkennen es doch die Leser selbst nicht; denn wenn man ihnen das Urtheil überließe, wo abzuschneiden, wo zuzusetzen sei, so würden sie vielleicht nach langem Reden einig werden, das Ding sein zu lassen, wie es von Anfang gewesen." Ferner sagt Bitzius, „sein Kopf sei ungeordnet, treibe Allerlei, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen wilde Triebe nicht gezähmt, noch geregelt worden," und fügt, mit einem unverkennbaren Zug von Wehmuth, bei: „die Zeit des Ausführens wird kaum lange mehr dauern, denn spät ward der Acker aufgebrochen, eine beschränkte Zeit hat jede Jahreszeit."

Dieser Geist, dem Bitzius sich unterthan erklärt, wenn er producire, ist eben der wahre Dichtergenius, der vorwärts von Gestaltung zu Gestaltung treibt, ohne der ordnenden und das Technische und Architektonische besorgenden Reflexion den gehörigen Spielraum zu lassen. Der Meister der Kunst wird Beides in glücklicher Harmonie vereinigen, aber es ist jedenfalls stets ein Fehler des Reichthums und nicht der Armuth, wenn das Wogen und Fluthen des dichterischen Geistes, der übermächtige Gestaltungstrieb der Disposition und architektonischen Einheit des Materials über den Kopf wächst. So sagt die Schriftstellerin Paalzow von sich, ihre Arbeit sei nicht schwer. Alle stünden um sie her und diktirten ihr, so daß sie oft nicht schnell genug schreiben könne, und ihr Biograph fügt bei, daß sie dabei nur den äußern Umriß des Ganzen im Kopf gehabt und das Uebrige sich unter ihrer Feder habe entwickeln lassen,

so daß ganze Situationen und Scenen so entstanden seien, ihr selbst zur Ueberraschung, und sie neugierig auf das gemacht haben, was noch kommen würde. Daher auch die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Interesse der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Dieß paßt so vollständig auf Bitzius, als ob es auf ihn geschrieben wäre. Auch er arbeitete so, daß er nicht zum Voraus wußte, wie sich die Dinge und die Schicksale der einzelnen Personen entwickeln würden. Wenn ihn seine Frau oder ein anderes Glied seiner Familie, welchem er den Anfang einer Erzählung mitgetheilt hatte, nach dem fernern Verlauf fragte, so antwortete er, daß er das nicht sagen könne, weil er es noch nicht wisse. Noch weniger besprach er sich über Plan und Anordnung des Ganzen mit Andern. Gegen alles dieses eigentlich Technische hatte er die größte Abneigung. Dessen ungeachtet (und darin liegt die beste Erwiederung auf die Ausstellungen in diesem Punkt) wurden seine Dichtungen stets mit dem größten Interesse gelesen und (man mag sagen was man will) trotz ihrer theilweisen Länge und Breite bis zu Ende gelesen. Der Leser, einmal von der Erzählung angezogen, wird, so ungeduldig er manchmal wird, festgehalten, und, wie R i e h l sich ausdrückt, wie mit dämonischer Faust gepackt und in des Verfassers Ideengang hineingerissen, er mag wollen oder nicht. Sein Interesse bleibt rege und er ist, wie wir an „Geld und Geist" gesehen, öfter unzufrieden über das Aufhören, als über das Fortspinnen der Erzählung. Er legt das Buch ohne das geringste Gefühl von Müdigkeit oder Sattheit aus der Hand. G o t t f r i e d K e l l e r sagt daher vortrefflich, es sei der seltene Vorzug von Bitzius, daß er seinen Stoff immer erschöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen verstehe, m i t e i n e r B e f r i e d i g u n g v o n s o l c h e r u r s p r ü n g l i c h e r, b e s e l i g e n d e r T i e f e, d a ß s i e m i t d e r E r k e n n u n g s s c e n e z w i s c h e n O d y s s e u s

und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine."

Gehen wir nun zu der Frage über, welcher Gattung von Poesie die Werke von Bitzius angehören, oder nach welchem vorherrschenden Element in denselben wir ihren Gattungsbegriff im Ganzen bestimmen können, so begegnet uns sogleich das Urtheil des so eben citierten Gottfried Keller, eines der geistreichsten Beurtheiler von Bitzius, der in seinem Nachruf geradezu sagt, „er sei ohne alle Ausnahme das größte epische Talent gewesen, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt." Er motiviert dies Urtheil folgendermaßen. „Man nennt ihn (Bitzius), sagt er, bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen, guten Copisten der Natur, bald dieß, bald das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Thun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebährende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea", aber in keinem nimmt er auch nur den leisesten Anflug, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, die der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte."

Und später führt Keller dieß noch weiter aus und sagt Folgendes:

„Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der

registrirten Schilderung und der Geschichte hin und her geschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende in einander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfer- und Adalbert-Stifter'schen Malermitteln (welche uns anderen Allen mehr oder weniger ankleben, und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen) und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Thäler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung machte, wie in der „Wassernoth im Emmenthal", da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen Eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, so wie überhaupt dieß kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Producenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffes selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßem Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum classischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es, und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma."

„Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens, weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen."

„Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hülfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert."

Wir möchten diesem sehr wohl motivirten Urtheil eines Kenners nicht entgegentreten, sofern nur hier das Wort „Episch" in einer weitern und nicht in der strengen Kunstbedeutung gebraucht wird, nach welcher eine epische Dichtung jedesmal auch einen großen Hintergrund oder auch Vordergrund, eine historische Begebenheit oder Katastrophe verlangt, die das Schicksal ganzer Völker oder größerer Genossenschaften wie Städte u. s. w. bestimmt, oder eine ganze Weltlage veranschaulicht und ein größeres Weltleben so darstellt und in ihren Kreis zieht, daß die handelnden Personen gleichsam stets nur im Wiederschein dieses größern, wir möchten sagen, massenhafteren Interesse's auftreten und ihr eigenes Schicksal vor diesem größern und ergreifenderen zurücktritt. Dieser größere Hintergrund der Erzählung fehlt meist bei Bitzius. Sein Kreis ist beschränkt. Man könnte zwar sagen, daß überall in seinen größern Werken der Zwiespalt der Zeit, der Conflikt verschiedener Principien in Kirche und Staat in die Geschichte der Hauptpersonen hineinspielen, und daß diese Conflikte sogar hier und da, wie in „Jakobs Wanderungen" und im „Zeitgeist" Hauptzweck der Darstellung sind. Allein zum Epos im engern Sinn gehört stets eine große, in die Augen fallende, sinnliche Begebenheit, wie z. B. der trojanische Krieg,

die Kreuzzüge, die französische Revolution. Ein Beispiel aus Bitzius selbst wird dies noch deutlicher machen. Die kleine Erzählung „Elsi, die seltsame Magd", von welcher, wie wir bereits angeführt, Gottfried Keller gesagt hat, sie sei werth, an innerem Gehalt „Hermann und Dorothea" verglichen zu werden, ist, wie schon dieser Ausspruch andeutet, ein ächt epischer Stoff, weil in die Geschichte Elsi's und Christen's der Fall des alten Freistaates Bern, der Krieg mit Frankreich, die Katastrophe der Uebergabe der Stadt, welche seit so manchen Jahrhunderten keinen Feind gesehen hatte, also eine Begebenheit, an welche sich das Schicksal eines ganzen Landes knüpfte, hereinspielt. Hätte nun Bitzius diesen wirklich großen Hintergrund, den wir erst am Ende der Erzählung wahrnehmen, mehr hervortreten lassen und in die ganze Geschichte verwebt, so wie in Hermann und Dorothea die französische Revolution uns stets, wenn auch oft nur in der Ferne, als weltbewegende Macht und determinirendes Ereigniß gegenwärtig bleibt, hätte er seiner Erzählung diese größere, umfassendere Anlage gegeben, so hätte dem poetischen Inhalt nach ein wahres Epos entstehen können. Der Conflikt entgegengesetzter Principien, wie er in gährenden Zeiten vorkommt, genügt, so bald er nicht durch eine große anschauliche Begebenheit gleichsam plastisch gemacht und in ein, wenn auch großes, doch faßbares Bild concentrirt wird, sondern bloß in der Erzählung durch Raisonnements oder durch das Betragen der handelnden Personen sich reflektirt, wie dieß im „Jakob" und im „Zeitgeist" der Fall ist, zum streng Epischen nicht. Wir werden also den Dichtungen von Bitzius in diesem strengen technisch-wissenschaftlichen Sinn den Namen von epischen Dichtungen nicht geben können. Im weiteren Sinne hingegen, wie ihn auch Keller gemeint haben wird, ist Bitzius allerdings E p i k e r. Denn wir finden bei ihm die Hauptsache epischer Darstellung, daß nicht einzig die Handlung des Helden, sondern Alles, was sich mit ihm und um ihn begiebt, die gelegentlichen Zufälle und Abenteuer,

die Umstände und Umgebungen der Menschenwelt und Naturwelt in breitester Entfaltung uns vorgeführt und sinnlich anschaulich werden. Jede seiner großen Erzählungen gleicht einem breiten Strom des Lebens, der tief und ruhig dahinfließt und dem wir behaglich und stets durch neue Bilder angeregt in seinem Laufe folgen. Das Kleine verschwindet nicht neben dem Großen, die Nebenfiguren nicht neben den Hauptpersonen, die unbedeutendste Persönlichkeit hat Charakter, überall ist feste Zeichnung, und jeder kleinste Zug verräth den treuesten und schärfsten Beobachter der Natur, der wirklichen Dinge, ein Vorzug, den wir bei den Alten so bewundern. Das menschliche Leben erscheint in breiter sinnlicher Anschaulichkeit, und diese Anschaulichkeit wird, wie es die Kunstregel verlangt, durch ruhige, umständliche, nach außen gerichtete Entfaltung der Gegenstände erreicht. Die Darstellung ist plastisch, Alles hebt sich vollkommen deutlich ab, jede Person, jede Handlung und Bewegung, jeder Gegenstand wird für die Phantasie körperhaft eindringlich. Gerade das ist, nach der Wissenschaft, das Kennzeichen des Epischen. Einige Erzählungen von Bitzius spielen auch auf weniger beschränktem Raum und haben, wie z. B. der „Bauernspiegel“ und „Jakob's Wanderungen“ manches Odysseische.

Wenn Bitzius nach dem Gesagten die epische Darstellungsweise in seinen Hauptwerken hervortreten läßt, jedoch, einen engern Kreis sich ziehend, das eigentliche Epos nicht erreicht,

> weil nur der große Gegenstand vermag,
> den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,

so schreitet er dagegen nicht nur weit über die Idylle hinaus, sondern steht dem Wesen seiner Dichtung nach im geraden Gegensatz zu derselben, wenn auch viel einzelnes Idyllisches in seinen Schriften vorkömmt. Der Gegenstand der Idylle ist die Schilderung ruhiger, in ihrer Beschränkung glücklicher und behaglicher Zustände, dargestellt meist in bewußtem Gegensatze

gegen ein unruhiges und üppiges Zeitalter. Ihr Charakter ist Ruhe, sie führt uns bloß Zustände vor, während die epische Erzählung umgekehrt Bewegung und Handlung verlangt. Sie ist, nach Schiller, Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit, sie will den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und mit der Außenwelt darstellen, daher sie aus den künstlichen Verhältnissen der größeren Societät und einer verfeinerten Welt, aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens zu Hirten und Fischern, zu einfachen Naturmenschen flüchtet, in eine ideale Zeit vor aller Cultur, in das sogeheißene kindliche Alter der Menschheit, also in Zeiten, die so fern als möglich von der Wirklichkeit der Jetztzeit gedacht werden. Heftige Leidenschaften, Mühsal, äußere und innere Kämpfe, das Verhängniß durch Schuld herbeigeführt, oder das schnell schreitende Unglück, das den friedlichen Zustand vernichtet, alles das darf das selige, ewig klare und heitere Leben, das in der Idylle lebt, nicht stören; selbst angestrengte Thätigkeit, die stets erwerbende und nie rastende, die Freiheit und Leben täglich sich erobern muß, würde als ein störendes, fast feindliches Element in dieser ideellen Welt erscheinen, die nur von den sanftesten Winden bewegt werden darf. Dies ist das Recht der Idylle, dieß ihr Gebiet, welches ihr nicht geschmälert oder entrissen werden darf. Denn jeder Dichtungsart gehört das Ihre. Allein wir sehen sogleich, daß Bitzius im Ganzen und seinem Hauptcharakter nach (idyllische Episoden und idyllische Scenen kommen hier nicht in Betrachtung und bilden eben nur das Kleine im Großen) von der Idylle so weit als möglich entfernt war, oder vielmehr sich im bestimmtesten Gegensatz gegen sie verhielt. Bitzius' Dichtung behandelt die wirkliche Welt, ist aus ihr gezogen. Sie ist nichts mehr, wo diese Unterlage der Wirklichkeit ihr entzogen wird. Ihr Stoff ist diese frische, reale Wirklichkeit, möchten wir sagen, die er freilich mit dem Zauberstab der Dichtung berührt und so in

ein Bild verwandelt. Bitzius, der ernste Reformator, Bußprediger, wenn man will, der das Leben bewegen, aus einer, wie ihm scheint, verderblichen Ruhe aufschütteln, auf neue Bahnen weisen und durch neue Kräfte von innen heraus umgestalten und bestimmen will, der aus dem Leben heraus für's Leben schreibt, der mußte dieses Leben in seiner Bewegung, in seinem Einherschreiten, in seinen Wirkungen und Gegenwirkungen erfassen; er mußte sich einen ganz andern Farbentopf wählen, als derjenige ist, der für die Idylle passen würde; er mußte alle Daphnisse und Chloeen, alle Phyllis und Damone weit wegscheuchen und alle Schäferflöten mit sammt dem Gemurmel der Quellen und Gießbäche und dem Säuseln der Zephyre nach Arkadien verweisen, oder, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, seine Dichtung mußte nicht malerisch oder musikalisch, sie mußte plastisch sein, sie mußte mehr einer Laokoonsgruppe, als einer reizenden Landschaft von Claude Lorrain gleichen. Bitzius folgte auch hier nur seinem Dichterberuf und der auch den Dichter bestimmenden Zeit, welche ihm, selbst wenn er Lust und Anlage dazu verspürt hätte, die Idylle nicht erlaubt haben würde. Bitzius und Geßner, der Idyllendichter, stehen sich daher in gleich diametralem Gegensatz entgegen, wie die Zeit, in welcher Bitzius schrieb, derjenigen Geßner's, oder, wenn man hyperbolisch sprechen wollte, wie die absolute Bewegung der absoluten Ruhe. Geßner's Hirten stehen gegen Bitzius' Landleute an poetischer Gebrechlichkeit wie irdene Töpfe gegen eiserne, oder um ein poetischeres Bild zu wählen, wie die Heldenschatten, denen Odysseus in der Unterwelt begegnet, gegen die lebensvollen Helden der Ilias selbst. Keiner zerstört entschiedener als Bitzius den Wahn, als ob das Leben am einen Ende der Gesellschaft idyllischer sei als am andern, als ob die Luft oben und unten nicht gleich sei, wenn auch oben und unten etwas anders, gröber oder feiner gemischt. Er zeigt uns vielmehr, daß die Welt, deren Verhältnisse wir für ganz einfach halten

mochten, die unsre Unkenntniß für harmlos, spiegelhell und unschuldig hielt, die gleiche ist, wie die complicirte unsrer bürgerlichen Societät, daß die gleichen Leidenschaften hineinspielen, die gleichen Feinde sie umlauern, die gleiche Anstrengung unsrer Kräfte nöthig wird, um uns oben zu halten, daß die Stürme des Lebens sie gleich durchziehen wie die Welt der sogenannten Gebildeten, und die Ruhe einer goldnen Zeit, wie die Idylle sie, rückschreitend hinter die Cultur, dichtet, dort wie hier ein Traum ist. — Auch dieses können wir durch ein Beispiel aus Bitzius auf's schlagendste nachweisen.

Wenn irgend ein Stoff seiner Einfachheit und Begrenzung wegen sich zur idyllischen Behandlung eignen konnte, so war es gewiß „Käthi, die Großmutter“. Die Scenerie und die auftretenden Figuren konnten zu einem Genrebild voll wenn nicht schäferischer doch ländlicher Ruhe einladen. Was hätte ein Geßner aus dem Mütterchen mit dem Großkinde in dem alten Häuschen für ein friedliches Morgen- oder Abendgemälde machen können! Und wie hoch hat hingegen Bitzius diesen Stoff über die Idylle und ihre ruhenden Zustände emporgehoben, so daß diese enge und scheinbar so dürftige Welt als ein ewig Bewegtes erscheint, als ein Stück Natur- und Menschenwelt, voll des eigenthümlich Großen in beiden Gebieten. Diese Käthi steht wie eine Heldin in ewigem Kampf, ihr Schifflein treibt auf den empörten Wogen des Lebens auf und nieder und ist oft dem Versinken nahe. Große Naturkatastrophen stürmen auf sie ein; sie erfährt die schlimme Seite, den Egoismus, die Habsucht der Menschen, und, was ihr Bild von Seite der poetischen Gerechtigkeit noch erhöht, eigene Schuld, wenn auch nur die Schuld falscher mütterlicher und großmütterlicher Zärtlichkeit, wirft ein paar Gewichtsteinchen in die Wagschale ihres Geschickes. Es fehlt in dieser einfachen Erzählung weder die sinnliche Größe und liebevolle Breite der äußern Erscheinung, noch die sittliche Tiefe, die im Konflikt mit der Naturwelt und dem äußern Schicksal den

geistigen Sieg erringt und uns so mit dem Gefühl der innigsten Befriedigung entläßt, an welchem Phantasie und Vernunft gleich großen Antheil haben. Dieß ist eine Meisterschaft der Kunst, die nicht Viele erreichen und die so weit als möglich vom bloßen Malen und Schildern, oder vom bloßen Erwecken rührender und sanfter Empfindungen sich entfernt.

So greift Bitzius stets in's volle Menschen- und Naturleben hinein und wird durch seine plastische Darstellung, durch die Fülle und Sinnlichkeit seiner Gestalten, wie Gottfried Keller sagt, wahrhaft episch. Alles hat bei ihm Naturwahrheit und Individualität, seine Welt ist voll ringender Kräfte, und die sinnlichen Erscheinungen sind von festem Umriß und richtigem Colorit. Wenn man daher der poetischen Erzählung von Bitzius, weil der Kreis, in welchen sie sich gleichsam geographisch einschließt und abgrenzt, das Landleben und zwar das Landleben des Landmann's, das Dorf- und Bauernleben ist, den Gattungsnamen der Dorfpoesie geben will, wie er bereits sprachgebräuchlich wurde, so darf in diesen Begriff nicht das hineingelegt werden, daß diese Gattung Poesie noch in anderer Weise eine beschränkte, unvollkommene sei als darin, daß sie einen gegebenen Kreis von Lebensverhältnissen nicht überschreitet und daher das Stück Menschheit, das sie sich zum Gegenstand gewählt, gerade so erscheinen lassen muß, wie es in diesem gegebenen Kreise ist. „Denn, wie der Verfasser der „Erzählungen aus dem Ries" im Vorwort treffend sagt, wenn sich auch das Leben des Landvolks — und nun gar eines bestimmten Landvolks! — in genau begrenzter Sphäre bewegt, findet sich gleichwohl innerhalb derselben alles Menschliche — alle Tugenden und Schwächen des Menschen und eine reiche Bethätigung derselben — wenn auch in eigenthümlichen, nach gewisser Seite hin beschränkenden Formen. Wer das Alles nun klar zu sehen — wer die Tugenden und Fehler in Aufdeckung ihrer Quellen treu zu schildern und in das Licht wahrer poetischer Gerechtigkeit zu erheben, wer dem vorgeführten Kon-

flikt in Handhabung dieser Gerechtigkeit einen befriedigenden Schluß zu geben vermag — wie sollte der abgehalten sein, in Darstellung solchen Lebens ein poetisches Werk hervorzubringen?"

„Freilich, sagt der gleiche Verfasser, ist von dem Erzähler, der auf diesem Gebiet dem Ideal sich nähern soll, außer der poetischen Begabung Eines unabweislich gefordert: er muß unter dem Volke, das er zu schildern unternimmt, gelebt und Leid und Freude mit ihm getheilt haben, und mit der Kenntniß des Gesammtlebens, wie sie nur der Mitlebende sich erwirbt, muß der Autor zugleich jene Liebe zum Volk verbinden, ohne die es unmöglich ist, das Schöne und Gute in ihm zu sehen und herzgewinnend hervorzubilden. Allein die wahre Kenntniß und die Liebe gehen immer Hand in Hand; denn nur die Liebe ist im Stande, wahre Kenntniß zu erlangen."

„Sind diese Bedingungen vorhanden, so giebt der Stoff und Gegenstand dieser Dorfpoesie dem Dichter auch den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß er (wir führen immer die treffenden Worte Melchior Meyr's selbst an) „Menschen schildert, die entschieden ausgeprägt sind und doch in einer Sphäre der Naivetät sich bewegen, die ihren Aeußerungen den Reiz des Kindlichen verleiht und auch bei den ergreifenden uns ein Lächeln entlocken kann. Das unmittelbare Sinnen- und Gemüthsleben, das in der Sphäre unverdorbener Landleute herrschend ist, giebt auch der hier bewußtesten Persönlichkeit und den von ihm entferntesten Eigenschaften noch etwas von seinem Gepräge. Die Natur in ihrer Kraft, in ihrem quellend frischen Leben, das uns umfließt, wie das Wasser des lebendigen Stromes die Glieder des Badenden, sie, die nährende Trägerin alles Lebens ist es, die ihr Füllhorn ausgießt, wenn der Darsteller nur den Geist hat, dem sie liebend und mittheilend entgegenkommt!" —

Und diesen Geist, den Geist des wahren Dichters, hatte

Bitzius in reichstem Maaße. Bitzius thut den Forderungen des dichterischen Ausdrucks und der dichterischen Charakteristik in seinen Werken überall volles Genüge; eine tiefe Psychologie tritt überall zu Tage und ein männlicher Charakter, ein gesundes und gerades Urtheil über das Leben und die menschlichen Dinge hindert nirgends tiefe und wahre Gefühle, erzeugt sie vielmehr und so läßt er Ernst und Scherz, wie sie im Leben neben einander sind, in seinen Büchern wechselnd an uns herantreten. Er hat jene empfängliche, leicht bewegliche Seele, die Goethe vom Dichter verlangt, „die das Traurige und das Freudige jedes Menschenschiksals mitfühlt, wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fortschreitet und die Harfe des Dichters mit leisen Uebergängen zu Freude und Leid stimmen läßt." Und so wächst aus seiner Dichtung „auch die schöne Blume der Weisheit hervor," und er wird, wie jeder wahre Dichter, „der Lehrer, Wahrsager und Freund der Götter und Menschen," um mit dem deutschen Dichtermeister zu sprechen.

Was vorerst den poetischen Ausdruck bei Bitzius betrifft, so strebt derselbe stets nach der höchsten Anschaulichkeit, die er auch erreicht; der Gegenstand wird von der möglichst sinnlichen Seite gefaßt. Wenn z. B. Bitzius sagt: „die ermattenden Bäume streuten schon ihre ergelbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus" so ist der Herbst durch diesen einzigen Satz ganz so anschaulich gemacht, als durch die Worte Bürgers:

„Als der Herbstwind über die Flur
Und über die Stoppeln des Habers fuhr."

Eben so anschaulich wird uns der Reif, Frost, durch die wenigen Worte: „Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es schneeig weiß; wo sie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, schwarz sich zu färben, und die Blüthen an den Bäumen sahen aus, als ob sie in heißem Wasser gebrüht worden wären."

Bitzius' Meisterschaft in diesem Punkt zeigt sich besonders in der Erzählung großer Naturereignisse, wie Gewitter, Ueberschwemmungen u. s. w. Von den Größten und Besten wird er hierin nicht übertroffen. Wenn er von der Emme sagt (in der Wassernoth): „Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichentuche hervor und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut" — so steht das Bild der Naturerscheinung, die dargestellt werden soll, sogleich vor unsern Augen und zwar in seiner Bewegung, und die Vergleichung mit einer Schlange erhöht die Wirkung. Oder wenn bald darauf von einem Haus erzählt wird, welches die Ueberschwemmung wegzureißen droht, und es heißt: „Ein Stück des Bodens, welcher die Bewohner vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Fluth wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trümmern den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken" — so ist es für den Leser unmöglich die Gefahr nicht zu sehen, mit den geängstigten Bewohnern nicht mitzuempfinden. Das Geschilderte trifft uns mit seiner vollen Wirkung. Eben so kann man sagen, daß wir in Bitzius die nahenden Gewitter in allen Gliedern fühlen, ehe er sie in ihrer ganzen furchtbaren Erhabenheit auf uns hereinbrechen läßt. So z. B. in Uli dem Pächter. „Wie zwei Ringer," heißt es dort, „einander drängen auf dem Ringplatze ringsum, bald hierhin bald dorthin, rangen die Gewitter am Himmel, rangen höher und höher am Horizonte sich hinauf, und je wilder es am Himmel war, desto lautloser war es über der Erde. Kein Vogel strich mehr durch die Luft, bloß ein Lämmlein schrie in der Ferne. Uli ward es bang'. „Das kommt bös'," sagte er, „ich habe es noch nie so gesehen." Welcher Leser wird hier nicht Uli's

Bangigkeit theilen und die Schwüle des Gewitters selbst empfinden.

Eben so glücklich ist Bitzius im Individualisiren und im Personificiren seiner Gegenstände. Auch hier dienen besonders die großen Naturereignisse als Beispiel. Die gigantischen Naturkräfte treten wie unwiderstehliche, in wilder Leidenschaft und im Gefühl der Uebermacht Alles vor sich her niederwerfende Individuen auf. Die ganze „Wassernoth", die Erzählung des emmenthalischen Hochgewitters vom **13.** August **1837** ist, eine solche großartige Individualisirung. Das Ereigniß tritt in allen seinen successiven Momenten auf und die Personifikation des wilden Emmestromes und seiner Fluthen, die überall wiederkehrt, vollendet den überwältigenden Eindruck dieser Naturscenen. Diese Emme wird hier zum beseelten Dämon und „reißt bald mit gewaltigen Armen Brücken weg, die sie spielend forträgt, bald geht sie in nie gesehener Fülle über die Ufer, trägt die höchsten Tannen über die höchsten Tentsche und jagt sie mit rasender Gewalt durch die Schächen" oder „sie durchbricht die Straße und stürzt, die heute mattere schwesterliche Ilfis bei Seite schiebend, der Zollbrücke zu, um dort das gestern angefangene Werk zu vollenden." Ueberall wird die Wassergewalt zur Person, und der wilde Eggiwylfuhrmann, wie das Volk die Emme scherzweise nennt, ist nie in so gewaltiger Sprache verewigt und in seiner verheerenden Wirkung so treu dargestellt worden.

Bitzius' Sprache ist unendlich bilderreich. Seine Metaphern und Gleichnisse sind stets richtig gewählt, stark ausgeprägt, den Gedanken sogleich klar machend, oft kühn und groß. Wir können uns nicht versagen, einige Beispiele anzuführen.

Im Schulmeister sagt er: „Wenn einmal das Eis der Selbstsucht sich über das Herz gelegt, und es kalt geworden ist in demselben wie in Lappland's unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind

fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter, kein bekanntes Gesicht sieht, und es sich verlassen glaubt, alleine fühlt.

Das alte: Sursum corda! wird treffend versinnlicht durch folgendes Bild: „Mensch, willst du, daß die Thränen dir versiegen und es heiter werde in deinem Gemüthe, so mußt du deine Augen nicht an den Schooß der Erde drücken, du mußt sie aufwärts kehren."

Im „Schulmeister" sagt Käser von seinem gestorbenen Vater, dem alten Weber: „Ach, ich sah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er sah so klein und spitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menschliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menschlichen Träume."

Wie stark ergreift uns folgendes Bild: „Das Weh der Verschmähung ging wie ein zermalmend Wagenrad über Aenneli's Herz." (Wehfreude.)

Wie treffend wird der Zauber des liebevollen Blickes dieser nämlichen Aenneli ausgedrückt, wenn es heißt: „So wie dieser Blick zu leuchten begann, verzehrte er die bösen Dünste, all den Zorn, die Bitterkeit, die Rachgierigkeit; es war ihm (Felix) so stille und so wohl im Herzen, er wußte nicht wie, ein süßes Träumen kam über seine Seele."

Eben dieß Bild wird (in Geld und Geist) vom plötzlichen Wechsel der Leidenschaften und Gefühle gebraucht: „Wie das Feuer das Wasser verzehrt und das Nasse trocknet, so verzehrte der Zorn das Leid und trocknete die Thränen."

Voll großer Bilder ist folgende herrliche Stelle in „Geld und Geist": „Die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem versöhnenden Hausgeist bekannt gemacht, hatte sie das Unser Vater so recht gelehrt, daß sie es nicht gedankenlos beteten; daß es ihnen auch war erst wie ein tiefer See, in den sie allen Groll versenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher sie in's Land

des Friedens, in den Himmel stiegen. Besonders bei den Brüdern, welche bei einander schliefen und meist zusammen beteten, hatte dieses die Frucht, daß sehr selten die Sonne des Morgens den Schatten noch sah, der bei ihrem Untergang das Herz des Einen oder des Andern verdunkelt hatte."

Schauerlich ist das Bild nächtlicher Oede (Dorbach, der Wühler): „Es giebt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett fast ohne Wasser, wenn hell der Mond scheint. Es ist als wären die hellen Kiesel gebleichte Todtenbeine, der weiße Grund die große Todtenstraße, auf welcher der Tod wandert mit den Todten durch's Land nach der dunkeln Ewigkeit."

Erhaben ist jenes andere Bild einer mondbeleuchteten Landschaft: „Wie Ahnenbilder im großen Rittersaale standen im Hintergrund, einem guten Auge sichtbar, die alten großen Berge in stiller Majestät. Mit reichem Mondlicht war die niedere Welt übergossen, Feld und Wald, Thal und Hügel ohne Unterschied, der Liebe Gottes gleich, die ohne Unterschied schwebt über Niedern und Höhern, Greisen und Kindern."

Unser Jahrhundert wird in folgenden energischen und doch vollen Zügen geschildert: „Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden, von Strömen Bluts umrauscht". . . . „Kriege, die Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall, den Gott um uns gethürmt; aber des Geistes Wehen, den Flug der Ideen abzuhalten, sind keine Berge hoch genug, auch die unsern nicht. Es drängt sich Einem immer deutlicher der Gedanke auf, als ob den Völkern nur Eine Seele gegeben worden und diese Seele Weh und Wohl, Lust und Leid, welches im fernen Amerika, im tiefen Asien ihr angethan worden, in jedem Thälchen Europa's empfinden und immer inniger empfinden solle, je mehr eben allenthalben diese Seele zum Bewußtsein komme, fühlen lerne. Vor dieser le-

bendig werdenden Menschenseele sollen dann schwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beschränktheit."

Noch lebendiger ist folgendes Bild: „Die Fluth des Geistes, die in Frankreich wogte, strömte durch unser Ländchen und spritzte hoch an Herren und Untergebenen auf, erschreckte die Einen, regte die Andern auf." Bitzius überfliegt sich zuweilen in der Kühnheit seiner Bilder. Wenn er z. B. im „Schulmeister" von dem schlafenden Kind Käser's, welches „vom Jammer der Mutter nichts gehört hatte, das Leid des Vaters nicht sah," sagt: „Der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über seinem Haupte, leuchtete noch nicht in seinen Schmerz hinein;" — so ist diese Metapher zwar glänzend, aber bei näherer Prüfung unrichtig, weil das Bild eines Sternes nicht gebraucht werden kann, um etwas Trübes, Dunkles, Trauriges zu bezeichnen und auszudrücken. Man kann sagen: Die Wolke des Kummers, der Schatten des Kummers verfinsterte oder verhüllte sein Leben u. dgl. Aber „der Stern des Kummer's, welcher über unserm Haupte aufgeht," enthält widersprechende Vorstellungen.

Zart und lieblich wiederum ist das Bild, mit welchem in „Geld und Geist" Anne Mareili eingeführt wird: „Der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen gleichsam gebadet war, gab ihm fast etwas Stolzes, daß keiner der Bursche, die da waren, sich an ihn's machten."

Wenn Bitzius den Juraberg, wie er vom Bernbiet aus sich zeigt, „die lange, blaue Wiege nennt, in welche des Abends die Sonne zu Bette geht," — so werden wir ganz an Hebel's anmuthige Personifikationen erinnert, an jenes Trauliche z. B.:

> Der Samstig het zum Suntig g'seit:
> Jitz ha-n-i alli schlafe g'leit.

Doch wir müssen inne halten, da wir keine Anthologie zu

geben haben, und führen nur noch einige Ausdrücke als Muster scharfer schlagender Bezeichnung an. So heißen die Schneeflocken die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die auf tüchtigem Sturm um Augen und Ohren daher braus'ten. Die Bysenebel werden die Kinder des kühlen sauren Windes genannt. — Von Bethi, der Nägelibodenbäurin in der Vehfreude, heißt es: Sie fühlte nicht Neid, aber des Neides Schatten (der Schwester Aenneli gegenüber). „Jetzt bist du (so Etwas sagte sie zu ihr) die Vornehmere und Reichere, schämst dich wohl meiner, wirst mit der Frau eines Schuldenbüürleins nichts mehr zu thun haben wollen." — In den paar Worten: „Da faßte Pipin (Sintram und Bertram) des Mahles Zügel" u. s. w. sehen wir den beginnenden Tafelstreit der Großen vom Fürsten gleichsam in die Hand genommen und gestillt. — Das Wort in der Armennoth: „Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maaß und Gewicht, wie König Friedrich der Potsdamergarde die Zöpfe" — bezeichnet uns sofort schlagend das steif Formale in gewissen religiösen Erziehungsmethoden. Nicht minder scharf sagt Bitzius in Anne Bäbi: „Gar viele Frömmigkeit ist nichts als ein Sprühregen bei vielem Staub; in den Boden dringt er nicht, sondern dämpft eben nur den Staub, und wenn es feucht ist über dem Boden, so schleicht eben dann das wüste Gewürm um so lieber hervor." Wir sehen sofort die Leute vor uns, die Bitzius bezeichnen will. — Von gleicher Schärfe ist das Wort: „Trotz stampft das Unglück aus dem Boden." Und schön bezeichnet in „Geld und Geist" das höchste Wonnegefühl der versöhnten Eltern der herrliche Ausdruck: „Auf ihr Glück senkte sich erst die Krone, als sie ihrer Kinder gedachten."

Von treffendem Lakonismus endlich und zugleich höchst burlesk, wenn auch so unakademisch als möglich, ist der Ausdruck:

Er himmeldonnerte durch das ganze Land, und: er himmelsappermenterte im ganzen Hause herum. Das einzige Zeitwort zeigt uns den renommistischen Flucher, der seine Armseligkeit und Hohlheit hinter Flüchen und wilden Geberden versteckt.

Wenden wir uns nun von der dichterischen Ausdrucksweise von Bitzius zu seinem Gestaltungsvermögen, zur Zeichnung seiner Figuren, zur Charakteristik, so hat sich Bitzius auch hierin als ächten Dichter bewährt. Wir wollen aber hier einem competenteren Urtheiler, Herrn Julian Schmidt, das Wort lassen, welcher in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert," einem in Form und Gehalt ausgezeichneten Buche, sich in folgender trefflicher Weise ausspricht: „Unter allen deutschen Naturdichtern ist derjenige, der am meisten an Dickens erinnert, der Schweizer Jeremias Gotthelf. Es kommt ihm keiner in der Kraft der Charakteristik, keiner in der humoristischen Freiheit gleich, mit der er über seine Gestalten verfügt. Er hat es nicht nöthig, sich seine Charaktere vorher auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehen ihm vielmehr unmittelbar in ihrer Totalität auf, und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Weg abirren. Es sind nicht bloße Abstraktionen, die er darstellt, sondern konkrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleich kommen, während diese ihm in Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Es ist lächerlich, wenn man behauptet, er gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines ächten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Er weiß sich

in gute, tüchtige, wenn auch einseitige und hartköpfige Naturen jeder Art darum mit so großer Leichtigkeit zu versetzen, weil er selber eine solche Natur ist. Den Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und behagliche Sicherheit des Verstandes und den Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft, und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein eben so scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. Das alles sind herrliche poetische Gaben, und es wäre an sich kein Hinderniß für die künstlerische Entwicklung, daß der Horizont, den er allein umfaßt, ziemlich enge begrenzt ist. Innerhalb desselben ist noch so viel Leben, so viel freie Originalität und so viel feine Nüancen, daß seine Dichtung innerhalb dieses Kreises den reichsten Spielraum findet; ja es ist ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht, wie die meisten andern Dichter seiner Zeit, durch künstliche Standpunkte und durch Riesenteleścope seinen Horizont erweitert hat. Was nützt es, die kühnsten Hamlet- und Faust-Ideen durcheinander zu werfen, wenn man nicht die sichere eiserne Hand besitzt, aus dieser glänzenden aber verworrenen Trümmermasse wieder ein selbstständiges Gebäude aufzurichten?"

Diesem Urtheil wird Jeder beipflichten, der in den Werken von Bitzius zu Hause ist. Wer dieselben aufmerksam gelesen und die einzelnen unter sich verglichen hat, muß in der That über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner stets so trefflich gezeichneten und gehaltenen Personen erstaunen und hat eine Gallerie von Figuren vor sich, die nur noch eines genialen Maler's bedürften, um in einer Menge der

köstlichsten Situationen noch bleibender, auch für's Auge, fixirt zu werden. Seine Charakterbilder treten auch meist durch Contrastirung mit gegensätzlichen Personen, wie durch die trefflichste Beleuchtung, in ihr volles Licht und sind auch stets so gezeichnet, daß die volle Wirkung ihrer sie so oder anders bestimmenden und formenden Umgebung sichtbar wird. Wir sehen, um uns so auszudrücken, das Leben selbst die Charakteranlage eines Jeden in die Hand nehmen und zu einem bestimmten und scharfen Gepräge entwickeln. Freiheit und Nothwendigkeit verrichten ihr Erziehungsgeschäft an den Leuten wie vor unsern Augen. Allen determinirenden Momenten wird so gewissenhaft und strenge Rechnung getragen, daß wir in voller Wirklichkeit stehen und mitten im Fluß des Lebens uns befinden. Das Alles ist Meisterschaft poetischer Kunst und erklärt vollkommen das Wort Riehl's, welcher Bitzius ein Stück von einem Shakspeare als „Bernischer Dorfpfarrer" genannt hat.

Man hat Bitzius vorgeworfen, daß er sich in seinen häufiger auftretenden Charakteren, wie z. B. in seinen Bauern und Bäurinnen im engern Sinn zu sehr wiederhole und abschreibe. Dieß haben wir nun nach sorgfältiger Vergleichung durchaus nicht finden können, indem zwar viele Aehnlichkeiten in der gleichen Kategorie von Personen vorkommen, aber eigentliche Copieen nicht. Wir werden bei näherer Prüfung je zweier einander am nächsten liegender Charaktere immer einen oder ein paar Züge finden, welche sie von einander unterscheiden und ihnen Eigenthümlichkeit geben. Dieß läßt sich sofort an den zwei angeführten Hauptkategorieen von Charakteren, den Bauern und den Bäurinnen, klar machen. Wir fangen mit den Erstern an.

Der Bodenbauer Johannes im „Uli" und der Ankenbenz im „Zeitgeist", zwei treffliche Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitsamen, klugen und gesetzten Bernerbauernstandes, wären sich sehr, zum Verwechseln vielleicht, ähnlich. Allein Benz be-

kümmert sich auch um Politik, um die allgemeinen Landesangelegenheiten, Wahlen und dergleichen. Der Bodenbauer hingegen ist bloß Bauer und Meister, weil der Zweck von „Uli dem Knecht" gerade die Hervorhebung dieser Seite verlangt. Beide, Benz und Johannes, haben ferner große Aehnlichkeit mit dem wackern Christen, dem Vater, in „Geld und Geist„. Allein ihn unterscheidet von Jenen der Zug von Gleichgültigkeit, Indolenz, Gehenlassen, Passivität, der dann die erste Veranlassung des Zerwürfnisses unter den Eheleuten wird und Aenneli's rühriges, ängstliches, allzu sorgenvolles Wesen bedingt und durch dasselbe selbst wieder zum Theil determinirt wird. Wiederum gleichen die beiden Erstgenannten dem resoluten Simmen Sämi im „Besuch auf dem Lande". Dieser aber ist viel imperatorischer, rascher, derber und souverainer in seinem Wesen und macht sich gar nichts daraus, dem ersten, besten Regierungsrath, den er antrifft, „wüst zu sagen", wenn ihm das Regiment in diesem oder jenem Punkt mißfällt. Simmen Sämeli hat das höchste Selbstbewußtsein des unabhängigen großen Bauern, welcher der ganzen Welt nichts nachfrägt und Niemanden so hochgestellt findet, daß er sich selber mit seinem freiherrlichen Bauernhof nicht neben ihn stellen dürfte. Dieser Zug charakterisirt ihn und kommt bei keinem andern in dieser Ausprägung vor.

Eine ganz besondere Figur ist der Ammann in der „Käserei", ebenfalls ein höchst verständiger, ehrenfester Mann, bei welchem aber das angestammte Ansehn in der Gemeinde, die Würde des Ammann's, die er bekleidet, und die traditionelle Autorität des Besitzes, die zusammen seinem Hause den Charakter eines regierenden Hauses geben, den hervorstechenden Zug bilden und ihn so als die regierende Person der Erzählung in Contrast mit der ganzen übrigen Umgebung setzen.

Der Bauer Hansli, Anne Bäbi Jowäger's philosophischer Ehemann, gleicht in Passivität dem Christen in „Geld und

Geist", nur ist sie bei Hansli unter dem eigenwilligen, tyrannischen Regiment Anne Bäbi's zu einer Art sokratischer Resignation geworden, und sein, „he nu so deh!" ist die stoische Formel, um seine Resignation auszudrücken und zugleich anzudeuten, daß einer Anne Bäbi gegenüber passiver Widerstand, wie unter gewissen politischen Verhältnissen, das einzig Mögliche und Räthliche, und nur so noch etwas auszurichten sei. Uebrigens kommt Sami, der Meisterknecht, mit seiner thätigen und handelnden Schlauheit dem Phlegma des Meisters zu Hülfe, so daß die Sache im Ganzen noch recht ordentlich geht und die Kirche, wie man sagt, mitten im Dorfe bleibt.

Auch die ganz meisterhaften Thersitesfiguren, wie Joggeli im „Uli" und Peterli im Dürluft in der „Vehfreude", haben eine gewisse Aehnlichkeit mit einander in ihrem schiefen, sclavischen, durch und durch erbärmlichen Wesen. Aber Peterli ist so geworden als Sclave eines abscheulichen Weibes, einer eigentlichen widrigen Hexe, während Joggeli, ein Thersites seiner ganzen Anlage nach, auch in der besten Umgebung seinen niederträchtigen, bis zum Ekel armseligen und verkehrten Charakter nur um so freier entwickelt. Er ist der geborne, Peterli der gewordene Thersites, und der reiche Glunggebauer wird uns viel widerlicher, als der gedrückte und verschuldete Dürluft-Peterli, der seine Charakterlosigkeit in und außer dem Haus zehnfach abbüßt. Peterli's trefflicher Gegensatz ist der Nägelibodenbauer Sepp, der mit seiner gleichgearteten Hausfrau Bethi zeigt, was ein einträchtiges und energisches Wollen, mit Einsicht und zäher, unermüdlicher Arbeitsamkeit verbunden, auch über die ungünstigsten Verhältnisse vermag.

Der Dorngrütbauer in „Geld und Geist" und der Grozenbauer in „Käthi die Großmutter" sind beides vollendete Typen bäuerlicher Habsucht und des häßlichsten Eigennutzes. Aber der Dorngrütbauer ist eine ganz anders eiserne Figur als der Grozenbauer. Er ist der bewußte vollendete

Despot, dessen Frau es z. B. nie hätte wagen dürfen, ihrem Manne, wie die Grozenbäurin dem ihrigen, mit geballter Faust zu erklären, sie sei dann auch noch da und habe was zur Sache zu sagen. Der Grozenbauer mit seinem Aberglauben und seinen vielen schwachen Seiten erscheint uns mehr lächerlich, während der Tyrann im Dorngrüt etwas Furchtbares hat, das uns das Blut gefrieren macht.

Bei dem kinderlosen Geizhals Harzerhans (der Erbvetter) ist wieder eine andere Seite des Geizes hervorgehoben, nämlich die nach außen gerichtete, die Härte gegen die weitere Umgebung, während im Dorngrütbauer der habsüchtige Familienvater erscheint, dem selbst seine Kinder nur Waare sind, aus deren Erlös er sich bereichern könne.

Eben so sind die regierenden Bäurinnen von Bitzius, jene wackern, tüchtigen Gestalten, die er mit so vieler Vorliebe zu zeichnen scheint, die er als die Sonnseite des Bauernhauses darstellt, die aber zugleich, wenn's Noth thut, Kartätschen im Munde führen, unter sich oft ähnlich, aber nie ganz gleich. Irgend ein individueller Zug, ein besonders hervortretendes Verhältniß unterscheidet und individualisirt sie. So sind die Base in Uli dem Knecht und die Bodenbäurin ziemlich ähnlich, allein die Base muß weit mehr als die Letztere das Regiment in die Hand nehmen, weil sie einen Joggeli zum Mann hat und genöthigt ist, ihn zu ergänzen oder ihn zu neutralisiren. — Noch imperatorischer und resoluter ist Lisi im Zeitgeist. Sie ist von Natur zum Regiment geboren und administrirt vortrefflich. Sie hat ein feuriges und tiefes Gemüth, eine energische Seele und weitern Blick als Andere. Aber sie weiß das Gebiet ihres ebenfalls tüchtigen und einsichtig thätigen Mannes zu respectiren, thut ihrem Herrschertrieb Gewalt an und bleibt im rechten Verhältniß einer Mitregentin. Es ist eine classische Figur, diese Lisi, dem Dichter so recht aus dem Herzen geschrieben und in noch helleres Licht gesetzt durch ihre weiche, zu weiche und passive Freundin

Gretli, die durch dieses zu wenig nach außen gekehrte und auf die Dinge nicht einwirkende Wesen die Zerrüttung ihres Hauses theilweise mitverschuldet.

Noch imperatorischer als Lisi, und doch in ihrer Sphäre bleibend, ist endlich Simmen Sämeli's Frau (der Besuch auf dem Lande). Sie ist ein Typus von Derbheit, Rauhigkeit und ächtem Bauernstolz und läßt den armen Scharfschützenlieutenant aus der Stadt, der zu ihrem Sohn auf Besuch kömmt, ihre ganze Geringschätzung des armseligen Stadtlebens empfinden, wo man Alles kaufen und genau abmessen müsse, und wie Hungerleider lebe.

Eine ganz besondere Figur und höchst feine Zeichnung ist wiederum die Frau Ammännin in der „Vehfreude". Sie ist eben die Frau Ammännin. Damit ist Alles gesagt. Sie ist die erste im Dorfe und hat das behagliche Gefühl, daß ihr niemand diesen äußern Rang streitig machen werde. Sie regiert zu Hause und durch ihren Mann ein wenig in der Gemeindstube, aber sie hat nichts Herbes und Herrisches, sie ist eine verständige, geachtete und höchst kluge Frau, aber ohne das Innerliche und die Gemüthstiefe, die mehr den Emmenthalerinnen eigen sind, als ihren mehr der Außenwelt zugekehrten Nachbarinnen im Oberaargau.

Diese Innerlichkeit und Gefühlstiefe, ein Zug der Gebirgsbewohner, tritt hingegen in ihrem schönsten Licht hervor bei der Bäurin Aenneli in „Geld und Geist", einem unvergleichlich schön angelegten Frauencharakter, der durch den Zug des Kindlichen und sanft Menschlichen noch rührender und bewegender wird.

Eine andere Klasse weiblicher Charaktere, außer den regierenden Bäuerinnen, sind diejenigen Frauencharaktere, die bei Zeiten dienen gelernt, und durch strenge Jugend und gedrückte Verhältnisse zu Bescheidenheit und Aufopferungsfähigkeit erzogen worden, zarte, liebevolle Organisationen, die Bitzius gleichsam nur hingehaucht, um uns das Edelste und Unver-

gänglichste darzustellen, die thätige Liebe und das Vergessen seiner selbst um Andere. Es sind dieß meist jüngere Frauen, wie Mädeli im Schulmeister, Meyeli in Anne Bäbi Jowäger und Bäbeli in Dursli. Alle diese Frauen haben gemeinsame Züge, und sind doch vortrefflich nüançirt und zu eigenthümlichen Charakteren geworden. Bäbeli in „Dursli" ist unter den drei Bildern das ergreifendste, weil hier die äußere Noth am größten und die Probe für die stille Dulderin die strengste ist. Von Mädeli der Schulmeistersfrau haben wir bei Anlaß der „Leiden und Freuden" gesprochen. Auch sie ist eine herrliche Erscheinung, die im Glanz des liebevollsten Wesens wie eine Sonne strahlt. Meyeli, Anne Bäbi Jowäger's Schwiegertochter, hat äußerlich ein besseres Loos, sie ist die junge Bäurin und ihr Jakobli ist freundlich und gutmüthig. Aber auch dieses zart empfindenden Weibes reine Seele wird von mancherlei Kummer bewegt, auch sie ißt oft ihr Brod mit Thränen und steht von kummervollen Nächten auf. Des Kindes Tod, der Mutter Trübsinn, das zarte Gefühl ihrer Lage als des arm in's Haus gekommenen Mädchens, das sich nie genug thun kann, und die Weichheit ihrer Empfindungen überhaupt, endlich ihre Kränklichkeit, die Gefühle gegen den Arzt, welcher der Wohlthäter des Hauses wird, lassen ihr Herz nicht zur Ruhe kommen. Auch sie ist eine Dulderin, auch ihr Leben ist ein treues Hingeben an der Ihrigen Wohl, und „was köstlich daran war, ist Mühe und Arbeit gewesen."

Gegensätzlich zu diesen höhern Naturen, immer aber wohlwollend, das Gute fördernd und mit Energie die Welt um sich her behandelnd sind die lebensvollen und witzigen Wirthinnen, besonders diejenige zum goldnen Krebs im „Schuldenbauer", ein Muster von Anstelligkeit, charaktervollem Wesen und natürlichem Witz. Auch die Base in „Käthi" gehört hierher. Es sind alles praktische Weiber mit dem Herz auf dem rechten

Fleck, aber durch's Leben zur Schlauheit geschult und zur Diplomatie.

Zu den widrigen, schlimmgearteten und gleichsam das böse Princip repräsentirenden Weibern gehört vor allem Eisi im Dürluft (Vehfreude) sammt ihrer Mutter, ein wahrer Satanas, dann Eisi, die Wirthin auf der Gnäpfi, im Geltstag, ebenfalls eine durch und durch widrige Figur, die am Ende von ihren Kindern wegläuft, um einen Windbeutel zu heirathen, nachdem sie durch ihren Unverstand und ihre Thorheiten ihren ersten Mann hat ruiniren helfen.

Die Dorngrütbäurin erweckt unser Mitleid, weil sie im eigenen Hause Sklavin ist und ein eingeschüchtertes freudloses Leben leben muß. Eisi, die Frau des Schuldenbauer's, hingegen erfreut uns als die ehrliche, alle Kräfte zum Erwerb anstrengende musterhafte Hausfrau, deren redliche Mühe endlich mit Erfolg gekrönt wird.

Gehen wir nun vom ältern Geschlecht zu den heitern Jugendgestalten über, so begegnen uns unter den Mädchen vorerst die lieblichen und rüstigen Bauerntöchter Vreneli in „Uli“, Anne Mareili in „Geld und Geist“, Gretli im „Zeitgeist“ und Andere, anmuthige und sonnige Gestalten, im vollen Glanz unschuldiger und aufblühender Jugend strahlend. Anne Mareili und Gretli sind stattliche Mädchen aus reichen Bauernhäusern, von vielem Selbstgefühl und aristokratischem Wesen. Vreneli ist zwar bloß Adoptivtochter im Hause des Glunggenbauers und eine Uneheliche, allein der angeborne Seelenadel des Mädchens, das Charaktervolle und das Selbstgefühl, das sie von ihrem Vater geerbt hat, und die ehrenvolle Stellung im Hause der Base, welche sie als Tochter behandelt und das innere Regiment des großen Bauernhofes führen läßt, ersetzen diese Mängel und geben ihr, wie Bitzius sagen würde, etwas Alt-adeliges und Regimentsfähiges, so daß sie mit Recht das feldherrliche Vreneli heißt. Und diese spröde, bewußte, nicht leicht zu handhabende Natur entwickelt dann

17*

wieder als Frau und Mutter, als Pflegerin und Versorgerin der Ihrigen und Fremder so zarte Eigenschaften, alles ist bei ihr so in's Gleichgewicht gesetzt, ihr Verstand und ihr Urtheil über Menschen und Dinge sind so scharf und ihr Herz dabei so rein, daß sie eines der köstlichsten Bilder von Bitzius bleibt, ein Charakter voll Rhythmus und Schönheit, hell und entzückend, wie ein schöner Sommermorgen. — Gretli, Lisi's Tochter im „Zeitgeist", ist Vreneli ähnlich, doch weniger bewußt, von der Mutter, welche die Zügel selbst führt, weniger an's Befehlen gewöhnt, kindlicher und von weniger festem, metallnem Stoffe. Anne Mareili hingegen, die Hauptheldin von „Geld und Geist", ist ein merkwürdiger, ganz ideeller Mädchencharakter, dessen tief angelegtes Wesen der rauhe Despotismus im elterlichen Hause nicht auf die Oberfläche treten läßt, sondern in sich zurückdrängt, so daß es nur bei großen Krisen zum Vorschein kommt. Sie ist eine ganz concentrirte vortreffliche Natur, aus dem wüsten Dorngrüt emporgewachsen, wie eine herrliche Blume mitten aus faulem Sumpf, ein fremder Tropfen im Blut ihrer Familie, ganz wahlverwandt hingegen mit dem Geiste, der in Resli's elterlichem Hause herrscht. Sie kennt ihren eigenen Werth und unterschätzt sich nicht, aber wenn sie einmal liebt, so liebt sie mit allen Fasern ihres Herzens und mit der vollsten Hingebung. Für den Psychologen ist Anne Mareili eine herrliche Studie.

Ganz anders, von viel leichterem Gehalt ist Anne Lisi, Resli's Schwester, in vollem Gegensatz zur zukünftigen Schwägerin. Auch wird sie von Bitzius mit den humoristischen Worten eingeführt: „Anne Lisi war stets aufgedonnert und machte Ansprüche an die Welt." Sie ist lauter Beweglichkeit und Impressionabilität, schalkhaft und schnippisch, wie die Jungfer Sophie in „Anne Bäbi Jowäger", fröhlich in's Leben schauend, um die Zukunft unbekümmert, ein anmuthiger Mädchencharakter von frischer Natürlichkeit und gutartigem Grund, aber leicht entschlüpfend.

Die zarteste von Bitzius' Mädchengestalten ist Aenneli (Käserei in der Vehfreude), ein herrliches Bild weiblicher Innigkeit und Unschuld, welches sich von der rohen, spitzbübischen und harten Welt, die es umgiebt, trefflich abhebt. Wenige Romanheldinnen können größeres Interesse einflößen, als dieses liebliche engelreine Kind mit seinem demuthsvollen, dankbaren und liebenden Herzen. Es ist ein köstliches Paar, dieser Felix und dieses Aenneli, er ganz Mann, sie ganz Weib, Typen ihrer Geschlechter in der schärfsten Ausprägung.

Ein ganz eigenthümliches Bild ist Eiseli, das Oberländermädchen in „Jakob's Wanderungen". Die religiöse Denkweise bestimmt hier den ganzen Charakter und giebt ihm Halt und Ausdruck, ohne daß er im Mindesten dadurch an Naivetät und Witz verlöre oder kopfhängerisch wäre. Im Gegentheil zeigt Eiseli die schärfste Intelligenz und die größte Lebendigkeit, und die armselige Dialektik des mit communistischen Lehren wie mit einem Besenwurf übertünchten Handwerksburschen scheitert an der kerngesunden Logik Eiseli's, die sie bei keinem Professor philosophiae gehört hat und die des armen Burschen spottet, der über Tisch immer predigt, man müsse kein Ding in der Welt lieb haben, weil Einen dieß nur geniere, und der dann gleichwohl auf das Vertrauen und die Liebe eines Mädchens Anspruch macht, welches um seinetwillen die Heimath verlassen und mit dem neuen Aristipp in die weite Welt hinausziehen sollte.

Unter den widrigen und schiefen Mädchencharakteren steht Elisi im „Uli" obenan, die leider, wie wir früher bemerkt, nicht Carrikatur ist. Sie kann als Repräsentantin eines überaus zahlreichen, übrigens in den Städten so gut wie auf dem Lande zu findenden Geschlechts gelten, welches sich von Natürlichkeit und Geradheit in Sinn und Leben bereits einige Stadien entfernt, bis zu wahrer Bildung aber, die nicht bloß in schöneren Kleidern und sogeheißenen besseren Manieren zu suchen ist, noch lange Tagereisen zu machen hat und auf diesem Wege nie hinkommt.

Als Bild von einer Erzgemeinheit, die fast Carrikatur wird, mag die Bauerntochter Lisi auf dem Ziberlihoger in „Anne Bäbi Jowäger" gelten, die den unerfahrenen Jakobli zum Ehemann pressen will.

Umgekehrt ragt hingegen an Gehalt und poetischer Größe Elsi, die seltsame Magd, über die Andern hervor und wird zu einer tragischen Heldin.

Nun ein Wort von Bitzius' Bauernburschen! Von denselben sagt wieder Julian Schmidt treffend: „Was sind das für köstliche Figuren, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die, wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus verletzter Scham den ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können, die Händel anfangen, wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen von dem allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt und über die man sich freuen kann. — Es ist eine Freude zu verfolgen, wie der ausgeprägteste, beinahe spitzbübische Egoismus, die knöchernste bäurische Convenienz, wie Roheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige, harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens."

Solche kräftige und zugleich warm fühlende, aufopferungsfähige, zuverlässige Naturen sind in der That die tüchtigen Bursche von Bitzius. Sie sind ihm auch aus der Seele geschrieben, und man könnte sie seine Lieblinge nennen, wenn man nicht gestehen müßte, daß er als ächter Dichter alle seine Kinder mit gleicher Liebe liebt und auf Alle gleiche Sorgfalt wendet.

Von „Jeremias Gotthelf", seinem ersten Helden, und „Uli" ist schon das Nöthige gesagt worden. Beide sind arme Bursche, die sich durchschlagen müssen und nur, indem sie jeden Nerv anstrengen, sich eine bessere „sociale Stellung" erringen. Es sind die ehrenwerthen Parvenüs, die der Jugend als Beispiele einer guten Anlage und beharrenden Fleißes gegeben werden.

Gegenüber und neben diesen und ähnlichen stehen nun die gebornen Bauernsöhne, die Söhne der Landesaristokratie, aufgewachsen im Ueberfluß des großen Bauernhofes, die sich nicht um ihre Zukunft zu bekümmern haben, denen das Leben, wenn sie auch zu tüchtiger Arbeit angehalten werden, doch in Vergleichung mit den Aermern und Nichtbesitzenden seine Freudenseite zugekehrt hat, herrliche, lebensvolle Bursche voll Unmittelbarkeit und Natur. Unter ihnen zeichnen sich vor Allen aus Felix in der „Käserei" und Resli in „Geld und Geist", zwei eigentliche junge Recken in der ländlichen Welt, von gleicher Anlage, doch in Vielem wieder unter sich verschieden.

Felix ist „des Ammann's Sohn" und mithin der princeps juventutis, der Erste unter den Jungen, wie sein Vater der Erste unter den Alten, der stattliche, wohlregierende Ammann ist. Es ist ein prächtiger Geselle voll Uebermuth und Genialität, ein wahrer Shakspeare'scher Prinz Heinrich, bei aller Wildheit und Ueppigkeit vom trefflichsten Naturell und sehr gesundem Herzen. Er ist thätig, schlau, verwegen, herrisch, ein Rosse- und Mädchenbändiger, der Mutter Liebling und ganz dazu angethan, in der Velfreude den Ton anzugeben und die erste Rolle zu spielen. Er haßt die krummen Wege und fährt am liebsten mit der Faust dazwischen. Sein ganzes Auftreten bildet besonders den schneidendsten Kontrast mit dem widrigen, in jeder Beziehung schmutzigen Eglihannes. Des Ammann's Sohn ist ein Sonntagskind, das Glück lacht ihm

nach allerlei merkwürdigen Episoden und er hält mit seinem geliebten Aenneli glücklich Hochzeit.

Resli, in „Geld und Geist" ist ein gleich wackerer Charakter, aber ernster, tiefer, in sich gezogener. Er hat nicht den Uebermuth von Felix, er ist nicht des Ammann's Sohn. Er ist im elterlichen Hause bescheidener geworden, wenn er auch viel Selbstgefühl hat, und als jüngster Sohn den Hof erben wird. Er ist ein musterhafter Sohn, wie er ein treuer Liebhaber ist, von edler Gesinnung in Allem, kernhaft, männlich, entschlossen, dabei lebenslustig und jovial, ein harmonischer Charakter voll Wärme und Kraft. Resli ist die ideellste Gestalt unter den jungen Burschen von Bitzius.

Zu den weniger bedeutenden und leichter gehaltenen, doch in manchem Zug den beiden Genannten ähnlichen Charakteren gehören Michel (Michel's Brautschau), Christen in „wie Christen eine Frau gewinnt", Benz der jüngere im „Zeitgeist", Joggeli in „wie Joggeli eine Frau gewinnt", welchem sogar die Ehre widerfahren ist, als „Tabuletkrämer" in einer Berliner Oper zu figuriren. Bei Bitzius stellt er sich bloß als Kesselflicker. Die Bursche seiner Brautschauen sind überhaupt von ausgezeichneter Humoristik, und diese Erzählungen gehören zu denjenigen Produktionen, wo die heiterste Dichtung ohne alle Lehrzwecke vorwaltet.

Ein ziemlich ausgeführter und höchst gelungener Charakter ist Christeli, Resli's Bruder, dessen Kränklichkeit seine besondere Lebensweise und sein originelles Wesen bedingt. Er gehört daher unter Bitzius' Originalcharaktere, er ist in der Erzählung der beobachtende und reflektirende, dabei aber wohlwollende nicht verbitterte Philosoph, oder wenn man lieber will, Sonderling.

Ihm nahe verwandt, doch weit unselbstständiger und unmündiger ist Jakobli, Anne Bäbi Jowägers verzogener, dann ärztlich verpfuschter und einäugig gewordener Sohn, ein gutes Kind von natürlichem Verstand, aber durch absurde und

ängstliche Erziehung unentwickelt. Die Jakobli sind auf dem Lande weniger selten als man meint. Ein einziges Kind reicher Eltern wird fast nur in Ausnahmsfällen richtig erzogen, und Bitzius hat alle Nachtheile einer solchen Mißerziehung von Lieblingen mit meisterhafter Kunst an Jakobli in's Licht gesetzt. Er kann's sein Lebtag nicht verwinden, von der wunderlichen Anne Bäbi auferzogen worden zu sein, und wir mögen es daher dem armen, herzbraven Burschen doppelt gönnen, daß er noch zu einer Frau wie Meyeli kömmt.

Jakob, der Geselle, steht als einzelne Erscheinung auf der Seite, und hat in seiner Art Aehnlichkeit mit Jeremias im „Bauernspiegel". Die bestimmenden Züge an ihm sind Leichtgläubigkeit, Unselbstständigkeit im Urtheil und gänzliche Unkenntniß der Welt. Die gute deutsche Natur und der Hausschatz braver häuslicher Erziehung schlagen am Ende durch, und die Großmutter muß ihren Wahlspruch: „Jakob ist und bleibt ein Esel!" zurücknehmen.

Alle diese Charakterbilder lediger Bursche stellen die Lichtseite der Landjugend dar. Bitzius hat wenig Gegenstücke zu denselben, eigentlich schlechte Bauernsöhne gezeichnet. Er nimmt seine schlimmgeartetsten Figuren meist aus andern Klassen der Gesellschaft, aus den Schreibern, den mindern Geschäftsleuten, den sogenannten Geschäftlimachern, den feilen Mäklern höherer und niederer Art. — So ist Johannes, der Sohn des Glunggenbauer's, nicht von ursprünglich schlimmer Anlage, er ist bloß ein „Brülli", wie man sagt, ein roher Mensch, der nach und nach durch allerlei Lebensverhältnisse, besonders durch ein seiner Schwester Elisi ähnliches Weib, Trinette, dem völligen Ruin zugeführt wird.

Eben so finden sich bei'm jüngern Hunghans im „Zeitgeist" gute Elemente. Er ist in achtbarer Umgebung erzogen und geht durch Prahlsucht, Eitelkeit, Militäromanie und Politik zu Grunde, woran sein kurzsichtiger und selbst eitler und ehrgeiziger Vater große Schuld mitträgt. Bitzius hat

hier gar nicht in's Schwarze gemalt und uns in dem in den Strudel gerissenen Bauernsohn lediglich die Gefahren der Verführung von Seite eigennütziger Spekulanten und Aufhetzer für jüngere reiche Männer dargestellt.

Zum Ganzen des Großbauernhauses gehören neben diesen Hauptpersonen, neben dem herrschaftlichen Theil der Familie, auch die Knechte und Mägde aller Art. Auch hier ist Bitzius nicht karg in Zeichnungen gewesen, und alle diese dienenden Personen, von den Jungfrauen und Meisterknechten bis zum Karrer und Melker, sind lebendige mit sicherer Hand geschaffene Gestalten und behaupten den ihnen zukommenden Charakter bis in's kleinste Detail. Es giebt mitunter sehr Burleskes und Cynisches, aber dieß gehört meistens zum vollen Bild dieser Lebenssphäre und kommt auch im Leben dort am häufigsten vor. Bitzius weiß besonders auf ganz treffende Weise an diesen untergeordneten Personen darzuthun, daß auch der äußerlich unscheinbarste Beruf ein ganz ehrenwerther ist und seine Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft mit Berechtigung ausfüllt, wenn er sich nur zu einem Ganzen abrundet und nichts in sich Zerrissenes und Zerfahrenes zeigt. Diese Knechte und Mägde sind, mit wenigen Ausnahmen, solche ganze, mithin zufriedene Menschen, und der Stallknecht in der „Vehfreude" z. B., der weitberühmt ist wegen der guten und treuen Behandlung der Pferde, ist eine wahre Respektsperson, vor welcher man den Hut abziehen kann, und dessen Verschwinden vom Schauplatz eine Lücke zurücklassen würde, weil er in seinem Beruf ein ganzer Mann und ein getreuer Arbeiter ist.

Die bedeutendsten Rollen in diesem untergeordneten Kreis spielen Sami und Mädi in „Anne Bäbi Jowäger" und ihr hervorragender Antheil am Hausregiment deutet vortrefflich an, daß in dieser Haushaltung nicht Alles in der Ordnung sei und keine feste Hand die Zügel führe. Sonst sind die sogenannten Vertrauten-Rollen, in denen, wie uns die Lustspiele aus der höhern bürgerlichen Gesellschaft lehren, die Söhne und Töchter

des Hauses mit den Dienstboten gemeine Sache machen, bei Bitzius nicht vorhanden. Er bleibt auch hier dem Leben getreu, und sein Bauernhaus hat ein gewisses aristokratisches, abgemessenes Wesen, eine abgegrenzte und feste Sitte, welche im normalen Zustande der Dinge kein Verhältniß aus seinem Kreis heraustreten läßt.

Es ist die Bühne von Bitzius, wenn uns dieser von ihm zwar ziemlich verpönte Ausdruck erlaubt ist, erstaunlich reich an Nebenfiguren aller Art. Sie ist so voll besetzt, wie das Leben selbst. Eine ganze Welt quillt verschwenderisch in seinen großen Erzählungen auf und die unbedeutendste Gestalt, die nur vorübereilt, prägt sich unserm Sinn durch richtige und charaktervolle Skizzirung ein. So ist z. B. der raisonnirende Schuljunge in der „Käserei", den Bitzius späterhin nur den „Großrathscandidaten" nennt und der nur ein paar Male erscheint, schon das erste Mal so gut gezeichnet, daß wir uns allemal freuen, wenn der unverschämte Junge das Maul braucht, und daß uns die kecke Figur nicht aus dem Sinn kommt. Das heißt aus vollem Holz geschnitten. Bitzius gleicht darin Dickens, der ebenfalls seine Nebenfiguren, besonders aus der untern Volksklasse, mit ein paar Strichen so zu zeichnen weiß, daß sie wie in Stein gehauen sind. Was haben nicht bei Bitzius alle die Zwischenträger, Gelegenheitsmacher, Hausirer und dergleichen Volk für Leben und Charakter! wie originell sind die Gespräche und die Anschauungen dieser Leute! Sie vermitteln den Verkehr im Kleinen, wie Post und Zeitung ihn in der größern Welt vermitteln. Sie sind die Telegraphen des Dorfes und der einsamen Bauernhöfe.

Auch die Personen andrer Stände, die nicht aus dem engern Kreis des Dorflebens genommen sind, wie Aerzte, Pfarrer, Beamte u. dgl. sind treffliche Lebensbilder und nirgends verzeichnet, wenn gleich Bitzius oft seiner heitern Laune die Zügel schießen läßt und die burleske und komische Seite der Situationen herauskehrt, oder, wie Julian Schmidt sagt, hinter

seinen Schöpfungen selbst schelmisch hervorlauscht. Er schont allerdings keinen Stand, auch den seinigen nicht, weil auch im Leben kein Stand von Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten frei ist. Doch scheint uns, seine Amtsbrüder z. B. hätten sich nicht sehr zu beklagen. Denn seine Pfarrer sind meist ganz wackere Leute. Besonders scheinen der Pfarrer im „Schulmeister", nämlich der später auftretende, und der alte Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger seine eigene Gesinnung und Handlungsweise in Schule und Kirche darzustellen, und der letztere besonders, der freundliche und milde Greis in „Anne Bäbi" ist uns ein herrliches Vorbild schlichter und bescheidener pastoraler Wirksamkeit. Eben so setzt er im Doktor Rudi in „Anne Bäbi" dem Opferleben, der sich hingebenden Berufstreue des Arztes und besonders des Landarztes ein unvergängliches Denkmal, wie er hinwiederum den gewissenlos eigennützigen Arzt im „Bauernspiegel" mit ein paar derben Strichen kennzeichnet.

Bitzius ist allerdings oft Satyriker, oder vielmehr in so fern er darstellt (nicht raisonnirt), Komiker. Es kommen eine Menge Personen in seinen Schriften vor, die man geradezu als Portraits bezeichnet hat, und so bald man einmal auf diesen Gedanken kam, fand man dergleichen Conterfeie weit mehr als Bitzius wirklich solche hat darstellen wollen. Viele fürchteten sich sogar vor ihm und argwöhnten bei jeder zufälligen Begegnung in seine Schreibtafel notirt zu werden, um in der nächsten Erzählung zu erscheinen. So kleinlich war Bitzius nicht. Persönliche Feindschaften hatte er keine, und diese oder jene an sich unbedeutende Persönlichkeit lächerlich machen zu wollen, lediglich um ihr Eins zu versetzen, wäre zumal, da es meist Leute betraf, die nicht etwa als Mächtige eine pikante Zielscheibe des Spottes abgaben, eben so trivial als unfruchtbar gewesen. Die Zwecke von Bitzius gingen höher, und der unbefangene Leser wird hier etwas ganz Anderes als persönliche Satyre finden. Bitzius erfüllte vielmehr in den

meisten Fällen die Forderung der guten ächten Satyre, welche verlangt, „daß der Dichter selbst von höherer Weisheit erfüllt, die allgemeinen Schäden in der Darstellung individueller Persönlichkeiten und ihres Treibens zu zeichnen verstehe." Bitzius greift aus dem Leben die Züge von Verkehrtheit, Frivolität, schlimmer oder lächerlicher Handlungsweise auf und verkörpert sie in Bildern, die dann gewisse Züge mit lebenden Personen gemein haben, aber so wie sie Bitzius erscheinen läßt, Gebilde und zwar typische Gebilde des Dichters sind. So kann die Habsucht, der Geiz, der brutale Eigennutz, die hohle Renommisterei personificirt werden, und die Familienähnlichkeit solcher Charaktere mit Lebenden, die ihnen gleichen, wird sich nicht verläugnen können. Allein die Geschilderten werden immer etwas im weitern Sinn Ideelles an sich haben, was in der Wirklichkeit nicht anzutreffen ist, so wenig auch die idealen Gestalten im guten Sinne in diesen oder jenen wirklichen Individuen gefunden werden können. Möglich, daß Dieser und Jener, Diese und Jene Bitzius gesessen sind. Er hat jedenfalls Alle mit dichterischer Freiheit behandelt und bei dem Aufgreifen dieser oder jener persönlichen Züge für seine Charakterbilder stets seine allgemeinen Zwecke gehabt, die über persönliche Satyre oder Spottsucht weit hinaus gehen. Bitzius hat dabei nicht mehr und nicht weniger gethan als andere wahlverwandte Schriftsteller. Wer z. B. alle persönlichen Beziehungen und socialen Umgebungen eines Bulwer oder eines Dickens kennte, würde wohl in einem „Pelham" oder in einem „Bleak House" manches Portrait zu finden glauben, aber gleichwohl würde sich bei allen jenes X finden, was der Dichter hinzugethan, und was dem aus der Wirklichkeit Herübergenommenen seinen idealen Gehalt giebt. So viel hierüber.

Neben den normalen Charakteren, sei es nun daß diese die Lichtseiten oder die Schattenseiten des ländlichen Lebens oder des Lebens überhaupt darstellen, hat Bitzius auch manche Originalcharaktere oder Sonderlinge in seinen Werken

geschaffen und vorgeführt, in welchen er noch meisterhafter erscheint als in den Erstern. Zu solchen Originalfiguren von ganz abnormem Gepräge rechnen wir vorerst Anne Bäbi Jowäger, die ganz einzig dasteht und mit der größten Genialität in all ihrem seltsamen und widersprechenden Wesen entwickelt ist. Ein anderer weniger bekannter Charakter ist Bartli, der Korber, eben so vollendet und ausgeführt, vom größten Reichthum an kleinen Zügen, die, wenn Bartli eine dramatische Person wäre, eines Garrik's nicht unwürdig sein möchten. Auch der „Besenbinder von Rychiswyl" gehört hieher, wiewohl er nicht so tief angelegt ist. Ein herrliches Original ist auch der Kilchmeier, der „Erbvetter", der schon bei seiner Wette mit dem Stadtmetzger unser ganzes psychologisches Interesse gewinnt.

Zu den merkwürdigsten Charakteren in diesem Gebiet gehören endlich die bereits an den betreffenden Stellen erwähnten Misanthropen Hagelhans und Wehrdi. Vom Erstern haben wir das Urtheil eines competenten Richters angeführt, dem wir vollkommen beistimmen, daß es eine der großartigsten Conceptionen von Bitzius sei. Der Jäger Wehrdi im Schulmeister ist von gleichem Metall und findet sich wie ein Findling von Granit mitten in einer mehr der weichen, leicht zu bearbeitenden Molasse ähnlichen Welt. Er stellt dem gedrückten von eingelernten Systemen und Methoden verwirrten Schulmeister gegenüber den sichern ganz freien Blick des Weltmann's dar, und wenn irgendwo Bitzius „hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlauscht", und ihnen seine Gedanken leiht, so ist das der Fall bei dem kernhaften, praktischen und doch wieder humanen und warmen Waidmann. Da das Charakterlose in den Menschen, das dieselben von den Winden oberflächlicher, unklarer und unerprobter Meinungen hin und her schaukeln läßt, Bitzius gerade von allen Dingen das Verhaßteste war, so hat er mit einem besondern Wohlgefallen solche freie und ernste Menschen hingestellt, die sich von

dem wirren Strom dieser Meinungen, Rücksichten und Vorurtheile nur bespülen, nie fortreißen lassen. Ein solcher Mann ist Wehrdi, der Jäger, und man freut sich seiner trotz des Dämonischen in seinem ganzen Wesen, weil er eine naturwüchsige, unbeugsame Kraft darstellt und den gesunden Menschenverstand oft an dem Prokrustesbette der Doktrin und der tyrannischen Regel rächt.

Wer solche Charaktere schaffen, wer so verschiedenartigen Gestalten stets ihr eigenthümliches, durch ihre ganze Anlage vorgezeichnetes Leben geben, wer überhaupt, wie Julian Schmidt sagt, über alle seine Figuren mit so humoristischer Freiheit, solcher Kraft der Charakteristik verfügen konnte, mußte gewiß ein großer Psychologe sein. Allein Bitzius blieb nicht bei mäßig schwierigen Aufgaben stehen. Er wagte sich mit glücklicher Kühnheit an psychologische Räthsel, in die dunkeln Gebiete geistiger Pathologie, an denen so oft die Kunst, die nicht Meisterschaft ist, scheitert, und er hat vielleicht hier für den Psychologen das Größte geleistet und seinem Talent die Krone aufgesetzt. Zu dem Vorzüglichsten auf diesem Felde zählen wir die Entwickelung des Trübsinn's bei Anne Bäbi Jowäger, die Geschichte dieser Seelenstörung, die sich bis zum Selbstmorde steigert. Wir blicken da so recht ins Seelenleben und in das Gewebe der Vorstellungen hinein, welche den innern Sinn der alten Frau beherrschen und verwirren. Die geistigen Vorgänge finden gleichsam vor unsern Augen statt, und eine geheimnißvolle Werkstätte öffnet sich. Wir werden zu Zeugen dieser heftigen Krisis gemacht, die in dem befangenen Gemüthe scheinbar plötzlich entsteht, im Grunde aber schon lange sich vorbereitet und den Tod des Großkindes nur zur determinirenden Veranlassung hat.

Nicht weniger tief ist der Seelenzustand Dursli's, des Branntweinsäufer's, gegriffen, wie er aus eigentlicher Trunkenheit und den einstürmenden Empfindungen von Schaam, Zorn, Reue entsteht und die Krise zum Ausbruch bringt, von welcher

Sein und Nichtsein abhängt, und aus welcher der Arme zwar todesmatt aber gereinigt hervorgeht. Wie meisterhaft sind die Wahnvorstellungen und das Traumleben in dem Gehirn des delirierenden Säufers dargestellt! Wie spielt das ganze Leben und die Stimme des Gewissens da hinein, und wie fein ist der Faden, an welchem uns Bitzius aus diesem dunkeln Labyrinth wieder hinauszuführen weiß!

Eine Scene von bewundernswerther psychologischer Tiefe und Wahrheit ist auch die Scene in „Geld und Geist“ zwischen den beiden Liebenden Resli und Anne Mareili im Dorngrüt, wo der habgierige Dorngrütbauer dem künftigen Schwiegersohn dessen väterlichen Hof als unbedingte Aussteuer abpressen will, dann an der Pietät des jungen Burschen scheitert, aber die Verzweiflung des zum Tode geängsteten Mädchens veranlaßt, welches in dem Abbrechen der Unterhandlungen seine Hoffnungen geknickt, sein Glück untergehen sieht. Wie sehen wir da nicht die Bewegung und Spannung in Anne Mareili's Seele sich steigern, wie plötzlich und doch motivirt und natürlich ist der gewaltsame Umschlag der Empfindungen, der Wechsel zärtlichster Liebe mit dem heftigsten Zorn, weil Resli's Widerstand gegen ihren Vater ihr den Glauben an die Opferfähigkeit und mithin an die Aechtheit seiner Liebe raubte, während sie sich bewußt war, das verlangte Opfer in ein bloß scheinbares durch ihre reine Liebe verwandeln zu können! Und wie ergreifend ist dann wieder Resli's harter Kampf zwischen treuer Liebe und dem Gefühl dessen, was er den Eltern und der Zukunft des väterlichen Hauses und seinen Geschwistern schuldig zu sein glaubte! Es ist rührend zu sehen, wie die Härte des Dorngrütbauer's und das Gefühl unbilliger Behandlung ihm die Thränen auspreßt, und doch in dem durch und durch edlen Jüngling das Pflichtgefühl und was er für seines Hauses Ehre hält, über die Liebe siegt und dieses Bewußtsein schlichten, ungekünstelten Rechtthuns ihm in den folgenden trüben Tagen der Trauer um die „versunkene

Liebeszeit" als einziger Trost erscheint, und der verwundeten Seele Balsam wird. Es ist eine der größten, herrlichsten Scenen, die in Bitzius vorkommen. Er hat sich, möchten wir sagen, hier selbst übertroffen und das menschliche Herz, das trotzige und verzagte Ding, in seinen wundersamsten Tiefen belauscht.

Mit so großem psychologischem Talent begabt, hätte Bitzius, wenn er gewollt, uns wohl auch interessante Criminalgeschichten geben können. Es hätte ihm des Stoffes genug zu Gebote gestanden. Er hat dieß nicht gethan, und wir wollen ihm Dank dafür wissen. Da, wo an große Verbrechen nicht das Interesse der Wissenschaft oder der Geschichte sich knüpft, dürfte der Nutzen solcher Geschichten höchst zweifelhaft sein. Bitzius hatte bei seinen Schriften nicht den Zweck, den Leser aufzuregen und ermattete Phantasieen durch concentrirte und furchtbare Bilder aufzustacheln, oder der Uebersättigung durch das Außerordentliche und Geheimnißvolle, das in den Annalen des Verbrechens vorherrscht, neue Spannung zu verschaffen. Er hielt es für nöthiger und weiser, statt nur die jähen Abgründe zu zeigen, wo glücklicher Weise von Tausenden kaum ein Paar hinabstürzen, die Gesellschaft auf die oft nur unscheinbar schiefen Flächen aufmerksam zu machen, auf welchen wir an den Rand jener Abgründe hinuntergleiten können, wenn wir nicht entschlossen und bei Zeiten umkehren. Das Verbrechen ist bloß das letzte Produkt, ein letztes Stadium von Fäulniß, dem die Verkehrtheiten, die schlimmen Neigungen, die innere und äußere Zuchtlosigkeit, das sich Gehen lassen, und die Trägheit des Willens vorarbeiten. Diese bereiten jenem erst den Boden und wühlen in dem von ihnen erfaßten Menschen lange, bis es zu jenem Aeußersten kommt. Die größere Gefahr ist die weiter verbreitete. Bitzius deckte lieber diese mildern, aber in ihrer allmäligen Wirkung verderblicheren Schäden auf und blieb auch darin wahr, daß er nicht durch Anhäufung von Criminalgeschichten die socialen Zustände seines

Volkes und Landes schlimmer darstellen wollte, als sie wirklich sind. Er untersucht die Quellen des Pauperismus, der so oft in Verbrechen ausmündet, und er ermahnt, diese Quellen zu verstopfen zu suchen und mit der Abhülfe sogleich in den ersten Stadien anzufangen. In gleichem Sinne spricht er für die nothwendige Verbesserung des Schulwesens, um der Roheit und dem Eigennutz entgegenzuarbeiten, die er so üppig wuchern sieht. Er will, daß der Staat selbst an alle diese Gebrechen, so viel in seinen Kräften steht, Hand anlege durch zweckmäßige ausführbare Gesetze, durch gerechte, unpartheische Justiz, durch Polizei, durch Ordnung in der Verwaltung. Er bekämpft daher vor Allem Schlaffheit, Schwäche, Feigheit in öffentlichen Dingen, falsche Humanität, Volksschmeichelei, Alles, wodurch er das Regiment entarten und den schlimmen Neigungen im staatlichen Leben Vorschub leisten sieht. Aber er wendet sich noch weit eindringlicher an alle Theile der Gesellschaft, mögen sie stehen wo sie wollen, er will den Willen der Einzelnen kräftigen, dem Individuum die Richtung zum Guten geben, die Menschen aus der Faulheit des Leibes und der Seele herausreißen. Hier wird seine Predigt und Lehre, sei es daß er sie mittelbar durch die Erzählung oder selbst raisonnirend giebt, am schärfsten. Es ist ihm bitterer Ernst, man fühlt seinen Zorn über uns kommen. Er geißelt ohne Schonung und ist mit vollem Herzen dabei. Daher schreibt er so schön an seinen Freund Maurer- v. Constant (1845), wie er ein Doppelleben führe, ein heiteres ungetrübtes Privatleben, und dann wieder ein gram- und zornerfülltes, wenn ihm die öffentliche Schlechtigkeit und Faulheit unter die Augen komme. Das könne er nicht verwinden. Da müsse er drein reden und habe schon mehrmals das Abgesetztwerden riskirt.

Dieser Punkt ist für die Beurtheilung von Bitzius' Schriften wichtig. Seine Poesie wird überall von seinem Charakter, von der starken Ueberzeugung einer männlichen Seele getragen. Er zweifelt nicht, er giebt Gewißheit, und

diese Gewißheit, diese Festigkeit ist ein Zauber, der Viele zu seinen Schriften hinziehen mag, die in einer so zwiespältigen und controversen Zeit lose und haltungslos auf dem Strome des Lebens schwimmen. Seine Anschauung der Welt und des Lebens ist eine sichere, abgerundete, in sich selbst ruhende, sein Urtheil meist gesund, klar, auf Erfahrung sich gründend. Er legt uns die Motive, die dies Urtheil bestimmen, offen dar, hüllt sich nicht in mystisches Dunkel. Er diskutirt. Man kann ihn bestreiten, man kann zuweilen die Richtigkeit seiner Prämissen in Abrede stellen, aber man kann ihm niemals vorwerfen, daß er sich dem Gedränge zu entziehen suche, daß er nicht den vollen Kampf ausfechte oder die Anstrengung desselben scheue. Es ist seine Natur, ganz dabei zu sein, sich nicht zu schonen und stets im Vordertreffen auszuhalten. In seinen Büchern herrscht dieses mannhaft Feste, Sichere und Starke, und zugleich die Heiterkeit und Freiheit, die wie die Sonne über Gewittern steht und aus der festen Ueberzeugung entspringt.

So wird uns Bitzius in seinen Schriften ein erfahrener, zuverlässiger und ernster Freund, wir schätzen sein Urtheil, weil er ein Kenner des Lebens ist. Wir hören ihn gern über ernste und heitere Dinge, über die verschiedensten Scenen im Menschenleben, über Tod und Leben sprechen. Er begleitet uns überall hin, wo es menschliche Empfindungen zu wecken, menschliche Verhältnisse darzustellen giebt. Er „stimmt seine Harfe zu Freude und Leid". Wie ergreifend wahr sind die Scenen am Krankenbett, seine Sterbescenen, seine Begräbnisse! wie weiß er uns die stillen Tage der Trauer vorzuführen, die Tage der Leere, der unersetzlichen Lücke, oder die stillen heiligen Tage, da der Todte noch im Hause ist. Wir kommen tief ergriffen von seinen Begräbnissen, als ob uns selbst ein lieber Todter wäre bestattet worden, und dann führt er uns ernst und freundlich in's volle Leben zurück. Da ist er wieder mit den Freudigen

froh, wir feiern mit ihm die schönen Festtage des Bauernhauses, wir sitzen behaglich an seinen Kindtaufschmäusen, an seinen Hochzeiten, an seinen „Sichleten“ und er zeigt uns die Bedeutung dieser Mahlzeiten, welche die wichtigsten Zeitpunkte des Lebens begleiten. Was sind das für sonnige, stille und feierliche Sonntage, die wir mit ihm durchleben! Wie frisch und glanzvoll sind seine Sommermorgen, wie strahlend und glühend seine Abende, die mit ihrem milden, lieblichen Schimmer auch die düstersten Gemüther verklären! Wie zauberisch seine Mondnächte, oder die stille Majestät des sternbesäeten Himmels!

Man hat Bitzius vorgeworfen, daß Scherz und Ernst, Komik und Tragik des Lebens, oft zu dicht bei einander liegen, und in der That kann ein guter oder schlechter Witz, der gleich auf eine schöne Stelle folgt, uns die Stelle selbst verderben. Allein Bitzius erwiedert, „daß, wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude tritt, mitten in die Freude das Leid, so oft in den tiefsten Ernst hinein das Lächerliche sprudle und umgekehrt.“ Oder er läßt seinen Pfarrer im „Schulmeister“ in schöner Gleichnißrede sagen: „Es sei am Himmel so und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernst sei Alles, aber über die ernste Unergründlichkeit zucke der Sonnenstrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: so solle es im Leben, so solle es im Menschen sein. Was die Menschen bei ihm Spaß nennten, sei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in dessen Schein das Tiefe und Unergründliche erst bemerkbar werde. Wo keine solche Lichtlein sichtbar würden, da lebe man in grenzenloser Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, sondern sie erscheine Einem nur als wüste Leere.“ —

Bitzius ist überall ein scharfer Beurtheiler der Menschen, ein feiner Kenner und richtiger Schätzer ihrer Motive. Er kennt ihre Leidenschaften und Vorurtheile, die „als Prisma des Gemüths, die Handlungen Anderer, je nach Gunst oder

Ungunst, wie Lichtstrahlen anders färben und brechen." Er weiß die Leidenschaften bis zu ihren unscheinbaren Quellen zu verfolgen, und er zeichnet am schärfsten gerade diejenigen dieser Leidenschaften, welche in seiner Welt am häufigsten erscheinen, wenn sie auch in ihrem äußern Auftreten nicht zu den furchtbarsten gehören. Dahin gehört besonders jener kurzsichtige Eigennutz der Beschränktheit, der den Tag im Tag verthut, mit gieriger Hand nach dem kleinsten augenblicklichen Vortheil von heute greift, ohne sich um die Größe des Schadens zu bekümmern, der ihn morgen treffen wird, und der von bleibenden, zukünftigen Interessen wenig Begriff hat, sondern wenn ihm der Zufall die Besorgung solcher öffentlichen Interessen in die Hand giebt, nach dieser gleichen Privatmaxime unbedenklichen Zugreifens verfahren wird. Und dahin gehört auch jener Hang zur Trägheit, der alle Entschlüsse vertagt, aus lauter Indifferentismus und Schwäche nicht zum Handeln kommt und seine Feigheit stets hinter seine Vorsicht versteckt, welche ihm, wie dem würdigen Fallstaff, der Tapferkeit besseres Theil ist. Diese Unentschlossenheit, diese Aufschiebungssucht in allen Fällen, die einen Entscheid verlangen, schildert Bitzius vortrefflich in der schwarzen Spinne mit den lakonischen Worten: „Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel Allen wohl."

Gegen diese Leidenschaften der Trägheit und des Eigennutzes, wie gegen den verzehrenden Neid, den dünkelhaften Hochmuth, die unersättliche Begierde, ruft Bitzius mit starker Stimme die bessern, höhern Kräfte des Menschen in's Feld, und sucht gegen die trennenden, zwiespältigen, verderbenden Gewalten stets das Bindende, Zusammenhaltende, Erhaltende und Schaffende auf und zeigt die Macht dieser affirmativen Kräfte, wenn man sich ihnen hingiebt und an sie glaubt. Hier wird Bitzius immer warm und begeistert und spricht goldne Worte. „Vor der rechten Kraft beugt sich Alles. Wo der

Mensch das Gute will, da soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen, in dessen Hand er steht. Worte sind Münzen. Worte können kein Leben sühnen. Die große erhaltende und verknüpfende Macht im Leben ist die Liebe, die aus religiösen und sittlichen Grundsätzen entspringt und nicht das Ihre sucht. Diese Liebe, das muß auch der in Egoismus Vereinsamte gestehen, ist doch süß, ist dem Leben mehr als Sonne. Ohne sie ist auch der Glaube eitel, und diese Liebe ist die, welche den Samariter helfen lehrte, den der Priester um des Glaubens willen hülflos gelassen. Wer Liebe ernten will, muß auch Liebe pflanzen. Denn wie Liebe die Liebe zahlt, so Selbstsucht die Selbstsucht. Diese Liebe richtet aber ihren Thron am liebsten im Gemüthe des Weibes auf, und so wirkt sie am mächtigsten im Haus, in der Familie. Die rechte Hausfrau ist des Hauses Priesterin. Auf ihrem Heerde bewahrt sie den Segen desselben. Eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebot, alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus der Empfindung, nicht aus den Gedanken entspringt des Weibes ganzes Wesen. „Die Macht des Hausgeistes kam über ihn", sagt Bitzius vom Gesellen Jakob, der zum ersten Mal nach wilden Tagen diese mütterlich waltende Liebe und Zucht bei dem alten welschen Paare empfindet und auf sich wirken läßt.

Bitzius trifft hier, wo er dem Haus und der Familie ihre Rechte vindicirt gegenüber den socialistischen Tendenzen der Zeit, mit Riehl zusammen. Beide gehen auf ganz verschiedenen Wegen dem gleichen Ziele zu. Sie verfahren synthetisch, sie wollen die Gebrechen der socialen Zustände von der Basis aus bessern, den Staat und das gesunde Leben desselben vom Individuum, von der Familie, von der Gemeinde, von den elementaren Faktoren aus, wiederherzustellen versuchen. Riehl hat daher in seiner „Naturgeschichte des Volkes" die Stellung und Wirkung von Bitzius als Schriftsteller gerade von dieser Seite hervorgehoben. Dieß zeigt folgende Stelle, die uns zwar in den aufgestellten Gegensätzen nicht ganz klar

ist, aber den Hauptpunkt richtig trifft. Riehl sagt: „die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden, er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegenüber dem ästhetischen Humanismus wie die ästhetischen Humanisten unsers klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht blos ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen." — Daher spielt bei Bitzius die Hausfrau, spielen die Frauen überhaupt verhältnißmäßig die größere Rolle. Wenige Schriftsteller haben die Macht des Weibes, die Wirkung die von ihm ausgeht, stärker und zarter dargestellt als Bitzius, der zugleich auch hier ganz einstimmig mit Riehl diesen gerechten Einfluß weiblicher Natur auf Gesittung und Gesellschaft an die Bedingung knüpft, daß die Frau ihre Sphäre nicht überschreite und an derselben sich genügen lasse. Diese wichtige Seite in Bitzius' Schriften ist am treffendsten durch ein höchst sinniges Geschenk symbolisirt, welches Bitzius von einer hohen deutschen Frau erhielt, und welches den Betrachtenden sogleich dessen Deutung finden läßt. Vorn in der bronzenen Gruppe steht nämlich ein Pflug mit andern Geräthschaften des Ackerbaues. Hinter demselben sieht man in einem Baumstamme ein Nest voll Brüteier, über welchen in der Nähe der mütterliche Vogel wacht, während eine Schlange sich gegen dasselbe zu bewegt. Dieß bezeichnet Haus und Familie, durch Arbeit und Liebe gegen den lauernden Feind, den auflösenden und zersetzenden Socialismus und Communismus, geschützt.

Auch da, wo Bitzius einen allgemeineren Standpunkt nimmt, wo er in die Zeiten schaut und vom Beruf der Gegenwart, von den Pflichten der verschiedenen Stände, von den

Hoffnungen der Zukunft spricht, ist sein Urtheil scharf und sicher und weder durch Vorliebe für eine vergangene Zeit, noch durch haßerfüllte Verbitterung gegen dieselbe, am wenigsten aber durch trost- und thatlosen Mißmuth über die Gegenwart getrübt. Jede Zeit soll, wie jedes Individuum, das Möglichste aus sich selbst machen, und „wie sie selbst, die heutige Zeit, von einer frühern geboren, wie ihre Erscheinungen Kinder der Vergangenheit sind, so zeugt sie selbst fort und fort an dem Kommenden und die Zukunft wird Zeugniß ablegen, ob das was unsere Zeit geboren und der Zukunft überliefert, nicht edlerer Art sei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Masse hervortritt." Bitzius wiederholt das Wort von Zschokke, daß die Zeit kein Sumpf, daß sie ein Strom sei, daß es nirgends Stillstand gebe, aber fortwährende Wandlung und Verwandlung der Dinge. Er warnt vor der Gefahr des unbefriedigten Reformbedürfnisses. Daher will er, daß diejenigen, denen in jeder Gemeinschaft die Aufrechthaltung der Ordnung anvertraut ist, auch für fortdauerndes, stetiges Reformiren sorgen, damit Revolution nie nöthig werde, die nur da entsteht, wo man das Reformiren vergißt. Er sagt sehr schön in einem Brief an Maurer, von Deutschland sprechend, daß die Liebe zum Volke, dem man angehört, trotz aller Verschiedenheit der Landespolitiken, die Einheit sei, die über den Marchsteinen stehe und auch zerstreut wohnende gleichartige Volksstämme verbinden könne. Er ruft im „letzten Thorberger" seinen Schweizern zu, „daß in einer treuen Familie sich wohl Zwiste erheben können, aber das das Zeichen der Treue sei, daß der Zwist nicht nach außen breche, nicht Fremde herbeigezogen werden, sondern derselbe im eigenen Schooße gekämpft werde, keine äußerlichen Zeichen das Andenken an denselben und somit auch den Groll verewigen."

Eben so eindringlich predigt Bitzius gegen den Hochmuth der verschiedenen Stände, gegen die seltsame Zerklüftung der

Klassen, welche keine Verfassung ausgleicht, und welche gemeinsames Handeln und das Zustandekommen großer Schöpfungen hindert. Er sucht die Motive zum Hochmuth stets mit der Wurzel auszuschneiden; er läßt das Scheingroße neben dem wahrhaft Großen immer recht winzig erscheinen und sagt ganz lakonisch und derb, so wie die Erde rund, daher eigentlich nirgends oben oder unten sei, so sei es im Grunde auch mit der Menschheit. Da sei nichts oben, nichts unten, nichts hinten, nichts vornen, sondern sie sei überall gleich und man kriege immer, drehe man wie man wolle, die gleichen Menschen unter die Finger. Er mahnt zur Bescheidenheit, zur gegenseitigen Annäherung, zum Aufgeben hohlen Formenwesens und nichtiger Unterschiede. „Man spricht viel von gutem Ton, sagt er in „Käthi", der wahre gute Ton für Alt und Jung, für Reiche und Arme und für alle fünf Welttheile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt." Es ziemt daher Keinem, sich seiner Stellung im Leben, seines äußern Glückes zu überheben. „Der Mensch, der zwar oft ein Josua sein möchte, wenn die Freude wie eine Sonne über seinem Haupte steht und ihn Glück, wie der Sonne Licht, umfließt, kann ein ungetrübtes Glück nicht ertragen. Was würde das (ruft Bitzius aus), für ein nichtsnutziges Menschengeschlecht geben! Er kann es so wenig ertragen, als Pflanzen das ewige Sonnenlicht." Schlimme Beispiele wirken stets mit großer Wucht, aber zehnfach verderblich ist das schlimme Beispiel, welches die Ersten, die Hochgestellten im Staate geben. Sie tragen die Schuld an der Zerrüttung bestehender Zustände. „Ein Mann in hoher Stellung kann zur Galle werden, welche ein Land verbittert, kann Ursache werden, daß es sich lagert über's ganze Land, wie schweres, trübes Regenwetter bei wallenden, reifen Aehren."

So hat Bitzius stets warnende, weise Worte, wenn er die Bewegungen der Zeiten betrachtet, und stets ermunternde

und stählende, wenn er der Menschheit an's Herz legt, mit ihrem Pfunde zu wuchern und dem kommenden Geschlecht was Rechtes zu hinterlassen, ein tüchtiges Erbtheil wohl angewendeter Kräfte. Aber worauf Bitzius vor Allem dringt, worauf er immer und immer wieder zurückkommt, das ist die Forderung an die Einzelnen, daß man es wage, für seine Ueberzeugung einzustehen und zu seiner Fahne zu schwören, daß man nach dem für richtig erkannten Grundsatz reden und handeln dürfe. Einstweilen scheint ihm zwar für solche Tugend wenig Aussicht zu sein. Denn er sagt bitter, die Raçe von Menschen, die einst „aus Furcht vor den Juden" nicht widerredeten, werde nicht so bald aussterben, im Gegentheil, in dem Maaße, als die Leute zu klein würden für das Militär, schienen sie auch zu schwach zu werden zu einem offenen Stehen zu dem, was sie für recht und wahr halten." Bitzius selbst aber ging mit dem löblichsten Beispiele von solchem Muthe voran, seine Schriften geben davon überall Zeugniß. Andere Rücksichten mußten immer schweigen, wenn er es für Pflicht hielt, sich über dieß oder jenes Thema derb und unumwunden auszusprechen. Seine Lage war äußerlich keineswegs unabhängig, und wenn er der Bedenklichkeit und der Furcht zugänglich gewesen wäre, so hätte er sich, wie Andere, hinter eine Menge ganz plausibler Dinge verschanzen können. Allein er ist in allen seinen Schriften der Gleiche geblieben, er ist keinen Schritt abgewichen von dem Weg, den er sich von Anfang an vorgezeichnet. Er schrieb einst, im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn, an einen vertrauten Freund folgendes wahrhaft große Wort: „Es giebt eine innere Nöthigung, die zur Treue zwingt, welche die Wahrheit niederlegt in ein Buch, daß um der Wahrheit willen das Buch lebe, wenn auch der Verfasser nicht mehr ist." Nach diesem Wort hat er gehandelt. So war der Schriftsteller, so war auch der Mensch. Niemand hat ihn je anders gekannt.

Wir finden daher in den zahlreichen Schriften von Bitzius

außer dem poetischen Gehalt derselben noch einen andern, der für Manche sogar den größern Werth haben mag, und der jedenfalls mächtig dazu beitrug, Bitzius den wirklich großen Ruf zu verschaffen, der ihm geworden. Es weht ein frischer, charaktervoller Geist in diesen Büchern. Es spricht aus ihnen die Ueberzeugung einer freien Seele, welche die Erlaubniß zu sprechen nicht erst hier oder dort einholt, sondern aus ihrem innersten Berufe selbst nimmt und in keinem andern Dienste steht, als in demjenigen dieses Geistes, welcher den höhern Menschen treibt, sich der Welt mitzutheilen und sein Scherflein dazu beizutragen, daß dieselbe immer mehr zum Bewußtsein und Verständniß ihrer selbst gelange. Bitzius war hierzu vorzüglich begabt. Seine Geisteskräfte waren im glücklichsten Gleichgewicht. Keine derselben tyrannisirte die andere. Sein helles Auge, sein scharfer Verstand, die ihn die ungetrübte Wirklichkeit, das Thun und Treiben der Menschen wie in einem Spiegel sehen ließen, thaten seiner Phantasie nicht den mindesten Eintrag, wenn sie ihr dichterisches Amt verwaltete und sich dabei ihrer vollen Freiheit bediente. Und wiederum ging seine mächtige Phantasie nicht mit seinem Urtheil durch. Die vernünftige Reflexion behält ihre Rechte und tritt das Steuerruder nicht ab. Bitzius, kann man sagen, wird nie zum phantastischen Schwärmer, wie er nie zum bloß dürren Verstandesmenschen wird. Die Harmonie in seiner geistigen Anlage erweckt bei'm Leser das ähnliche Gefühl von Beruhigung und Gesundheit, welches wir nur bei denjenigen Geisteswerken empfinden, welche den ganzen Menschen darstellen und zum ganzen Menschen sprechen. Wir können deshalb dem Urtheile Gottfried Keller's beistimmen, welcher sagt: „daß Bitzius' Werke nicht nur für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens und durch zweckmäßige Anwendung und Uebertragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden, sondern daß auch die Freunde der Literatur an ihnen ein bleibendes Gut,

ein ganz solides und werthvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung, einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen, poetischen Ur- und Grundstoffes, wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist, und daß selbst seine Mängel, die neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und in der Leidenschaft oder im tiefern Volksgeschick wurzeln, uns lebendiger predigen was wir thun oder lassen sollen, als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens."

Bitzius bietet so großen Reichthum und der Gesichtspunkte so manchen dar, daß wir überzeugt sind, seine Werke werden nicht nur immer mehr gelesen, sondern auch immer aufmerksamer studiert werden. Wenn die Mehrzahl von dem Reiz angezogen wird, den ächte Poesie giebt, so werden Andere für ihre besondern Zwecke reiche Ausbeute finden. Der Theologe, der Staatsökonom, der Psycholog und Philosoph, der Sprachforscher endlich werden Jeder für sein Gebiet in diesen Schriften Studien machen können, die ihr Wissen, ihre Erfahrungen mannigfach bereichern und ergänzen, und werden immer freudiger den hohen Werth empfinden, den solch ein geistiges Gemeingut für die Gegenwart sowohl als für eine ferne Zukunft geschaffen hat.

Viele möchten nun vielleicht am Schlusse dieser unsrer Charakteristik der Schriften von Bitzius eine Vergleichung zwischen ihm und andern verwandten Schriftstellern wünschen. Doch liegt es aus manchen Gründen nicht in unsrer Absicht, in eine solche Erörterung weitläufiger einzugehen. Wer die Schriften von Bitzius kennt und sonst auch in der deutschen Literatur zu Hause ist, wird von selbst hier und dort Aehnlichkeiten oder Contraste mit Andern entdecken, er wird aber auch finden, daß mit solchen Vergleichungen, wenn sie über einzelne Züge hinausgehen, die den Einen dem Andern nahe bringen oder von diesem unterscheiden, wenig gewonnen ist.

Denn markirte Persönlichkeiten in der Literatur wie im Leben können unmöglich mit Andern in Reihe und Glied gestellt und so gleichsam in corpore gemustert werden. Wir wollen uns daher in Betreff dieses Punktes nur einige wenige Bemerkungen und Andeutungen erlauben, die dazu dienen können, das Charakterbild des Schriftstellers in noch helleres Licht zu setzen und den Totaleindruck desselben zu schärfen. Diese Bemerkungen mögen indeß bloß als unser subjektives Urtheil gelten, welches Andere vielleicht zu neuer Prüfung veranlassen und in Folge derselben zu andern Resultaten führen mag, wie denn in solchen Dingen überhaupt höchst verschiedene Standpunkte und Anschauungen natürlich sind.

Bitzius ist ein reicher Geist, der eben deßwegen, weil er unter viele Gesichtspunkte gestellt werden kann, einzelne Züge mit vielen unter sich wieder ganz unähnlichen Schriftstellern gemein haben wird und dessen Wahlverwandtschaften sich daher auf ganz verschiedene Gebiete erstrecken werden, ohne daß er mit dem Einen oder Andern solcher partieller Geistesverwandter im eigentlichen Sinn zu vergleichen wäre.

So hat er z. B. mit Claudius, dem Verfasser des Wandsbecker-Boten, die positiv religiöse und christliche Denkweise gemein, welche bei Beiden Ausgangs- und Zielpunkt ist. Nur spricht sich dieselbe nach Zeit, Bildung, Umgebung, Volksgeist und eigenem Naturell anders in dem Einen aus als in dem Andern. Der Berner ist, als Schriftsteller wenigstens, eine weit derbere und auch polemischere Natur, als der begeisterte Jünger Klopstocks und der Freund des Göttinger Hainbundes. Bitzius würde, wie weiland Doctor Luther, dem Teufel selbst das Tintenfaß an den Kopf werfen, wenn er ihm in die Queere käme. Diese Derbheit, verbunden mit einem edlen, humanen Charakter, drückt Julian Schmidt in seinem Urtheil über Bitzius sehr gut mit folgenden Worten aus. „Er grübelt, sagt er, nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, verdreht nicht die Augen

in brünstigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von heute und gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat, und er würde nicht abgeneigt sein, das Discite justitiam moniti et non temnere Divos mit einem derben Prügel auf den Rücken der Ungläubigen zu bläuen, obgleich der nämliche Ungläubige, wenn er in ernste Noth geriethe, keinen hilfreichern Freund finden könnte." — Dieß Letztere bezeichnet treffend Bitzius' wahre Humanität, worin er Claudius ganz gleicht, wenn auch dieser seine religiösen Anschauungen weniger derb ausdrückt und nicht so, wie Bitzius, nach allen Seiten hin mitten im Leben und im Kampfe steht.

So ist ferner Bitzius in Betreff seiner Heimathlichkeit und Gemüthlichkeit, seiner Liebe zu seiner besondern Landschaft dem Dichter Hebel ähnlich, der ihm und Claudius auch in dem Vorwalten eines positiv religiösen und sittlichen Geistes nahe verwandt ist. Beide, Bitzius wie Hebel, prägen den landschaftlichen Charakter ihrer engern Heimath auf's Stärkste und Lebendigste aus. Nur ist Bitzius auch Hebel gegenüber weniger dem Stillleben und der Beschaulichkeit desselben zugewendet; er tritt vielmehr aus dessen Frieden heraus in die Kämpfe der Zeit, während Hebel diese größern Konflikte meidet, und keine polemische, rücksichtslos auftretende Natur ist.

In Rücksicht auf patriotische Gesinnung hingegen, auf ächt republikanisches, das Große und Tüchtige im Volk in Vergangenheit und Gegenwart aufsuchendes Streben kann Bitzius mit Johann Heinrich Voß verglichen werden, so verschieden sonst ihre Bildung und ihr Gesichtskreis waren. Beide hingen unerschütterlich am Nationalen, und zwar am deutsch Volksthümlichen, an Sitte und Charakter des eigentlich germanischen Stammes, wie sie sich nach dem Heimathland und den Heimathverhältnissen eines Jeden von Beiden modificirten,

fest und waren abgesagte Feinde des Fremden, so bald es diesen Volksgeist zu unterjochen drohte. Namentlich war Beiden das welsche Wesen, welscher Charakter und Sitte, als das Widerspiel deutscher Art und Anschauungsweise, durch und durch zuwider. Uebrigens ist auch Voß, wie Bitzius, in seinen Liedern und Idyllen ganz Heimaths- und Naturdichter, und Beide zeigen überall einen mannhaften Ernst, einen offenen, geraden Sinn; Treuherzigkeit und Biederkeit gehen ihnen über Alles. Sie zielen stets auf Charakter und Beständigkeit in Gesinnung und Leben. Beide sind scharfkantige, aber höchst körnige und probehaltige Naturen. Beide sind voll Vaterlandsliebe und aufrichtige Freunde freier bürgerlicher und politischer Zustände. Sie wollen Freiheit mit bürgerlicher Ehrenfestigkeit gepaart. Das herrliche Lied von Voß, „Vaterlandsliebe" wäre Bitzius aus dem Herzen gesprochen gewesen, und er hätte mit ganzer Seele in jenen Ausruf des trefflichen Deutschen eingestimmt, womit jenes Lied schließt:

Glückselig, wem Geschick und Tugend
Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim der Jugend
Zum Beispiel guten Bürger nennt.
Nicht eigensüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Wiederum hat Bitzius Etwas von dem Geiste Justus Möser's. Wer des Letztern „Patriotische Phantasieen" kennt und mit den Schriften von Bitzius vergleicht, wird finden, daß Beide gleich vortrefflich das Leben und die Sitten des Volkes kennen, daß sie die Kenntniß seiner Bedürfnisse, des Detail's aller ländlichen Einrichtungen und täglichen Verkehrsverhältnisse aus gleich intimen Quellen schöpfen, daß Beide Volksmänner im besten Sinn des Wortes sind. Bitzius möchte als praktischer Mann, dem es darum zu thun ist, daß etwas

Tüchtiges geschehe und daß man ohne viel Gerede zum Bessern Hand biete, gleich dem trefflichen Möser, im Kleinen und Einzelnen reformiren, und nicht auf das Weitaussehende und Glänzende warten, welches dann oft bloße Theorie bleibt. Nur hat Möser als eigentlicher Staatsmann und Staatsökonom einen übersichtlicheren und zugleich viel positiveren Standpunkt. Er faßt alle Verhältnisse im Staate in ihrem Zusammenhang auf, und da in der Wirklichkeit jedes durch das Andere beschränkt wird, so ist er stets sehr nüchtern und mäßig in seinen Reformvorschlägen, meist auf ganz praktische und, wenn man will, äußerliche Dinge gerichtet, die aber für den betreffenden Kreis von Wichtigkeit sind. Bitzius hingegen ist zugleich Volksprediger, er will den Volksgeist im Allgemeinen höher heben und vom Innern jedes Einzelnen aus durch Belebung seiner moralischen Kraft reformiren. Beide Männer gleichen sich übrigens auch in der gesunden Frische, Unmittelbarkeit und Sicherheit ihres Urtheils, welches einen köstlichen Humor und derben Volkswitz in seinem Dienste hat. Sie reden beide überall dem gesunden Menschenverstand und den natürlichen Gefühlen gegen die dürre Regel, die Alles in ihr Prokrustesbett zwingen will und dann oft am Leben und an der Praxis kläglich scheitert, und gegen verschrobenes, verbildetes und bloß conventionelles Wesen das Wort und machen der Chikane, der Pedanterie und Sophistik, so wie dem Schlendrian und hergebrachten Mißbräuchen einen unermüdlichen Krieg. Beide Männer schrieben, in ganz verschiedenen Zeiten und Verhältnissen lebend, im Geist einer edlen Gemeinnützigkeit, und Möser war für *seine* Zeit und *seine* Verhältnisse nicht minder muthig und kühn, als Bitzius in einer freiern Zeit und in seinem bewegten demokratischen Freistaate.

Hier schließt sich Bitzius auch an Männer wie *Franklin* und *Pestalozzi* an. Er gleicht Franklin, wie wir bereits früher angedeutet, in der vernünftigen Auffassung der Demokratie, indem er, gleich ihm, Arbeitsamkeit und Religiösität

als die Grundpfeiler demokratischer Ordnungen und als unerläßliche Bedingungen ihrer Dauerhaftigkeit aufgestellt und dem Volke Sparsamkeit, Mäßigkeit und Besonnenheit predigt. Pestalozzi dann, der von den gleichen Grundsätzen beseelt ist, gilt Bitzius, wie wir bei Gelegenheit seiner „Armennoth" bemerkten, als der große Bahnbrecher für bessere Volkserziehung, besonders für Erziehung der Armen. Er tritt in dieser Richtung ganz in seine Fußstapfen, und geht von Pestalozzi's leitenden Gedanken aus. Ihm gehen daher, wie dem großen Zürcherischen Landsmann, die moralischen und religiösen Endzwecke seiner Bücher über das literarische und künstlerische Verdienst derselben. Beide stehen sich hierin ganz gleich. Das Schreiben ist ihnen nur Mittel, nicht Zweck. Sie wollen vor Allem nützen, bessern, lehren. Hingegen hat Bitzius die weitaus größere dichterische Begabung. Pestalozzi ist weniger Dichter als Philosoph und Pädagog. Daher fehlt z. B. in Lienhard und Gertrud, so schön das Ganze angelegt ist, so herrliche Grundsätze, so freundliche Bilder das Buch uns entgegenbringt, die sinnliche Fülle nnd Anschaulichkeit, die den Dichter ausmacht. Wir befinden uns bei Pestalozzi nirgends in einer in jeder Rücksicht bestimmten und lokal wirklichen Umgebung von Haus, Dorf, Landschaft, Personen. Die moralische Handlung, der Dialog, ist die Hauptsache. Bei Bitzius hingegen ist Alles in sinnlicher Fülle vor uns. Personen und Dinge, der jeweilige Ort der Handlung, Zimmer, Lage und Umgebung des Hauses, die Landschaft rings herum, die Physiognomie der Natur, alles das wird in festen Umrissen und in voller Lebensfarbe, in wahrhaft epischer Vollständigkeit und Breite uns dargestellt. Wir sind bei ihm stets in der bestimmtesten nnd reichsten Umgebung, und Bitzius war eine so phantasiereiche Natur, daß seine Feder hinter seiner Einbildungskraft zurückblieb und er sich nicht genug thun konnte. So fand er in seinen Manuscripten nie so viel als er sich bei'm Schreiben gedacht hatte. Er sagte oft bei dieser oder

jener Stelle: „Hier hatte ich ein prachtvolles Bild vor Augen, und nun sind bloß einige Pinselstriche davon da. Wie dürftig giebt die Feder wieder, was der Kopf denkt, das Herz fühlt!" — Die Scenerie bei Bitzius hat daher stets den Reichthum der Wirklichkeit, den ihm diese selbst geliehen hat. Seine Bauernhöfe, Landschaften u. s. w. existiren alle irgendwo.

Auf solche Weise ließe sich noch mancher einzelne Zug finden, durch welchen Bitzius dem einen oder anderen Schriftsteller unserer oder auch einer frühern Zeit ähnlich sein möchte. Wir erwähnen nur noch Jean Paul, der, gleichwie Walter Scott, ein Lieblingsschriftsteller von Bitzius war. Ihm gleicht Bitzius, wie schon Julian Schmidt bemerkt, durch die Fülle des Detail's, durch die liebevolle und treue Ausmalung kleiner Züge, die uns das Leben der handelnden Personen anschaulicher und plastischer machen. Auch in Betreff der Formlosigkeit seiner Geschichten vergleicht ihn Julian Schmidt mit Jean Paul. Wir möchten noch einen andern Zug hervorheben, den Bitzius mit dem berühmten deutschen Manne gemein hat, nämlich den schönen, menschlichen Zug, die geringen und bescheidenen, die dürftigen und niedrigen Existenzen aufzusuchen und ihr Leben mit dem Zauber der Poesie zu schmücken. Beide waren vorzugsweise die Dichter der Armen, der Verlassenen und Gedrückten. Kein Leben war so unscheinbar, daß sie ihm nicht Bedeutung und Würde zu verleihen, die Welt für dasselbe zu interessiren wußten, und wenn Börne von Jean Paul sagt, er habe im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer und unter jedem Dache jedes Herz gezählt, so ist dieß auch von Bitzius ganz wahr. Wenn Jean Paul die Werke von Bitzius erlebt und kennen gelernt hätte, so würde er Erscheinungen, wie „Käthi die Großmutter," oder „das Erdbeeri-Mareili" oder die Schulmeisterin Mädeli oder Dursli's Frau, Bäbeli, als Gestalten begrüßt haben, wahlverwandt mit denjenigen seiner eigenen Gebilde und Persönlichkeiten, an welche

er gerade ihres bescheidenen und unscheinbaren Dasein's willen seine ganze dichterische Liebe wendete.

Wir möchten hier die Behauptung wagen, und wir glauben, das ganze Leben von Bitzius so wie der Ton seiner Schriften rechtfertige dieselbe, daß Bitzius mit jedem der genannten Männer und mit anderen ähnlichen Geistern weit mehr Wahlverwandschaft habe, als mit den zahlreichen Schriftstellern derjenigen Gattung, zu welcher man ihn selbst zählt, mit den sogeheißenen Dorfnovellisten. Mit diesen hat er nicht viel mehr als die Stoffe, die Darstellung des Lebens des Volkes, gemein. In allem anderen bietet er keine Vergleichungspunkte mit ihnen dar. Wir bekennen zwar, daß wir in dieser, wie es heißt, ungemein reichen Gattung von Literatur nicht besonders bewandert sind, aber was uns aus derselben bekannt ist, hat uns diese Ansicht bestätigt. Bitzius selbst hat in einem Brief an Maurer-v. Constant (2. Januar 1846), aus dem wir bereits früher Stellen angeführt, sein Verhältniß zu dieser zahlreichen schriftstellerischen Genossenschaft mit Laune und nicht ohne Selbstgefühl bezeichnet. Nachdem er erwähnt, wie er ohne alle Vorbereitung zum Schreiben gekommen, und ohne daran zu denken, Schriftsteller, Volksschriftsteller zu werden, fährt er so fort: „Nun als ich auf diesem Felde halte und munter mein Rößlein tummle, kommt hinter mir her die Mode der Volksschriftstellerei gezogen. Des alten Hofwesens und der Ritter war man satt geworden: es zog nicht mehr recht, was da einschlug. Da ward eine neue Losung gegeben. Volk, o Volk! hieß es, und schrie es von allen Seiten! Schriftsteller von allen Sorten sprengten dem Felde zu, ließen sich eine Volksfahne von Seide oder Packtuch sticken .... Vereine entstanden, mit offenem Munde sammelte sich das Publikum. Derweilen tummle ich frisch mein Rößlein auf dem weiten Plan, und achte das ankommende Getümmel nicht, und die da einherreiten mit Selbstbewußtsein und vorsichtig gewähltem Rüstzeuge, achten ebenfalls den einsamen Reiter

nicht oder ignoriren ihn wenigstens vornehm. Allgemach beginnt das herangezogene Publikum seiner zu achten, sich seiner anzunehmen. Das Ignoriren geht nicht mehr an, die Existenz muß man anerkennen, ja! das Publikum in seiner Launenhaftigkeit wirft Preise und Kränze ihm zu, ohne daß er sie suchte, ohne daß er daran dachte. Muß man nun nicht ein wirkliches Glückskind sein, so ohne alle Mühe und Sorgen, ohne Clique und Intriguen, ohne daran zu denken, bis es geschehen ist, zu Ruf und Ansehen zu gelangen und zwar wirklich hauptsächlich deswegen, weil der launenhafte Zeitgeist etwas in Mode gebracht, das man eben gerade im Besitz hatte! So ungefähr ist's mir ergangen, ich täusche mich darüber nicht."

Bitzius konnte allerdings in Betreff dieser neuen Gattung der sogeheißenen Dorfpoesie die Priorität für sich vindiciren, da sein Bauernspiegel schon 1836 erschien und gleichsam den Reigen eröffnete, da es das erste Buch von Bedeutung war, das diese Stoffe behandelte. Bitzius war aber nicht nur der Erste der Zeit nach, sondern auch bei weitem der Fruchtbarste und Poesiereichste unter Allen, die man zu dieser Gattung rechnet. Werke wie die beiden „Uli", „Geld und Geist", „Käthi" und andere zeigen eine dichterische Fülle und einen Geistesreichthum, die wir nur bei Bitzius finden. Sein Strom ist stets im Begriff, über seine Ufer zu treten, während so Mancher Mühe hat, sein Bächlein nicht allzu seicht werden zu lassen. Und doch ist er bei diesem Reichthum wieder der Einzige, der sich aus dem literarischen oder künstlerischen Werth seiner Bücher nicht viel macht und andere Zwecke weit höher stellt, während bei allen Anderen umgekehrt das eigentlich Literarische und Künstlerische Hauptsache und Endzweck ist. Man spürt bei ihm stets ein Streben, das über die Literatur hinausgeht und direct auf's Leben zielt. Das blos Belletristische in Mittel und Wirkung liegt ihm ferne. Er schätzt es gar nicht, oft nur zu wenig, kann man beifügen. Er schreibt, wie er selbst erklärt, um zu nützen, nicht um zu amüsiren und

den Leuten die Zeit zu vertreiben. So sagt er im Schluß zu „Geld und Geist" ganz rund heraus, er glaube weit mehr zu des Publikums Nutzen zu schreiben als zum eigenen. Seine Schriften sind daher mehr als Unterhaltungslectüre im gewöhnlichen Sinn. Es weht in denselben noch ein ganz anderer Geist, der ihn von den eigentlichen Dorfnovellisten, auch wenn er ihnen als Dichter näher stände, scharf unterscheidet. Seine Dichtung aber ist, wie wir bemerkt, weitaus die reichste und am meisten entfaltete, was durch Vergleichung mit ein paar Schriftstellern aus dieser Gattung leicht nachzuweisen ist.

So sind z. B. die „Bilder und Geschichten aus dem Schwäbischen Leben" von Ottilie Wildermuth sehr anziehend und es findet sich manches höchst Poetische und Innige darin. Einige Erzählungen, wie „Dörtchen von Rebenbach" und andere haben mit Recht Interesse erweckt. Allein es sind doch Alles nur kleine Genrebilder und Skizzen, die uns allerdings bei dem Talent der Verfasserin nach Größerem lüstern machen können. Von Entwicklung und Ausführung der Charaktere kann bei solcher Miniaturanlage keine Rede sein. Sie rauschen zu schnell an uns vorüber. Die größeren Dimensionen von Tiefe und Breite fehlen ganz. Es ist viel Anmuth und Frische darin, aber mit den Büchern von Bitzius, selbst mit seinen kleinern Bildern, ist gar keine Vergleichung denkbar. Von wie ganz anderem Gepräge ist z. B. „Elsi die seltsame Magd" oder „Segen und Unsegen", gegen Genrebilder, wie „die schwäbischen Pfarrhäuser" und Aehnliches gehalten!

Auf weit breiterer Grundlage und Bitzius' großen Erzählungen näher stehend, sind Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries". Hier ist die Anlage eine solche, daß der Entwicklung der Charaktere genügender Raum vergönnt ist, und Anne Marei in der Erzählung „Ludwig und Anne Marei" sowie Christine und ihr eitler und hohler Forstner in der „Lehrersbraut" können als vorzüglich gute Charakterbilder gelten. Auch ist der Grundton der Ruhe und Heiter-

keit, die genaue Kenntniß des Volkslebens und der Volkssitten, so wie die Liebe zum Landmann und zum Lande bei Meyr, wie bei Bitzius vorhanden. Aber der Deutsche, der an Reinheit und Correctheit der Sprache, an Vollendung der Form weit über Bitzius steht, kann dann wiederum mit dem Letzteren nicht verglichen werden, in Betreff der Kraft und Gewalt der Darstellung, der Impulse, die die Bücher von Bitzius geben, der Gesinnung, die sie in Andern wecken sollen. Meyr hat sich seine Sphäre streng abgegrenzt, er bleibt immer Erzähler, und gleichsam unpartheiischer Zuschauer der größeren Dinge der Welt, die er in seine Erzählung nie hineinragen läßt. Bitzius hingegen ist eine Art von Ecclesia militans, ein Schriftsteller, der durch seine Bücher energisch in's Leben eingreifen will und die Besprechung aller Dinge in seinen Bereich zieht, die zu besprechen ihm von der Zeit, von den Umständen und von der Liebe zu seinem Land und Volk geboten zu sein scheinen. Der Eindruck von Meyr's Erzählungen, die übrigens nur Einen Band ausmachen, allein wie gesagt an Wahrheit und Psychologie in Darstellung des Lebens und der Charaktere mit Bitzius' Büchern Verwandtschaft haben, ist daher der ästhetisch reinere, derjenige von Bitzius' Schriften der praktisch wirksamere und bewegendere, ergreifendere.

Mit Berthold Auerbach ist Bitzius oft verglichen worden, und man hat Beide meist als Coryphäen verschiedener Art einander gegenübergestellt, und je nach dem Gesichtspunkt, den man festhielt, dem Einen den Vorzug vor dem Andern gegeben. Wenn wir unsere individuelle Ansicht aussprechen und nach dem Eindruck urtheilen sollen, den wir von Jedem von Beiden empfangen (in Betreff Auerbach's sprechen wir natürlich nur von seinen „Schwarzwälder-Dorfgeschichten"; alles Uebrige geht uns hier nichts an), — so müssen wir gestehen, daß uns als einziger Vergleichungspunkt zwischen ihnen lediglich die Behandlung ähnlicher Stoffe, die Schilderung ländlichen Lebens und der Welt des Dorfes, erscheint. In allem Uebrigen

haben wir zwischen den Beiden nicht nur Grundverschiedenheiten, sondern diametrale Gegensätze gefunden. Ohne der Berechtigung eines jeden besonderen Standpunktes zu nahe treten zu wollen, möchten wir diese Gegensätzlichkeit beinahe durch folgende Formel ausdrücken, daß sich Bitzius zu Auerbach verhalte, wie Natur zu Kunst, wie Heimathlichkeit und festes in einem bestimmten Staate tief wurzelndes Bürgerthum zu Kosmopolitismus und Universalität, Religion zu Philosophie, endlich in politischer Beziehung wie Reform zu Revolution. Wir erlauben uns, da diese Gegensätze in Beiden interessante Gesichtspunkte darbieten, und wir eine gründliche und einläßliche Besprechung und Motivirung so starker Contraste nirgends gefunden haben, etwas tiefer in die Sache einzugehen, in der Hoffnung, dabei noch Manches für die richtige Beurtheilung von Bitzius und das Verständniß seiner Schriften zu gewinnen.

Der scharfe Gegensatz zwischen beiden Schriftstellern tritt uns schon in der äußern Form ihrer Schriften entgegen. Bei Auerbach ist alles reinste Diktion, maßvollste, oft lakonische Kürze; Alles ist auf den künstlerischen Effekt berechnet, jeder Satz wohl abgewogen. Er hat seine schwäbische Bauernwelt ganz salonfähig und hoffähig gemacht in Betreff ihrer Ausdrucksweise. In dem feinen Kleid, welches er seinen Landleuten giebt, kann er sie überall produciren. Die strengste ästhetische Kritik vermöchte nicht eine unziemliche oder ungehörige Silbe in seinen Gesprächen zu entdecken, und diese Dorfgeschichten könnte man in ihrem zierlichen Bau eigentliche Dramen nennen, die nur durch einzelne Scenen ausgeführt werden. So effektvoll und knapp ist Alles geordnet, und so sehr ist der Erzähler darum besorgt, seinen Lesern jede Ungeduld und jede Ermüdung zu ersparen. Gegen diese Formvollendung und Glätte der Sprache nimmt sich Bitzius mit seiner Nachläßigkeit in der Schreibart, mit seiner Breite und Länge, seiner naturwüchsigen Grobheit fast so aus, wie ein Bauer mit

Holzschuhen und in der werktäglichen Arbeitsjacke neben einem Tänzer in feinen Escarpins und seidenen Strümpfen. Auerbach hebt seine Schwarzwälder Bauern zu sich in seine feine Gesellschaft herauf, und bürstet sie heraus, damit diese so überaus delikate Gesellschaft nicht bei ihrem Anblick sich entsetze oder unbehaglich fühle. Bitzius hingegen steigt zu seiner Welt herab, oder vielmehr bleibt ganz mit ihr auf gleichem Fuß und setzt seinen Stolz darein, seine Landleute nicht anders zu produciren als sie sind, was das Aeußerliche und ihre Erscheinung anbetrifft, weil er glaubt, daß sie sich in dieser Erscheinung gegenüber der sogeheißenen gebildeten Welt nicht zu schämen brauchen. Allein noch weit größer ist der Contrast zwischen beiden Dichtern, wenn wir auf den Inhalt, auf die Behandlung ihrer Stoffe, auf die Bildung, die Antecedentien, die Lebensanschauungen und die Zwecke Beider sehen. Fast sämmtliche Lebensfaktoren, die auf Jeden von Beiden einwirkten, mußten sie zu Antipoden machen, und gerade deshalb ist es vielleicht Schade, daß die beiden Männer sich nie gesehen und über ihre gegenseitigen Standpunkte und deren Motivirung gegenseitig haben aussprechen können, wiewohl wir glauben, daß eine Annäherung bei der Divergenz ihrer Gesichtspunkte kaum möglich gewesen wäre. Beide haben offenbar gleiche dichterische Begabung, das Leben des Volkes mit all seinen kleinen kennzeichnenden Zügen, die Sitten und Gebräuche, die Arbeiten und Feste, die werktägliche und sonntägliche Welt des Dorfes darzustellen, und Auerbach hat hierin noch gegen Bitzius den Vortheil, daß er selbst als eigentliches Dorfkind (nicht nur mit den Dorfkindern) aufgewachsen war, mithin dem Gefühl und der Anschauungsweise des Landmann's noch näher stand. Hingegen schrieb Auerbach bloß aus der Erinnerung seiner Jugendzeit, da er seit derselben in ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen lebte, während Bitzius fortwährend mitten im Volke stand und bis an seinen Tod sich täglich unter demselben bewegte, so daß er selbst mehr Volk

blieb, um uns so auszudrücken, als Auerbach. Man muß ferner als günstigere Bedingung für Auerbach anerkennen, daß das Schwäbische Volks- und Dorfleben ungleich poesie- und gemüthreicher ist, als die rauhere, derbere und nüchternere Volksnatur in Bitzius' Heimath. Daher konnte Auerbach so viele sinnvolle und dem ächtesten Volksgeist entsprossene Volkslieder, Sinnsprüche und dergleichen in seine Dorfgeschichten einstreuen und diesen dadurch einen Reiz mehr geben, den wir bei Bitzius vergeblich suchen. Alles dies fehlt bei Bitzius, weil er es im Volk selbst entweder gar nicht, oder nur in ganz roher Form fand. Es mag auch geschehen, daß bei unserer Neigung zu dem Ferneren und Unbekannteren wir Schweizer zuweilen mehr von Auerbach, der Deutsche von Jeremias Gotthelf angezogen wird. Allein dies sind alles Nebengesichtspunkte. Von denselben ganz abgesehen, wird der Totaleindruck eines Jeden der beiden Schriftsteller auf den Leser, ein völlig verschiedener, ja ein entgegengesetzter sein. Bitzius stärkt, beruhigt und besänftigt, Auerbach regt auf und verdüstert. Bitzius scheint uns eine fröhliche, Auerbach eine traurige Botschaft zu bringen. Bei allem einzelnen Schönen, bei den vielen hellen Sonnenblicken in Auerbach's Erzählungen lassen uns dieselben doch im Ganzen ein trauriges Gefühl, eine Zerrissenheit zurück, die, wie wir glauben, daraus entstehen, daß Auerbach uns stets die heftigsten Conflikte und die unversöhnlichsten Gegensätze vorführt, die nur mit den grellsten Katastrophen und im besten Fall mit trüben Aussichten auf die Zukunft schließen können. Er trägt die großen Collisionen der Geschichte und der Gegenwart in ihrer bittersten, extremsten und feindseligsten Gestalt in die Gemüther seiner Dorfbewohner über, und seine hervorragendsten Figuren, die Hauptthelden seiner größeren Erzählungen scheinen uns oft Pulverfässern zu gleichen, die jeden Augenblick auffliegen können, und zwischen denen umher zu wandeln, nicht ganz geheuer ist. Wir sind zwar weit entfernt, diese Leidenschaften und

Verbitterungen, diese verdüsterten und tief grollenden Stimmungen negieren zu wollen, und es wäre Manches von ihrer Berechtigung zu sagen. Sie existiren ohne Zweifel in der Wirklichkeit, aber nicht da, wohin Auerbach sie verpflanzt, und nicht so, wie er sie darstellt. Sie scheinen vielmehr in seine Charaktere nicht ohne Zwang und Berechnung hineingetragen zu sein, auch zugegeben, daß ein Schriftsteller unter dem Einfluß der Geschichte und der gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse seines Landes und Volkes steht, und daß demnach Bitzius in Deutschland und Auerbach in der Schweiz lebend, in Manchem anders geschrieben haben möchten. Wir glauben, daß Auerbach's starkgeistige und meistens tief tragisch angelegte Helden des Dorfes sich von Wahrheit und Natur entfernen, und daß das Leben, welches doch der wahren Dichtung Quelle sein muß, Bitzius Recht giebt, wenn er diese Conflikte, wo sie in die Welt des Landmann's hineinspielen, weit milder, die Leidenschaften, wenigstens bei normaler Temperatur des Lebens, die der Dichter wiederum als Grundton annehmen muß, weniger grell, diese Gegensätze versöhnlicher darstellt. Diese Probe der Vergleichung des Lebens mit dem Bild, der wirklichen Personen mit den dargestellten dichterischen würde zu Bitzius Gunsten ausfallen. Dieß wenigstens bleibt unbestritten, und wir andern, die wir Bitzius' Heimathgenossen sind und diese Probe hundertmal haben anstellen können, müssen es bezeugen, daß Bitzius seinen eigenen Zorn, den er als Schriftsteller oft genug ausspricht, durchaus nie gezwungener Weise in die Charaktere hineinträgt, die den Schatten des Gemäldes, die schlimmere Seite der Dinge vorstellen. Er übertreibt und verzerrt sie nicht, um dann aus ihrer größern Gehässigkeit desto schärfer argumentiren zu können, dem Leser einen um so tiefern Eindruck des Unwillens zu hinterlassen. So sind z. B. im „Zeitgeist und Bernergeist", also in demjenigen Buch von Bitzius, welches am meisten tendenziös und polemisch ist, Hunghans, der Vater und der Regierer

gewiß nicht seine Lieblinge, und doch ist bei Keinem von Beiden Uebertreibung und absichtliche, zu grelle Färbung vorhanden. Hunghans flößt uns nichts weniger als Haß ein, und vom Regierer nehmen wir den Eindruck mit, daß, wenn er auch in der Pinte „zur hintern Tugend" bei einer Flasche „bouchiertem" allerlei frivoles Zeug schwatze, doch unter vier Augen oder in der Audienzstube wohl ein vernünftig Wort mit ihm zu reden und er der allerschlimmste nicht sei. Auch deutet der scheinbar ganz kleine Umstand, daß beide Freunde, die später die Politik trennt, im gleichen Taufwasser getauft worden, auf vortreffliche Weise an, daß der Zwiespalt wieder ausgeglichen, Friede und Freundschaft neu werden befestigt werden, und daß zwischen ehrenwerthen und gesetzten Naturen die politische Meinungsverschiedenheit, wenn sie nicht durch andere Dinge sich vergiftet, keinen unversöhnlichen Krieg zu stiften brauche, und stifte. — Man hat Bitzius oft den Vorwurf gemacht, er sei in der Schilderung des Volkes, seines Volkes, Pessimist, er male zu sehr in's Schwarze. Dieß haben wir nun nie finden können. Er weiß uns im Gegentheil recht lebhaft für das Volk und dessen schätzenswerthe Seiten zu interessiren, und seine Schriften schienen uns auf alle Unbefangenen den Eindruck machen zu müssen, daß es sich mitten unter seinen Emmenthalern und Oberaargauern nicht etwa nur erträglich, sondern recht behaglich, sicher und glücklich leben lasse, während wir in Auerbach's Dorfgeschichten sehr oft das Gefühl haben, als ob wir unter Vulkanen oder gefüllten Pulverfässern umherwandelten. Wir erlauben uns, das Letztere an einigen Beispielen auszuführen.

So stellt in Auerbach's großer Erzählung „Lucifer" der Bauer Lucian, eine Art von Uriel Akosta, von welchem man aber weit weniger als vom wahren historischen oder von Gutzkow's poetischem Akosta begreift, wie er ein solcher geworden, den schärfsten Gegensatz philosophischer Aufklärung und Freidenkerei gegen die historische Kirche mit ihren posi-

tiven Institutionen und Traditionen dar, welche Letztere dann der Pfarrer vertritt. Beide stehen sich von Anfang an mit ihren Principien so feindselig, mit so unerbittlicher Unversöhnlichkeit gegenüber, daß an Vermittlung nicht zu denken ist, und wir fortwährend Aussicht auf die heftigsten Conflikte haben. Nach einer Menge solcher Collisionen, von der Unterbrechungsscene in der Kirche bis zur nächtlichen Mißhandlung des Pfarrers im Freien und deren Folgen, wandert Lucian nach Amerika aus. Der wackere und philosophische Mann mag sich aber auch dort wohl vorsehen, daß er keinen solchen Mordspektakel in der Kirche und während des Gottesdienstes anfängt; denn es könnte ihm sonst als „Infidel" trotz aller anglo-amerikanischen Freiheit wohl noch schlimmer ergehen, als in seinem ehrlichen Schwabenland. Wie ganz anders harmlos und von köstlicher Komik, wie natürlich und innerlich wahrscheinlicher als die forcirte Kirchenscene in Auerbach ist jene heitere in Bitzius, da Felix in der „Vehfreude" in der Kirche einschläft und auf einmal im Traum laut ausruft: Aenneli, gieb mir es Müntschi (einen Kuß)! zur großen Erbauung der Zuhörer und besonders des anwesenden Vaters, des gestrengen Herrn Ammann's. — Gerade bei solchen Erzählungen, wie Auerbach's „Lucifer" ist, haben wir das Gefühl, daß uns der erschütternde, gewaltige Zusammenstoß großer Gegensätze und feindlicher Principien, wie die Geschichte sie von jeher aufgewiesen hat und stets aufweisen wird, hier in einer Sphäre und zwischen Personen geschildert wird, wie wir es dem Leben und unserer Erfahrung gemäß nicht natürlich finden. Die Geschichte sollte auch hierin unsere Lehrerin sein. Wenn z. B. ein Arnold von Brescia der römischen Hierarchie, oder wenn ein Luther einem Leo X. gegenüber steht, so erscheint uns da Alles wohl motivirt und von innerer Nothwendigkeit getragen, während uns dieser philosophische Lucian in Nordstetten eher kalt läßt, weil wir die Naturwahrheit des Charakterbildes be-

zweifeln müssen und das Colorit für diese Sphäre und Umgebung weitaus zu stark und grell finden.

Auch „Ivo der Hairle" giebt uns diese Empfindung des unversöhnlich Zwiespältigen, und auf diesem Gebiet des Religiösen und Kirchlichen stehen sich Bitzius und Auerbach überhaupt am schroffsten entgegen, da Letzterer außerhalb aller christlichen Confessionen und eigentlich außerhalb aller und jeder Confession steht, Bitzius hingegen ganz im Protestantismus wurzelt, und von philosophischem Spinozismus so weit als möglich entfernt ist.

Die „Frau Professorin" zeigt eine ähnliche Zerklüftung und unversöhnliche Mißverhältnisse, dem spröden Steine gleich, der unter dem Schlag des Hammers nur in Stücke springt, nie zu meißeln ist. Das Thema dieser berühmt gewordenen Erzählung scheint uns in der „Lehrersbraut" von Melchior Meyr (Erzählungen aus dem Ries) weit natürlicher und mit mehr innerer Wahrscheinlichkeit behandelt. Lorle und Reinhard bei Auerbach sind solche Extreme, daß eine Verknüpfung derselben weit unnatürlicher erscheint als das Zurückspringen eines Jeden in seine alte gewohnte Lage. Wenn wir die Emmenthalerinnen von Bitzius mit der Naivetät der Lorle vergleichen, so scheint uns diese letztere etwas forciert. Bitzius hätte z. B. keines seiner Landmädchen einem Prinzen gegenüber so naiv und überkindlich erscheinen lassen, wie die Frau Professorin, als sie dem Prinzen vorgestellt wird, weil es ihm der Wahrheit zuwider geschienen hätte, daß in solchem Fall die natürliche Schüchternheit und Blödigkeit nicht das vorherrschende und übermächtige Gefühl gewesen wäre, ohne daß man deßhalb auf orientalischen Sklavensinn hätte schließen dürfen. Der Schweizer hätte aber auch keine seiner Anne Mareili, Vreneli oder Mädeli so bloß stellen mögen, wie Auerbach seine Frau Professorin bei diesem Anlaß und zwar ohne Compensation für den Leser bloß stellt, da das herablassende Compliment des Prinzen an Reinhard, daß er da einen wahren Naturschatz besitze, uns nur

noch mehr über die dumme Rolle ärgert, welche des Malers Eitelkeit seine Frau spielen läßt. Die Scene mag daher für die Lesewelt als etwas ganz Ueberraschendes und Pikantes vortrefflich ausgedacht sein, aber der Wahrheit und dem Leben entnommen ist sie nicht. Dieser Reinhard erscheint übrigens als eine so haltlose Persönlichkeit, daß die Bekehrung Lorle's zur „Bildung" durch jeden Andern leichter hätte geschehen können als durch ein solches Exemplar von Zerfahrenheit. Allein sein Charakter mußte eben so angelegt werden, um den Gegensatz recht unversöhnlich und die Kluft zwischen natürlichem, ursprünglichem Leben und städtischer Verfeinerung, zwischen Land und Stadt so groß und unübersteigbar als möglich zu machen.

Die Charaktere von Bitzius haben daher mehr innere Nothwendigkeit, sie können nur so und nicht anders handeln, als sie handeln; ihr ganzer Charakter ist stets aus Einem Guß, ist mit seiner ersten Anlage gegeben, während Auerbach, wie Julian Schmidt richtig bemerkt, in seinem Schaffen etwas Mosaikartiges hat, nie aus vollem Holze schneidet, nie in's Große malt, von einzelnen Bildern, Motiven und Situationen beherrscht wird und jenen Zauber nicht besitzt, wie Bitzius, über seine Schöpfungen souverain zu gebieten. Bei Auerbach wissen wir selten zum Voraus, wie seine Personen im gegebenen Falle handeln werden, und man könnte oft seine Charaktere und Situationen verändern und umbiegen, ohne ihrer Wirkung wesentlich zu schaden. Dieß ließe sich bei Bitzius schlechterdings nicht thun. Auerbach's Hauptfiguren könnten, wenn man ihnen den Bauernrock auszöge, noch ganz gute Romanhelden sein, während Bitzius' Landleute, wenn sie aus ihrer Umgebung, aus ihrem Leben weggenommen würden, in ihren Charakteren geradezu vernichtet und aufgehoben würden. Dieß eben zeugt für die weitaus größere individuelle Wahrheit und Naturtreue derselben. Wir ziehen daher auch bei Auerbach diejenigen Charaktere, die wie der Tolpatsch, der

gewesene Sträfling Jakob und Andere, zwar ganz bescheiden aber dafür auch wahrer, treuer, originaler angelegt sind, seinen Haupthelden und Kraftmenschen weit vor und der einzige Tolpatsch ist uns poetisch lieber, als Luzian, Alban und Florian zusammen genommen.

In den Schwarzwälder-Dorfgeschichten erscheinen überhaupt die allgemeinen Zustände fast unheilbar und haben etwas Desperates. Nur die größten Revolutionen scheinen da helfen zu können. Die Repräsentanten der bestehenden Staatsordnung erscheinen meist im widerlichsten und gehässigsten Licht. Es sind meist herzlose, schlimme Leute, und die Ausnahmen dann wieder zu sentimental. Da ist Bitzius ganz anders, weil er gegen Niemand verbittert ist und seine Figuren nie die eigene Stimmung oder Verstimmung entgelten läßt. Sein Oberamtmann z. B. (im „Oberamtmann und Amtsrichter") ist ein Regierungsbeamter der alten Zeit, aus der Restaurationsepoche. Derselbe ist vorzüglich gut gezeichnet, weder geschmeichelt noch in zu gehässiges Licht gestellt. Die Zeichnung ist ein ganz treues Zeitbild. Eben so der Rathsherr in Bern, der dann den Zwist beider Männer auf kluge und freundliche Weise ausgleicht. Von ähnlichem Schlag ist der alte Junker Oberamtmann im „Schuldenbauer", der wunderliche und eigensinnige, aber höchst ehrenwerthe und gerechtigkeitsliebende Schloßherr, bei welchem Hans Joggi zuletzt Pächter wird. Alle diese Charaktere sind nicht pikant; man bewundert, aber man verwünscht sie auch nicht. Sie sind wahr und natürlich.

Diejenigen Personen, die bei Auerbach das Alte und Herkömmliche vertheidigen und darstellen, sind meist starre, eiserne Naturen, hie und da eigentliche Unmenschen, die Alles und Alle einem Vorurtheil opfern. So ist der alte Furchenbauer im „Lehnhold" eine wahrhaft dämonische Figur, gegen welche gehalten der härteste Bauerncharakter von Bitzius, der Dorngrütbauer in „Geld und Geist", als ein wahres Lamm erscheint. Dieser Furchenbauer hat einmal dem einen Sohn mit

dem Peitschenstiel ein Auge ausgeschlagen, und sperrt den Andern in den Keller ein, um ihn mürbe zu machen und ihm die Unbeschränktheit seiner väterlichen Gewalt zu zeigen. Dem einzigen Hauptgedanken, der seine ganze Seele füllt, daß nämlich sein großes Bauerngut nicht getheilt werden dürfe, opfert er schonungslos Glück und Frieden seiner Kinder auf, von denen der älteste und zum Majorat berechtigte Sohn, Alban, der Hauptheld der Erzählung, der Märtyrer der Idee des Theilungsrechts oder der Hofmetzgerei, wie sie die Anhänger der Untheilbarkeit nennen, wird. Diese Theilung der großen Höfe ist das Argument der Erzählung, die, wie viele andere von Auerbach, auch den Kampf zwischen unversöhnlichen Principien darstellen soll und mit einer grausigen Katastrophe schließt. Solche Katastrophen nun an diese bäuerlichen Verhältnisse zu knüpfen, scheint uns gegen Natur und Wahrheit. Dergleichen Familientrauerspiele, wie Auerbach im „Lehnhold" eines darstellt, hätte Bitzius, der sich für seine Charakterbilder und Geschichten immer bei der Wirklichkeit und innern Wahrheit Raths erholte, in seiner Heimath nicht einmal aus Kriminalakten schöpfen, noch weniger aus dem Leben in seiner Umgebung selbst erfahren können. Und doch hätte das in Bitzius' Heimathkanton noch jetzt geltende und im Emmenthal besonders heimische und früher oft auf unbillige Weise benutzte und ausgeübte Vorrecht des jüngsten Sohnes auf den väterlichen Hof hier nicht weniger, als die Untheilbarkeit der Höfe in deutschen Landen, dergleichen Familienkatastrophen mit Begleitung von Mord und Todtschlag veranlassen müssen, wenn die menschliche Natur so geneigt zu solchen wäre und die logische Entwicklung solcher Institute wie Majorate und Minorate (die allerdings ihre starke Schattenseite auch haben und angegriffen werden können, aber so lange sie bestehen, einen Theil der Landessitte ausmachen, die allgemein respektirt wird) so heftige Kollisionen unmittelbar mit sich brächte.

So scheint uns bei Auerbach das Unheil stets vor der

Thüre zu lauern. Alle Verhältnisse haben etwas Verbittertes und Zerrissenes. Giftige Leidenschaften kochen überall im Innern. Alles droht aus seinen Fugen gehen zu wollen. Was seiner Stellung nach untergeordnet erscheint, ist mit Neid erfüllt und die übergeordneten socialen Stellungen enthalten fast nur herzlose Kälte, Despotismus, mißtrauische Furcht. Der Himmel, der über dieser Welt sich wölbt, ist entweder trübe und sonnenleer, oder selbst wenn die Sonne scheint, wenn Landschaft und Personen in duftigem Glanze schimmern, ist schon am Horizont jenes Wölkchen sichtbar, welches den Schiffern auf dem Ocean baldigen abendlichen Sturm verkündigt. Der Reiz dieser Erzählungen voll Durchsichtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit, voll Sinn für das Schöne in der Natur und voll Gefühl für das, was das menschliche Herz bewegt und aufregt, wird durch die denselben inwohnende Tragik momentan vielleicht erhöht, allein der Zwiespalt des Lebens wird in unsre Brust getragen und nicht wieder hinweggenommen, wir wandeln in heißer, schwüler Luft und möchten tief aufathmen, als ob uns eine bange Stunde bevorstände. Die Empfindung, die uns Auerbach giebt, ist das was man gemeiniglich Weltschmerz nennt.

Auerbach huldigte bei großem dichterischem und vielleicht noch größerem philosophischem Talent, ganz dem Geschmack der durch Romanenlektur aller Art übersättigten Zeit, deren ekler Gaumen nach immer stärker Pikantem verlangt, und überall, im Dorf wie in der Stadt, in der Hütte wie im Palast die heftigsten spannendsten Kollisionen, die furchtbarsten überraschendsten Katastrophen fordert und auf jede Weise sich aufregen will. Bitzius hingegen weis't alle solche Dinge auf's Entschiedenste ab, und hat sich von den Forderungen des herrschenden Geschmacks völlig emancipirt, vielmehr den letztern durch seinen Gegensatz oft förmlich herausgefordert, und gleichwohl hat er sein Publikum gefunden, und wird von Alt und Jung und in den verschiedensten Kreisen gelesen. Diese Widersprüche in den

Stimmungen der so geheißenen gebildeten Welt, die das Ungleichartigste mit gleichem Appetit zu verschlingen scheint, könnten uns wundern, wenn wir nicht täglich an noch größere und schlagendere gewöhnt würden. Was die lesende Welt zu Bitzius hinzog, war das Bedürfniß nach frischer Luft und geistiger Gesundheit. So bleibt er in der Literatur unsrer Zeit und namentlich in Vergleichung mit den zahlreichen Schriftstellern, welche gleiche oder ähnliche Stoffe behandelten, eine höchst hervorragende und einzige Erscheinung, an welcher wir, wenn wir nur nicht Unmögliches oder Widersprechendes von ihr verlangen und sie in ihrer Sphäre festhalten, eine ungetheilte Freude haben können. Denn wir werden uns so wenig darüber täuschen, ob ein Schriftsteller, sei er alt oder neu, unsre geistige Gesundheit fördere, unser Lebensgefühl erhöhe, unserm innersten Wesen gemäß sei, mithin unsern geistigen Reichthum mehre, als wir im Zweifel darüber sein können, ob uns bestimmte Temperatur- oder klimatische Verhältnisse, eine bestimmte Lebensweise oder Diät zusagen oder nicht, uns Gesundheit oder Krankheit bringen. Bitzius gehört nun zu denjenigen Schriftstellern, von welchen man behaupten kann, daß sie uns nicht nur innerlich gesund und geistig frisch erhalten, sondern daß ihnen auch eine Heilkraft inwohne, um uns von krankhaften Stimmungen und Bestrebungen zu befreien, denen wir leider so vielfach ausgesetzt sind. Ueber diese heilende Wirkung seiner Schriften liegen uns merkwürdige Zeugnisse in Briefen vor, die von fern lebenden Lesern, die nur den Schriftsteller kannten, mit dankendem Gefühl an Bitzius gerichtet wurden. Wenn Zimmermann in seinem Buch über die Einsamkeit von einer Dame spricht, die er mit Plutarch's Lebensbeschreibungen von hysterischen Zuständen kurirt und dem Hauswesen und der Küche wieder gewonnen habe, so läßt sich in gleicher Weise auch von den Schriften von Bitzius sagen, daß sie uns nicht nur wie reine Bergluft und herrliche Natur mit erhöhter Lebens- und Strebelust erfüllen, sondern daß sie uns

wichtige Impulse für's Leben geben, daß wir von ihrer Lektur weg nicht bloß mit Lust an jede Arbeit gehen können, was immer ein Kennzeichen gesunder Bücher ist, sondern daß wir auch, von ihnen angeregt, gleichsam neue Fittige fühlen, unser Leben mit frischem Sinn neu zu ordnen und zu gestalten, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Jedem, dem Kleinsten wie dem Größten, anvertraut ist, und die mannigfachen Kräfte in uns zu entwickeln, deren Uebung und Entfaltung zu möglichster Vollkommenheit wir als unsre höchste Bestimmung erkennen müssen.

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstraße 8.

wichtige Impulse für's Leben geben, daß wir von ihrer Lectur weg nicht bloß mit Lust an jede Arbeit gehen können, was immer ein Kennzeichen gesunder Bücher ist, sondern daß wir auch von ihnen angeregt, gleichsam neue Fittige fühlen, unser Leben mit frischem Sinn neu zu ordnen und zu gestalten, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Jedem, dem Kleinsten wie dem Größten, anvertraut ist, und die mannigfachen Kräfte in uns zu entwickeln, deren Uebung und Entfaltung zu möglichster Vollkommenheit wir als unsre höchste Bestimmung erkennen müssen.

Der Bauernspiegel

oder

Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Vorwort

zur

zweiten (schweizerischen) Auflage.

Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute, und dank Euch Gott! Meine treuherzige Gabe habt Ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß sie schon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich sie der Mühe werth geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieses Vorhalten führe zur Besserung, und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugniß, daß ich Euch, Ihr lieben Leute, besser kenne, als viele andere Leute Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, sie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch todtgeschlagen würde. Und als dasselbe gedruckt

war unvermuthet, da hatten meine Freunde große Angst um mich, und fragten bekümmert an jedem Schausaaltag: ob man mich nicht mit abgeschlagenem Kopf in die Insel (Name des Cantons-Spital) gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und besser aufsetze? Aber ich wanderte wohlgemuth und wohlbehalten unter Euch herum, und wer weiß, ob nicht freundliche Blicke von Mareilene und Aennelene mich begleiteten.

Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen sollen, und nicht Bauernspiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten sie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches, aus andern Ständen wandeln nur einige Gestalten flüchtig über diesen Boden. Auch will ich Euch jetzt, da Ihr mich so vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieser Titel ein Lockvogel war. Hitzig auf dem Lesen seid Ihr eben nicht, wenn Ihr etwas lesen sollt, so muß man es Euch aparti beitzen, und diese Beitze lag im Wort Bauernspiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, sonst kennt man das Buch nicht mehr.

Einige meinten: den Herren, die doch immer die Nase zuvorderst hätten, hätte auch die Ehre eines Her-

renspiegels zuerst gebührt; oder werden nun böse, daß er noch nicht nachgeliefert wurde. Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenspiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Thorheiten, Narrheiten beschreiben wollte, so müßte man ein Buch machen, so groß wie eine Zehntscheuer. Zudem gibt es freilich reiche und arme, brave und schlechte Bauern, aber alle machen doch nur Einen Stand aus; aber wie vielerlei Herrenstände, die in ihrer Lebensweise durchaus verschieden sind, gibt es nicht, und wie ließen sich wohl alle in ein Buch zusammenbringen, da man sie nirgends zusammen findet? Wo sieht man z. B. alte und neue Herren beisammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen: ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder neuer Narr steckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter Einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, so kömmt es ihm in die Luftröhre, er hustet, daß ihm der Bauch gnappet. Redet man einem Pfarrer von einem Advokaten, so kömmt es dem Pfarrer in die Nase, und er muß niesen, daß es ihm weh thut in allen Seiten. Treffen sie sich wundersamer Weise in einem Stübli oder Futtergang, so gramselt es ihnen krebsartig in den Beinen, und sie gehen hinter sich, so streng sie mögen. Wirthe,

Kaufleute, Kuderhändler, Aerzte sind freilich anderer Art; die findet man zwischen aller Leute Beinen. Aber diese Herren würden sich denn doch ärgern, nur so zwischen fremden Beinen dargestellt zu werden so nebenbei. Es wäre auch zum Theil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht stehen, accurat wie die respektabelsten Männer, und bekanntlich kann man zwischen fremden Beinen nur tief gebückt existiren. Dann gibt es aber Herren, die sich stellen, als ob sie anderen Menschen auf den Köpfen stünden, die, wenn sie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Thier hinter einem Gütterli sitzen, von dem man nicht weiß, soll es einen Schoppen oder eine Halbe vorstellen, sich geberden, als ob sie Napoleon und seine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herren-Sorte übergangen werden sollte, man wenigstens sieben Herrenspiegel hinter einander reihen; und vor so einer weitläufigen Geschichte grauset es mir, da von Natur Niemand ungerner sitzt und schreibt als ich. Zudem sind die Herren gar aufbegehrischer Art, die Alten und die Neuen, und die Letztern fast noch mehr als die Erstern, wie Kinder auch kitzliger sind als Greise.

Zudem sind die Herren b'sinnte Köpfe, die Jahre

lang es nicht vergessen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung gewesen ist, als sie; würden sie mir es je vergessen, wenn ich mich unterstünde, ihre Majestät im Hausrock zum Vorschein zu bringen? Doch kömmt Zeit kömmt Rath, und was sonst noch Alles kömmt, weiß Niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür sorgen helfen, daß dieses Büchlein etwas reputierlicher unter die Leute kömmt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu thun. Man wird es dem Buch nicht ansehen, aber dem Ungeübten rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen sind keine gemacht worden, selbst die Recensenten veranlaßten mich nicht dazu; sie gingen wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und schonend mit mir um.

Ein bedeutender Theil des Publikums dagegen hat den Stab gebrochen über den zweiten sogenannten politischen Theil; gar nicht hierher gehöre er, meinte man, daß gar zu viel geschwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Theil des Volkes das Leben einen politischen Aufflug nahm und dem andern Theil Politik einzutrichtern versucht wurde? Soll dann in dieser Schilderung des Volkslebens diese Seite

desselben nicht dargestellt werden dürfen, ja nicht vielmehr dargestellt werden müssen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik so erleidete, daß jetzt niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in diesem Theil viel geschwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt seit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in That oder Geschwätz! und ist dieses Geschwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: Wer nicht Großrath sei oder irgend ein Bein von einem Großrath, den gehe die ganze Geschichte nichts an. Diese Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja, mein Ländchen liebe ich, und diese Liebe ist's, die mich stark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Und um dieser Liebe willen habe ich den zweiten Theil nicht umgeschaffen, sondern ihn noch mit Zusätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir sprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieses Ländchens durch selbstsüchtige Leidenschaften niedergetreten, durch Frechheit zerstört, durch Laster aufgezehrt, durch schnöde Geldsucht ausgebeutet, durch Unbedachtsamkeit, Rechthaberei oder Leichtsinn untergraben sehe. Verzeiht mir nun, wenn es

auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter seit einer schönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden besternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Worts sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht vertheidigen dürfen mit der Schärfe des freien Worts! Und findet man dennoch mein Beginnen Unrecht, so verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn jemand unschuldig sich getroffen glaubt, ich wollte es nicht; und die schuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, sondern aus Liebe zum theuren Vaterland. Wer aber diese Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für dies Mal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erstgeborenes! Du sollst wandern gehen in fremder Herren Länder, sollst an fremde Thüren klopfen, sollst um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! gute Leute gibt es auch dort. Sprichst du auch in fremder Mund-

art, sieht man dich anfangs auch mit mißtrauischen Augen an für einen verdächtigen Wältsch, so gedulde dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringst von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerstraße, finden sich nicht in den zur Unnatur verzerrten Mimeligestalten, so werden sie dir sicher freundliche Herberge geben, als einem nicht unwillkommenen Gaste. Und wo du freundliche Gesichter findest, mein lieb Büchlein, da theile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf.

Inhalt.

Vorwort für Laien.

Weil dieses Buch von einem Schulmeister handelt, werden viele Laien es nicht anrühren mögen. Es ist eine alte Mode, daß man die Nase rümpft, wenn man einen Schulmeister von weitem sieht, daß zu gähnen anfängt, wer nur von einem Schulmeister hört. Und doch ist ein Schulmeister akurat ein Mensch wie ein Anderer. Vielleicht trägt er einen kuriosen Rock, halb herrschelig, halb bäurisch, vielleicht schleudert er hinten die Schöße auch auf appartige Weise; aber unter dem Rock im Herzen sitzt genau der gleiche Mensch wie unter des Ammanns, wie unter des Schultheißen Rock. In diesem Buche steht nun freilich beschrieben, wie der Schulmeister seinen Rock appart schleudere, aber noch besser ist der Mensch beschrieben, der auch Euch im eigenen Herzen sitzt. Schauet Euch diesen Menschen recht an, vielleicht macht Euch dessen Anblick milder gegen Andere, namentlich gegen Schulmeister, strenger aber gegen Euch selbst, dann hat dieses Buch auch für Euch, Ihr Laien, reichlich Frucht getragen.

Erstes Kapitel.

Meine Kindheit.

Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus. Mein Vater war der älteste Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof besaß, und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; beide viereckigt und rüstig früh und spät. Er war Meister in Feld und Stall. Das Erstere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, dessen Same ihn nichts kostete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müssen. Aus dem Stalle zog er die Zinse der schuldigen Kapitale. Er mästete alle Jahre etwas, aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als sein Vater. Im Hause schaltete und rumorte die Großmutter, und Alles mußte sich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte alles selbst für die Menschen und die Schweine, besorgte den Garten und die Pflanzplätze so viel möglich allein und spann dabei Kuder fast zu Tode. Das Geld hatten sie im Genterli und die Großmutter immer so viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater sehr munter von einem Märit heim kam, ich die Großmutter in der Nacht aufstehen, dem Großvater die Hosen erlesen und das Geld zählen sah und sie brummeln hörte: dä het afe g'hudlet, es hätt es schöns Säuli gä, was er

versoffe het; dem will ih morn es Kapitel lese. Richtig waren sie am Morgen über eine Stunde lang im Stübli. Niemand wußte, was sie verhandelt hatten, aber der Großvater kam nie mehr so lustig heim. Beide konnten Gedrucktes lesen und besonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkästlein und dem wahren Christenthum; schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere Bauernfünfe, und kein Anken=, kein Garnhändler, obgleich die Letztern besonders durchtriebene Schälke sind, konnte die Großmutter um einen Pfennig beluxen. Daher hielten beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur nothdürftig lesen und beten konnte, so glaubten sie es überflüssig geschickt. Nur der jüngste Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig schreiben und rechnen. Mein Vater schien von allen das vernachlässigste Kind zu sein. Er konnte dem Großvater am frühesten in der Arbeit helfen und wurde nun fast von der ersten Jugend an als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und säen that der Großvater selbst, aber bei jeder wüsten und schweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze sein, und was die andern Brüder nicht thun mochten, das kam an ihn, und wenn etwas mißlang oder krumm gemacht wurde, so ging es über ihn aus. Als Beispiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz zu fällen gewesen sei, bei schlechtem Wetter oder an wüsten Orten, so hätte er der erste und letzte dabei sein müssen, an die Fuhrungen seien dann seine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß sie gewöhnlich bei ihrer Heimkunft nicht stehen konnten und lebendige Feuerspritzen vorstellten. Darüber schmählte der Großvater niemals; es ging nicht aus seinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei solchen Gelegenheiten jeder so viel zu sich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte sie ausgelacht oder ihnen gar abgeputzt, wenn sie anders heimgekommen wären. Man kann sich bei solcher Erziehung und solchen Verhältnissen meinen

Vater leicht vorstellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er sprach nicht viel, nur im Zorn, der aber selten ausbrach, konnte er nicht schweigen, sondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe seine Hintansetzung gefühlt, sich aber damit getröstet, daß der Großvater für seine viele Arbeit ihm später ein Einsehen thun werde. Uebrigens war er nicht gewohnt zu denken, auch nicht an die Zukunft, er ließ die Dinge gehen, wie sie mochten, und nahm sie wie sie kamen. So kam er auch zu einer Frau, sicher wie viele Andere, ohne recht zu wissen wie, und ganz bestimmt ohne eigentlich eine Frau zu wollen. Meinen Großeltern soll die Heirath gar nicht recht gewesen sein; nicht daß sie den Vater nicht gerne heirathen gesehen hätten; zu essen hatten sie vollauf, aber nie genug Hände zur Arbeit, nur die Person war ihnen nicht recht. Meine Mutter war eine Krämerstochter, sie soll hübsch, aber auch gefallsüchtig gewesen sein, in der Haushaltung und auf dem Felde nichts gethan, sondern dem Laden abgewartet und auf der Bank vor demselben gethan haben, als ob sie nähe oder stricke, was sie leider bös genug konnte. Niemand konnte begreifen, wie mein Vater und sie zusammen kamen; aber Wein und Tanz, Nacht und Lust wirken unbegreifliche Dinge. Meinen Großeltern hatte sie viel zu glatt gestrählte Haare, und that viel zu zimpfer, nach Art einiger Krämertöchter, unter denen es aber auch ganz charmante Kinder giebt. Sie wollten sie nicht ins Haus, ein unehlich Großkind wollten sie aber auch nicht. Darum drangen sie auf die Heirath, zu welcher weder Vater noch Mutter von Herzensgrund Lust hatten, wie sie sich oft genug vorhielten, wenn die Noth sie gegenseitig offenherzig machte. Das Geld zu dieser Hochzeit gab der Krämer, meine Großeltern nahmen Schneider und Schuster auf die Stör, ließen die Hochzeitkleider dem Sohn machen, ob er aber auch Geld habe, darum kümmerten sie sich nicht, und Geld zu fordern ließ sich nicht leicht eins ihrer Kinder einfallen. Hie und da gab es ein Trinkgeld

von einem Stück Vieh oder einer Fuhr, oder sie konnten sich zuweilen einen kleinen Vortheil machen; allein das ging natürlich schnell darauf. Meine Tanten sollen z. B., wenn sie auf einen Märit gingen, immer ein Stück Brod und einige dürre Birnen im Sack gehabt haben, damit, wenn sie niemand zu Gast hielt, sie nicht Hungers sterben müßten. Die aßen sie dann freilich nicht in der Tanzstube.

Diese Tanten (ich sage dieses hier, weil später nichts mehr von ihnen vorkömmt) wurden alle noch schlechtere Hausmütter als meines Vaters Frau, obgleich meine Großmutter nicht Rühmens genug machen konnte, wie sie dieselben werchen lasse. Ja! dreinschlagen und spinnen mußten sie tüchtig, auch fegen und putzen Haus und Stube; aber von der Haushaltung lernten sie nichts, die machte die Großmutter und begehrte auf, wenn sich eins ihrer Meitschenen in der Küche aufhalten wollte. Ob sie gewaschen seien? gab niemand acht, und wenn Eine mehr als einmal in der Woche strählen wollte, so machte Großmutter die Faust und nahm die Züpfen selbst in die Hand. Es ging bei ihnen wie in einem Taubenhaus, denn die Großmutter war berühmt und ihr Rühmen machte, daß man meinte, welche Wunderwerke sie aus ihren Töchtern erziehe. Alle drei erhielten Bauernsöhne, wurden aber die unverständigsten und unsäuberlichsten, und bei allem Geiz die kostbarsten Hausfrauen, weil sie nichts zu Ehren ziehen konnten. Der Mann der Aeltesten schlug von Haus, wurde ein Trunkenbold und fiel im Rausche todt. Der Mann der Zweiten starb vor Verdruß, als er einst den ganzen Fleischvorrath wegen Mangel Salzens und Räucherns von den Würmern zerfressen sah. Die Dritte starb glücklicherweise schon in dem ersten Kindbette, weil sie in dummem Stolz, um zu zeigen, wie sie Eine sei, gleich am zweiten Tage mit ihrem Volk Erdäpfelstock und saures Mues aß. Die meisten Leute konnten dieses nicht begreifen; ich habe es aber seitdem oft erlebt, daß die berühmtesten Weiber die Töchter am schlechtesten erziehen, eben darum, weil sie allein berühmt sein

und nichts an die Töchter lassen wollen, diese bloß für Maschinen gebrauchen, und sie nie zu der wichtigen Haushaltungskunst vernünftig anleiten.

Meine Mutter blieb also in ihrem elterlichen Hause, der Vater in dem seinigen; denn der Großvater hätte ihn ungern verloren, und meinem Vater kam es nicht in den Sinn, etwas für sich anzufangen. Freilich erhielt er noch immer keinen Lohn, und mußte von meiner Mutter später oft Vorwürfe hören, wie wenig er ihr und den Kindern gekramt, und daß er in drei Jahren zwei einzige Male mit ihr im Wirthshause gewesen. Alles, was die Großeltern thaten, war, daß sie ihrer Sohnsfrau in die Kindbette jedes Mal ein Ankenbälli sand ten, worüber aber die Großmutter jedes Mal dem Ankenträger geklagt haben soll, wenn sie ihm nicht die gewohnte Portion abliefern konnte. Meine Mutter hatte bereits drei Kinder, als ihr Vater starb und die Herrlichkeit zu Ende ging. Ihr Vater war früher Schuhmacher oder Schneider gewesen, ich erinnere mich nicht mehr welches, und hatte sich ein hübsches Stück Geld erworben. Nun fuhr der Hoffahrtsteufel ihm in den Leib, er schämte sich zu Fuß zu gehen, stellte ein Bernerwägeli, dann ein Sitzwägeli und endlich einen Charabanc an. Sein Häuschen war ihm zu schlecht, er baute ein großes schönes Haus; Weib und Kind wurden auch angesteckt, schämten sich der Arbeit, wollten alles am schönsten haben. Die Frau that es den Bäurinnen zuvor und wollte die beste Frau in der ganzen Gemeinde sein, und das kostet auf dem Lande viel. Die Kinder suchten in Pracht und Großthun alle Andern zu übertreffen. Jedes nahm Geld aus der Losung so viel ihm beliebte, ordentliche Buchhaltung wurde keine geführt, kein Inventari gemacht. So minderte sich das baare Geld immer mehr, verlegene Waaren waren ganze Haufen da, daher auch zunehmende Verlegenheit, wenn etwas bezahlt werden sollte. Nun nahm der Kredit ab, die Waaren mußten theuer gekauft werden, und als endlich der

Krämer, wahrscheinlich aus innerm Gram, der ihn in der letzten Zeit noch zum Trinken brachte, starb, war viel zu wenig da, und nun Noth und Elend, wo früher Uebermuth und Ueberfluß gewesen.

Jetzt wäre der Zeitpunkt da gewesen, wo mein Vater noch etwas für sich mit Nutzen hätte anfangen und seine erschrockene und lind gewordene Frau zur Arbeit und zur Haushaltung gewöhnen können: aber er hätte darüber sinnen müssen, und dieses war ihm, als ob man ihm Feuer unter die Nase hielt. Er wußte daher nichts anzufangen, als Frau und Kinder zu sich zu nehmen, und dieses that er auch erst am Tage, als sie ihr Haus räumen mußten. Es war ihm zuwider, die Großeltern um ein leeres Stübchen im Küherstöckli zu fragen, sie gönnten ihm auch das Wort nicht, und wer weiß wie es gegangen wäre, wenn nicht mein Großvater dem Vater einen Trämel hätte müssen zur Sage führen helfen. Nach vollbrachtem Werk tranken sie unterwegs eine Halbe und dann noch eine, weil der aufgestellte Wein meinen Großvater gar gut dünkte. Der Wein that ihnen die Herzen und auch die Mäuler auf. Sie hatten einander lange nie so lieb gehabt; wer zuerst von dem Stübli zu reden anfing, weiß ich nicht, aber als sie nach Hause kamen, war die Sache abgemacht. Den folgenden Tag zog meine Mutter ein, und obgleich es im Säet war, hatte doch der Großvater ein Pferd erlaubt, um ihren Grümpel zu führen. Natürlich ward nicht doppelte Haushaltung gemacht, dazu hatte der Vater kein Geld, meine Mutter und die Kinder mußten hinüber ins große Haus zum Essen. Wie es hierbei meiner Mutter zu Muthe war, kann man sich leicht vorstellen, und ebenso, welche Augen ihr von der ganzen übrigen Familie gemacht wurden. Als sie noch im Flor war, kam sie ein oder zwei Mal zu Großvaters im höchsten Staat. Meines Vaters Brüder und Schwestern sahen sie scheu und neidisch von der Seite an, sie war eben auch nicht am freundlichsten mit ihnen, und Keins kam ins

Hinterstübli, wohin die Großmutter den Kaffee getragen hatte, so oft man ihnen rief, und Keins hätte je in ihrem Krämerladen etwas gekauft.

Man kann sich nun die Schadenfreude denken, mit welcher sie ihre Schwäger und Schwägerinnen ansahen, nachdem ihr Vater geltstaget hatte; sie hatten immer etwas zu zäpflen beim Essen und bei der Arbeit. Großvaters waren nach ihrer Art nicht böse mit ihr, allein sie konnten sich, und besonders die Großmutter, nicht enthalten, ihr alle Augenblicke zu sagen: es wird dih ungwohnt düeche; dann folgte gern eine Nutzanwendung, daß man es nicht besser vermöge, wenn man bei Ehre und Gut bleiben wolle. Allerdings that meiner Mutter Essen und Arbeit sehr ungewohnt. Es wollte sie fast zerreißen, daß sie in der Küche nicht mehr bröseln konnte, wann sie wollte; daß Erdäpfelsuppe und schlecht gekochtes Kraut am Morgen den Kaffee ersetzen sollten; daß manches Kaffee getrunken wurde, von dem sie nichts bekam. Sie brachte es nie dahin, Erdäpfel und Milch zusammen zu essen, ohne zu verschütten, besonders seit sie merkte, daß man ihr aufpasse um sie auszulachen. Im Stöckli schickte es sich nicht wohl, etwas besonders zu machen, man hätte es gemerkt, wenn sie gefeuert hätte. Doch die Noth macht erfinderisch. Im Winter wurde manches Kaffee beim Heizen gemacht, und die Milch, welche die Mutter für die Kinder erhielt, dazu gebraucht, und im Sommer soll sie, wie man ihr nachredet, um Mitternacht aufgestanden sein, um etwas für den Tag z'weg z'mache, in der Hoffnung, man merke um diese Zeit das Feuer nicht. An Geld fehlte es der Mutter lange nicht, sie hatte sich Sackgeld gemacht und später viel überflüssigen Flitterstaat verkauft.

Bei der Arbeit auf dem Felde ging es ihr nicht besser, sie konnte dieselbe kaum aushalten, bei aller Mühe arbeitete sie immer weniger und schlechter als die Andern; je mehr sie schwitzte, desto mehr sah sie die Andern sich Blicke zuwerfen und spotten.

Sie mußte alle Tage hören: das sei was angers als vor em Lade hocke und g'fätterle. Meine Mutter war im Grunde nicht böse, und wenn man sie mit Liebe und Nachsicht behandelt hätte, so wäre sie verständig genug gewesen, sich nach und nach in ihre Lage zu schicken, und ganz sicher eine bessere Hausfrau geworden, als ihre Schwägerinnen alle, denn sie war weit gescheidter als diese. Auf diese Weise wurde sie muthlos und bitter, sie bemühte sich nicht mehr die Sachen besser zu machen, sondern ihre Zunge kam auch in Gang und wurde so scharf und schneidend, daß die Uebrigen am Ende froh waren zu schweigen. Zu diesem allem sagte mein Vater wenig oder nichts, er wußte nie recht, mit wem er es eigentlich halten sollte. Am Tage schämte er sich seiner Frau bei der Arbeit, beim Essen ärgerte sie ihn, und er nahm sich vor, ihr Nachts hinter dem Umhang abzukapiteln, aber dazu kam es nie. Hinter dem Umhang fing dann die Frau an zu jammern und zu schimpfen über das Betragen seiner Verwandten und wußte es in ein solches Licht zu stellen, daß der Vater sich fest vornahm, es nicht mehr zu dulden, sondern gleich am folgenden Tag mit Eltern, Brüdern und Schwestern tüchtig aufzubegehren; aber dazu kam es wieder nie. Sobald es Tag war, hielt er es im Herzen wieder mit seinen Verwandten, des Nachts dann wieder mit seiner Frau. Das ging so lange, bis man sich trennte.

Nachdem meine Mutter ungefähr ein Jahr in dieser Lage gewesen war, wurde ich geboren. Nun wird sich Mancher wundern, woher ich das alles wissen könne, was ich bis dahin erzählt, da ich doch nicht dabei gewesen? Nur Geduld, er wird es schon erfahren! aber wundern wird man sich nicht, daß meine Mutter in ihrer Gemüthsbeschaffenheit in der Kindbette ernstlich krank wurde, so daß sie nicht im Stande war, mich zu säugen und zu besorgen.

Die Großmutter hätte es nie zugelassen, eine Hebamme zu rufen, sie glaubte noch einmal so geschickt als eine solche zu

sein. Sie stund meiner Mutter in der schweren Stunde getreulich bei, und förderte mich glücklich ans Licht der Welt, welches ich mit ungewöhnlichem Klaggeschrei erblickt haben soll. Sie nahm mich, als sie die Schwäche meiner Mutter sah, sofort zu sich, machte dem Korbe, worin ich lag, Platz auf dem Ofentritt in ihrem Stübli und betrachtete mich nicht nur als ihr Kind, sondern erwies mir auch mehr Zärtlichkeit als früher ihren acht Kindern zusammen genommen. Während den ersten Tagen meines Lebens glaubte man, ich würde sterben. Die gute Großmutter wird mich wahrscheinlich schon von Anfang an mit lauter Nidle getränkt und diese mein Magen nicht vertragen haben. So lange ich im großelterlichen Hause war, hatte ich immer mein besonderes Näpfchen bei Tische, worein Großmutter aus den großen Kachlen, welche für die Uebrigen hingestellt waren, das Bessere obenab geblasen hatte. Meine Kränklichkeit erregte große Angst, ich möchte vor der Taufe sterben, dann wären die Eltern schuld, wenn mir durch diese Versäumniß die Seligkeit fehlen würde. Im ganzen Hause hingen Alle fest an dem Vorurtheil, ohne Taufe könne man nicht selig werden; dabei glaubten sie doch an einen gütigen Gott, an einen Vater im Himmel. Aber in unserm Hause war es halt auch so wie in hundert andern, man glaubte gar Vieles, aber zweierlei that man nicht. Man untersuchte erstlich nicht, woher man das hätte, was man glaubte, ob es in der Bibel seinen Grund hätte, oder ob es käme, ohne daß man wußte woher, wie die Schaben ins wollene Zeug. Daher kam es, daß man die Leidensgeschichte Jesu und seine Auferstehung gleich fest glaubte, wie irgend eine erlogene Teufelserscheinung oder eine Hexengeschichte, und auch gleich als ungläubig den verdammte, der an der evangelischen Wahrheit, und den, der an den dummen Mährlein und elenden Hexengeschichten zweifelte. Zweitens stellte man dasjenige, was man von allen vier Winden her glaubte, nie zusammen, untersuchte nie, ob es auch zusammen passe. So glaubte man an Gottes All-

macht, und doch, daß ein altes Weib das Vieh verhexen und Kapuziner sogar Menschen tödten könnten mit bloßem Worte, gerade wie Gott die Welt, Adam und Eva geschaffen. Der Großvater konnte gar trostlich beim Schlafengehen das Unser Vater, und Vater vergieb mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldnern auch vergebe, beten, und Handkehrum zu der Großmutter sagen: ih hoffe doch, daß Niggis Joggi einist e fürige Ma werdi, wenn e gerechte Gott im Himmel isch; dä donners Schelm het mer hüt wieder e ganzi Furen abg'fahre, u der Marchstei lyt ganz blutt und krumm. Daß ich getauft werde alsbald, darüber war man also einig, auch darüber, daß Großvater und Vater Göttene, Großmutter Gotte sein sollten; dem Vater war das Tschämele zuwider, er war nie ein großer Redner und bei solcher Gelegenheit vollends nicht, und die früheren Male soll er immer in seiner Herzensangst seinen Hut ganz zerdrückt und verdreht haben; auch konnte man so das Kindbettmahl ersparen, und das zürnte niemand, als vielleicht meine Mutter, welche im Herzen schon lange auf die Züpfen der Gevattersleute gerechnet hatte. Ueber meinen Namen aber entstund ein gewaltiger Streit. Meine Mutter hätte gern einen hoffährtigen gehabt und Fritz gefiel ihr gar wohl, vielleicht daß ein alter Schatz so geheißen. Meine Großeltern wollten von diesem nichts hören, der sei ihnen zu herrschelig; sie bestanden auf Christi, das sei ein Name, der im Leben und im Sterben etwas zu bedeuten habe. Allen zum Erstaunen hatte hier mein Vater eine eigne Meinung, er verwarf die beiden vorgeschlagenen Namen und beharrte auf Jeremias. Gründe für eine Sache konnte mein Vater nie angeben, also auch hier nicht, um so hartnäckiger blieb er bei seiner Meinung. Das habe ich in meinem Leben immer gesehen, daß Leute von der Bildung oder vielmehr Unbildung meines Vaters um so eigensinniger bei ihrem Willen beharren, jeweniger sie dafür zu sagen wissen. Entweder hatten ihn meine Klagelieder, die ich bei meinem Eintritte in die

Welt sang oder brüllte, oder eine unerklärliche Ahnung meiner traurigen Schicksale zu diesem Namen bestimmt. Zuerst gab ihm meine Mutter nach, weil Jeremias doch vornehmer klang als Christi und nicht jeder Bettelbube so hieß; dann auch die Großeltern, weil Jeremias ein biblischer Prophetenname sei und sie keinen Jeremias kannten, der bei Spiel und Tanz der erste war, wie es wohl irgend ein Fritz sein mochte, den sie kannten.

Es soll furchtbar gewittert, die Großmutter die Schuhe mehr als einmal verloren und ihren Hochzeitkittel übel zugerichtet haben, als man mich zur Taufe trug. Doch schlug es mir nicht übel, sondern gut zu, wogegen sicher manches Kind an dem zu frühen unvernünftigen Taufgang sterben mag. Wahrscheinlich hatten die raschen Bewegungen der Großmutter, die mich absolut tragen wollte, und doch immer mit ihren Schuhen zu thun hatte, meinem Magen die Nidle verdauen helfen, oder er war derselben mehr gewohnt geworden; kurz, ich wurde gesund. Daß aber dieses Gesundwerden nicht natürlichen Ursachen, sondern der wunderbaren Kraft der Taufe zugeschrieben, die Vorurtheile vermehrt und verstärkt wurden, kann man sich leicht denken. Die Taufe eines Enkels, welcher der Großvater zum ersten Male beiwohnte, stimmte ihn weich, und gutmüthiger als vernünftig kramte er der Mutter allerlei. Dieses schmeckte ihr natürlich besser als das Doktorzeug, und beförderte ihre Genesung nicht. Es ist merkwürdig, daß die Menschen nie am rechten Ort und in der rechten Zeit entweder vernünftig oder gutmüthig sein können; bald sind sie zu verständig, bald zu gutmüthig, noch mehr aber weder das Eine noch das Andere.

Ich war also ein sehr werthes Kind, und wurde natürlich ein sehr fettes, denn darin zeigt sich bei gar vielen Leuten, die nicht gelernt, wann sie gutmüthig, wann sie vernünftig sein sollen, die Liebe, daß sie den Kindern so viele und so gute Speise einschoppen, als zum Mund hinein mag; an die Fol-

gen denken sie nicht. Es war früher der Großmutter Stolz gewesen, im Sommer ihre Pflanz- und Flachsplätze, im Winter ihre Schweine und ihren Kuder an der Stange zeigen zu können und rühmen zu hören; jetzt mußte ich gezeigt und gerühmt sein Sommer und Winter. Wer etwas von ihr wollte, der mußte mir nur recht flattiren, dann konnte er der Gewährung seiner Bitte sicher sein. Sie ferggete mich überall mit sich herum, in der Küche, in dem Garten, und wenn sie spann, so trieb der eine Fuß das Rad, der andere die Wiege. Der Großvater hatte mich fast eben so lieb, obgleich ihm anfangs das Geschrei des Nachts zuwider gewesen war. Als ich mich nach und nach entwickelte und das innere Leben durch Zeichen und Töne kund geben konnte, da soll der Großvater nie vom Felde oder einem Gange heimgekommen sein, ohne zuerst nach mir zu sehen. Großmutter behauptete steif und fest, es gebe nicht nur kein so schweres, sondern auch kein so witziges und frommes Kind, als ihren Miaßli; ich könne schon beten, behauptete sie, als ich kaum ein halb Jahr alt war, weil ich zuweilen zufällig die Händchen zusammen legte.

Man sollte diesem nach glauben, ich sei den anderen Hausgenossen um so unwerther geworden, je werther mich die Großeltern hielten, denn man sieht sonst meist, daß, wenn Menschen oder Thiere von den Einen mit besonderer Liebe behandelt werden, die Andern sie hassen und insgeheim verfolgen. Es ist auch natürlich, indem die meisten Menschen nur ein bestimmtes Maaß von Liebe haben. Erhalten die Einen zu viel davon, so zieht es den Andern zu wenig. Auch müssen gar oft unter der Meisterlosigkeit eines Hausgenossen, eines Kindes oder einer Katze, Alle leiden und Verdruß ausstehen; das macht nicht gutes Blut, und die Meisterlosigen müssen es entgelten, wenn sie sich schon dessen nichts vermögen, wenn an ihrer Meisterlosigkeit Andere schuld sind. Ueberhaupt sind die Menschen zum Neid geneigt, und wenn einer geliebt wird, so hassen ihn viele schon deswegen, auch wenn er ihnen nie in den

Weg gekommen. Schlug ja doch Kain den Abel aus Neid todt, obgleich Abel nichts dafür konnte, daß des Kains Opfer Gott nicht angenehm war. So ging es aber nicht. Ich war nicht nur Allen lieb, sondern zum Theil Ursache, daß sich die Einen auch mehr liebten, und oft den Andern ein Ableiter großelterlicher Scheltungen. Ich war gar ein freundliches Kind, neugierig, fragte viel, und hieß daher gar kurzweilig. Meines Vaters Brüder waren sonst die unfreundlichsten Menschen und gaben um einen Kreuzer, so nöthig sie ihn hatten, kein gutes Wort, mir aber konnten sie nicht widerstehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zu lieb, mir zu flattiren; dazu waren sie zu holzböckisch. Sie waren überhaupt nicht gewohnt, jemanden Liebe zu zeigen oder etwas zu lieb zu thun. Man war in unserm Hause nicht gewohnt zu zanken, aber gute Worte gab man sich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Aeußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geschick, es ihnen zu zeigen. So waren meine Onkel und Tanten allesammt sauertöpfig geworden, und wenn man aus sauern Gesichtern Essig ziehen könnte, so hätten wir nie Essig zu kaufen gebraucht. Mir aber lachten sie von weitem entgegen, jeder wollte mich haben, und welchen ich beim Bein nahm, der hub mich auf den Arm und trug mich in den Stall zu den Pferden und Kühen. Die Großmutter wunderte sich oft darüber, daß sie mit mir so freundlich seien, sie wußte nicht, daß eigentlich jeder Mensch Liebe in der Brust hat, auch wenn sie hart wie Felsen scheint; daß in der That viele Menschen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe nach Außen ziehen und sie hervorlocken, wie ein unschuldig Kind.

Meine Tanten durften sich zuweilen mit mir versäumen, dafür erhielt ich von ihnen als Kram immer alle Birnenschnitze, die ihnen an den Märiten übrig blieben. Am glücklichsten wurden durch mich meine Geschwister, zwei Mädchen und ein Knabe. Bis dahin hätten sie nirgends sein sollen, sie waren

allenthalben im Wege, am Tisch, im Haus und um's Haus. Alles fuhr über die Bursche aus: war etwas zerbrochen, sie hatten es gethan; verloren, sie hatten es verschleipft; zertreten, sie hatten da gespielt. Jedes klagte, sie seien Einem immer unter den Füßen und doch zu nichts zu brauchen, und wie viel Haarrüpfe, Stöße, Ohreten es da absetzte, kann niemand abzählen. Natürlich wurden sie auf diese Weise nicht die Besten und weil sie doch alles gethan haben sollten, so thaten sie was sie konnten; und weil sie niemand liebte, so liebten sie wieder niemanden. Mein Vater nahm sie so wenig in Schutz, als er meine Mutter beschirmte. Er hatte es ungern, wenn es um ihretwillen Verdruß gab, und glaubte daher immer die Kinder im Fehler; zwar prügelte und schimpfte er sie selten aus, aber gute Worte gab er ihnen eben so wenig. Meine Mutter nahm sich ihrer oft an, allein nicht aus eigentlicher Theilnahme und Mitleiden, sondern aus Widerspruchsgeist, und weil sie nicht dulden wollte, daß man ihnen befehle, weil es ihre Kinder seien. Sie war ihnen daneben aber nichts weniger als eine zärtliche Mutter, dafür war ihre Selbstsucht zu groß; sie machten ihr zu wenig und gaben ihr zu viel zu thun, und wenn sie zu keiner Arbeit zur rechten Zeit kam, so sollten immer die Kinder schuld sein. Es giebt gar viele Leute dieser Art, die ihre Obliegenheiten nicht erfüllen mögen, und die Ursache davon nie bei sich selbst, sondern bei Andern suchen und es diese entgelten lassen. Die Kinder waren immer schlecht gekleidet. Die Großeltern nahmen zwei Mal im Jahr Schneider und Schuhmacher, und im Herbst eine Lismerin auf die Stör, so erhielten die Geschwister an Kleidern und Schuhen auch ihren Theil. Ihre alten Kleider aber wollte die Großmutter nicht durch den Schneider plätzen lassen, das solle die Mutter thun, sie verrichte sonst nicht viel, und ihr bischen Nähen trage nichts ab. Die Mutter erhielt auch die Wolle zu den Winterstrümpfen für ihren Mann und die Kinder; man konnte aber darauf zählen, daß diese Strümpfe um Weihnacht nie fertig waren, und die Kinder entweder mit blauen

Beinen herumliefen, oder die Fetzen der letztjährigen ihnen zu den Schuhen heraushingen. Die Großeltern konnten sich dann nicht enthalten, nach den Strümpfen zu fragen und zu sticheln, und jedes Mal wenn die Mutter um ihrer Saumseligkeit willen, oder weil sie sich lieber eine neue Blegi an ein altes Gloschli nähte, als für die Kinder lismete, einen Stich erhalten, fand sie eine Ursache, die Kinder zu prügeln.

So wie ich heranwuchs, änderte sich das Verhältniß meiner Geschwister zum Hause. Kinder werden immer zu Kindern hingezogen, denn in ihnen liegt ja auch der Trieb, sich mitzutheilen, sich anzuschließen; so hing ich mit Leib und Seele an meinem Bruder und meinen Schwestern. Je seltener ich anfänglich zu ihnen kommen konnte, desto stärker wurde diese Liebe, desto glücklicher war ich, wenn ich einmal eine Stunde mit ihnen g'fätterlen konnte. Meine Geschwister kamen nämlich, außer um zu essen, selten in's großväterliche Haus, man duldete sie ungern und sie kamen ungern, weil sie entweder auf Schläge oder auf Tadel zählen konnten. So wie ich Eines ansichtig wurde, ruhete ich nicht, bis es bei mir war, und so lange es bei mir war, durfte ihm niemand etwas thun. Was ich hatte, jeden Leckerbissen, theilte ich mit ihnen. Die Großmutter machte in ihrer Schwäche gegen mich den Großvater manchmal lachen, und doch war er nicht stärker. Im Speicher waren die Vorräthe von dürrem Zeug: Aepfel, Birnen, Kirschen und Zwetschen lagen da ganze Kasten voll; in den Speicher zu kommen war meine Seligkeit, denn alle Mal trug ich alle Säcke voll hinaus. Nun war es recht lächerlich, wie die Großmutter, wenn sie in den Speicher gehen wollte, nicht ruhte, bis ich es bemerkte, oder, wenn ich nicht in der Stube war, mit dem Speicherschlüssel im ganzen Hause herumlief, bis sie mich ansichtig wurde und ich den Speicherschlüssel sah. Natürlich hängte ich mich alsobald an ihre Schürze und wollte mit. Sie aber stellte sich dann immer, als wollte sie mich durchaus nicht mitlassen, schalt mich aus, daß ich alles

sehen müsse, was ich nicht solle; drohte, sie wolle mich dem Großvater verklagen, der gewöhnlich aus irgend einem Stalle dem Spiel lachend zusah. Nach und nach erlaubte sie mir mitzugehen, aber versicherte bestimmt, sie werde mir durchaus nichts geben, und das Ende vom Liede war immer, daß ich mit gefüllten Säcken unter vielem Balgen der Großmutter herauskam, die aber doch, wenn ich einen Sack zu füllen vergessen hätte, mich selbst darauf aufmerksam gemacht hätte. Mit den eroberten Schätzen eilte ich zu meinen Geschwistern, theilte redlich mit ihnen und machte dadurch auch sie, die nie zu dergleichen Herrlichkeiten gekommen waren, glücklich. Daher liebten sie mich und trugen alle mögliche Sorgfalt für mich, und wenn sie in Feld oder Wald etwas fanden, von dem sie glaubten, es freue mich so brachten sie es mir. So wurden meine Geschwister dem ganzen Hause befreundeter, den Großeltern lieber, und als Folge davon zeigten sie sich gefälliger, betrugen sich besser und wurden ihres Lebens ordentlich froh, weil sie allenthalben sein durften, ohne verschüpft und mit Schlägen bedroht zu werden. Selbst meine Mutter hatte die Liebe der Andern zu mir zu genießen, wurde als meine Mutter mehr als Sohnsfrau gehalten und darauf gesehen, daß ihr das Nöthige nicht fehle. Ich glaube zwar, sie habe mich beneidet, obgleich sie mich an sich zu locken suchte, wahrscheinlich um mich auszufragen, was im Hause getrieben, was, besonders über sie, geredet werde? Ich hatte sie auch lieb, doch war ich nicht gern bei ihr in ihrer Stube, es war mir zu enge dort. Die Mutter war, was hoffährtigen Mädchen gerne geschieht, eine Hotsch geworden; das Stübchen lüftete sie nicht, räumte nicht auf, sie selbst war entweder unvernünftig geputzt oder eine Schlampe, das erstere immer seltener, das letztere alle Tage.

Man kann sich denken, wie glücklich mir auf diese Weise die ersten Tage meines Lebens verflossen! Ich war der Mittelpunkt einer großen Haushaltung und nicht nur ein gesegnetes

Kind, sondern auch der Segen Anderer, denn von mir aus kam die Liebe in die verschiedenen Glieder und ein heiteres Lebensloos schien mir bestimmt. Aber der Vater im Himmel hatte es anders beschlossen.

Zweites Kapitel.

Wie ein Vater Kinder preßt.

So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf bekamen, was eine sehr seltene Sache in unserm Hause war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierschrötiges Mädchen mit plumpen Gesichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeugte von Reichthum, aber sie hatte ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer gewesen wäre (so äußerte sich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäurischen Stolzes und Hochmuthes. Der jüngste Sohn nahm das Roß ab, das einen halbcentnerschweren Kommet an hatte und in demselben daher trampelte, fast wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großeltern empfingen die Gäste mit sichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkel und Tanten hingegen wirkte die Erscheinung dieser Leute, wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, sie schossen nach allen vier Winden hin. Einige Zeit lang sah man noch bald das Eine, bald das Andere hinter einer Ecke oder aus einem Thürspalt hervorgucken; bald aber verschwanden sie Alle und Keines zeigte sich mehr bis am späten Abend, ja zwei der Onkel kamen erst am Morgen wieder zum Vorschein. Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, welche in jedem Bauernhause eine sehr wichtige Rolle spielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alsobald wieder in die Küche, nachdem sie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewischt

hatte, ich, an ihrem Kittel hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brod gehörte dazu, nachher aber mit allem, was Sitte ist. Nun war viel zu thun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brod, Wein geholt, Nidle gewellt, Fleisch herabgeschnitten, Aepfelschnitze gewaschen, Küchliteig angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. Sie war eine rüstige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Hände hatte sie doch nicht, sie rief daher: Stüdeli, Lisebethli, Bäbeli, dann: Stüdi, Lisebeth, Bäbi! aber niemand gab Bescheid; sie rief: Hansli, Joggeli, Christi, Peterli, und wieder: Hans, Joggi, Christen, Peter! aber niemand kam. Man kann sich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchete, sogar ich bekam einen Mupf, dazu durfte sie ihn nicht laut werden lassen und alles mußte doch gemacht werden, wenn sie nicht mit Schanden bestehen sollte, ob welchem Gedanken es ihr fast g'schmuechten wollte. Trotz meinem erhaltenem Mupf tröstete ich die Großmutter und versicherte sie: ich und meine Geschwister wollten ihr so gut und besser helfen als die Andern; und so geschah es auch. Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Lust die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hause in die Wüste, in's Elend trieb. Kätheli holte das Brod und wusch die Schnitze, Benzli holte den Wein und Anneli röstete, mahlte, erwellte, und Alle machten der Großmutter es zum Dank, vor Allen ich, der zum Feuer sah und ihr das Leiterli hielt, als sie Speck und Fleisch herunterschnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein schön gelöchert Tischlachen ausgebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert mit Glasfenstern die geblümten Kacheli herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewischt und eingeschenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht, ich mußte heraus zu meinem Feuer, dorthin vergaß Großmutter nicht, mir meinen Theil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Nidlehafen noch einmal zuge-

füllt hatte, denn sie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäste ihre Kacheli umgestürzt ins Blättli gestellt und das Meitschi betheuert hatte: es müßt si S..l oben abe gã, wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäste hinaus, ihnen seine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngste Sohn, stolperte einige Schritte hintendrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg und blieb im Stall beim Roß zurück und musterte das Pferdgeschirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, so sah ich den Großvater, wie er neben dem Bauer her wanderte durch Wald und Felder, sah hintendrein die Tochter marschiren und dachte dabei nichts Anderes, als es geschähe darum, damit die Großmutter, die ärger schwitzte als eine arme Seele im Fegefeuer, mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater stand oft stille und verwarf die Hände, dann verwarf sie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male sogar zu hören. Unterdessen war das Fleisch lind geworden, die Küchli standen an der Wärme, ein Theil des Weines bereits in einer schönen Flasche auf dem Tische, da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich so langsam daher kamen als möglich, damit man ja nicht glaube, sie hätten etwa Lust zu Speis und Trank. Meine Geschwister wurden, jedes mit einer Küchelschnitte, fortgeschickt, ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem sie unzählige Male „göht doch yche" hatte sagen müssen. In meinem Leben kamen mir nicht viele Dinge wieder so wunderlich und seltsam vor, als dieses Essen, und was sich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Essen sonst nicht viel sprach; jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, sei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wischte es den Mund mit dem Aermel, den Löffel mit dem Tischtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tisch, hielt die Kappe vor's Gesicht und ging dann seiner Wege. Hie und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz oder klagte über ein Miß-

geschick oder die schlechten Zeiten 2c., oder die Großmutter sprach zu einem der Kinder: hest noh nit gnue? es düecht mih, du chönntisch's afe mache.

Wie ging das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüsseln herum und legte den Gästen gar noch aufs Teller, als ob sie keine Arme hätten; sie sagte in Einem fort: näht doch! äßit doch! Dann entschuldigte sie sich, daß man es so schlecht bei ihnen habe, daß sie nicht besser aufwarten könne, und rief dann wieder: Sami, schäich doch y, u mach G'sundheit! Obgleich alles gut war, aßen der Bauer und seine Tochter doch, als ob ihnen das Essen zuwider sei, sie gabelten auf dem Teller herum, als ob sie Spreuer auf demselben hätten, und doch rühmten sie die Großmutter und ihr Essen; mit dem Trinken machten sie es ebenso, nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwischendurch wurde viel geredet und gerühmt, ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmsel, das er anbrachte über seine Habe und über seine Kinder. Daß die Großmutter eine Welle Tuch nach der andern zu zeigen brachte, und nicht ruhte, bis sie das Vreneli, so hieß nämlich das große Mensch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und seine Tochter so viel sie z'Platz kommen konnten. Der Erstere, wie viel Heu er dem Küher gebe, wie viel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die Letztere, wie frühe sie aufstehe, für wie viel Schweine und wie viele Menschen sie koche, wie viel sie zwischendurch spinne 2c. Das Reden schien ihnen Hunger zu machen, je länger sie aßen und tranken, desto geschwinder wurden sie mit ihren Gläsern fertig und desto geschwinder räumten sie ihre Teller ab. Ja, als es zu dunkeln anfing und von der Heimreise die Rede war, konnte Sami mit Einschenken nicht fertig werden, so daß es der Großmutter Angst machte, sie hätte nicht Wein genug holen lassen, und sie nach und nach mit Pressiren nachließ; aber sie

nahmen unpressirt; es war jetzt, als ob sie alles reue, was sie übrig lassen müßten. Ich saß da ganz voll Verwunderung, hatte längst genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu sagen: Großmutter, es düecht mih, si chönntis afe mache! Ich erhielt die erste Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wissen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeschickt. Diese Behandlung schmerzte mich tief, ich weinte bitterlich, bis Sami das Roß einspannte, die Gäste aufbrachen und aufsaßen unter vielen Danksagungen und Entschuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil es bös sei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt sei. Sami ging und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hause. Die weggelaufenen Söhne und Töchter stellten sich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgescholten, und wenn nicht allzu viel Versäumtes nachzuholen gewesen wäre, so daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, sich prügeln zu lassen, sie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen schlief ich betrübt ein und erwachte erst am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles sah am Morgen noch verstört aus; wo man hinsah, steckten Einige die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Ich glaubte, sie klagten sich ihre gestern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiseits um mich auszufragen, wie in der Stube alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegessen worden und wie man einander angesehen u. s. w. Hier hörte ich, die Gäste seien der reiche Bauer Niegenug zu Unsegen sammt seiner Tochter gewesen, welche der Onkel Sami heirathen solle. Nun zog die Mutter los, zuerst über den Bauer und seine Tochter, dann über Großvaters. Ueber die ersten wußte sie hundert Geschichten von ihrem Geiz und Stolz und dem ge-

wöhnlich damit verbundenen Unverstand. So behauptete sie, der Bauer stehle seinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von seiner Frau und Tochter, daß sie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde säßen, um die Kittel nicht zu verribsen, und ihre Erdäpfelrösti thäten sie auf die Fenstersimse an die Sonne, um sie zu wärmen und Holz zu sparen. Großvaters seien aber um nichts besser, sonst würden sie einen solchen Geizhund nicht ins Haus begehren, aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heiratheten, sobald sie nur goldene Hörner und einen silbernen Schwanz hätte u. s. w. Die Heirath war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenossen, aber erst dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, sogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausstattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großeltern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Thaler die Elle kostete, die Großmutter gab vom schönsten flächsenen Tuch für zwei Hemder her: nur der Schuster konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte, doch gab er am Ende auch nach. Daß dieses den Neid der Uebrigen erweckte, kann man sich leicht denken, daß niemand dem Sami das Pferd füttern und anspannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls, doch ließ man sich weiter keine grauen Haare wachsen, man hatte keine Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heim kam, fiel noch nicht auf, aber allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den jungen Leuten, als am andern Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Meyen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und diesen endlich ein Wagen mit Schaft, Trögli, Bett, Spinnrad, Wiegle u. s. w.

Nun erst erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, statt, wie man erwartet hatte, bei ihren Eltern bleiben solle. Das erschreckte Alle, erstlich weil sie nicht gefiel und man so viel

Böses von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trapp durch eine Fremde mochte unterbrochen sehen. Doch fand man bald Ursache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Bestürzung. Als der Trossel abgepackt werden sollte, fand man Trog und Schaft sehr schwer und fürchtete sie zu verletzen; daher packte man sie auf dem Wagen aus. Zum Vorschein kam nun das sämmtliche Zeug der jungen Frau, aber alles ungewaschen. Wahrscheinlich hatte sie zu Hause die Seife gereut und das Holz, und sie fand, Großvaters könnten wohl beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen, denn nichts war ordentlich eingepackt, und Alle, die damit zu thun hatten, sorgten dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; Alles ließ man, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamlosigkeit zusah und mit aller Gleichgültigkeit diese Lüfteten geschehen ließ.

Den folgenden Tag stand die junge Frau in der Küche herum, wenn die Großmutter in derselben wirthschaftete, beguckte alles, und sprach zuerst davon, wie sie es zu Hause gemacht; dann hatte sie nach und nach an dem, was die Großmutter machte, etwas auszusetzen, fand zu viel Anken in der Pfanne, als diese die Suppe machte, und blies noch mehr von den Milchkacheln, welche die Großmutter auf den Tisch stellen wollte, oben ab in den Nidelkübel. Ueberall war ich ihr im Wege. Sie hatte meinen Ausruf noch nicht vergessen; hatte immer ein böses Wort für mich, und nur, daß ich mich fest an der Großmutter hielt, sicherte mich vor Mißhandlungen. Meine Geschwister jagte sie, so oft sie sich blicken ließen, zur Küche hinaus.

Am zweiten Tag griff sie schon mehr ein, und so alle Tage mehr, bis sie die Großmutter ganz aus ihrem Regiment verdrängt hatte. Man fühlte auch alsobald die Aenderung. Das Essen wurde spärlicher, schlechter. Alle murrten, meine Mutter stichelte: es scheine, man fange an, den Schweinen zu

geben, was den Menschen gehöre, und den Menschen, was den Schweinen zukommen sollte. Sie erhielt aber alsobald die Antwort: für eine verhungerte Krämerstochter sei das noch lange viel zu gut. Niemand konnte das Benehmen der Großmutter sich erklären. Sie, die sonst so resolute Frau, ließ sich alles gefallen; nur hie und da hörte man einen Seufzer von ihr, wenn sie noch fleißiger, als früher, hinter ihrem Kuder saß. Man vergaß, daß die Großmutter auf Erden Reichthum am höchsten hielt, daß sie also auch vor reichen Leuten den größten Respekt haben mußte. Sie war es gewohnt, alle Leute, die minder reich waren, als sie, nach ihrer Weise von oben herab zu behandeln; selbst den Pfarrer, auf dem sie übrigens viel hielt, ließ sie es immer fühlen, daß er keinen Hof habe, wie sie; dagegen sah sie jedem Reichern mit ordentlicher Andacht nach. Nun war ihre Schwiegertochter reich, daher hatte sie Respekt vor ihr, und durfte ihr Recht gegen sie nicht behaupten. Noch lag eine andere Ursache ihres Benehmens im Hintergrunde, die niemand kannte, die aber bald auf eine furchtbare Weise an den Tag kommen sollte.

An einem Samstag vor einem heiligen Sonntag ging mein Großvater fort an das Gericht zu Unverstand, denn er war Gerichtsäß. Man pflegt an vielen Orten Gemeinden, Gerichte, Steigerungen an einem Samstage abzuhalten. Solche Versammlungen sind Gelegenheiten, wo man ein Gläschen über den Durst trinken und einige Stunden in die Nacht hinein verweilen kann, ohne daß die Weiber darüber räsoniren dürfen, die, beiläufig gesagt, auf die Titel ihrer Männer sich viel einbilden, den Geschäften aber, die mit dem Titel zusammenhängen, nichts nachfragen, und über jede Stunde branzen, die der Mann bei denselben zubringen muß. Auf den Samstag folgt dann kein Werktag, sondern der Sonntag; an diesem kann man, ohne etwas zu versäumen, ordentlich ausschlafen, und ein schwerer Kopf hindert an keiner Arbeit. Ob aber der liebe Gott an seinem Tage an solchen schweren Köpfen

ein besonderes Wohlgefallen habe, daran denkt man nicht; und ob solche schwere Köpfe an den lieben Gott und ihre unsterbliche Seele ordentlich denken können, darum bekümmert man sich wieder nicht, und doch bin ich überzeugt, sind die Meisten, die also thun, nicht gottlos, aber sie denken halt zuerst an ihren Nutzen, dann an ihre Bequemlichkeit, dann an ihre Weiber, und erst, wenn sie nichts mehr Anderes zu denken wissen, an den lieben Gott. Daß also mein Großvater an das Gericht ging, den ganzen Tag wegblieb, fiel niemand auf; eben so nicht, daß die Großmutter den Sami am Abend fortsandte, mit dem Bedeuten: er solle den Großvater heimbegleiten, weil es gar finster werde und der Alte nicht mehr so viel erleiden möge. Spät kamen sie zusammen heim, niemand achtete sich ihrer. Am Sonntag war es schön Wetter. Viele aus unserm Hause gingen zur Kirche, auch mein Vater, nur meine Mutter nicht. Seit ihrem Unglück mußte man sie fast zwingen, in den Gottesdienst zu gehen, und später, als die Kleider ihr zu fehlen anfingen, ging sie gar nicht mehr hin.

Nach und nach kamen Alle zurück, bis an meinen Vater, den niemand seit der Kirche gesehen haben wollte. Man setzte sich zu Tische, ärgerte sich über das schmutzige Tischtuch, die schlechte verdünnte Suppe und brummte über die kleinen Stücke Fleisch, aber aufreden durfte doch niemand. Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen mein Vater stürzte herein mit rollenden Augen, wie ihn niemand noch gesehen hatte, auf den Großvater zu und brüllte: Ist's wahr, hest de dem donners Schnuderbub da d'r Hof ums halb Geld verkauft?

Und eine Stille ward, als ob der Donner eingeschlagen hätte; mehrere Minuten lang sprach niemand ein Wort. Meinen Vater hatten Wuth und Haß sprachlos gemacht. Großvaters und die jungen Eheleute waren erschrocken über den so schnell an den Tag gekommenen Kauf, der ein Geheimniß bleiben sollte noch eine Zeitlang, theils, weil man die andern Brüder noch zu Gunsten Sami's als Knechte ohne Lohn be-

nutzen, theils, weil man das Unangenehme, welches natürlich das Ruchtbarwerden dieser unväterlichen Handlung nach sich ziehen mußte, verschieben wollte. Großvater hatte sich bei der Fertigung einige Maaß Wein mehr nicht reuen lassen, um sich bei seinen Kollegen Stillschweigen zu erkaufen, und einen ganzen Kloben an den Schreiber, daß er spät Abends die Fertigung noch vornehme, nachdem alle Leute verlaufen waren, und am folgenden Morgen wußten die Kirchenleute alles. Wie war das möglich? Das hätte der gute Großvater gar gut wissen können; allein die Menschen wissen oft gar nicht, was sie selbst thun, und können es sich daher nicht erklären, wenn Andere das Gleiche thun. Wenn Hausväter um Mitternacht, oder erst gegen Morgen nach Hause kommen, so sagt ihnen ihr Gewissen, daß sie gefehlt, ihre Erfahrung, daß die Weiber sie tüchtig abputzen, oder mit ihnen kupen werden. Nun sinnen die Männer, auf welche Weise sie das Wetter abwenden können: die Einen kramen Wein, ein weißes Brödtli, die Meisten aber, instinktmäßig die schwache Seite der Weiber auffindend, bringen ihnen nicht etwas für den Hunger oder den Durst, sondern etwas für den G'wunder nach Hause. Sie wissen, daß, sobald sie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, die Frau die Sünden des Mannes vergißt und sich fest beißt in die Sünden des Nachbars.

Gar manche Frau branzt auch mit dem Manne gar nicht, weil er spät heimkommt, sondern nur, um Neuigkeiten und Geheimnisse herauszupressen, wie man einen Schwamm drückt, damit das Wasser heraus läuft. So geht es in manchem Hause, so ging es bei Großvater und so auch bei andern Gerichtsäßen; und sicher nicht nur zu Unverstand, sondern an andern Orten mehr, und sicher nicht nur bei den Gerichtsäßen, sondern auch bei den Sittenrichtern. Ja, man sagt, diese erwarteten nicht einmal die Nacht, um zu plaudern, sondern schon des Mittags bei der Fleischsuppe fingen sie an, und ehe man mit dem Fleische fertig sei, wisse man über den Tisch weg die

ganze Verhandlung, von welcher sie eben kommen. So war es diesmal gegangen, wie andere Male, und doch konnte es der Großvater nicht begreifen und behauptete steif und fest, es müsse jemand unter dem Bett versteckt oder am offenen Fenster gewesen sein. Des Vaters Brüder waren verstummt; an so etwas hatten sie nie gedacht, überhaupt nie daran gedacht, daß das bestehende Verhältniß ändern könnte; sie brauchten lange Zeit, die Sache zu fassen, und dann noch längere Zeit, bis die bei ihnen von unten auf kochende Wuth Worte gebildet und zum Mund hinausgetrieben hatte. Es lohnte sich wohl der Mühe, in Zorn zu kommen über diesen Kauf. Der Großvater hatte den Hof von seinem Vater gekauft, und zwar um die gleiche Summe, welche jetzt Sami zahlen sollte: allein die Kaufsumme war wohl gleich, nur der Preis nicht. Der Großvater hatte den Hof **6000** Pfd. theurer übernommen, als er gefergget wurde vor Gericht. Diese **6000** Pfd. betrugen sein Weibergut, welches er gleich baar an den Hof zahlte, ohne daß dessen im Kaufbrief erwähnt wurde, um von so viel tausend Pfund die Staatsgebühren zu ersparen, den Staat drum zu beluxen. Ein Kniff, den nicht nur Gerichtsäße, sondern noch ganz andere Leute treiben. Dann war noch eine bedeutende Matte gekauft, der Hof durch bessere Bearbeitung gar sehr verbessert worden, und doch gab er alles das dem Sami um den Kaufschilling, den er bezahlt hatte.

War Großvater ein so schlechter Mann, daß er seine sieben übrigen Kinder auf eine so schändliche Weise betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig Anderes gesinnet und getrachtet, als einen großen Haufen zusammen zu bringen; seine Kinder sah er wie Ameisen an, welche zu diesem Haufen immer noch mehr zusammenkräzen sollten. Daß dieser zusammengescharrte Haufen zusammenbleibe auch nach seinem Tode, das war sein Lieblingsgedanke; ob darüber seine andern Kinder Bettler würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am besten,

wenn Keines heirathete, sondern Alle die unbezahlten Leibeigenen ihres Bruders blieben. Zu solcher grenzenlosen Herzlosigkeit und unnatürlichen Härte wird der Mensch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.

Ein Unbefangener hatte füglich Zeit, diese Betrachtungen zu machen, während sie Alle sich stumm, aber auf der einen Seite mit wachsender Wuth, auf der andern mit steigender Verlegenheit gegenüber standen. Auf der sündigen Partei war allein Sami's Frau nicht verlegen; die hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Sie brach daher auch zuerst das Stillschweigen und sagte meinem Vater, das gehe ihn am allerwenigsten an; er selbst sei nichts werth, und seine Schlampe und vier andern Freßmäuler habe man ihm lange genug umsonst gefüttert. Wie oft ein Kanonenschuß das Zeichen der Schlacht ist, und, wenn er nach langer Stille abgefeuert wird, auf einmal alle Kanonen brüllen, das Gewehrfeuer dazwischen prasselt und das friedliche Feld zum Schlachtfeld wird, so war hier die Rede Vreni's der Kanonenschuß, der alle Mäuler öffnete und die Fäuste ballte. Alles brach los, meine Mutter vor Allen mit schneidenden Worten, die Tanten schimpften und die Onkel brüllten gerade heraus. Als Großvater und Großmutter schlichten wollten, erhielten sie auch ihren Theil. Man stand auf, man trat einander näher, hielt sich die Fäuste vor's Gesicht, die Kinder schrien, eine allgemeine Prügelei drohte. Mein Vater hatte bereits den Sami in eine Ecke geschleudert, wollte Vreni beim Göller nehmen, die warf ihm eine Kachle Milch in's Gesicht, daß er schnobsen mußte. Andere Hände streckten nach Vreni sich aus, Sami drängte sich wieder hinzu, Großvater wollte auch fassen, da fuhr auf einmal unser Ringgi, der gewöhnlich meinen Vater begleitete, dem Vreni an die Beine, weil es sich an meinem Vater vergriffen hatte, und biß tüchtig zu. Ueber diesen neuen Feind brüllte es laut auf, wehrte sich mit Händen und Füßen, aber Ringgi wurde immer wilder, riß ihm das Fürtuch vom Leibe, den halben

Kittel, biß auch Sami, der helfen wollte. Man sah deutlich, daß der Ringgi einen eigenen Trieb hatte, an Vreni sich zu rächen, das ihm weit schlechter und weniger zu fressen gab, als früher die Großmutter. Die Andern zogen ihre ausgestreckten Hände zurück, machten dem Ringgi Platz, der für sie Alle den Streit übernommen und vielleicht auch den Großvater vor Schlägen gerettet hatte, jubelten, brüllten bei jedem neuen Fetzen, der davon flog. Als es endlich der Großmutter gelang, den Ringgi aus der Stube zu bringen, da hatten sie ob der Schadenfreude und der wilden Lust den Handel und den Hof fast vergessen und konnten nicht satt werden, zu erzählen, wie wüthend und zerrissen Vreni das Schlachtfeld hätte verlassen müssen. Nur mein Vater vergaß den Handel nicht. Er hatte Weib und Kinder, und um seiner treuen Arbeit und vielleicht auch um meinetwillen wahrscheinlich Theil am Hof zu erhalten gehofft. Er war nun **45** Jahre alt, hatte keine **10** Batzen Geld im Sack, nichts angeschafft, keine Ehesteuer, keinen Troffel erhalten; nichts besaß er, als die Kleider und ein wenig Hausrath, den seine Frau aus ihrem Schiffbruch gerettet. Das rüttelte sein ganzes Wesen auf; er verschwor sich, keinen Streich mehr auf diesem Hofe zu arbeiten, und verschwand einige Tage ganz, ohne daß man wußte, wohin er gegangen.

Das waren traurige Tage, denn aller Friede war gewichen. Keins gab dem Andern ein gutes Wort; nur wenn ich an der Schürze der Großmutter hing, war ich vor Schlägen sicher, aber nirgends vor bösen Worten. Großvaters waren still und mürrisch; wahrscheinlich schlug das begangene Unrecht ihr Gewissen, und sie fingen an, zu fühlen, was ihrer warte, wenn Vreni vollends Meisterfrau geworden sei. Auch machte ihnen das Ausbleiben meines Vaters Angst; sie fürchteten nach und nach, er möchte sich ein Leid angethan haben. Das wäre das Schrecklichste gewesen, was ihnen hätte widerfahren können; nicht bloß, weil sie sich als die Ursache seiner Verzweiflung

hätten betrachten müssen, sondern wegen der Schande, die dadurch über ihre ehrbare Familie kam, und weil sie ganz bestimmt glaubten, er müsse als Gespenst wieder kommen, hätte keine Ruhe und ließe auch Andern keine. Schon durfte des Nachts Großmutter nicht mehr allein ums Haus, und wenn Abends jemand an der Thüre klopfte, so hätte sie um keinen Preis mehr geöffnet oder gefragt: Wer ist da? aus Furcht, den Benz zu sehen oder zu hören.

Meine Mutter kannte die Ursache der Abwesenheit des Vaters, aber sie war boshaft genug, sie nicht nur nicht merken zu lassen, sondern noch durch verstellte Betrübniß und Stichelreden über beraubte und getödtete Kinder die Herzensangst zu vergrößern und sogar Vreni zum Schweigen zu bringen. Diese hätte meinem Vater den Tod herzlich gegönnt und der Mutter dazu, aber das Wiederkommen desselben fürchtete sie gerade am meisten, weil zu erwarten war, das Gespenst werde sich am meisten an ihr vergreifen.

Endlich, am Morgen des sechsten Tages nach jenem Auftritt, erschien mein Vater mit Roß und Wagen vor dem Stöckli und befahl der Mutter, alsobald die wenigen Habseligkeiten aufzupackeu, und mich holen zu lassen; er wolle weder dem Pferde eine Hand voll Heu hier geben, noch einen einzigen Bissen hier essen. Meine Mutter gehorchte mit großer Freude und sandte alsobald hin, mich zu holen; Großmutter ließ erwiedern: ich sei ihr Kind, sie lasse mich nicht. Einer erneuerten Botschaft gab sie gleichen Bescheid. Da erschien mein Vater selbst, drang in die Stube, wo Großvaters waren, riß mich auf den Arm und wollte, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus. Doch die Großmutter stellte sich ihm in den Weg und sprach: Benz, thu doch nicht so, wo willst du hin mit dem Miaßli, den lasse ich dir nicht! Nun folgte ein erschütternder Auftritt, der mein Lebtag mir vor Augen sein wird. Die frühere Angst um den Sohn war noch in Großvaters, sein wildes Aussehen ließ sie glaubeu, daß er zu allem

fähig sei, selbst zum Mord seiner Kinder. Ihr Gewissen fing nicht nur an zu erwachen, sondern sie begannen schon zu fühlen, daß sie den Löffel aus der Hand gegeben, ehe sie genug gegessen, daß Undank ihr Lohn sei; sie waren schon beiden, Sami und Vreni, im Wege, und was ihnen gegeben werden sollte, erhielten sie entweder gar nicht, oder schlecht. Beide waren weich gestimmt und wollten den Benz so nicht fortlassen, die Großmutter nahm ihn bei der Hand und machte ihn sitzen; er mußte endlich, so sehr er sich weigern mochte, von dem aufgestellten Brönz trinken, nur essen wollte er nicht, das hatte er verschworen. Sie baten ihn, nicht so wüst zu thun, mich ihnen zu lassen; wenn sie das Leben hätten, so würden sie sorgen, daß er nicht zu kurz komme. Endlich wurde mein Vater auch weich, zählte alles her, was er gethan, welchen Lohn er erhalten, wie ihm zu Muthe gewesen sei, was er erst Furchtbares im Sinn gehabt, und alle drei weinten mit einander, und ich natürlich auch mit. Da ließ meine Mutter fragen: warum sie so lange warten müsse? Nun erst mußte Vater Bescheid geben, wohin er wolle. Man erfuhr, daß er mehrere Stunden von da einen Hof empfangen habe; Großvater schüttelte den Kopf, ging aber über das Genterli und drückte dem Vater Geld in die Hand. Die Großmutter hatte wieder Hoffnung gefaßt, mich behalten zu können. Allein mein Vater war unerbittlich; er behauptete, keins seiner Kinder hätte Triftig in der Nähe des Geizhundes, sie wäre im Stand, ihnen ein Leid anzuthun, und er hätte es verschworen, keins eine Stunde länger im Hause zu lassen, sobald er ein ander Obdach für sie gefunden. Da weinte die Großmutter wieder bitterlich; mit von Thränen dunkeln Augen packte sie meine Kleidchen zusammen. Sie fühlte wohl, daß Benz Recht hatte und daß die Trennung von mir eine gerechte strafende Folge ihrer Handlung sein müsse. Zum letzten Male nahm sie den Spycherschlüssel zur Hand, doch mich ließ sie nicht mit, und brachte ein ganzes Fürtuch voll dürres Zeug zurück, womit sie mir alle Säcke vollstopfte und

dem Vater noch den Rest einsteckte. Der Vater pressirte, aber die Großmutter konnte nicht aufhören, mich zu küssen und mir zu sagen: ich solle sie nicht vergessen, im Frühjahre wolle sie zu uns kommen. Der Großvater nahm mich auf die Arme, er hatte ganz nasse Backen. Als ich endlich mit zur Stube hinaus mußte, trug mich die Großmutter bis zum Wagen, gab mir noch alles Geld, was sie in den Säcken hatte, bat auf das rührendste: man solle ihnen doch nicht zürnen, konnte mich gar nicht loslassen, und als endlich die Pferde anzogen, sie mich lassen mußte, setzte sie sich auf einen Baumstamm, hielt das Fürtuch vor das Gesicht und weinte, daß es sie über und über schüttelte. Ich schrie, so laut ich konnte: Großmutterli, Großmutterli, ich will nicht fort, will dich nicht verlassen! Allein umsonst, die Pferde zogen an, fort ging's. Bald sah ich die weinende Großmutter nicht mehr, sah ihr Haus nicht mehr und am Ende gar nichts mehr; in lautem Weinen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine glückliche Zeit war dahin; sie hatte etwas mehr als fünf Jahre gedauert.

Drittes Kapitel.

Das Leben.

Am folgenden Morgen erst erwachte ich. Mein Erstes war, die Großmutter zu rufen. Sie antwortete nicht; ich rief: Großvater! erhielt keine Antwort. Ich sah auf; mein Bruder lag neben mir, die Stube war mir fremd; nirgends ein Großvater, nirgends eine Großmutter! Ach, da wollte mein junges Herz brechen in namenlosem Schmerz; selbst die Schnitze, die ich in meinen Säcken vorfand, tröfteten mich nicht. Erst als nach dem Morgenessen der Vater mich mit hinausnahm in den Stall und mir versprach, eine Kuh und ein Roß sollten mein sein und alle Schafe, vergaß ich mein Elend,

das sich aber noch manchen Morgen und manchen Abend erneuerte.

Ich fing an mich umzusehen, und fand uns in einem großen alten Hause auf einem Berge wieder. Neben dem Hause stand ein Stöcklein; rings um dasselbe ein großer Obstwachs, und in weiterem Kreise, größtentheils in steilen Halden bestehend, dehnte sich ein bedeutendes Heimwesen aus. Nur unterhalb des Hauses war ein Stück, das durch den Brunnen gewässert werden konnte, und ganz im Boden eine Lischenmatte.

Das Lehen hatte mein Vater von dem alten Bauern empfangen, der im Stöcklein wohnte. Zugleich gab ihm dieser Vieh, Haus- und Feldgeräth in die Schatzung, welche sogenannte achtbare Männer machten, aber sie waren mit dem Bauer am gleichen Orte Burger.

Als mein Vater im Zorn fortgelaufen war, wollte er nicht eher zurück, als bis er etwas empfangen hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens wurde er immer hitziger, bis er endlich diesen Hof fand. Das viele Land gefiel ihm, der Zins schien ihm klein dagegen. Er bedachte nicht, daß zwischen einem Bergheimwesen und einem Hof auf ebenem Boden ein großer Unterschied ist. Zudem war der Bauer ein alter Fuchs, der dem Vater den Mund recht wässrig zu machen wußte nach den Herrlichkeiten, die droben ihm warteten. In seinem Unmuthe über die eigenen Leute hielt er alle Andern für ehrlicher und bessere Freunde. Er gab daher gerne zu, daß zwei Vorgesetzte der Gemeinde, in welcher der Hof lag, die Schatzung machen sollten als unparteiische Männer. Er glaubte, ein Statthalter und ein Gemeindevorsteher würden sich nicht dafür halten, jemand zu betrügen. Er hatte noch nicht erfahren, daß einem zu lieb reden nicht betrügen heißt.

Im Anfang war der Himmel voller Geigen. Der Mutter that es bis in die Fußsohlen wohl, selbst Meisterfrau zu sein und nicht bloß im Küherstöckli, sondern im großen Hause wohnen und mit Milch ꝛc. schalten und walten zu können nach Belie-

ben. Die Bäurin kam fleißig zu ihr herüber und that wie die Liebe selbst. Meine Mutter nahm das alles für baares Geld und merkte nicht, daß die Alte nur kam, um ihr recht auf die Eisen zu sehen und zu vernehmen, was alles vorging. Eben so machte es der Bauer. Er trappete meinem Vater überall nach, war beim Heurüsten, beim Füttern, schien lauter Holdseligkeit zu sein, wußte aber nebenbei das Wasser auf seine Mühle zu reisen. So überredete er z. B. gleich in den ersten Tagen meinen Vater, sein Holz im wüstesten Graben zu schlagen, wo man kaum mit ihm fortkonnte, und wußte dem Vater das Stöcken so leicht und lieblich darzustellen, daß er einen schönen Haufen ausmachte, ehe die Feldarbeit anging. Ob diesen Dingen litten Wagen und Werkzeuge bedeutenden Schaden, aber was fragte der Bauer diesem nach, ging es ja über meines Vaters Buckel aus! Gegen das Frühjahr stellten sich ein Knecht und eine Magd ein, weil meine Eltern einsahen, daß sie den Hof nicht allein bearbeiten konnten. Noch ging zwar alles gut, die Mutter brauchte noch nicht recht frühe aufzustehen, hatte für wenig Leute und keine Schweine zu sorgen, und ob sie nebenbei viel oder wenig mache, sah ihr niemand nach. Die Kinder überließ sie freilich sich selbst, bekümmerte sich wenig darum, ob sie gewaschen und geströhlt seien oder nicht.

Nun kam das Frühjahr mit allen seinen Arbeiten: Mist führen, Land rüsten für Haber, Flachs, Bäunde 2c. Am Morgen mußte früh aufgestanden werden, das that meiner Mutter weh, das Frühstück war nie zu rechter Zeit fertig. Die Magd sollte ihr helfen, wie sie meinte; und der Vater meinte nicht nur, die Magd solle ihr nicht helfen, sondern sie selbst solle machen, daß sie so früh als möglich zum Hause heraus auf's Land komme. Allenthalben fehlte es ihm an Händen, da das meiste Land steil war, Erde hinaufgeführt und der Mist in Bännen am Seil gezogen werden mußte, was viel mehr Zeit braucht, als man im ebenen Lande denkt. Zudem war auch der Zug schlecht, den er übernommen hatte. Alle benachbarten Leute,

der Arbeit gewohnter, mit Leuten besser versehen, kamen dem Vater vor, erst um eine Woche, dann um zwei; endlich trampelte der Bauer heran und sagte: Benz, du mußt Leut' anstellen, so geht das nicht. Und Benz stellte in der That Leute an, der Hausbrauch vermehrte sich dadurch, die Magd mußte nun doch der Mutter helfen, wenn man Vormittag z'Morge, vor Abend z'Mittag, vor Mitternacht z'Nachtessen bekommen wollte; den Leuten mußte der Taglohn bezahlt werden, und auf das alles hatte Benz nicht gerechnet!

Ja, Benz hatte noch auf gar viel nicht gerechnet. Benz hatte nur an den Zins gedacht, aber nicht an die Haus- und Arbeitskosten; hatte gedacht, aus dem Stall viel zu lösen, und nicht, daß er auch kosten könne; hatte nur an gute Jahre gedacht, nicht an mittelmäßige, noch viel weniger an schlechte. Das Geld, welches ihm der Großvater gegeben hatte, war im Genterli in einem Körbchen, und er und die Mutter nahmen daraus, wann sie nöthig hatten. Das erhaltene Geld hatte ihnen unerschöpflich geschienen, sein Lebtag hatte der Vater noch nie so viel beisammen gehabt; wie erschrack er daher, als er eines Tages Geld nehmen wollte, mit der Hand lange im Körbchen herumtappte, ehe er welches fand, und beim Herabnehmen sah, daß fast keins mehr darinnen war. Er stund da, wie vom Himmel herabgefallen; er war außer Stand, zusammen zu rechnen, was er ausgegeben, besonders nicht, was er Schmied und Wagner gegeben. Der alte Fuchs hatte es so eingerichtet, daß meinem Vater gleich anfangs eine Menge Reparaturen auffielen; dieser konnte nicht rechnen, wie viele Kleinigkeiten in's Haus angeschafft worden, konnte an der ganzen Sache nichts begreifen, bis ihm endlich in Sinn kam, die Mutter müsse unvernünftig viel daraus genommen haben und nichts darein geliefert. Wahr war es, daß meine Mutter aus Hochmuth manches angeschafft hatte, was hätte unterbleiben können; wahr war es, daß sie den Kaffee lieber ohne Schiggore trank, lieber stark, als schwach; wahr war es, daß sie den Anken

lieber selbst brauchte, als verkaufte, und nur dann eine Ankenballe zum Verkauf rüstete, wenn sie selbst damit z'Märit gehen konnte. Sie bewies meinem Vater immer, daß es vortheilhafter sei, selbst auf den Märit zu gehen, als den Anken dem Träger bei Hause zu verkaufen, denn sie löse immer wenigstens einen Kreuzer mehr; daß aber der Schoppen oder die Halbe, ein Bratwürstli, das weiße Brödchen, das man nach Hause brachte, etwas kosteten, daran dachte man wieder nicht.

Nun gab es einen tüchtigen Lärm. Die Mutter sollte sagen, was sie mit dem Gelde angefangen; sie wollte nichts apartes wissen, mein Vater es nicht glauben, mußte aber am Ende schweigen; denn der Mutter Zunge war weit geläufiger, als die seine. Damit kam das Geld nicht wieder, kam auch die Klugheit nicht, die Ausgaben, wenn auch nur obenhin, aufzuzeichnen. Es kam aber die Ernte, freilich keine reichliche, denn der Bauer hatte den Samen gespart gehabt, aber man konnte dreschen und einige Mütt Korn verkaufen, also auch die Arbeiter bezahlen. Dieses Dreschen zur Unzeit versäumte wieder. Den gehäuften Arbeiten konnte man nur durch Anstellung mehrerer Leute begegnen. Nun der Benz rechnete wieder auf schönen Erlös von Gespinnst und Obst, welche beide wohl zu gerathen schienen. Vom Obst hatte er das Aufgelesene und die Hälfte des Geschüttelten oder Abgenommenen. Er arbeitete also getrost darauf los, stellte Leute an und rechnete, er könne alle Jahre seine Kinder mehr gebrauchen.

Wir fingen an Obst aufzulesen, hatten aber damit wenig zu thun. Wenn an einem Morgen ein halb Dutzend Aepfel unter einem Baume lagen, so trappete der Bauer heran und stellte auf Nachmittag das Schütteln an, weil er fürchtete, wir könnten zu viel bekommen. Ob die Aepfel reif seien, ob wir Zeit hätten, darum kümmerte er sich gar nicht. Mein Vater hatte nicht Zeit, sich dessen zu achten, die Mutter verstand es nicht; uns Kindern blieb es überlassen, das halbreife Obst in den Keller zu schleppen und aufzuschütten. Wie es da zuging,

kann man sich denken! Süßes und Saures kam unter einander; das Spätobst wurde eingekellert, ehe man das frühere weggeräumt hatte. Die Mutter kam mit der Haushaltung nicht zurecht, geschweige, daß sie noch um das Obsterlesen im Keller sich viel hätte bekümmern können. Zwar rüstete man auch, kam aber mit dem Dörren auf den Oefen nirgends hin, weil man noch nicht heizte und einen einzigen Kunstofen hatte, und wenn man zuweilen auch eine Dörrete für den Backofen gerüstet und am Morgen der Vater einheizen wollte, so fand er Schnitze vom Bauer darin, der nichts Anderes zu thun hatte, als Aepfel zu rüsten, und das Holz nicht sparte, weil der Vater es ihm rüsten mußte. So faulte eine unendliche Menge Obst. Man suchte einzubeizen, dazu hatte man aber nur wenig Geschirr. Man gab den Schweinen so viel, daß sie endlich nichts Anderes fressen wollten und auch nicht ausfielen, wie sie sollten. Verkaufen konnte man fast keins, wenn ein Käufer in den Keller kam, so verging ihm alle Lust. So schrumpfte der ganze geträumte Gewinn aus dem Obst zusammen auf einige Batzen, die man vom Brenner löste, einige Maaß Bätziwasser und einige dürre Schnitze, von denen aber fast die Hälfte verbrannt war.

Flachs und Werch hatten wir viel gemacht; allein der Flachs hatte auf der Rooßi viel gelitten. Ob dem zu viel zu thun, kam man zu den meisten Sachen nie zu rechter Zeit; so war das Kehren und Aufnehmen auch versäumt worden. Der Bauer merkte das alles, aber statt mit seinem Aepfelabnehmen inne zu halten oder zur Zeit zu mahnen, kam er, wenn der Schaden geschehen war, lächelte auf den Stockzähnen und sagte etwa: Benz, du hest wohl lang g'wartet, oder: es wäri vor acht Tage gut g'sy. Die Mutter stellte eine gewaltige Brechete an, und es that ihr wohl bis in die Schuhe hinab, die Meisterfrau zu spielen; sie wollte gerühmt werden, that zu viel an die Sache und bedachte nicht, daß man eben am meisten ausgeführt wird, wenn man sich groß machen will, ohne es zu vermögen.

Den Hechler hatte man auch nicht umsonst; nur für diese Auslagen zu decken, mußte man manches Pfund verkaufen. Als nun alles fertig war und man nachsah, was zu verkaufen sei, so fanden sich Hemden nöthig bei uns allen; Anzüge hatte man auch zu wenig, eben so Tisch- und Bettücher; ja wenn man hätte wollen machen lassen, was die Mutter nöthig glaubte, man hätte noch viel dazu kaufen müssen. Das that man freilich nicht, sondern, um die Hauptausgaben zu decken, sollte eine Portion verhandelt werden. Unter mehreren Malen schleppte die Mutter diese auf den Markt, und wenn man das Geld zusammengethan hätte, was sie heimbrachte, es würde keinen großen Haufen gegeben haben. Das Zurückbehaltene mußte gesponnen werden, aber wer sollte das thun? Die Mutter spann nur, wenn Besuch da war, sonst hatte sie mit der Haushaltung zu thun oder schnurpfte etwas. Die Magd mußte der Mutter helfen, oder dem Knecht, kam nicht viel zum Spinnen. Meine Schwestern hätten Altershalb gar gut spinnen können, aber niemand führte sie ordentlich dazu an; beim besten Willen verrichteten sie nicht viel. Es mußte also eine Spinnerin angestellt, dieser der Lohn gegeben werden; das waren wieder Kosten, auf die man nicht gerechnet hatte. Die Eltern trösteten sich mit dem Erlös aus dem Getreide. Ueber Hals und Kopf wurde gedroschen. Haber und Korn gaben, den Garben nach, wohl aus. Als man aber dem Bauer das Vorbehaltene ausgerichtet, dem Müller das Vorgegessene zurückgegeben, bei Seite gethan hatte, was man bis zur nächsten Ernte für den Hausbedarf bedurfte, blieb so viel nicht übrig. Als der Vater dem Knecht und der Magd ihren Lohn bezahlt, verschiedene Ansprachen des Gerbers und Schneiders berichtiget hatte, hatte er noch etwas, jedoch so wenig, daß er, der nun an die Hauskosten denken gelernt hatte, wohl einsah, daß davon für den Zins durchaus nichts bleibe. Man verkaufte noch Schweine, aber auch dieses Geld reichte nur dazu, den Vater in Stand zu setzen, den Stall ein wenig besser zu besetzen. Der

Bauer hatte ihm vier Kühe und zwei Pferde in die Schatzung gegeben. Von den vier Kühen war eine einzige etwas werth; es war schlechte Waare, die schlechte Nutzung gab. Der Vater wollte mit dem Bauer brummen, allein dieser wußte dem Vater alles von der besten Seite darzustellen und behauptete, er habe deswegen immer altes Vieh gehabt, weil es weit bessern Mist gebe, als das junge. So hatte der alte Kauz für Dünger sorgen wollen, aber ein ordentliches Mistloch machen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. Um nun nicht gar viel an den Thieren zu verlieren, suchte mein Vater einige zu mästen. Zu diesem Zweck mußte er besser füttern, mußte allerlei beisetzen: Erdäpfel, Korn 2c., hatte dazu wenig oder keine Nutzung, und wenn er am Ende auch einige Franken mehr löste, als die Schatzung betragen hatte, so war er doch, wenn er Alles rechnen wollte, in bedeutendem Verlust. Ein Lehenmann muß aber Alles rechnen, muß aus allen Dingen einen Kreuzer zu lösen suchen, und nichts ist thörichter, als wenn er viele Dinge braucht, die viel Franken gelten, um eine Sache einige Batzen theurer verkaufen zu können. Aber ein Lehenmann, der fast Tag und Nacht arbeiten muß, hat nicht viel Zeit zum Nachsinnen, besonders wenn er des Sinnens so ungewohnt ist und es ihm so schwer geht, wie meinem Vater. Der, welcher den Hof verleiht, der wenig oder nichts zu thun hat, der hat alle Zeit zum Nachsinnen, wie er das Wasser auf seine Mühle reisen, wie er den Lehenmann aussaugen will, wie der ihm den Hof verbessern müsse, damit wenn das Lehen zu Ende gegangen, er ihn noch besser verleihen, neue Vortheile erlistelen und einen andern armen Teufel zu Grunde richten könne.

So ging das Lehensjahr zu Ende, hatte viel Arbeit und Sorge gebracht, aber keinen Lohn dafür. Als man das Geld überzählte, fand es sich, daß nicht mehr so viel da war, als der Großvater beim Abschiede mitgegeben hatte, und doch war kein Kreuzer am Lehenzins bezahlt. Freilich waren viel außerordentliche Ausgaben da gewesen, die hoffentlich sich nicht wie-

derholten, freilich war der Stall etwas besser besetzt, allein ein ganzer Lehenszins war zu bezahlen, und woher im folgenden Jahre zwei Zinse nehmen, da man im vergangenen, welches doch keins der schlechtesten gewesen, nicht einen aufbringen konnte? Vater und Mutter begannen, als sie den Schaden einsahen, einander die Schuld gegenseitig zuzumessen. Der Vater hielt der Mutter vor: Sie sei nicht die Großmutter, verstehe nichts, brauche viel und thue wenig. Die Mutter gebrauchte gewöhnlich nur einen Vorwurf, der g'schweiggete aber den Vater. Sie hielt ihm nur seine Dummheit vor, welche ihn diesen Hof empfangen und sich so anführen ließ. Durch diese gegenseitigen Vorwürfe machten sie sich die Sache immer schwerer, die Lage immer drückender, ihre Herzen bitterer. Wo immer Keines an dem Unglück Schuld sein will, sondern es dem Andern aufbürdet, da kann man keine gemeinsame Maßregeln treffen, um dem Schaden abzuhelfen, derselbe wird immer größer. O, wenn die Leute wüßten, wie leicht sich Alles machen, Alles ertragen ließe, wenn man einig bliebe, wenn jeder auf die eigenen Fehler merkte, die der Andern mit Liebe bedeckte, oder mit Sanftmuth verbesserte, sie würden das leidige Verweisen und Vorhalten fahren lassen, wobei nichts herauskömmt, als Bitterkeit, Muthlosigkeit und größere Noth.

Alle diese Vorwürfe halfen also nichts, als daß sie den Vater in der Ueberzeugung bestärkten, daß er nicht nur die faulste, sondern auch die böseste Frau habe; daß die Mutter auf ihrer Seite nie an ihre Fehler glaubte, sondern den Vater und seine Beschränktheit als die Ursache alles Uebels ansah.

Der Bauer mahnte nicht ans Zinsen, aber er wußte aus der Schuld tüchtige Zinsen zu ziehen. Die Frau desselben brachte einen größeren Hafen für die ausbedungene Milch, als sie sollte; er mußte gefüllt werden. Was sollte man machen? Hätte man sich geweigert, so hätte das alte Ehepaar den Lehenzins eingefordert, den man ja nicht zahlen konnte. Der Bauer pflanzte mehr als er sollte, wollte große

Hanf- und Flachsplätze haben; den besten Mist, die beste Zeit mußte man für ihn gebrauchen; wollte Land zu Erdäpfeln, obgleich keins im Akkord ausbedungen war. Der Aerger verzehrte die Eltern fast, allein sie durften nichts sagen, aus Furcht vor dem Zins. Der Bauer brauchte, ohne viel zu fragen, die Pferde des Vaters, besonders um z'Märit zu fahren; ja er führte sogar auch Sachen um's Geld, führte dem Vater Pferde und Wagen ab, die er vergüten, von denen er den Zins zahlen mußte. Derselbe mischte sich immer mehr in alle Dinge hinein, und fing an zu befehlen, als ob wir nicht Lehnsleute, sondern Knechte wären Wennn sie irgendwo hin zu schicken hatten, so mußte Eins von uns laufen. Im Anfang gab es hie und da einen Batzen, seit aber der Vater ihnen schuldig war, sagten sie nicht einmal: vergelts Gott!

Mit welcher Freude ein Lehenmann bei solchen Umständen arbeitet und mit welchen Augen er seinen Blutsauger, der ihm immer auf den Fersen ist, betrachtet, kann man sich leicht denken. Wer will den richten, der allen Muth verliert und am Ende sein Elend in Schnaps zu vergessen sucht? Das that doch mein Vater nicht, er war zu sehr an Arbeit und Mäßigkeit von Jugend auf gewöhnt, als daß er durch seine Lage hätte anders gemacht werden können. Er war wie eine Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft. Der Sommer kam wieder und mit ihm wieder das alte Lied. Immer war und blieb man im Hinterlig, immer hatte man sich verrechnet. Bei jeder neuen Arbeit oder jedem Werch rechnete mein Vater dieses mit wenig oder keinen fremden Menschen machen zu können; war man nun mitten darin, so sah man, daß es nicht gehe, daß man durchaus noch mehr Leute anstellen müsse. Nun mußte man links und rechts ausspringen, um Menschen zusammenzutreiben, versäumte damit auch viel Zeit, und fand, wie der Knecht im Evangelium, nur Krüppel; denn die guten Arbeiter warten nicht bis mitten in ein Werch, um sich anstellen zu lassen. Am Ende

blieb man doch im Hinterlig und hatte mit vielen Leuten wenig ausgerichtet. Wenn die Noth am größten war, so humpelte der Bauer mit seinem Pfeifchen im Munde irgend einem Wirthshause zu, seinen gewohnten Schoppen zu trinken, und richtete es so ein, daß er bei den Arbeitern vorbei kam, um ihnen mit schadenfrohem Gesicht irgend etwas Spöttisches sagen zu können. Der Bauer wußte im Voraus, daß mein Vater nicht bestehen konnte, aber er hatte seine größte Freude daran, ihn so langsam nach und nach auszusaugen und verderben zu sehen. Ob wohl der Teufel an der Freude des Bauern auch seine Freude gehabt?

So waren die Kosten nicht geringer geworden, wohl aber der Ertrag im Vergleich mit dem frühern. Es war ein sehr trockenes Jahr gewesen, natürlich also an den trockenen Seiten die Heuernte schlecht, und nicht nur schlecht, sondern auch bedeutend dadurch verringert, daß man große Stücke eingrasen mußte, welche man sonst geheuet hatte. Im Allgemeinen war es wohl ein gutes Kornjahr, doch nicht für uns. Mein Vater hatte wenig Pflug gehalten und gesäet; das waren Arbeiten gewesen, welche der Großvater meist noch selbst verrichtete, und wenn auch zuweilen dieses an meinen Vater kam, so war es im ebenen Lande in fruchtbarem Boden. Hier auf der Höhe verstund er weder den Boden zu rüsten noch zu besäen. Zum Rüsten des Bodens brauchte es viele Zeit, zum Säen auf bergigtem magerm Lande viel Samen, und beides, Zeit und Samen, hatte mein Vater zu wenig. Er wollte mit beiden hausen, schadete sich aber dadurch gar sehr, denn natürlich wurde die Ernte um ein Bedeutendes geringer, als man an Samen und Zeit erspart hatte. So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft, sie wollen oder müssen am unrechten Ort sparen und verlieren dabei Alles. Obst gab es keines, der Flachs war mißrathen, zu verkaufen war nichts als Korn, dabei aber vorauszusehen, daß man im Frühjahr entweder Vieh abschaffen oder Futter kaufen müsse. Die Dien-

sten- und Taglöhne mußten bestritten werden, die Hauskosten liefen fort. Woher nun einen Zins, woher zwei nehmen, da man voraussah, daß aller Erlös nicht einmal zu den laufenden Ausgaben hinreiche?

Unsere Lage wurde so immer trübseliger, und die Eltern immer erbitterter gegen einander. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht gezankt und aus dem hintersten Winkel Dinge hervorgerissen hätten, um sich dieselben vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich alles vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander sagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern sich vorstellen. Doch war ich noch zu klein und auch zu gutmüthig, um nach dem, was die Eltern einander gegenseitig vorhielten, sie zu beurtheilen, und dadurch Achtung und Liebe gegen sie zu verlieren. Meine Geschwister dagegen waren alt genug, hängten Vater und Mutter ein böses Maul an, wo sie nur konnten, und wenn sie allein waren, repetirten sie zusammen, was sie gehört hatten, und fügten dann noch bei, was ihnen in Sinn kam und hechelten oft die Eltern ärger durch, als ihre größten Feinde es hätten thun können. Während so die Eltern gegen einander und mit ihrer Lage kämpften, verloren sie uns aus den Augen, und wir konnten thun, was wir wollten; hie und da fiel eine Ohrfeige, gar oft aber ohne Erklärung, so daß man nicht wußte, warum man sie bekam. Der Vater hatte im Kopf, was er der Mutter, was sie ihm gesagt, was er ihr ferner sagen wolle; die Mutter trug das Gleiche mit sich herum. Zwischendurch sannen sie vielleicht noch den zwei schuldigen Lehenzinsen und dem fast leeren Körbchen im Genterli nach, wie hätten sie da an ihre Kinder denken, auf ihr Betragen aufmerksam sein sollen? Sie bekümmerten sich nicht, ob wir zur Schule gingen, was daher auch nicht geschah. Daß der Vater mich aber noch immer liebte, sah ich zuweilen. Während er fütterte des Abends, saß er meist auf einem

Bänkli vor dem Futtergang, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in beiden Händen. Wenn ich nun da vorbei lief, so nahm er mich zwischen seine Knie, betrachtete mich und seufzte schwer auf, und wenn ich ihm flattirte und mit meinen Händchen seine Backen strich, war es, als ob seine Augen naß würden, er stund auf und ging in die Ställe. So kam, so verstrich der Winter, und während desselben war immer das alte Lied: Zank, Noth und steigende Verlegenheit, woher man nun bald zwei Zinse nehmen wolle.

Viertes Kapitel.

Der Großvater stirbt. — Eine Theilung.

Da klopfte es einst, als wir am Mittagessen saßen, und die Mutter stichelte: wie viel dem Vater seine reichen Verwandten helfen; und der Vater immer röther wurde und zum Ausbruch einen Anlauf nahm, an die Thüre. Die Mutter rief: Herein! Da trat ein Mädchen ein mit schwarzem Fürtuch und aufgebundenen Züpfen und brachte die Nachricht, daß der Großvater gestern gestorben sei, und wir übermorgen mit ihm z'Kilche kommen sollten. Die Nachricht kam so unerwartet, denn wir vernahmen nichts, was in unserer alten Heimath vorging, sie paßte auch so merkwürdig ins Gespräch, denn nun konnte der Vater erben, weil nach unserer Landessitte nach dem Tode des Mannes das Vermögen unter Kinder und Wittwe getheilt wurde zu gleichen Theilen, daß wir Alle verstummten. Endlich fing ich an zu weinen, die Mutter hieß die Botin mitessen, und allmählig ging das Fragen an.

Der Großvater war an einem Schlagflusse plötzlich gestorben. Man rede allerlei, setzte die Botin hinzu, was die Ursache dazu gewesen, wollte aber, so lange der Knecht und die Magd da waren, nicht recht mit der Sprache heraus.

Als diese endlich abgegessen und die Mutter noch Schnaps und weißes Brod extra aufgestellt hatte, denn sie wußte wohl, wie man die Leute redselig machen kann, da vernahm sie alles, was sie wollte. Das Mädchen berichtete, seine Mutter sei alle Tage in Großvaters oder vielmehr in Sami's Hause und die beste Freundin von dessen Frau. Zum Beweis dieser Freundschaft erzählte es alles Böse, was sich nur von einer bösen Frau erzählen läßt, über Sami's Frau, dem Elende der Großeltern, dem Zorne des Großvaters, an dem er erstickt, als seine Schwiegertochter seiner Frau ihr schlechtes Haushalten und ihr gegenwärtiges Nichtsthun vorhielt, sie thäte nichts und fresse sie noch von Haus und Hof, wenn sie lange leben sollte 2c. Solches sprach die Tochter der besten Freundin einer bösen Frau, die Freundin selbst hätte vielleicht noch mehr ausgekramt bei gutem Schnaps. Solche Freunde haben böse Leute, sie verdienen aber auch keine bessern. Aber merkwürdig ist es, daß gar viele Weiber, die nicht schlecht sind, keine andere Freundinnen kennen, als solche, die um einen Schnaps alles sagen, was man gerne hört, und um ein Kacheli Kaffee noch einmal so viel, als sie wissen. Die Thörinnen denken nicht, daß die gleiche Waare um den gleichen Preis allenthalben feil sei; daß die nämlichen Leute um einige Schlücke ihren ärgsten Feinden alles dankbar ausbriefen werden über die, die früher von ihnen in den dritten Himmel erhoben worden.

Meine Mutter hatte ihrer Lebtage keinem Pfarrer mit so großer Andacht zugehört, wie diesem Mädchen. Als dasselbe aufbrechen wollte, machte sie ihm noch ein Kaffee, in der Hoffnung, von ihm in der alten Heimath recht gerühmt zu werden, wie sie eine ganz Andere sei, als des Sami's Frau. Die gute Mutter dachte nicht daran, daß es ihr gar nicht besser ergehen werde als Sami's Frau, und daß eine böse Zunge immer zuerst den verläumdet, bei dem sie zuletzt gegessen. Aber die wenigsten Menschen sind so klug, zu denken, ein Dieb sei allenthalben ein Dieb, ein Verläumder sei überall ein Ver-

läumder, ein Jeglicher hätte das Gleiche von ihm zu erwarten. Mit einigen Schmeicheleien und Augendienereien sind die Meisten zu bestechen, und glauben, der Verläumder werde sie nicht verläumden, der Dieb ihnen nicht stehlen; ja am Ende glauben sie, er sei kein Verläumder, kein Dieb, müssen es erst zu ihrem größten Schaden erfahren, und werden doch nie klug.

Meine Mutter hatte über der Schadenfreunde wegen Sami's Frau selbst das Erbe vergessen, und dachte erst wieder daran, als das Mädchen fort war. Die Hausbäurin hatte das Mädchen auch gesehen, denn es konnte niemand zum Hause kommen, den sie nicht sah, hatte es nicht erkannt, und war g'wundrig, für wessen Leiche es gebeten. Um es zu vernehmen, kam sie die Milch zu holen, welche man ihr am Morgen ausgerichtet, hoffend, ein Wort werde das andere geben. Kaum sah meine Mutter sie, so fiel ihr das Erbe ein, und der große Milchhafen und die tausend Plackereien, welche man sich wegen dem schuldigen Lehenzins mußte gefallen lassen, und wie sie das dachte, sagte sie auch der Bäurin: Eisi, bring doch das andermal wieder den alten Hafen zum Ausrichten, ich will Schweine kaufen, und vermag es dann nicht an der Milch, dir alle Tage d'r Gottswillen eine Halbe zu viel zu geben.

Natürlich ging auf diese Rede hin das Feuer auf und Eisi sagte: Du hast mir noch nichts d'r Gottswillen gegeben, gieb du zuerst die Zinse, die ihr schuldig seid. Meine Mutter blieb nichts schuldig, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Weiber ihre Herzen von Grund aus leerten, und die Bäurin merkte, meine Eltern müßten Geld erhalten oder zu erwarten haben. Kaum hatte die Bäurin unsere Küche verlassen, als unsere Mutter uns schon unterrichtete, was wir ihr zu leid thun, ihr verderben müßten, ihr im Vorbeigehen zu sagen hätten. Zweimal ließen wir es uns nicht sagen, kein Tag verging, daß wir nicht irgend eine Bosheit an ihr verübt hätten, allemal zur größten Freude der Mutter. Nachdem diese ein so löblich Werk vollbracht, ging sie an das Mustern

der Kleider, die sie übermorgen anziehen wollte. Da fand sie zu ihrem hellen Schrecken ihre schwarze Kleidung verdorben, die einen Stücke grau und schimmligt, die andern von Schaben zerfressen. Sie war, seit wir da oben waren, nie zum Nachtmahl gewesen, hatte die Kleider nie gelüftet, daher nun die Bescherung. Der Magd ihre Kleider waren ihr zu gering, neue machen zu lassen war keine Zeit, zu der Bäurin durfte sie jetzt nicht gehen, um zu leihen, sie mußte sich entschließen, daheim zu bleiben und den Vater und mich allein gehen zu lassen. Die ganze Sehnsucht nach der Großmutter, die ich seither nie gesehen, erwachte. Die ganze Nacht konnte ich wenig schlafen, fragte alle Augenblicke, ob es nicht bald Zeit sei, aufzubrechen? und saß schon lange im Wägeli, als der Vater das Roß einspannte. Es war ein schöner Morgen und ich war lauter Freude. Das Kind giebt sich dem stärkern Eindruck hin, dieser war für mich das Wiedersehen der Großmutter, der Tod des Großvaters war vergessen, weil ich im Grunde wenig wußte, was todt sein bedeute.

Schon stunden Menschen mit Mänteln unter dem Arm um das Haus herum, als wir ankamen; doch sah ich mich nicht lange unter ihnen um, sondern lief auf das Stübchen der Großmutter zu, riß es auf und rief: Großmütti, Großmütti! Und Großmütti war da, aber ich kannte es anfangs gar nicht. Aus der stattlichen resoluten Frau war ein zusammengefallenes, gebücktes Mütterchen geworden, das mühselig mir entgegenkam, freilich mich herzlich liebkoste, aber gleich wieder anfing: o Aetti, warum hest mih verlah, o könnt ih d'r doch nah, aber ih maches nit meh lang; ih cha, wills Gott, bald o sterbe. Und wenn ich dann fragte: Aber Großmütti, wo wottst hi, was ist d's Sterbe? so sagte sie: Furt, furt us d'r böse Welt, da hi, wo niemer eim d's Esse vergönnt, wo keine böse Lüt meh sy. So jammerte sie ohne Unterbrechung, ich weinte mit, aber es ärgerte mich doch, daß sie mehr um den Aetti weinte, als sich über mich freute, daß sie

nicht alsobald in den Spycher ging; überhaupt schien sie mir nicht mehr das Großmütti zu sein, das ich verlassen hatte, und es ward mir unheimelig im Stübchen. Recht froh war ich, als jemand rief: Wir sollten doch hinauskommen, der Schulmeister fange schon an zu beten. Von diesem Beten weiß ich nur so viel, daß der Großvater brav gerühmt wurde, aber noch mehr die Hinterlassenen; ganz besonders Sami und seine Frau, denen aller mögliche Segen gewünscht wurde in Haus und Hof. Gar schön, hieß es auch, sei es zu sterben, wenn man so treu für seine Kinder gesorgt habe und ihnen so viel hinterlasse; es solle nur jedermann ein Beispiel nehmen und es auch so machen. Die Leute hörten recht andächtig zu und meinten nachher: Dä chönns, er syg doch e Meister.

Man trug den Großvater zu Grabe, senkte ihn in die kühle Erde und niemand weinte um ihn, als die Großmutter aus Herzeleid, und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er sein Gut verhudelt gehabt, acht Kinder hätten an seinem Grabe geweint, d. h. sie hätten geweint, daß der gestorbene Mann ihr schönes Gut verhudelt; um das Gut also, nicht um den Mann hätten sie geweint. Nun hatte er es nicht verhudelt, sondern sie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt, als „Husen“, nichts Köstlicheres als Reichthum; dem gemäß hatte er seine Kinder behandelt und erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingebläut, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die seine war: nach Geld und Gut. Ihre Liebe war also nicht beim Großvater, sondern bei seinem Gelde; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, sondern gewinnt? Man spricht oft von lachenden Erben, aber daran denkt man nicht, daß tausend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken, als für ihren Tod.

Großmutter wollte anfangs nicht ans Leichenmahl, bis Sami ihr sagte: Es wäre eine Schande für das ganze Haus, wenn sie nicht mit ins Wirthshaus käme. Sie, die sonst so

resolute Frau, die Alles regiert hatte, sie wußte jetzt nichts anders, als folgen, setzte sich jedoch mit mir so weit als möglich weg von Vreni. Dieser sah man die Schuld an Großvaters Tod nicht an; jetzt erst machte sie sich breit, räsonnirte, rühmte, regierte mit einer Rohheit, als ob sie an einer Hochzeit wäre und nicht an einer Gräbd. Die Brüder meines Vaters machten es wie sonst an den Fuhrungen: sie aßen und tranken bis es obenaus guckte, und versäumten keine Zeit mit Reden. Auch der Großmutter that das lang entbehrte bessere Essen wohl, die Thränen versiegten, und sie fand wieder Theilnahme für das, was außer ihr vorging.

Nun hätte ich gar zu gerne gehabt, wenn die Großmutter sich mit mir allein abgegeben. Sie that es auch zuerst, und fragte gar vieles, aber sie mußte auch Andern Bescheid geben. Der G'wunder erwachte, sie vernahm dies und das, von dem sie noch nichts gehört, vergaß mich darüber, bis ich ungednldig an ihr zupfte, was ich aber so oft wiederholen mußte, daß ich am Ende Langeweile bekam, die Großmutter auch nicht mehr recht liebte, den Vater suchte und heim wollte. Nachdem dieser noch den Tag der Theilung abgeredet hatte, brach er mit mir auf. Freilich war der Abschied von der Großmutter wieder zärtlich, sie sagte manchmal: Miaßli, du g'sehst mih nit meh, und drückte mir noch einige ihrer wenigen Batzen in die Hand. Gerne hätte sie mir noch vom Tische etwas eingesteckt, aber Vreni sah uns so scharf zu, daß sie es nicht wagte. Ich sah sie nicht mehr, die gute Großmutter. Sie starb, als ich schon ein Güterbub geworden; ich vernahm es nicht einmal, denn einen Güterbuben heißt man nicht z'Gräbd kommen, nicht einmal mit der Großmutter. Ich sah überhaupt meine Verwandten nicht mehr, ausgenommen Sami zuweilen, wenn ich auf ein Gut vertheilt oder verdinget wurde an den Mindestbietenden; da that er, als ob ich ihn nichts anginge. Seine Brüder heiratheten alle nicht, blieben seine Knechte, und er erbte sie alle.

Auf der Heimreise hatte ich meinen Vater gar viel zu fragen, ganz besonders wollte ich von ihm wissen, was denn das Sterben sei, und wo man da hingehe. Sterben ist, wenn man stirbt, sagte er mir, und da muß man alles verlassen, was man hat, Haus und Hof, und da thut man Einen ins Grab, wie du gesehen hast. So hatte ich meinen Bescheid, mit dem ich aber nicht viel zu machen wußte, als daß man beim Sterben weggehen und alles verlassen müsse, was man habe. So viel begriff ich aus Großmutters und Vaters Reden, daß man gerne sterbe, wenn man es bös, aber ungern, wenn man geerbt oder sonst gut es habe. So wär ich später auch gern oder ungern gestorben, je nachdem ich es gut oder bös hatte. Geht wohl bei vielen Leuten ihre Religion weiter?

Die Theilung ging vor sich und brachte circa **4000** Pfd. (**2000** Gulden) Geld ins Haus, aber nicht Frieden. Die Zwietracht hatte einmal Wurzel geschlagen, und da zanken sich die Menschen, wenn Geld da ist, über das Geld und, wenn keins da, über den Mangel desselben. Nur dann wurde Friede, wenn wir Kinder dem Bauern einen tüchtigen Streich gespielt, oder die Mutter ein scharfes Wort ihm angeworfen hatte: dann lachte der Vater, und die Mutter konnte einen ganzen Tag machen, was sie wollte, sogar Geld nehmen; denn der Vater hatte des Bauern Kniffe und Schadenfreude nicht vergessen, wenn er selbst schon wenig sagte.

Fünftes Kapitel.

Der Vater stirbt.

Dieses Jahr und ein Theil des Winters verstrich ungefähr wie die frühern. Zu Ende März ging das Lehen aus, und mein Vater suchte ein neues. Etwas Eigenes vermochte er nicht mehr. Das Lehen hatte ihn bereits fast zwei Drittel seines Erbtheils gekostet.

Im Winter mußte er dem Hausbauer noch sein Holz rüsten, und dieser bestand aus Bosheit darauf, daß eine große Buche an einem steilen Abhang gefällt werde.

Es war kalt und hart gefroren, als mein Vater nach dem z'Morgenessen sich rüstete, mit dem Knecht in den Wald ans Holzen zu gehen. Die Mutter sagte noch: Benz, ih wett nit gah, dä alt Schelm wird wohl warten. Der Vater achtete auf diese Rede nicht, nahm noch etwas Werkzeug mit, und machte sich fort.

Es war noch nicht Mittag, als der Knecht athemlos daher gelaufen kam, dem Stalle zustürzte, im Vorbeigehen uns zurief: Es solle Eins zum Doktor laufen, der Vater habe beide Beine gebrochen. Als sie die gefällte Buche schneiteten, war sie auf dem glatten Boden nicht genug verstellt, und so wie mein Vater einen Ast abhieb, schoß sie den Berg ab, drehte sich an einem Stock und ergriff den Vater, ihm beide Beine zermalmend. Ach, ich sehe ihn noch, wie man ihn auf dem Schlitten daher brachte, blutig über und über und schmerzlich wimmernd, wir Alle laut schreiend und kaum im Stande, ihn in die Stube auf's Bett zu tragen, während der Bauer, dem er die Buche gefällt, tubackend aus dem Läufterli g'wunderte. Ohnmächtig brachten wir ihn auf's Bett und wußten nichts anders zu machen, als ihn einzudecken, damit er erwarme. Dort kam er endlich zu sich und sagte leise: Trinken! Die Mutter brachte, was sie hatte, und wir freuten uns schon, es bessere, sagten es ihm auch, wollten ihn trösten: der Doktor werde bald da sein und ihn ganz gesund machen. Allein er schüttelte den Kopf, stöhnte wieder, daß es uns durch Mark und Beine ging und ich es in der Stube vor Angst nicht mehr aushalten konnte. Ich stieg auf einen Haufen Holz, um zu sehen, ob der Doktor nicht kommen wolle; allein ich sah niemand. Es ging lange, unendlich lange, es kam niemand; ich erstarrte, ich merkte es nicht. Endlich, endlich kam meine Schwester daher allein und berichtete: der Doktor werde bald

da sein, er sei nur noch da unten am Berge ins Wirthshaus gegangen, sagend: er hätte da etwas zu thun; wahrscheinlich werde er noch einen Schoppen trinken. — Herrgott, einen Schoppen trinken, und ein Mann hat beide Beine gebrochen! Endlich, nach einer Ewigkeit, kam der Doktor; er schnitt dem Vater die Hosen vom Leibe und fand die Knochen fast bis an die Hüften zersplittert. Es schien ihm ein Wunder, daß der Mann jetzt noch lebe, und er prophezeite seinen baldigen Tod. O, wie wir da Alle schrien und jammerten, und die Mutter am meisten! Sie fühlte vielleicht, daß sie nicht gewesen war, wie sie hätte sein sollen, sie jammerte immerfort: Ach Benz, Benz, stirb nit, du darfst nicht sterben, denk o an dini Ching; o Benz, Benz, ih will ganz e Anderi werde, ih will dr kei Verdruß meh mache! Ach, zu spät! Benz hatte den Ausspruch des Doktors wohl vernommen, er sah uns wehmüthig an und streckte der Mutter die Hand dar. Wir alle faßten sie und wimmerten: O Aetti, stirb nit, o Aetti, du darfst nit sterbe! Aber der Aetti hörte uns schon nicht mehr; Gott im Himmel hatte sich seiner Leiden erbarmt und ihn fortgenommen.

Nun war ein Herzeleid, das ich nicht beschreiben kann. Der Vater war, bei allen seinen Schwächen, uns doch lieb gewesen, besonders mir, und sein Tod war so unerwartet, so schrecklich! Wie der Tag verging, weiß ich nicht, und was in den darauf folgenden sich zutrug, weiß ich auch nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich immer ins Stübchen schlich, wo er lag, und dann von neuem zu weinen anfing, so daß mich niemand besänftigen konnte. Am vierten Tage wurde er begraben; von seinen Geschwistern begleitete ihn nur der dümmste der Brüder, und auch der Bauer, der bis dahin kein Lebenszeichen gegeben, ging mit, nachdem er tüchtig Käse, Brod und Wein, welches die Mutter aufgestellt, zu sich genommen hatte. So begrub man den Vater; wir waren nun Waisen und sollten es erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen.

Einige Tage nach des Vaters Begräbniß kamen viele Männer ins Haus. Einer hatte immer eine Feder hinter dem Ohr und eine in der Hand; man sagte ihm „der Schreiber". Ein Anderer war ein dicker Mann mit einem Maul, in welchem man einen vierspännigen Wagen hätte kehren können, ohne ihn hinten herum zu heben, und Zähnen, welche gewiß die härteste Nuß aufbeißen konnten; er hieß „der Gemeindsausgeschossene". Dieser Mann soll etwas Merkwürdiges an sich gehabt haben; sein Magen und sein Gewissen sollen nämlich eins und im Stande gewesen sein, Alles ohne Magenweh zu verdauen, was zum Maul einmochte, und was die Zähne zerbeißen konnten. Man denke, wie kommod! Noch Andere waren da, den Einen sagte man „Schätzer"; es waren die Nämlichen, welche geschätzt, was Vater sel. übernommen hatte; den Andern sagte man, ich weiß nicht wie.

Diese brachen nun die angelegten Siegel auf, nisteten in Allem herum, und ich dachte bei mir selbst: Das müßten aparti g'wundrig Leute sein, daß sie alles in die Hände nahmen, aufschrieben und gar noch sagten, was jedes Stücklein werth sei. Der Mutter kam es nicht so wunderlich vor, nur disputirte sie immer mit den Männern: die Sachen seien mehr werth, als sie aufschrieben. Dann sagte der Mann mit dem zusammengewachsenen Magen und Gewissen: Fraueli, häb du nume nit Kummer, ih will scho zu dr luege, es kostet dih nume minger. Das konnte ich damals wieder nicht begreifen, daß diese Sachen alle noch etwas kosten sollten; waren sie doch die unserigen, und von manchem Stück hatte ich gesehen, wie es der Vater bezahlt hatte.

Die Mutter kochte ihnen ein gutes Mittagessen und sparte dabei Fleisch nicht. Die Mannen ließen es sich auch gut schmecken,

und als die Mutter Alles aufgetragen hatte, fragte sie die Schätzer: wie sie den Tod ihres Mannes so schnell vernommen, daß sie schon eine Stunde nachher zum Versiegeln da gewesen? Der Bauer sei gekommen und hätte sie geschickt, antworteten sie. Ein Vater war von vier Kindern weggestorben, der Bauer war zum Theil schuld an seinem Tode, sah ihn blutend, bewußtlos ins Haus tragen, und woran dachte er? An den bald verfallenen Lehenzins, an möglichen Verlust oder Vortheil, der aus diesem Tod ihm werden könnte. Hatte der Mann wohl ein Herz im Leibe, oder keins?

Endlich mahnte der Schreiber wieder an die Arbeit zu gehen, der Ausgeschossene meinte aber: Si welle emel noh näh, dr Tag sig noh läng und was me hüt nit machi, chönn me morn mache; und mit aller möglichen Behaglichkeit zermalmte er ein Stück Fleisch nach dem andern. Das gefiel der Mutter schon nicht, und als der Bauer des Nachmittags sich auch herzuließ unter dem Vorwande, er müsse doch zusehen, daß man seine Sachen nicht auch schätze, und mit dem Ausgeschossenen besonders freundlich that, gefiel es ihr noch weniger; sie wurde mißtrauisch. Als es nachtete, brach man mit Schätzen ab, der Schreiber ging seiner Wege. Die Andern hieß der Bauer in seinen Stock hinüber kommen, vorgebend ihneu den Lehenbrief zu zeigen und das Verzeichniß der in Schatzung gegebenen Dinge, das nur in einem Doppel ausgefertigt war, welches der Bauer hinter sich hatte, weil der Vater sel. es halt nicht besser verstund. Als der Mann mit den guten Zähnen lange nicht wieder kommen wollte, das Kaffee zu nehmen, das ihm die Mutter gerüstet hatte, schöpfte sie Verdacht und schickte eines der Kinder vor das Fenster, zu guggen, was man in der Stube mache? Es berichtete, man habe Papier auf dem Tische liegen, Hamme, Käs, eine große Strohflasche und Brod, neben dem Bauer liege auch ein Säckli, was man aber rede, könne es nicht verstehn. Das eben hätte die Mutter gerne gewußt, konnte es auch von dem Ausgeschossenen nicht vernehmen, so

fein sie that. Der war besonders freundlich, fast wie eine Katze, ehe sie die Kräuel einhängt, trank Kaffee, als ob er den ganzen Tag nichts gehabt, trank noch einen guten Schnaps vor dem z'Bettgah und am Morgen mußte man lange auf ihn warten, um an die Arbeit gehen zu können. Als man endlich mit unserer Sach fertig war, forderte der Bauer, daß man zugleich auch die Abschatzung der Sachen vornehme, die ihm gehörten. Er brachte das Verzeichniß zur Hand. Stück für Stück wurde visitirt, und Stück für Stück in Abgang gefunden, sogar Wägen, an welche der Vater sel. vier neue Räder hatte machen lassen. Da fieng meine Mutter doch an zu räsonniren und begehrte verzweifelt auf, aber der Ausgeschossene sagte: Staueli, das verstahst du nit, da dem Statthalter und dem Vorsteher muß me glaube, es isch sih an er e Frau nüt z'achte. Dann fehlten eine Menge Sachen, die auf dem Verzeichniß standen, besonders am Ende desselben. Von den Einen behauptete der Knecht, sie nie gesehen zu haben, von den Andern, der Bauer hätte sie selbst weggenommen, er sei immer da gewesen und hätte genommen ohne zu fragen, was ihm beliebte, es weiter geliehen und nur wieder gebracht, was er wollte. Da sagten die Mannen: Bürschli, nimm dih in Acht, was d'redst, chasch 's bewyse? Und das Bürschli erschrack, und schwieg. So wurde die Abschatzung gemacht, und vom Ausgeschossenen gutgeheißen. Als endlich alles fertig war, und die Mannen fortwollten, forderte meine Mutter in verbissener Wuth noch Geld, um die Haushaltung zu führen. Der ganze Rest der Erbschaft war noch vorhanden gewesen, denn der Vater dachte nicht ans Anlegen, und diesen hatte der Ausgeschossene zu Handen genommen. Man spöttelte erst: Sie werde wohl noch Geld haben. Die Mutter verstand zwar damals nicht, was sie damit meinten, allein sie begehrte so tüchtig auf, und sagte ihnen so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß man, um sie zu g'schweiggen, ihr einige Neuthaler gab.

Dagegen schickte ihnen die Mutter Wünsche auf den Weg nach, die ich nicht nachsagen will.

Nun regierte die Mutter einige Wochen das Haus, das Lehen war in **14** Tagen zu Ende. Niemand sagte uns etwas, wir wußten nicht, was anfangen, denn ob dem Streit hatte man jegliche Abrede vergessen. Da kamen eines Morgens wieder Mannen, wieder Einer mit einer Feder hinter dem Ohr und einer in der Hand, wieder der Ausgeschossene und Andere mit ihnen, und dann noch einige Leute, aber nicht viele. Wir wußten nicht, was es geben sollte, und vernahmen endlich, es werde eine Versteigerung abgehalten, über etwas Feldgeräthe, Schafe, Schweine, ein Kalb und eine Kuh, welche uns gehörten.

Daß die Sachen versteigert wurden, war ganz recht, allein man hätte es uns doch kund thun und dafür sorgen können, daß die Steigerung bekannt würde, aber man that absichtlich das Gegentheil. Die Mutter machte ihre Bemerkungen, allein sie erhielt zur Antwort: Man könne nicht einen Expressen für sie auf der Straße haben, wäre sie übrigens gestern in der Kirche gewesen, so hätte sie es vernommen.

Was sollte man dagegen sagen? Man mußte es sich gefallen lassen, unsere Sachen unter die wenigen Leute, ich mag fast nicht sagen, versteigern, sondern vertheilen zu lassen. Dem Ausgeschossenen fiel die Kuh und das Kalb zu, der Bauer erhielt das meiste Feldgeräth u. s. w. Mutter sagte ihnen nun, sie merke wohl, warum sie wohlfeil geschatziget, allein was half es? ein guter Magen verdauet eben Alles. Als die Steigerung aus war, wurde die Mutter angewiesen, auf einen bestimmten Tag vor dem Gemeindrath zu erscheinen, um den Erfolg des Beneficiums zu vernehmen, und was mit ihr und den Kindern vorzunehmen sei? Mein Lebtag werde ich nie vergessen, in welchem Zustande die Mutter heim kam. Wuth, Betrübniß wechselten mit einander ab, bald fluchte, bald weinte sie und rief dann dazwischen: O Benz, das ha nig a dir verdienet. Endlich am andern Morgen konnten wir erst vernehmen, wie

es ihr ergangen. Zuerst habe man da abgelesen, was für Schulden und was für Vermögen die Schreiberei aufgemacht. Es sei ihr fast g'schmuechtet, als sie gehört, was der Bauer forderte an Abschatzung, dann noch für das nicht vollendete Holzen, an welchem der Vater gestorben, und endlich noch den ganzen letzten Lehenzins, da sie doch bestimmt wisse, daß Benz **100** Thaler auf Rechnung daran bezahlt, jedoch sich nichts Schriftliches habe geben lassen. Aber zornig sei sie erst geworden, als sie die Kostensnote des Ausgeschossenen hätte ablesen hören, für Läuf und Gäng und ausgegebenes Geld gerade so viel, als Kuh und Kalb gekostet, ja auf der Kostensnote hätte er noch angesetzt gehabt **4** Franken, die versteigerte Kuh und das Kalb heimzutreiben. Doch hätte sie alles ablesen lassen bis ans Ende, wo es sich gefunden, daß nach dieser Rechnungsweise die Schulden das Vermögen um einige **20** Kronen überstiegen.

Nun hätte man sie gefragt: ob sie Geld habe, den Ueberschuß gut zu machen, sonst müsse man den Geldstag anrufen? Sie habe darauf gesagt: Das sei eine Lumpe-Rechnig. Erstlich habe der Bauer keine Abschatzig und nicht den ganzen Lehenzins zu fordern, sondern **100** Thaler weniger; zweitens sei es mit der Steigerig auch nicht recht zugegangen; und sie wisse gar nicht, was der Ausgeschossene denke, so viel anzusetzen; was er bei ihr gefressen und gesoffen, das müßte sie ihm jetzt noch dreifach bezahlen, und zwar hab er g'fresse, daß er es wohl acht Tage habe machen können. Aber sie merke gar wohl, er und der Hausbauer seien einig zusammen geworden und hätten eine Theilig verabredet, als die Hamme auf dem Tisch gestanden und das Säckli neben dem Bauern. Sie habe kein Geld, wolle aber auch keinen Geldstag, die ehrenden Gemeindsväter sollten die Rechnig besser untersuchen und daraus thun, was erlogen sei oder übertrieben; dem Ausgeschossenen wolle sie gerne einen Strick bezahlen, und Einen, der ihn daran führe, aber Kuh und Kalb wolle sie ihm nicht auf ihre

Kosten in den Stall liefern. Auch seien die vorhandenen Vorräthe und Effekten weit mehr werth, als da geschrieben stehe, allein man werde wieder theilen wollen an einer zweiten Steigerig. Sie habe wohl gemerkt, setzte sie hinzu, daß es Viele g'lächeret habe und man dem Ausgeschossenen ihre Sticheleien gegönnt, aber man habe ihr doch gesagt: Frau, du hast ein böses Maul, das sehen wir jetzt und haben schon lange davon gehört. Du willst jetzt Andere hineinstoßen, und wirst selbst Schuld sein, daß zu wenig Geld da ist. Die **100** Thaler hast wohl du geschwind auf die Seite gemacht und nicht der Bauer. Herr Jeses, jetzt erst merkte ich, daß ich verläumdet worden war, als hätte ich zwischen dem Tod meines Mannes und dem Versiegeln Geld auf die Seite gemacht. Da wurde ich erst recht böse. Wenn Einer von Euch einen guten Blutstropfen im Leibe hätte, sagte ich, so würde er mir so was nicht zumuthen; wenn einer Frau der Mann von vier Kindern wegstirbt, so sinnet sie nicht an solche Sachen, wenn ihr das Herz brechen will vor Jammer und Elend. Ich hätte noch viel mehr gesagt, aber man hieß mich schweigen und abtreten. Als ich wieder hineinkam, wurde mir eröffnet: Die Gemeinde müsse den Geldstag anrufen, die Gemeinde könne nicht prozediren, wenn niemand das Fehlende oder den Prozeß übernehmen wolle, oder die Gläubiger mit ihren Forderungen nachließen. Das Letztere werde nicht der Fall sein, ergänzte der Ausgeschossene, er habe zu viel versäumt zu Hause und noch großen Schaden; der Bauer werde auch nicht wollen, wir hätten ihm den ganzen Hof verderbt, und die Schreiberei habe ihr Bestimmtes. Dann, fuhr man fort, solle ich sagen, wo ich hin wolle, und wie die Kinder unterzubringen seien; fänden sie keinen Platz, so könne ich einstweilen in den Spital, die Kinder wolle man auf die Güter thun. Ich sagte ihnen, sie sollten nur machen, was sie vor Gott verantworten können, kurz ich sagte so viel, daß ich nicht mehr alles weiß. Ich sah wohl, daß ich Einige erbarmte und daß sie merkten, die Sache sei

nicht richtig, allein sie hatten es wie es im Sprichwort heißt: Was dich nicht beißt, das kratze nicht; was dich nicht brennt, das blase nicht.

So erzählte die Mutter; wir hörten und weinten; von Allem begriffen wir wenig, als daß wir auseinander zu fremden Leuten sollten; darüber konnten wir uns fast nicht trösten. Wir machten allerlei kindische Anschläge, um beisammen bleiben zu können, allein wir hatten nicht die Kräfte zur Ausführung, und die Mutter war nicht die Frau dazu.

Die Mutter machte sich darauf auf die Beine, und lief zum Landvogt, ihm ihr Elend zu klagen. Sie schimpfte zuerst über den Bauer, über den Ausgeschossenen, über den Gemeinderath, in ihrem Eifer dann über das Beneficium, über das Aufschreibamt, das alles sei nur ersonnen, um arme Wittwiber zu cujiniren und um ihre Sache zu bringen. Der Landvogt war kein böser Mann, aber wer etwas über die Regierung sagte — und dazu rechnete er auch den Tadel irgend eines Gesetzes oder einer Verfügung — der hatte es bei ihm verspielt, den nannte er einen übeldenkenden Menschen, der keine Religion habe, denn göttliche und oberkeitliche Gebote schienen ihm gleich wichtig. Er hatte auch den Verstand nicht, zu unscheiden, daß ein Weib in vielen Dingen Recht haben, in andern im Eifer zu weit geführt werden könne, weil es sich darauf nicht versteht, ohne geradezu ein schlechtes Mensch zu sein. Uebrigens wußte eigentlich jedermann, daß man diesen Verstand dem Landvogt nicht zumuthen dürfe, allein was vergißt ein zornig Weib nicht Alles? Nun mein Landvogt, der anfangs hören zu wollen schien, fuhr tüchtig z'weg, als das Weib so redete: Wenn es nicht plötzlich schweige, so lasse er es acht Tage bei Wasser und Brod an Schatten thun; er wolle es lehren, so von seinen gnädigen Herren und Oberen zu sprechen, daraus sehe er am besten, daß alle ihre Reden nur Verläumdungen seien. Auch kenne er die Vorgesetzten gar wohl, das seien lauter gutgesinnte Leute und meiner gnädigen Herren

getreue Unterthanen, er wett wohl gern, es wären alle Leute so gutdenkend, wie der Ausgeschossene, dann wäre mehr Religion und Respekt gegen die hohe Obrigkeit in der Welt. Wenn sie sich noch einmal unterstehe, ins Schloß zu kommen, so lasse er sie mit dem Landjäger der Gemeinde zuführen. Und jetzt pack dih! waren seine letzten gnädigen Worte.

Mutter machte sich wohl fort, aber nicht erschrocken, sondern vollends ertaubet. Schnurstracks lief sie zu einem Rechts-Agenten, erzählte ihm ihre Noth, und wollte von ihm, daß er die Schelmen alle, die unter einer Decke lägen, verklage. Der Agent hörte aufmerksam zu, fragte nach vielen Dingen, nach den Schriften z. B., endlich so ganz nebenbei, sie werde Geld haben, um den Handel zu treiben? Die Mutter meinte, Schriften brauche sie keine, die werden schon zum Vorschein kommen, er solle nur klagen, wegen dem Gelde solle er ganz unbesorgt sein, sie werde ihn bezahlen, sobald der Handel gewonnen sei. Der Agent sagte nicht viel darauf, als sie solle in einigen Tagen wieder kommen, er werde die Sache genauer untersuchen. Als die Mutter wieder kam, putzte er ihr tüchtig ab, daß sie mit Lügen zur Annahme eines Lumpenhandels ihn habe verführen wollen, die Sache sei keinen faulen Rappen werth. Da strich sich die Mutter ganz niedergeschlagen fort, und glaubte die ganze Welt gegen sich verschworen. Als sie weinend ihrer Wege gieng, traf sie eine alte Bekannte, diese fragte nach ihrem Elend. Mutter leerte ihr das Herz und erzählte, was ihr jetzt der Agent gesagt, der ihre letzte Hoffnung gewesen sei. Ja, sagte die, da kann ich dir wohl sagen, warum dä so gegen dich aufbegehrt. Ich war am letzten . . . . Wochenmarkt und hatte in . . . . Stübli für einen Batzen Suppen und einen halben Schoppen; dort waren der Bauer und der Ausgeschossene und hatten eine Halbe. Da kam der Agent auch, sie brachten es ihm und er mußte zu ihnen sitzen. Sie redeten viel mit einander, aber süferli, ich konnte nichts verstehen, und ließen noch mehr Wein

kommen, auch Essen auftragen und der Agent aß und trank mit ihnen. Ich mußte nun fort und als ich bei ihnen vorbeigieng, hörte ich, daß der Bauer sagte: He, uf e nes paar Neuthaler chunts de notti nit a. Damals hatte ich nicht gewußt, was das zu bedeuten habe, jetzt kommts mir z'Sinn, sie haben den Agent g'spickt, daß er dich abputzen solle und fortjagen. Wenn ich dir guts Raths bin, so gieb die Sach' auf; es ist ein Donners-Schelm wie der Andere, und es kratzet keine Krähe der andern die Augen aus. Such du Platz für dich und deine Kinder zur rechten Zeit, das ist das Beste, was du machen kannst. Komm, wir wollen da noch eine Halbe trinken, du vergissest dein Elend vielleicht darob und kannst dih öppe tröste.

Bei der Halbi schwatzten die Weiber, wie Weiber bei einer Halbi schwatzen, d. h. noch einmal so viel als sonst. Die Freundin erzählte der Mutter, was der Ausgeschossene eigentlich sei, wie er seine eigenen Geschwister bestohlen, als ihr Vater gestorben, wie er sich auf das Bestechen gut verstehe, wie er bei dieser Gelegenheit es bewiesen u. s. w. Da wollte meine Mutter über den Gemeindrath ausfahren, als ob derselbe mit den Andern gemeine Sache mache. Nein, da mußt du nicht ungerecht sein, sagte die Freundin, am Gemeindrath sitzen meist brave Männer, ich will zwar nicht sagen, daß nicht auch drinn sitzen, die machen, was sie können, wenn es sich ihnen schickt. Aber der Gemeindrath hat gar viel zu thun und große Verantwortung, und ein Jeder sieht doch dann am Ende zu sich selbst, denn die Meisten müssen ihre Weiber daheim ein wenig fürchten, und da machen sie vor allem aus, daß sie ungeschlagen daraus kommen. Am meisten fehlen sie freilich darin, daß sie solche Leute zu Ausgeschossenen machen, aber Wenige von ihnen thun es gerne, sie haben Schaden dabei, weil sie sich schämen, uverschant aufzumachen, da schießen sie oft die aus, welche es nicht ungern machen, weil sie einen Profit darin sehen. Freilich wissen sie wohl, daß nicht alles mit rechten

Dingen zugeht, allein es scheut sich doch jeder von ihnen, öffentlich aufzutreten. Du weißt, man macht sich nicht gerne unwerth. Verschmerz jetzt die Sache und gieb den Mannen gute Worte in der Gemeindstube, und wenn du Einen allein siehst von den Bessern, so erzähle ihm die Sache, du wirst sehen, er giebt dir Recht, und redet dir ein andermal, wenn du etwas willst, z'best.

Die Mutter befolgte zum Theil die guten Räthe. Sie fand für sich selbst Platz bei einem Bruder, der auch wieder Krämer war und seine Frau verloren hatte. Meine Geschwister wurden von Göttene genommen, mich allein wollte niemand. Ich hatte keine Götti mehr, Großvater und Vater waren gestorben. Meine Großmutter war ihrer Sohnsfrau selbst im Wege, geschweige, daß sie mich hätte nehmen dürfen. Es blieb also der Mutter nichts übrig, als wieder in die Gemeinde zu gehen, und anzuhalten, daß man mich übernehmen möchte. Es ging ihr auch, wie die Freundin vorausgesagt hatte. Man erkannte das vielfache Unrecht, das sie erlitten, insgeheim an, gab ihr gute Worte und versprach mich bis zur nächsten Bettlergemeinde gut zu versorgen.

Nun ging die Sache ihren raschen Lauf. Der Geldstag wurde angerufen, eine zweite Steigerung gehalten. Mit Angst und Noth rettete die Mutter ein Bett, das sie in ihrer ledigen Zeit hatte machen lassen. Eine arme Familie war mehr in der Welt, die Großkinder eines reichen Bauern waren Bettler und warteten auf die Bettlergemeinde, um versorgt zu werden. Wer trägt die Schuld, daß sie Bettler wurden? Sind eigentlich die Armen allein Schuld, daß so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Räthsel. Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand schwer zum Begreifen?

Die Stunde der Trennung schlug. Wir Geschwister hatten einander geliebt; was wir fühlten, wie wir weinten, kann

jeder denken, der selbst fühlen und weinen kann, schreiben will ich es nicht. So wurde ich ein Güterbub und war acht Jahre alt.

Siebentes Kapitel.

Die Bettlergemeinde.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es seien keine Arme an ihrer Armuth Schuld. Ich weiß gar wohl, daß ein bedeutender Theil der Armen ihre Armuth selbst verschuldet, und muthwillig die Kinder in ihrem Elend behaltet; ich wollte nur sagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armuth bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, sondern auch deswegen, weil man gar nicht daran denkt, sie so zu ziehen, daß sie sich in der Welt mit Ehren forthelfen können.

Meine Mutter hatte bei ihrem Bruder die Gunst ausgewirkt, mich bei ihr behalten zu dürfen bis zur Bettlergemeinde, welche in wenigen Wochen statt finden sollte. Es war ein schöner Maimorgen, als wir uns aufmachten nach unserem Heimathsort an diese sogenannte Bettlergemeinde. Schön blau war der Himmel, schön warm schien die Sonne, schön grün waren die Matten, die Bäume blühten schön, und die Vögelein sangen so lustig und spielten so frei und froh mit einander in den Bäumen und Zäunen, daß es eine Herzenslust war.

Und während die fröhlichen Vögelein so lustig sangen, so frei sich lustig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit schweren Herzen und trüben Gesichtern der Bettlergemeinde zu; sie fühlten die warme Sonne nicht, sie sahen den blauen Himmel

nicht, ihnen wars wie den Vögelein, die man im lustigen Mai in die Kräze thut, in die Stube hängt und in einem Trögelein das Fressen ihnen sorgsam zumißt, welches sie früher unter Lust und Jubel nach Belieben selbst gesucht.

Mir freilich war so trübe nicht zu Muth, eher fröhlich. Die Mutter trug einen großen Bündel Zeug, hatte mir ein neues schönes Halstuch umgebunden und erzählte gar viel, wie ich es gut haben, wieder zu Kühen und Pferden kommen werde u. s. w. So wars mir leicht ums Herz, fast wie den Vögelein ringsum, und wohlgemuth kam ich am Orte unserer Bestimmung an.

Dort waren bereits viele Leute versammelt. Leute, welche Kinder brachten, Leute, die Kinder an Kost nehmen, Eltern, welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude ansah, ihrem eigenen Fleisch und Blut bald los werden zu können. In einer Ecke saß ein Weib, zwei schöne Mädchen neben sich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer wieder um den Hals. Es war eine Wittwe, welche vor die Gemeinde mußte, um entscheiden zu lassen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle? Sie war verläumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klappermaul und Zutritt in viele Häuser hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeindräthin hatte diese böse Nachrede aufgefaßt, sie ihrem Mann hinterbracht, dieser das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgesprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er dießmal nicht allein Meister; die so deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei schönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter. Es war fast wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft dastanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete sie wohl auch und betastete die Kleidchen, Stück für Stück; fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt. Ein Vater,

der vier Kinder brachte, rief dieselben aus und jeden Vorübergehenden herzu, um ihm Eines oder das Andere aufzubringen, er machte es ärger, als die Weckenfrau an ihrem Korbe mit ihrer Waare. Am meisten Menschen versammelten sich um einen brüllenden, fluchenden Mann, und ein Kind, das herzzerreissend schrie. Es war ein Vater und sein Kind. Die Gemeinde hatte es verdinget, der Vater wollte es behalten, und das Kind schrie immer: Ach der tusig Gotts Wille nume nit zum Vater, er schlat mih alle Tag halb z'todt und git m'r nüt z'esse! Und der Vater fluchte dann seinem Kinde, wollte es schlagen, das Kind verbarg sich zwischen den Beinen der Umstehenden vor seinem Vater. Auch hier war die Gemeinde barmherzig — und der Vater verließ wie ein brüllend Thier den Ort, und auf diesen Vater schien auch Gottes liebe Sonne, aber er schämte sich vor der Sonne nicht. Der Unglückliche wußte nicht, daß sie Gottes Auge ist.

Die Steigerung ging langsam vor sich, die Ersten auf dem Rodel kamen zuerst, die, welche neu zu verdingen waren, zuletzt. Der Mittag kam, die Sonne braunte heiß, die Kinder wurden hungrig, die kleinen besonders durstig, den Einen wurde etwas gekauft, das machte die Andern noch hungriger und durstiger, so daß nach und nach vor Weinen und Schreien man kaum sein eigenes Wort verstand, bis endlich ein guter Mann der Armen sich erbarmte und mit einigen Batzen den Jammer stillte. Mir hatte die Mutter einen batzigen Wecken gekauft, diesen in der Hand stand ich nahe bei der Wittfrau und ihren beiden Mädchen, denn sie gefielen mir gar wohl.

Ihre Mutter hatte beiden zusammen auch einen halbbatzigen Wecken gekauft, sie selbst aß nichts davon, sie freute sich über die Freude der Kinder und sättigte sich an dieser. Allein die Freude war kurz, der Wecken bald gegessen, der Hunger noch da, da sahen die Mädchen gar bittlich um noch einen in das Mutterauge, aber die arme Mutter hatte für die armen Kinder keinen Halbbatzen mehr. Das griff mir ans

Herz, ich brach Stücke von meinem Wecken ab und streckte sie den Mädchen dar. Schüchtern sahen sie mich an und zärtlich meinen Wecken, aber keines rührte die Hand. Als ich aber gar freundlich sie nöthigte, wagte es endlich das Jüngere, dann aber auch bebend das Aeltere, mir Wecken abzunehmen. Nun war Freude in meinem Herzen und in ihren, diese Freude schloß einen innigen Freundschaftsbund, wir aßen, plauderten, g'fätterleten zusammen, vergaßen Alles darüber, waren glücklich eine Stunde lang, dann ward der Bund zerrissen. Die Wittwe und ihre Kinder wurden weggerufen. Nach ihnen, die mit freudestrahlenden Augen zurückkehrten, kamen wir vor. La g'seh, wer wott dä Bub, er ist gar e tolle u ne muntere, un' ist gut kleidet, er isch e halbe Knecht oder e ganzes Kingemeitschi! so wurde ich ausgerufen. Ich wurde betrachtet, für und wider geredet, ein zerlumpter Mensch bot endlich auf mich, d. h. er erklärte für einige Thaler mich nehmen zu wollen.

Wahrscheinlich rechnete er darauf, mit meinen Kleidern, seine eigenen zerlumpten Kinder zu bekleiden. Diesem jedoch wollte man mich nicht geben, man bot mich wieder an und strich mich aus. Ich war allerdings ein wackerer Bube, groß, breit gewachsen, nur etwas blaß, und hatte viele Kleider, was nicht vergessen wurde. Man beschaute mich von neuem, redete hin und her, Einer nach dem Andern trat an mich heran; mir wurde bange, ich fing an zu weinen, hängte mich an die Mutter und wollte fort. Endlich beredete man einen ziemlich guten Bauer, mich zu nehmen, um bei ihm Kindemeitschi zu werden, da er ja eines nöthig hätte, weil das frühere ihm abgehandelt worden sei. Er ließ sich dazu verstehen, nahm mich um zehn Thaler jährlich. Mit einer Mahnung, mich gut zu halten, weil man mich jetzt so gut angebracht, wurden wir entlassen.

Um meinem neuen Meister gutes Blut zu machen, zahlte die Mutter ihm noch eine Halbe Wein, und er rühmte, wie ich es gut bei ihm haben werde, wenn ich folgen wolle; dann

kam er überhaupt ins Rühmen hinein, und strich alles, was ihm angehörte, heraus, von ihm selbst weg, bis auf den schwarzen Hund, der ihm zwischen den Beinen saß; so daß ich voll guter Dinge mit ihm aufbrach und beim Abschied von der Mutter nicht besonders mich härmte.

Achtes Kapitel.

Der Güterbub als Kindemeitschi.

Mein Meister gehörte zu jener Klasse, die zu arbeiten und zu essen hat, aber Allem aufbieten muß, um den Schulden zu begegnen, und nur in besonders günstigen Jahren einen Ruck vorwärts kömmt. Sein Hof war groß, aber mager, ihm viel Aufzug zu geben oder ihn mit größeren Kosten zu bearbeiten vermochte er nicht; daher verbesserte der Hof sich auch nicht. Seine Frau verstand das Haushalten recht gut, und war emsig früh bis spät; viele Leute wollten behaupten, sie habe eigentlich die Hosen angehabt, doch gar sichtbar wurde es nicht. Sie hatten fünf Kinder, von denen das älteste ein Knabe und ein Jahr älter als ich, das jüngste, zu dem ich eigentlich sehen sollte, ein Jahr alt war. Die ersten Tage ließ man mich so ziemlich machen, was ich wollte, um mich an's Haus zu gewöhnen und das Heimweh zu verhüten, auch war mir recht wohl. Ich freute mich im Stall an Kühen und Rossen, nur eines ärgerte mich, daß man mir nämlich nie den Taufnamen gab, sondern nur dr Bub hieß. Später erst merkte ich, daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen, d. h. um ein Mensch zu werden, der niemanden mehr auf der ganzen Welt angehört, als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird. Solche Dinge scheinen den meisten Menschen Kleinigkeiten, allein sie haben eine weit tiefere Bedeutung, als die Menge

glaubt. Fragt nur euch selbst: Was klingt lieblicher und Zutrauen erweckender, Johannesli, Peterli, Christeli oder Bub? Beim Spielen mit den Kindern mußte ich fast immer nachgeben; allein ich war gutmüthig, und that es gerne, freute es mich ja zu sehr, bei Kindern zu sein und spielen zu können. Doch am dritten Abend wurde mir eine Wunde ins Herz geschlagen, die, immer wieder aufgerissen, nie vernarbte und mich zu einem ganz eigenen Menschen machte. Schon war ich ganz einheimisch und wohlauf, als ich eben am dritten Abend den Bauer vor dem Stalle sitzen sah, gerade wie der Vater es auch zu thun pflegte; ich spielte nicht weit davon und der nachälteste Knabe stand beim Vater. Der Anblick heimelte mich, ein unwillkürlicher Zug riß mich zum Bauer hin, ich kletterte auf seine Knie und fragte ihn: Aetti! hesch mih o lieb? Ehe dieser noch antworten konnte, riß mich der Knabe herunter, stieß mich weg und sagte: Das ist nit dy Aetti, du bist nume d'r Bub! und die andern Kinder kamen auch herbei, stießen mich weg, wiederholten: Du bisch nume d'r Bub, das isch nit dy Aetti, du hesch kei Aetti! — Und der Bauer lachte herzlich über seine Kinder, die ihn so lieb hätten, daß er nicht auch mein Aetti sein sollte; er sah nicht, wie mein ganzes Wesen sich erschütterte und große Thränen die Backen herabströmten.

Das isch nit dy Aetti, du hesch kei Aetti, du bisch nume d'r Bub! Diese Worte tönten in meinem Herzen fort und fort, zerrissen es, und rissen einen Vorhang von meinen Augen weg; nun kam mir zum Bewußtsein, daß ich hier keinen Aetti habe, kein Kind, sondern nume d'r Bub sei. Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte so gerne Alle geliebt, aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu thun, wenn man mir zu essen gab. Diese Liebe, die niemand wollte, schloß sich ein in das Herz und verschloß es, ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernst, bitter, dachte über alles für mich selbst nach, schien unfreundlich, mürrisch;

aber niemand sah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmuth über mich kam, die in einen Thränenstrom sich auflöste, der fast nicht versiegen wollte. O die Menschen wissen nicht, wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht; sie wissen aber auch nicht, wie zart die Pflanze ist in ihrem Frühling, und wie leicht ein Frost sie lähmt oder tödtet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling, die Pflanzen der Liebe sterben, und kühle kalte selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödetem Garten, und da wo man der süßen Liebe süße Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.

Ich wußte also, daß ich auf dem Gut der Bub war und nicht das Kind, und das sollte ich alle Tage fühlen. Nicht daß meine Meisterleute böse gewesen wären im eigentlichen Sinne; wenn sie keine Kinder gehabt hätten, so wäre mir recht wohl bei ihnen gewesen; ich hätte arbeiten müssen, aber unvernünftig wären sie mit mir nicht umgegangen. Sie gehörten aber zu den Eltern, die an ihren Kindern in der Jugend gar nichts sehen, sie alles zwingen lassen aus dem Grundsatze: Was well me, es syg ume es King! und die meinen, wenn der Verstand komme, so kommen alle Tugenden von selbst. Sie gehörten also auch unter die Eltern, bei denen die Kinder gegen andere Leute immer Recht haben, immer andere Leute schuld sein müssen, wenn die Kinder etwas Dummes machen, immer Lügner sein müssen, wenn ihre Aussagen mit denen der Kinder nicht übereinstimmen, also zu den Eltern, die nie glauben wollen, daß ihre Kinder lügen, wenn diese es auch hundertmal in einem Tage thun.

Aus dieser Quelle entstanden meine Leiden. Ich sollte also Kindemeitschi sein, das jüngste Kind war ein, ein anderes drei Jahre alt, beide gewohnt zu thun was sie wollten, bei

jedem Anlaß gerade aus zu brüllen und mit diesem Gebrüll alles zu erzwingen. Ich war noch nie Kindemeitschi, sondern selbst das jüngste Kind gewesen, und also gar nicht gewöhnt, kleine Kinder zu gaumen; sie waren mir freilich recht lieb, aber ich wußte nicht viel mit ihnen anzufangen. Nun mag es oft geschehen sein, daß ich nicht alle meine Aufmerksamkeit den Kleinen zuwandte, und in ein dumpfes Hinbrüten versank, so daß sie Langeweile hatten, aber zu leid that ich ihnen doch nichts, that für sie, was in meinen Kräften stand. Sie aber waren, als ob sie es ordentlich darauf anlegten, meine Quälgeister zu sein. Wenn sie wußten, daß die Eltern nicht in der Nähe seien, so ging es noch an, sie fielen und standen auf, spielten mit mir ohne Geschrei. Sobald sie aber wußten, daß Vater und Mutter sie hören konnten, so schrien sie beim kleinsten Anlaß, und auch ohne denselben, fürchterlich. Dann kam die Stimme der Alten über uns: Bub, was machst d'King aber z'brülle, we si nit bald schwyge, so will ders cho zeige. Natürlich schwiegen die Kinder nicht, ich mochte thun, was ich wollte, bis eins der Alten herkam, das Schreiende auf die Arme nahm, und den wüsten Buben mit einer Ohrfeige oder einem Scheltworte traktirte. Fiel gar Eines, dann schrie es, wie wenn ich es am Messer hielte, bis in Schrecken und Angst eins der Alten herlief, glaubend, wenigstens ein Hals und zwei Beine seien gebrochen. Ob nun ein Schaden oder keiner entstanden, so erhielt ich Wix von der Frau, ehe sie nach dem Kinde umsah, vom Mann nachher, und obendrauf wurde immer die Drohung gesetzt: Das nächste Mal schlage man mich halb todt.

So ging es den lieben langen Tag; bis sie eingeschlafen waren, hörten die Quälereien nicht auf. Mit dem dreijährigen Meitschi sollte ich im Bett noch beten, gewöhnlich wollte es nicht, ich hielt ihm an, allein es schrie bis die Mutter kam, den wüsten Buben fortjagte und dem Meitschi flattirte und über den Buben schimpfte, bis es betete. Natürlich fühlte ich die ungerechte Behandlung tief und dachte scharf darüber nach:

woher es komme, daß die Kinder so bös und zwängisch seien, und ob, wenn die Eltern anders wären, die Kinder nicht auch anders sein würden? Ich dachte, wenn sie die Prügel erhielten, welche ich abthun müßte, sie würden bei ihnen besser anschlagen, als bei mir. Ich versuchte daher das Prügeln an ihnen, dadurch wurde das Zetergeschrei noch größer und allemal hieß es: du Donnersbub, du sotsch m'r mini King nit schlah! Allein wenn es sich mir schickte, so that ich es doch, kam es im Grunde auf Eines heraus, geprügelt oder ausgeschimpft wurde ich allweg; es brachte nach und nach den Kindern eine Art Respekt vor mir bei, der sie mich weniger quälen ließ, weil sie wußten, früher oder später gäbe ich ihnen auch einen Theil von dem ab, was sie mir zugezogen.

Gleich geartet und gleich gezogen waren die älteren Kinder. Wurde einem dieser Kinder etwas befohlen, so antwortete es, wenn ich irgend in der Nähe war: D'r Bub chas mache! Bub, wotsch enanderenah gah oder nit? befahlen dann die Alten. Der älteste Knabe betete sonst vor Tisch. Ich war noch nicht lange da, so kam es ihm einmal, da wir böse über einander waren, in Sinn, das sei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater sagte, Johannesli bet! sagte Johannesli: der Bub cha bete! Bub bet! hieß es. Das ärgerte mich nun, daß er mich mit dem Beten sollte strafen können, ich betete nicht. Da hieß es lauter: Bub wotsch bete oder nit? aber der Bub betete nicht. Du Donnersbub, wotsch jetzt bete? schrie der Alte und faßte mich beim Haar. Unter Heulen betete ich und Johannesli sagte spöttisch: Gäll du hesch müsse?

Ob wohl über dieses Beten die Erbauung im Himmel tief, auf dem Tisch der Segen des gütigen himmlischen Vaters groß gewesen sei, wer sagt mir das?

Dieser Johannesli und ich lebten überhaupt zusammen wie Hund und Katze. Er war älter und größer als ich, und glaubte sich auch stärker; im Anfang zwang er mich richtig mit

der Faust nach seinem Willen, und alle Augenblicke, besonders wenn der Vater es sah, sollte ich mit ihm niedermachen; der Alte hatte dann eine kindische Freude, wenn sein Bübchen mich überschlug und im Gras oder Koth herumtröhlte.

Allein das Blatt wandte sich. Ich erwachte am Ende und lernte das Niedermachen durch das Niedergemachtwerden. Ich war stärker als der Johannesli, auch gelenkiger, und als ich aus Aerger den Muth erhielt, mich recht zu wehren, so kam ich meist oben auf und Johannesli lag im Koth oder im Grase. Das ärgerte den Johannesli, viel mehr noch den Vater, der es gar nicht ertragen mochte, daß der Bub stärker sein sollte als das Söhnchen. Jetzt sah der Vater, wo Koth oder Gras war, wenn sein Sohn darin lag, jetzt wußte er, daß Koth die Kleider verderbe, jetzt mußte ich am Niedermachen schuld sein, jetzt war ich der unerchantisch von Allen, jetzt hieß es schnell, so lang er mich im Vortheil sah: Wotsch ne lah gah oder nit! während früher und noch immer, wenn das Söhnchen zufällig die Oberhand erhielt, dieses mich nie lange genug im Koth herumdrückte.

Unter diesen Geschichten kam allmählig der Winter heran, die Abende wurden länger, man mußte öfters in der Stube sein. Machten nun die Kinder der Mutter zu viel Lärm, so hieß es: Syt still, susch müßt d'r z'Schul, und wenn sie dieses ungefähr dreimal gesagt hatte, so besserte es sicher. So wurde das Schulgehen einige Wochen lang als ein recht wirksamer Böllima gebraucht; endlich sagte eines Abends der Bauer: Es wird doch müsse sy, m'r werde d'King müsse i d'Schul schicke, fisch wegem Verdruß, d'r Pfarrer, dä Schultüfel, kujinirt is susch.

Und die Mutter sagte: Dä het is nüt z'bifehle, dä cha mr blase, wo nih schön bi, dä het is nüt a Hof zahlt, u zahlt is nüt a de Zeyse. Zuletzt wurde man räthig: man wolle die Kinder diese Woche noch nicht schicken, es sei ja nicht mehr d'r werth, es sei ja schon Dienstag, die andere Woche, da wolle man anfangen. Ich freute mich auf die Schule, nicht des

Lernens wegen, an das dachte ich gar nicht, sondern nur auf so lange des Kinderhütens los zu sein. Ich wußte auch eigentlich nicht, wie es in einer Schule zuging, weil ich kaum ein dutzend Mal in einer gewesen war. Das Wenige, was ich konnte, hatte ich größtentheils noch bei der Großmutter gelernt; sie hatte eine gar große Meinung von meiner Gelehrsamkeit gehabt, als sie mich zum Buchstabiren aus dem Namenbuch ins Fragenbuch brachte. Weiter hatte ich es bei meinen Eltern nicht gebracht, sie hatten an andere Dinge zu denken, als ihre Kinder lesen zu lehren; so fanden sich auch unter meinen mitgebrachten Sachen keine Bücher, weil die Mutter keinen Werth darauf setzte.

In Mitte Dezembers an einem kalten Morgen brachen nun unser drei nach der Schule auf. Ich bekam ein versudeltes Fragenbuch vom Johannesli, dem dafür ein gar schönes mit goldenen Thieren gekauft wurde, um welches ich ihn nicht wenig beneidete. Zugleich mußte ich das Säcklein tragen mit Speise, worin Milch, Brod und Aepfel waren, zu unserem Mittagessen, denn wir hatten eine halbe Stunde weit zum Schulhaus und sollten über Mittag dort bleiben. Ihre eigenen Säcke hatten die beiden Andern noch mit Aepfeln gefüllt und zwar hatten sie dafür die Aepfel, welche die Mutter aus dem Keller heraufbrachte, erlesen, die schönsten für sich behalten, die schlechtern ins allgemeine Säcklein gethan. Ich hatte auch zugreifen wollen, allein die Mutter meinte: Sie wüßte gar nicht, warum ich noch apart Aepfel in Sack haben müsse, ich werde es noch manchmal machen müssen ohne Aepfel, man könne nicht immer alles haben, was Andere hätten.

Frischer Schnee war gefallen und eine lange Strecke keine Bahn. Ich mit dem Säcklein und mit dem versudelten Fragenbuch mußte vorangehen, die Andern konnten dann in meinen Tritten bequemer fortkommen; so wandelten wir zur Schule fort, wo wir nach 9 Uhr Morgens ankamen. Der Schulmeister, mit einer Brille auf der Nase, las eben das Namensverzeichniß

ab, als wir kamen, in das ich denn auch geziemend eingetragen und alsobald unter die sogenannten Fragenbüchler gesetzt wurde, während meine beiden Gefährten ihre Füße auf dem Ofen trockneten, die kaum so naß waren als die meinigen. Nachdem abgelesen war, rief der Schulmeister: Lehrit! nahm eine starke Ruthe unter den Arm und spazierte in der Stube herum, hie und da stille stehend. Und wie er stille stand, erhoben sich eines oder mehrere Kinder und steckten Aepfel an die Spitze seiner Ruthe, und wie er merkte, daß es geschehen war, kehrte er sich um und fragte: Wele tusigs Büntel het mer das chönne mache? wenn ihs wüßt, ih wett ihm! Ueber diesen Zorn lachte man, und der Thäter auf eine Weise, daß er kenntlich wurde; dann hieß es: Für einist will dr's schäiche, aber d's anger Mal sotschs erfahre! Die Aepfel wurden abgenommen und in ein Schäftchen in der Stube gelegt, dann steckte er die Ruthe wieder unter den Arm und schrie: Lehrit! spazierte wieder und erhielt zu allgemeinem Jubel wieder Aepfel, und wie glücklich waren die, welche Aepfel hatten an die Ruthe zu stecken! Ich aber hatte keine, und hätte doch auch so gerne gegeben, ohne noch zu wissen, was für Nutzen es brachte. Ach geben können ist gar schön, die meisten Menschen wissen nicht wie schön, ein Kind aber fühlt es. Natürlich sah von den Kindern keines ins Buch, sondern sie hatten sämmtlich ihre Lust am Spectakel und paßten begierig auf, wo der Schulmeister stille stehe, und wer noch Aepfel habe um die Lust zu verlängern. Nach und nach nahm der Aepfelvorrath ab, so wie das Schäftchen sich anfüllte, und wie der Schulmeister zweimal stille gestanden war, ohne etwas an die Ruthe zu bekommen, so hieß es: Jetzt müßt ihr uffsäge.

Die, welche Fragen gelernt hatten, mußten sie aufsagen, uns Kleinen wurde von Zeit zu Zeit, wenn das Geräusch zu stark wurde, zugerufen: Lehrit! Beim Aufsagen spielte die Ruthe eine andere Rolle; Einige wurden tüchtig mit derselben getroffen, entweder aufsagende, oder solche, die Lärm gemacht haben sollten. Es wurde nämlich bei allzustarkem Lärm immer

Eines dafür geprügelt, aber ohne langwierige Untersuchung, ob dasselbe wirklich das Schuldige sei. So erhielt auch ich am ersten Tag meine Tracht Schläge, ohne Mucks gemacht zu haben. Als ich darüber weinte, sagte mir Eins: Warum hast du keine Aepfel an die Ruthe gesteckt? wer keine ansteckt, der kriegt sie. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, aber woher Aepfel nehmen? Entbehrungen und Listen brachten mir zuweilen welche, aber das hatten des Meisters Kinder nicht gerne: sie hatten ihre besondere Lust daran, wenn der Schulmeister mich prügelte. Hatte ich durch Aepfel das Unwetter abgewendet, so war ihnen der Spaß verdorben; aber sie verklagten mich nun, wenn es irgend thunlich war, daß ich irgendwo Aepfel gestohlen und dem Schulmeister gegeben. Wehe mir, wenn ich nicht nachweisen konnte, daß ich sie geschenkt erhalten oder gefunden. So war ich übel daran, ich mochte es machen wie ich wollte, ich war überhaupt in der Schule noch übler daran als zu Hause, aus mehreren Gründen. Vor allem aus hatte ich furchtbar Langeweile. Ich hatte den ganzen Tag das Fragenbuch vor mir, nicht um auswendig zu lernen, sondern um einige Zeilen durchzubuchstabiren, diese dann einmal des Tages dem Schulmeister geläufig herstottern zu können; sah ich vom Fragenbuch weg und hatte ich keine Aepfel, so erhielt ich Schläge, oder hörte wenigstens: lehrit, lehrit!

Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinsehen und stille sitzen und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Lustiges sieht, und nichts das er versteht, nur dumme Buchstaben und Worte, die für ihn keinen Sinn haben? Mir thaten die Augen weh, es krabbelte mich in Händen und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beständig zu kratzen, konnte gar nicht stille sitzen aus der fürchterlichsten Langeweile; hätte es den Kopf gekostet, ich mußte zuweilen aufsehen, dem Nachbar etwas sagen, oder jemand beim Haar nehmen, oder am Kleid zupfen; wenn ich auch ins Buch sah, so war es mir unmöglich, mehr als ein Wort zu buchstabiren

für mich selbst, ich wußte nicht, ob es recht gewesen, so wie ich es gesagt, wußte nicht, was es bedeute. Es flimmerte mir bald vor den Augen, ich sah weder Buchstaben noch Worte mehr, guckte verstohlen herum, seufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufsagen; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, so war es doch kurzweiliger. Im ganzen Fragenbuch war eine einzige Stelle, die mich anzog, aber mir auch oft Schläge zuzog, weil ich die Blätter umschlug, um zu ihr zu kommen, und dann nicht fortfahren konnte, wo mein Vordermann geblieben. Es war das zweite Gebot, wo es heißt: Du sollst dir kein gegraben noch geschnitzt Bild machen, ja gar kein Bildniß noch Gleichniß, weder der Dinge, die im Himmel droben, noch deren, die unten auf Erden, noch deren, die unter der Erden in Wassern sind. Was das für Dinge sein mochten, da unten und da oben? Das beschäftigte mich gewaltig, und alle Mal, wenn ich diese Stelle durchbuchstabirte, kam eine Art Schauer über mich und ich verlor mich in tiefes Staunen. Ich hatte einmal ein lebendig Kameel gesehen, eine furchtbare Kreatur für mich, und da oben und da unten, was mußte nun erst da sein? Aber das sagte mir niemand und wenn ich auch fragte, so hieß es: Bub, lehr du, das gaht dih nüt ah.

War endlich der Mittag da, so fing für mich eine andere Plage an. Johannesli nahm das Säckli und theilte das Essen aus; daß ich zu kurz kam, war natürlich; aber das ärgerte mich doch am meisten, daß er mir das weiche Brod herauskratzte und hinwarf, den Rauft für sich behielt. Früher machte ich zwischen beiden keinen Unterschied, seit ich aber das Weiche essen mußte, den Rauft man mir vorenthielt, hatte ich einen ordentlichen Ekel vor dem ersten, Rauft aber kam mir süßer vor, als Baslerleckerli. So wurde Meisterlosigkeit und Lüsternheit gepflanzt: konnte ich einmal ein ordentliches Stück Brod aus der Tischdrucke erwischen, so kriegten Hund oder Katze den weichen Theil und ich erlabete mich an dem harten. Prügeln konnte ich mich mit dem Johannesli in der Schule nicht, er

war ein Bauernsohn und ich nur e Bub; er hatte Vettern und Nachbarn da, die ihn nicht in Stich gelassen hätten. Einmal versuchte ich es, aber ich kam übel an, und durch den Lärm geweckt, kam endlich auch noch der Schulmeister dazu und ich erhielt meine Heiligen aufgezählt, als Sündenbock für Alle. In der langen Zwischenzeit von 11—1 Uhr hätte ich so gerne mitgespielt und mitgehalten. Es waren Kinder da, die mir überaus wohl gefielen, zu denen es mich hinzog; aber entweder stieß man mich weg, oder wenn man mich mitmachen ließ, so war es eben, um der Sündenbock zu sein. Das that mir weh, machte mich nur verschlossener und bitterer, ich zog mich zurück; neckte man mich, so wehrte ich mich so tüchtig in verbissenem Zorn, daß man mich allmählig ruhig ließ, und eine Art Respekt vor mir bekam. Mir that eine solche Prügelei allemal wohl, und ich fühlte mich nachher ordentlich erleichtert, doch suchte ich sie nicht. Der Nachmittag verstrich in der Schule wie der Morgen. Mit Beten wurde angefangen, dann folgte der Aepfel-Spectakel, dann das Auffagen und nachher wieder das Beten. Mit dem Beten ging es fast wie mit dem Lehre, ich konnte nicht stille halten während demselben, denn es währte gar lang, bis die gewöhnlichen drei Gebete hintereinander hergesagt waren, fast eine halbe Viertelstunde; auch verstund ich von dem Allem gar nichts, und weiß nichts mehr davon, als folgenden Reim: Höllenpein, schreien in den Himmel 'nein. Bald hätte ich vergessen, daß Einige in der Woche noch zweimal schrieben. Der Schulmeister hielt gar nicht darauf, er sagte: Pfarrer werde keiner werden, und Agenten habe man schon viel zu viel, das seien nur Leutverderber und Atheisten, von denen glaub keiner nüt, bis si einist der Tüfel bi de Hörnere heig. Es nähme ihn aber das nit wunder, d' Agente lehre's von den Afflikaten, die säge eim grad use, sie heige nüt uf der Religion und nüt uf de Pfaffen; dafür aber syge das alles o Lüt, wie wenn sie d'm Tüfel abem Karre g'heit wäre, und si meine, si hätte d'Wysheit alli allei g'fresse, und wenn

Eine e anderi Meynig heig, als si, so schnautze si ne ab, daß es kei Gattig heig, und er söll i kei Schuh ine guet sy. Si syge noh viel chutzliger als e Landvogt, und das well viel säge; aber jeder von ihnen glaub o, er sei nit nume d'r Papst, sondern d'r Herrgott selber. So räsonirte der gute Schulmeister allemal, wenn das Rechnen oder Schreiben angieng; er soll aus zwei Ursachen also geschimpft haben, wie ich später vernahm. (Es ist aber doch merkwürdig, wie ich so viel besser behielt, was geschimpft als was gebetet wurde.) In frühern Zeiten war er prozedierisch und viel bei Advokaten. Er prozedirte unglücklich, und mag auch nach Erscheinungen beim Weine gesehen haben, wie vielleicht ein Afflikat im behaglichen Glauben, der Gescheidteste zu sein unter den Umsitzenden, mit Unglauben groß gethan und mit leichtfertigem Spott um sich geworfen.

Der gute Afflikate merkte nicht, wie nur die untergebenen Agenten seine Rede für Weisheit nahmen, die Andern aber insgeheim das Kreuz davor machten, wenn sie auch keine Einrede sich erlaubten, vielleicht gar noch einstimmten. Weil der Schulmeister einen oder zwei ungeschickte Afflikaten als gemeine Spötter kannte, schimpfte er über alle, als wäre keiner von ihnen gut genug für Futtertuch in des Teufels Pantoffel. Das war nun ungerecht, aber er that nur, was viele Afflikaten auch thun; man wird oft mit dem gestraft, mit welchem man sündigt. Absprechen über ganze Menschenklassen, zeuget entweder von groben Vorurtheilen oder grobem Selbstdünkel; von beiden war mein Schulmeister nicht frei; denn er räsonirte eigentlich deswegen über Schreiben und Rechnen, weil er es gar nicht konnte, wie Viele behaupteten. So schimpft eben Mancher über Dinge, und spottet darüber, weil er zu dumm ist, sie zu fassen, zu hölzig, um Sinn dafür zu haben. Wir in der Schule kamen natürlich nicht darüber, am wenigsten ich als Bub, denn seit Noahs Zeiten hatte niemand daran gedacht, einen Bub schreiben und rechnen zu lehren; allein auch

Andere kamen nicht darüber. Er gab Vorschriften und gab Rechnungen aus einem Buche an und balgete zuweilen über krumme Buchstaben, er selbst aber machte nie einen; er sagte: ob die Rechnungen gut seien, aber er machte wieder keine. Es war immer ein Schüler da, der anderswo etwas gelernt, oder ein Schüler, der es dem ersten abgesehen hatte, die konntens den andern zeigen, wenn sie wollten, er bekümmerte sich um nichts, als die Rechnung anzugeben; wie sie gemacht würde, konnten die Schüler zusehen.

War endlich das Beten zu Ende und die Schule aus, so kann man sich denken, mit welcher Hast wir aus dem Zwinger stürzten, und in welcher Wildheit die so lang geschnürte jugendliche Lebhaftigkeit sich ergoß. Zwei Stunden waren wir geistig todt, körperlich gefesselt gewesen, eine Ewigkeit für ein Kind! Nun strömte das gehemmte Leben wieder in alle Glieder, und wie die Thüren sich öffneten, erscholl durch dieselben ein weit hintönender Lärm; wie die wilde Jagd stürzte und purzelte man hinaus, selten ging es ohne einige geschundene Kniee ab, und draußen, da mußte etwas herhalten, etwas mußte getrieben werden, je ärger je besser. Alle, besonders schwächere Leute gingen uns schon von weitem aus dem Wege; und wenn das Tosen der ausgelassenen Schule heranscholl, trat mancher Hausvater vor die Thüre, um seine Habe zu sichern und die Schüler vom Hause abzuhalten.

Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, wo man die Kinder mit dem Heidelberger und der Ruthe einbalsamirte, so lange sie in der Schule waren, überzeugt, daß ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne außer der Schule, sie mochten vornehmen und treiben, was sie wollten! Ach, das war eine fromme Zeit, wo man besonders Güterbuben und solche, die keine Aepfel hatten, mit der Ruthe durch und durch einsegnete, um sie zu

behüten vor allem Bösen! Ach ja! das waren gottselige Zeiten, wo die Alten mit der Ruthe zur Schule prügelten, mit der Ruthe der Schulmeister empfing, wo man Hexen hatte statt Engel, in der Nacht vor Gespenstern bebte und vor dem Teufel zehnmal mehr Respekt hatte, als vor Gott, wo man entweder selbst zitterte, oder Andere zittern machte.

So zogen wir von der Schule aus, wie das wüthende Heer, kamen aber nicht geschwinder nach Hause, bei jedem Scheidewege hatte man sich wenigstens zu necken, wenn nicht zu prügeln. War Einer ordentlich abgewalkt worden, so war es nicht selten, daß er den andern Tag seinen Vater bestellt hatte, um die, welche ihn geprügelt, wieder zu prügeln. Sah man einen solchen, dann gab Alles Auszug so gut möglich, und wer die schlechtesten Schuhe hatte, die bei jedem Tritt die Ferse zeigten, oder stecken bleiben wollten, der kriegte für die Anderen die Schläge. Verständlich kam auch da die Reihe oft an mich, herzuhalten. Kamen wir endlich heim, so mußte ich die Kinder wieder nehmen, sie zu Bette bringen und sie in der Wiege herumtreiben, bis sie endlich schliefen, nachdem sie mich auf ihre Weise noch gequält hatten. Nachher mußte ich rüsten helfen, wenn etwas für den folgenden Tag zu rüsten war, was ich recht gerne that; aber dann sollte ich wieder lernen, sollte wieder mein Qualbuch vor mich nehmen und da eine oder zwei Stunden bis zum Bettgehen Worte buchstabiren oder lesen, von denen ich nichts verstand. Bald schlief ich darüber ein, bald buchstabirte ich darauf los, wie es mir in Sinn kam, ohne viel auf die Buchstaben zu achten, las eben so; selten achtete jemand, ob ich die Worte richtig ausspreche; so lernte ich falsch lesen, und diese Lehrstunden schadeten mir weit mehr, als sie nützten. Zudem sah ich nicht einmal recht, was ich vor mir hatte. Zunächst dem Lichte saßen die Spinnenden, dann die Kinder; war auch noch der Bauer am Tisch und nicht auf dem Ofen, so kam ich so weit vom Lichte ab, daß es auf meinem Buche ganz dunkel war. Klagte ich dar-

über, so hieß es: Meinst du, du g'hörist obe a Tisch, oder me söll für dih es aparti Liecht ha? M'r wei nit geltstage wie dy Vater ꝛc. Konnten wir endlich zu Bette gehen, so zankten Johannesli und ich zuerst um die Decke, die er mir gewöhnlich fast ganz nahm oder weil er in der Mitte des Bettes liegen wollte, und erst, wenn der Streit gewöhnlich zu meinen Ungunsten durch Vater oder Mutter geschlichtet war, kam der Schlaf, der mich den trübseligen Tag vergessen ließ. So ging ein Tag wie der andere hin, ich lernte gar nichts, wurde immer unwerther, machte mir auch immer weniger daraus, je mehr ich fühlte, daß man mir Unrecht that. Die Lust an der Schule verging mir durchaus, besonders seit der Schulmeister bei uns an der Metzgete gewesen, wo man mich bei ihm tüchtig verklagt und zu besonderer Zucht empfohlen hatte. Dieser Mahnung, ohne ihre Richtigkeit zu untersuchen, kam er getreulich nach, und das war ein glücklicher Tag, an welchem er mich nur einmal prügelte. Kein Gefühl ist aber in Kindern lebendiger, als das Gerechtigkeitsgefühl, und nichts macht sie verstockter, böser, unverbesserlicher, als wiederholte verstockte Ungerechtigkeit. Strafe man sie dann auch gerecht wegen offenbaren Fehlern, es nützt nichts, sie bessern sich nicht, weil sie zum Strafenden das Zutrauen verloren haben, daß er gerecht sei. Nichts ist aber leichter, als gegen Kinder ungerecht zu sein, weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiß, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht; weil selten ein erwachsener Mensch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, sondern sie von vorn herein der Bosheit und Bösartigkeit zuschreibt; weil selten ein erwachsener Mensch aus Liebe straft, um zu bessern, sondern im Zorn, um Rache zu nehmen für gehabten Verdruß.

So verstrich mir der Winter. Er war hart und kalt gewesen, aber gegen das Ende des Märzes wurde es milde, die Erde thaute auf, Märzenglöcklein blühten, die Bachteln wuchsen wunderschnell empor. O wie freute ich mich darüber, bald kam

Ostern, da hoffte ich auf Eier, hoffte sie recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelnkraut und Zwiebelhülsen darum zu binden, daß sie geflammt würden und schöne weiße Kreuze erhielten. Ostereier waren im ganzen Jahr immer meine größte Freude gewesen; Wochen lang vor Ostern konnte ich an nichts Anderes sinnen, als an das halb Dutzend Eier, welche ich erhielt, und wenn ein Huhn gaggelte, gaggelte ich jubelnd mit. Wie wohlfeil ist doch Kinderfreude und wie schön, und wie traurig, daß selten alte Leute sich recht mehr freuen können, höchstens noch mit den Kindern; aber trauriger noch ist es, auch mit Kindern sich nicht mehr freuen zu können, an ihren Freuden sich zu ärgern, und die unschuldigste zu verbittern. Doch das Allertraurigste ist, wenn man diese Herzensbitterkeit, diese Freudlosigkeit für Gottseligkeit des Alters ausgiebt, welche über die Welt und die Gottlosigkeit der Jugend seufzt. Das ist wahrlich eine finstere Gottseligkeit, welche nicht für den heitern Himmel paßt, in welchem der liebe Heiland seinen Kindern Wohnung bereiten will.

Die Bäurin hatte viel Eier bekommen, die vollen Krätten betrachtete ich mit großem Respekt und dann Ei um Ei, welches wohl das stärkste sein möchte. Am Ostersamstag machte man Vorbereitungen zum Sieden, die Kinder jubelten und brachten, was sie um die Eier gebunden wünschten. Ich dachte nicht anders, als auch welche zu erhalten. Sobald ich vom Kinderhüten entrinnen konnte, eilte ich auch und pflückte im grünenden Baumgarten, was mir schön schien, und, über manchen Fund ganz glücklich, brachte ich eine Hand voll Blümchen und Kräuter aller Art der Bäurin in die Küche.

Verwundert fragte die, was ich damit wolle? und als sie meine Meinung hörte, sagte sie: was bildist dir y, myni Hühner legge o für dih? o hä, das wär e neui Mode, em Bub noh gah Eier z'siede, u b'sonder ame settige, dä King geng z'brülle macht, nit lehrt, nit folget, u i dr Schul alli Tag Schläg übercho het! Nei Bub, sövli dumm sy m'r notti nit,

und jetig Flause bild d'r nit y. Da war mir, als ob ich aus dem Himmel gefallen wäre: Keine Eier an der Ostern, das war mir fast, wie kein Aetti mehr; für Vorwürfe, Schläge war ich sonst ziemlich unempfindlich geworden, aber das griff tief ein. Ostern und keine Eier, das wollte mir fast das Herz brechen. Anhalten konnte und mochte ich nicht, ich war nicht mehr gewohnt zu flattiren; ich wurde auch nicht sowohl wehmüthig als zornig, heulte mehr als ich weinte, und nach und nach bildete sich die Ueberzeugung in mir, daß ich Eier haben müsse in jedem Fall.

Nach langem Sinnen fiel mir endlich ein, daß ich noch einen neuen schönen Batzen hätte vom Examen her; an demselben hatte ich sonst meine große Freude gehabt, ein eigenes Säckeli für ihn gemacht und ihn oft betrachtet, wenn ich allein war; aber Eier waren mir doch noch lieber. Den holte ich, lief damit zu unserer G'husmanns Frau, und bat sie, mir um den Batzen Eier zu geben. Ich war glühend roth vor Zorn, konnte kaum reden und die Thränen liefen mir noch immer über die Backen herunter, so daß die Frau wohl merkte, daß es etwas besonderes gegeben haben müsse. Sie fragte mich, ich erzählte ihr mein Elend, wie es mir ergangen, wie ich jetzt Eier haben müsse und gerne den Batzen dafür gebe, wie lieb er mir auch wäre. Da sagte die gute Frau: los Miaßli, b'halt du dy Batze, Eier verkauf ih d'r keine, aber chum i d'Stube, m'r wei luege. In der Stube erzählte sie ihren zwei Kindern, der Miaßli bekomme drüben keine Eier und hätte doch so gerne welche, er sei es arms Bubli, aber er habe ihnen doch nie etwas zu leid gethan, im Gegentheil sie manchmal gegen den Johannesli in Schutz genommen; ob nun jedes ihm ein Ei geben wolle, Eins behielte doch immer noch drei? Die gute Mutter hatte noch nicht ausgeredet, als ihre guten Kinder auf mich zu sprangen und mir Eier gaben; nur das Eine von ihnen fragte: Gäll Mütti, ds schönste bruch ig ihm doch nit z'gäh? und doch nach einigem

Kampf gab es mir das, welches ihm am besten gefiel. Da ward mir wohl, und ich konnte wieder jemand freundlich ansehen, was lange nicht geschehen war, und recht von Herzen glücklich machten mich die Eier. Als der erste Eindruck vorüber war, fiel mir plötzlich ein, der Bäurin nun zu zeigen, daß ich Eier bekommen auch ohne sie. Ich theilte meinen Einfall und meine Schadenfreude der Frau mit, und wollte fort, die sagte aber: los Miaßli, mach nit dir un üs Verdruß; wenn die Frau weiß, daß m'r d'r Eier gäh hei, so nimmt si d'r se, un ergryft mih z'Haß; nei, das wei m'r nit mache. Versteck se wohl, oder wenn das nit chast, so la se da, u chum morn einisch mit mine Ching cho düpfe und g'fätterle, de hesch notti Freud und machst niemer höhn. Die gute Frau hatte mehr als Recht. Den ganzen Abend konnte ich daheim in stiller Freude dem Lärm der Kinder mit ihren Eiern zusehen. Ich hatte wieder Alle lieb, hatte mich doch auch jemand lieb gehabt, gab über alles guten Bescheid und flattirte den kleinen mir Uebergebenen so von Herzen, daß selbst die Bäurin, die meiner sonst nur achtete, wenn ihre Kinder über mich brüllten, aufmerksam wurde, mir ein Ei brachte und sagte: Lue da hest o eis, we'd's ganz Jahr so wärisch, su wärst eim o lieber, u überchämist o meh. Die Frau wußte auch nicht, daß ein Kind fast ist wie eine Orgel, und die Töne hören läßt, welche man auf ihm anschlägt. Der Mensch kennt alle Dinge der Erde, aber den Menschen kennt er nicht, da scheint er aus lauter Dummheit zusammengesetzt zu sein. Was meint man, wenn Einer in Holzschuhen mit Roßnägeln beschlagen auf einer Orgel herumtrampeln, und dann dieselbe, wenn sie erbärmlich quickte und quackte, schlagen wollte, weil sie aus Bosheit kein schönes Lied spielen wolle, würde man diesen Menschen nicht einen Schöps heißen und in den Kalender thun?

Wollte man aber die Menschen in Kalender thun, die mit Holzschuhen und Roßnägeln auf Menschenherzen herumstolpern, und zürnen und prügeln, wenn diese Herzen nicht voll lauter

Lust, Freude und Liebe sein wollen, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er noch einen Plätz an unsere Erde setzen möchte, damit der Kalender Platz auf ihr hätte.

Das ging nun einige Tage recht ordentlich, und weil gerade in diese Zeit die Bettlergemeinde fiel, so entschloß der Meister sich, mich zu behalten, und nahm mich an dieselbe nicht mit. Er werde dort sagen müssen, wie bös und verdorben ich zu ihm gekommen sei, daß er mich aber rangirt habe, bis ich mich gebessert; er verstehe es aber auch, und ich sei nicht der Erste, den er z'weg gebracht, meinte er. Voll guter Meinung von sich ging er hin, mag dort auch also geredet haben, und viele Jahre lang galt sein Haus für das beste, um verdorbene Kinder z'weg zu bringen. So wohlfeil und so begründet kommt Mancher zu Ehren und Ruhm, aber nicht nur zu Unverstand, sondern am meisten in den Hauptstädten, und nicht nur ehemals, sondern auch jetzt.

Bald war alles wieder im Alten und eine neue Sache kam noch dazu, die am Ende mich hier forttrieb. Des G'husmes Frau und ihre Kinder waren mir begreiflich sehr lieb geworden, von ihnen bekam ich immer ein freundliches Wort, daher war ich auch gar gerne bei ihnen. Nun aber hatte meine Meisterfrau die Hausfrau auf der Mugge, aus mehreren Gründen. Sie kam nicht viel herüber, und rühmte auch nicht viel; daher hieß sie hochmüthig. Sie war sehr reinlich und an ihren Kindern sah man keine Löcher, weil sie behauptete, es sei viel wohlfeiler, Löcher zu rechter Zeit zu flicken, als die Kleider verhudeln zu lassen; so weit rechnen konnte die Meisterfrau nicht, daher nannte sie die Hausfrau hoffährtig. Wiederum manchmal, wenn die Meisterfrau über andere Weiber loszog, wollte die Hausfrau abbrechen und z'best rede; daher hieß es: sie meine es nicht gut, und halte es mit Andern. Kurz, eine gewisse Ueberlegenheit der Andern erbitterte die Meisterfrau, kein Weib hat eine solche gerne; zudem waren jene nur Hausleute und sie die Bauern; u uverschanters chas doch g'wüß

nüt gä, as wenn d's G'husmes Frau g'schyder sy wott as d's Bure Frau.

Es ging daher allemal übel an, wenn man mich mit jenen zusammensah. Du wirst aber sy ga kläffele, was gang hie? hieß es, und alle Mal fand man, daß ich etwas versäumt habe, oder einem Kind etwas zugestoßen sei, während ich dort war, und man sagte mir: we m'r dih noh einist dert g'seh, u gä m'r d'r Eini zum Gring, daß d'noh morndrisch sturm bisch. Solche Drohungen fürchtete ich nicht, sie kamen gegen mich und nun bereits auch gegen ihre Kinder, so wie sie größer, ungehorsamer, ungereimter wurden, und das den Eltern lästig auffiel, alle Tage zu Hunderten vor, ohne daß von zehn eine ausgeführt wurde.

Aber eines Tages, anfangs Winters war es, küchelte die Meisterfrau, und der Anken lief ihr ins Feuer, was ihr unbegreiflich vorkam, es war ihr sonst noch nicht begegnet. Glücklicherweise konnte sie schnell die Pfanne decken, so daß kein Unglück entstund; unglücklicherweise aber gieng in selbem Augenblick die Hausfrau vorbei, und fragte: Trini, was machst, soll d'r helfe? Es ist guet, chunst grad, du Donners Hex, jetzt weiß ih, wer mr d's Für i Anke g'hexet het! scholl die Antwort aus der Küche, aber ih will d'r d's Hexe vertrybe! und mit der Küchengabel wollte sie auf die Hausfrau los, stolperte aber in der Wuth über die Säumelchtern, und als sie aufgestanden, sah sie die Hausfrau nirgends mehr.

Man kann sich nicht vorstellen, wie die Frau in der Küche turnirte, wie sie die Küchlein herumschlug und über die Hexe fluchte, die ihr den Streich gemacht. Daß sie selbst schuld an der Sache sei, konnte sie sich nicht vorstellen. Das sei ja der deutlichste Beweis, daß die Hausfrau eine Hexe sei und ihr den Teig verhexet habe, weil sie gerade dazu gekommen, wie hätte sie es sonst gewußt, oder wie hätte es sich ungefähr so treffen können, urtheilte sie. Gegen diesen bündigen Schluß war im ganzen Hause niemand im Stande etwas einzuwenden.

Man staunte, daß man die Hexe so lange nicht gemerkt, und pries die Geschicklichkeit der Bäuerin hoch, daß sie geschwind die Pfanne gedeckt, denn die Hexe hätte sicher das Haus verbrennen wollen; daß es noch stehe, habe man nur ihr zu verdanken. So wurde nun auch sie ganz stolz: was sie sonst keinem Menschen gesagt hätte, daß ihr der Anken ins Feuer gelaufen sei, das erzählte sie nun so lange sie lebte, gewöhnlich alle Tage zweimal und extra einem Jeden, der den Fuß über die Schwelle setzte, um sagen zu können: die Hausfrau sei eine Hexe, sie aber habe geschwind den Deckel auf die Pfanne gethan, und daß das Haus noch stehe, habe man ihr zu verdanken.

Nun aber wurde das Verbot, mit diesen Leuten keinen Umgang zu haben, so lange man sie noch da haben müsse, sehr ernst. Den Kindern sagte man, sie könnten von ihr verhext werden, daher sollten sie der Frau bei Leibe nicht zu nahe kommen, von weitem könnten sie ihr Hex, Hex! schreien, so viel sie wollten; mir aber wurde gesagt, wenn ich ein einzig Wort mit ihr oder den Kindern rede, so schlage man mir beide Beine ab und alle Zähne in den Hals. Das fruchtete alles nicht, ich mußte hinüber, und in meiner kindischen Unbefangenheit dachte ich nichts Arges dabei, alles wieder zu erzählen, was man über sie geredet hatte. Diesmal hörte die Hausfrau zu, ein andermal aber sagte sie: Los Miaßli, schwyg lieber, ih begehre nit z'wüße, was sie däne säge, es treit nüt ab, als mih taub z'mache. Es konnte nicht fehlen, daß man meinen Umgang merkte, wenn ich ihn auch noch so heimlich halten wollte, denn die Kinder lauerten mir auf, da gab es immer tüchtigere Schläge, immer gehässigere Worte; denn über wen die Meisterfrau böse war, den sollte die ganze Welt hassen, und wer mit einem solchen redete, der war um nichts besser als der Andere. Wenn sie mit der Magd ausgeschirrt hatte oder mit dem Knecht tubelte, und der Mann gab zufällig dem Einen oder dem Andern ein gutes Wort, so hatte er das Wetter auf

den Hals, und sie wurde nicht zufrieden, bis er sich bequemte, auch auszug'schirren oder zu tubeln. Die Hausfrau bat mich endlich um meinetwillen, nicht mehr zu kommen, aber ein ungewohntes gutes Wort that mir viel wöhler, als die gewohnten Schläge weh; so schlich ich um ihr Häuschen, bis ich von ihr oder den Kindern ein gutes Wort weg hatte. Ich hatte es aber nun alle Tage böser und die Meisterfrau verfluchte sich, daß ich aus dem Hause müßte, so bald als möglich, daß sie mich nicht mehr vor Augen haben könne, sie dürfe mir kein Kind anvertrauen, aus Furcht, ich thue ihm etwas an, das mir die Hausfrau angegeben. Natürlich mußte der Bauer diesen Willen erfüllen. Ich wurde alle Tage unwirscher und stöckischer, so daß ich ganz sicher viele Ursachen zu Klagen gegeben haben mag. Dies Haus verließ ich gerne, nur that es mir weh um meine guten Leute in dem kleinen Häuschen. Ich weinte bitterlich, als ich von ihnen Abschied nahm, und die Hausfrau in meinen Vorschlag nicht eintrat, an die Bettlergemeinde zu kommen und mich zu verdingen. Wenn ich dann bei ihr wäre, so wollte ich dem Johannesli und den andern das Hex schreien schon verleiden und sie alle Tage prügeln nach Herzenslust, hatte ich ihr doch versprochen.

Neuntes Kapitel.

Der Güterbub wird ein Gassenbub.

Dießmal mußte ich an die Bettlergemeinde mein Bündelchen selbst tragen. Es wurde mir auch nicht schwer, es war bedeutend kleiner geworden; man hatte mir nichts neues angeschafft, manches war abgegangen, was ich hatte, war großentheils verwachsen. Ich wußte nun schon, was „verdingen" heiße, und erwartete düster das Schicksal, das mir werden sollte.

Als meine Reihe kam, sagte der Bauer: es cha ne e An-

gere näh, u o probiere, was das für Eine isch. Kein Zureden konnte ihn andern Sinnes machen, er wußte wohl warum, er hatte auch eine Frau daheim, die etwas Meister war, es schickte sich ihm aber nicht, das zu sagen. Nun sprach man auch mir zu, und das eben nicht auf die lieblichste Weise, und fragte mich endlich, ob ich mich gar nicht bessern wolle? Erbittert, daß ich alle Schuld tragen solle, antwortete ich: ih ha nüt schlechts g'macht, mi het mih o nüt geng z'prügle g'ha. Da g'höret d'rs, wie ner Eine isch, sagte der Bauer; was brauchen wir weiter Zeugniß? dachten die Andern. Auf diese Verdammnung hin, wobei sie jedoch ihre Kleider nicht zerrissen, wollte mich niemand freiwillig auf das Gut nehmen, und ich wurde zu denen gestellt, die ebenfalls niemand nehmen wollte, um dann auf die Güter verlooset zu werden. Endlich gegen Abend, ganz erschöpft von Hunger und Durst, denn man hatte mir nichts mitgegeben, und während dem ganzen Tag mir niemand etwas angeboten, fiel ich einem alten Bauer zu, der mich sehr unwillig mit sich nach Hause nahm und mir beim Heimgehen unfreundlich erklärte: er werde mich nicht behalten, sondern weiter verdingen, so Einen könne er nicht brauchen. Am andern Morgen ging er fort, um Platz zu suchen, und brachte am Abend die Nachricht, es werde am nächsten Morgen jemand mich abholen. Es war mir leid, bei ihm hatte es mir gefallen, und ich hätte gerne alles Gute versprochen, aber niemand machte durch freundliches Benehmen mir Muth dazu und mir war es einmal nicht mehr gegeben, mich von der bessern Seite zu zeigen, ich war verschüchtert und hartnäckig geworden; der Brunnen der Liebe war nicht mehr fließend, er war zurückgetreten, man mußte nachgraben, wenn man ihn finden wollte.

Am andern Morgen kam richtig ein alter schlecht gekleideter Mann, und holte mich ab. Wir gingen über Berge, durch Thäler, mehrere Stunden weit in eine mir ganz unbekannte Gegend. Unterwegs fragte mich der Mann über alle meine

Verhältnisse aus und über die Leute, bei denen ich gewesen war; ließ mich ordentlich reden, fuhr mir nie über das Maul; durch Zwischenfragen brachte er noch mehr hervor, wenn ich schweigen wollte, so daß ich auf dem Wege recht kurze Zeit hatte, und ordentlich zutraulich wurde. Endlich kamen wir in ein kleines Thal im ebenen Lande, durch welches ein stattlicher Bach floß. Ueber dem Thale auf der Abendseite lag ein großes, schönes Dorf, auf der Morgenseite ein mächtiger Eichenwald und an der Spitze desselben, etwa hundert Schritte vom Bache, war eine kleine verfallene Hütte, mit zerbrochenen trüben Fenstern und unordentlichen, kothigen Umgebungen. Rings ums Haus lag der Mist von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demselben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln und einige Spähne, welche den ganzen Holzvorrath ausmachten. Unter der kleinen rauchigten Hausthüre mit der ausgetretenen Schwelle stand eine alte schmutzige Frau mit einer großen, irdenen Kaffeekanne in der Hand, an welcher oben ein Stück ausgeschlagen war, und sagte uns: wir hätten Zeit zu kommen, sie hätte sonst allein z'Nacht g'fresse und wir hätten dann sehen können, was wir bekommen.

In der Stube sah es nicht schöner aus als um das Haus. In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unsauberer Tisch, in der dritten ein vielfach gespaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder, auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum und auf dem Tisch saß eine Katze. Mir wurde unheimelig zu Muthe. Doch als die Alte den Kaffee brachte und den Tisch unterstellte, damit er nicht zu sehr wackele, als ein mächtiger Eiertätsch dazu kam und gutes Brod, da vergaß ich meine Umgebung, denn ich war hungrig und müde. Als wir gegessen hatten und ich einnicken wollte, schüttelte die Alte einen Laubsack auf dem Ofen zurecht, hieß mich darauf liegen, deckte mich mit Hudeln zu und hieß mich wohl schlafen. Das war mein neues Bett. Ich hätte fast darüber geweint,

allein der Eiertätsch war gut gewesen, der Schlaf gar mächtig, er ließ die Betrübniß nicht aufkommen, nahm mich in seine Arme und hielt mich umfangen, bis am späten Morgen ein Huhn mich weckte, das auf mir herumspazierte.

Nun wurde ich in meinen neuen Wirkungskreis eingesetzt. Daß ich keine Kinder zu hüten hatte, nahm mir eine schwere Bürde ab dem Herzen, denn das war mir verleidet; ich sollte für die Ziege köhlen, den Hühnern nachsehen, daß sie die Eier nicht verlegten, zwischendurch Mist und Holz auflesen, und herzutragen, was sie allfällig nicht herbeibringen konnten. Das alles behagte mir so übel nicht; ein dunkles Gefühl versprach mir bei dieser Lebensweise eine Freiheit, welche für jedes Kind etwas unendlich Anziehendes hat. Wie gerne möchte manches geputzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will und wie es will? O es war zu schön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald, um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gebunden war, und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti, später Himbeeren und endlich Brombeeren; wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darüber goß und sogenannten Erdbeeristurm machte, o das war denn eine Herrlichkeit! Und wie prächtig war es erst, die Ziege weiden zu können unten am Bach in den Stauden. Dort band ich sie an und saß dann ans Wasser und sah den Fischlein zu, wie sie auf und ab fuhren auf dem hellen Grunde, das dunkle Kraut suchend, darein sich zu bergen, wie sie wieder heraufschossen wie Blitze und richtig eine Mücke oder einen Heustüffel erhaschten.

Manchen Heustüffel band ich an langen Faden und ließ ihn im Wasser schwimmen. Ein Fischlein hätte ich gar zu gerne gehabt, und ein Jubel ohne Ende wars, wenn zuweilen der

Heustüffel mir abgebissen wurde, und Alle mußten den Faden sehen, und hören, wie ich einen großen, großen Fisch fast gehabt und das nächstemal ihn gewiß erwischen wolle. Wenn ich dann heim kam vom Bache, strich ich meinen Hühnern nach und den mir gezeigten Nestern, nahm die Eier aus, und als ich einmal ein unbekanntes Nest fand in dicker Haselstaude und den Alten einen ganzen Kratten voll einliefern konnte, und ich gestreichelt und gerühmt wurde, und noch einmal so viel Eiertätsch erhielt beim Abendessen, da war ich so stolz, wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Mich drückte, daß ich meist ganze Tage allein sein mußte. Wenn gut Wetter war, so zogen am frühen Morgen Mann und Frau aus, zu hausiren; sie mit einer Flasche Hofmannstropfen oder mit Nastüchern oder mit irgend einem andern Plunder; er mit einem Korbe oder Steinkratten oder irgend einer Schnefelarbeit, und kamen meist erst heim, wenn es dunkelte. Da wurde mir der Tag gar lang, und das trockene Brod oder das Essen, das man mir für den Mittag anwies, genügte mir auch nicht recht, wenn ich schon wußte, daß es am Abend etwas Gutes absetzen würde, was die Mutter oder der Vater heimbrachten. Es wunderte mich oft, wie viel Geld sie lösten aus den mitgenommenen Kleinigkeiten, und wie aus diesen die Leckerbissen angeschafft werden konnten, welche sie aus fernen Dörfern heimbrachten; denn in dem nahen Dorfe, wo sie daheim waren und wo die Gemeinde ihnen den Hauszins zahlte, da wurde gar nichts gekauft.

Da gab es Speck, Würste, Braten, selbst kleine Hammen, weißes Brod, Wein, Schnaps aller Art; es war ein Herrenleben gewöhnlich am Abend bei uns.

Ich klagte den Alten einmal meine Langeweile und bat sie, sie möchten doch zu Hause bleiben oder mich mitnehmen. Sie lachten mich aus und sagten, ich sei selbst schuld daran, warum ich mit meinem Miſtbännli bloß um das Haus herumfahre und nicht auf die Landstraße, hinüber ins Dorf, da hätte ich für einen ganzen Tag kurzi Zyti genug, wo Herre und

Künge sechsspännig führen. Das schlug ein bei mir, den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe, das kam mir vor als ein Ausflug in die Welt, wichtiger, als Manchem eine Reise nach Amerika. Ich rüstete meine Bänne und die bessern Schuhe, dachte über alles, was mir begegnen würde, was ich sehen, wie ich mich benehmen könnte, und mochte den Abend und mochte den Morgen nicht erwarten; ich sah lauter Könige mit Kronen auf den Köpfen und schöne Königinnen in ganz güldenen Röcken. Mit klopfenden Herzen trat ich am andern Morgen meinen Ausflug an. Lebe wohl, du dunkler, schöner Wald, b'hüt di Gott, du lieber klarer Bach, lebt wohl, ihr unschuldigen Freuden, die ihr botet; euch ergeht es nun auch wie vielen guten Freunden, die man vergißt im Treiben der Welt und ihren Genüssen! Ich fuhr durchs Thälchen, die Höhe hinauf und war bald auf der mächtigen Heerstraße, an deren beiden Seiten das schöne Dorf lang sich hinstreckte.

Mit einem Auge sah ich nach Mist mich um, mit dem andern nach den Königen und Königinnen, ihren güldenen Kronen und güldenen Röcken. Mist fand ich wohl, aber die Könige sah ich nicht, es wollte keiner kommen; statt deren aber kamen zwei verlumpete Buben, ebenfalls mit Mistbännen, und frugen mich: wer ich sei, was ich da mache, wer mir das Recht gegeben habe, hier Mist aufzulesen; ich solle auf der Stelle nach Hause fahren und mich hier nicht mehr blicken lassen, sonst würde ich wüst abkommen.

Anfangs war ich verblüfft und in der fremden Umgebung schüchtern, und Mancher ist unter seinem Dache ein Held, einige hundert Schritte davon würde er vor jedem Hasen davonlaufen; allein ich hatte an so vielen Orten mich schon prügeln müssen, daß diese Verblüfftheit nicht lange währte. Drei Tage hintereinander prügelten wir uns mit den nöthigen Unterbrechungen, am vierten machten wir ein Bündniß zusammen; wir drei wollten den Mist auf der Straße durch das Dorf allein sammeln, und wenn jemand anders in unser erprügeltes Recht

eingriffe, ihn schlagen, bis ihm die Lust dazu verginge; und wir behaupteten dieses Recht, so lange ich da war. Später erklärte man mir, wie man dieses Recht in der Kunstsprache heiße.

Nun ging erst ein lustiges Leben für mich an, und ich wäre unglücklich gewesen, wenn ich einen Tag nicht auf der Landstraße hätte sein können. Unsere Arbeit ließen wir uns nicht sauer werden und waren gar nicht der Meinung, daß wir den ganzen Tag unabläßig dem Mist nachlaufen müßten. Jeder machte seinen bestimmten Kehr, Einer wartete oben an dem Stutz, um zu spannen, und manchmal waren wir Alle da, trieben Muthwillen und redeten Streiche ab. Ich stund besonders gerne vor dem Wirthshaus, und sah da den Fremden zu. Freilich sah ich keine Könige, aber doch schöne geputzte Herren und Frauen und schöne Kutschen, und malte mir dabei aus, wie es so herrlich sein müßte, in einer solchen zu fahren, und machte mancherlei Pläne, dazu zu kommen; dachte dann auch an meine Hühner und an den Haber, den die Pferde fraßen, und wenn ich eine Hand voll einstecken konnte in Augenblicken, wo niemand um die Pferde war, so fühlte ich mich überglücklich. Niemand hatte mich über die Pflichten gegen das Eigenthum belehrt, ich hatte bis dahin aber nicht Anlaß, sie zu übertreten, der Trieb war nicht geweckt worden; er erwachte und wurde genährt.

Die Alten waren sehr zufrieden mit mir geworden, denn mein Gewerbe brachten ihnen Geld ein. Den Mist begehrten sie nicht, sie sagten: Miaßli, d'r Mist bruche m'r nüt, m'r wette Narre sy öppis z'pflanze, und d'Müh ha, d'Bure cheu für is schwitze, u si vermöge sauft, is z'erhalte, verkauf du ne wie d' chast. Die beiden andern Buben hatten den gleichen Befehl von Haus aus, wir verkauften ihn so gut wir konnten, und lösten je nachdem wir Käufer hatten. Konnten wir z. B. den Mist dem alten Pfarrer bringen, so waren wir z'weg, er zahlte einen Batzen für einen Kratten, und wir machten ihn

immer aparti för ihn z'weg. Er sah nicht mehr ganz gut, so mischte man dann Sand, Koth und Staub darunter und hatte im Schwik einen Kratten voll; und in der ganzen Gemeinde sahen Alle vom Statthalter bis zum Säuhirten dem Spiel lachend zu und hatten ihre Freude daran; da gab es gute Losig an solchen Lieferungstagen. Das Spannen trug auch etwas ab, jedoch kam es auf das G'fell an; es gab Tage wo Einer von uns nichts erhielt, ein Anderer viel. Da versuchten wir eine gemeinschaftliche Kasse, welche aber nicht lange bestand, da Keiner ehrlich sein und gehörig abliefern wollte. Lange wurde ich betrogen, merkte es endlich, betrog auch; sobald die Andern es merkten, fanden sie keinen Vortheil mehr bei einer gemeinschaftlichen Kasse, und sie wurde aufgehoben. Etwas Gemeines besteht nur durch Gewalt oder durch Ehrlichkeit, die letztere hatten wir nicht, die erstere nur in unsern auswärtigen Angelegenheiten. Ein dritter Erwerbszweig war das Betteln. Wir liefen keinem Bauernwägeli nach, wir fürchteten die Peitsche; wenn aber eine fremde Herrschaft durchs Dorf rasselte und beim Wirthshause hielt (denn im Fahren erhielten wir nichts, besonders wenn es Engländer waren), versuchten wir ihnen beizukommen, nur mußte es der Wirth nicht sehen, der gönnte uns nichts, er wollte alles allein für sich ausbeuten. Am liebsten liefen wir Chaisen nach, in denen ein junger Herr und eine junge Frau oder Tochter saßen, die gaben fast alle Mal, und jedes wollte es z'wänge, um zuerst zu sein, und manchmal gaben deswegen beide. Wo aber alte Weiber saßen und Herren mit Perrücken oder Schnäuzen, da gaben wir uns keine Mühe. Eine vierte Quelle hätten wir noch sehr gerne aufgethan. Einer meiner Kameraden kam aus dem Lande her, wo es mehr Gänse und Schweine giebt als ordentliche Menschen, und erzählte uns, dort sei vor jedem Hause ein Thürli, bei welchem viel zu verdienen sei, viel mehr als beim Spannen. Nun hatten wir lange Berathungen, wie ein solches zu errichten wäre. Wir versuchten den Bauern einzuschwatzen, ein Thürli

machen zu lassen, wir konnten ihnen aber den Nutzen davon nicht einleuchtend darstellen. Der Frau Ammännin waren eines Morgens alle ihre Gänse gestohlen worden. Da ordneten wir Einen von uns ab, der ihr vorzustellen hatte, dieser Diebstahl wäre nicht geschehen, wenn ein Thürli gewesen wäre, ein solches würden die Diebe scheuen. Sie glaubte es, gab dem Abgeordneten ein Stück Brod und die Sache kam vor den Gemeinderath, doch umsonst; die Mehrzahl meinte: Diebe würden durch ein Thürli noch weniger abgehalten als ehrliche Leute. Endlich beschlossen wir eins auf unsere Kosten errichten zu lassen; wir lasen den Platz aus und bestellten einen Zimmermann um es aufzurichten. Dieser glaubte aber, wir wollten ihn für einen Narren halten, und prügelte den, den er erwischen konnte, ordentlich durch. So mußten wir unser Finanzprojekt mit Weinen und Heulen fahren lassen; dessen ungeachtet verdienten wir des Tages manchmal nur zwei, aber auch zehn Batzen. Daraus mußten wir uns aber beköstigen, denn meine Alten gaben mir nichts mit. Ich kaufte gewöhnlich weißes Brod und Käse, meine Kameraden aber Lebkuchen, Zuckerkandel, Süßholzsaft, Bärendreck und solche Dinge bei einer Krämerin, welche von vielen Bettlern, aber auch von vielen Bauernweibern den Zulauf hatte, weil sie mit ihnen Tauschhandel führte. Den Bettlern kaufte sie gegen Schleckereien um einen Spottpreis ab, was sie erbettelt, den Bauernweibern um ähnliche Waare, was sie ihren Männern verflökt hatten. Die Leute wollen reich werden, und die da reich werden wollen, verfallen in Versuchungen und Stricke. Zu dem Gekauften verschafften wir uns aus den Baumgärten der Bauern und den Kirschbäumen an der Straße überflüßiges Obst. Wir kannten in jedem Hause an der Straße die Hausordnung; wußten, wenn man in jedem aß, ungefähr wie lange, kannten das Geräusch der Thüre &c.; nach diesem allem richteten wir uns, und kamen meist ungestraft davon. Wenn man uns schon von einem andern Haus aus sah, so hatten wir doch nichts zu besorgen; sobald es nicht

über die eigene Sache ausging, rührte sich kein Bauer vom Essen, sondern sah recht troſtlich zu, wie wir seinem Nachbar und dessen Kirschen zusprachen. Mein übriges Geld lieferte ich ordentlich zu Hause ab, und erntete allemal Lob und Preis; und wenn ich schon einmal wenig oder nichts brachte, gab man mir auch gute Worte und den Trost auf bessere Tage. Damit lachten mich meine Bundesgenossen aus und meinten, ich solle einen Mutech machen, wie sie auch thäten; sie verführten mich dazu, ich machte einige Batzen auf die Seite. So bald sie dieses merkten, mußte ich mit ihnen etwas g'werbe, oder mit andern Worten, spielen, entweder stöckeln oder Kreuz und Bär machen; einmal brachte einer sogar ein altes Spiel mit, und wir spielten nach seiner Anweisung, Gott weiß was. Richtig verlor ich all mein Geld an sie, mein Hinterhalten brachte mir nur Verdruß, ich ließ es also bleiben. Nur hie und da behielt ich Einiges zu einem Messer oder etwas Anderm, um damit zu händelen; denn wenn wir einen andern Buben zwischen uns bekommen konnten, so suchten wir ihn zum Händelen zu bringen, entweder sollte er uns etwas abkaufen oder verkaufen, und wollte er nicht, so wurde er gewöhnlich geprügelt oder wenigstens ausgeschimpft.

Als ich nun noch gar den Hühnern Hafer heimbrachte, gieng den Alten ein neues Licht auf, sie lobten mich gar sehr, und auch die Hühner liefen mir das nächste Mal entgegen und umgaggerten mich; das dünkte mich gar lustig, und es mußte nicht zu machen sein, oder ich brachte ihnen Hafer mit. Allein der Stallknecht war auch nicht blind und nicht alle Tage fraßen Pferde vor dem Wirthshaus oder im Stalle, während niemand darin war; als ich deswegen traurig heim kam, sagten mir die Alten: aber Miaßli, bis doch nicht so dumm, d's Korn ist ja ryf und bald d'r Hafer o, wed übers Feld geist, so streif ume ab, es merkts niemer, und wed d'Bure afa dröſche, u wenn sie z'Imiß esse, su sy g'schwind es paar Hampfele aus em Tenn g'no. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und

brachte fast alle Abende reichliche Beute für meine Hühner nach Hause, so daß ich einen ziemlichen Vorrath sammelte für den Winter, und wir auch mehr Eiertätsch zu essen hatten, als in keinem Herrenhause.

Zehntes Kapitel.

Die christlichen Zigeuner.

Ich erlangte die volle Gunst der Alten, ihr ganzes Zutrauen, sie hatten ferner kein Hehl mehr vor mir mit dem, was sie eigentlich trieben. Ihr Handel mit dem Plunder, den Tropfen, Krätten und Körben war nur Nebensache und Vorwand, um in die Häuser zu kommen. Dort machten sie sich in weiter Runde umher mit allen Verhältnissen, allen Schwächen, allen Leidenschaften der Menschen bekannt, und beuteten diese aus. Sie kannten alle eifersüchtigen Weiber, alle heirathslustigen Mädchen, alle Weiber, die, um irgend ein Bedürfniß zu befriedigen, hinter dem Rücken der Männer Geld haben mußten, Mädchen-Liebschaften, alle in fremde Gehege gehenden Männer, alle nach reichen Frauen lüsternen Knaben, alle geistlichen, alle abergläubischen Leute, alle Freundschaften und Feindschaften, alle Knechte und Mägde, die mit ihren Meisterleuten unzufrieden waren und andere Plätze suchten, alle Kühe und Pferde im Revier; diese Kenntniß war ihnen die unerschöpfliche Fundgrube reichen Erwerbs. Sie trugen Nachrichten und Bestellungen hin und her, halfen verflöken und Sachen einschwärzen, rühmten und schimpften, kurirten, sagten wahr; nebenbei ließen sie alles mitlaufen, was sich ihnen schickte, oder merkten sich Dinge, um bei der Nacht sie abzuholen, doch dieses letztere nur mit der größten Behutsamkeit, um ihren Kredit damit nicht auf das Spiel zu setzen, denn das Stehlen trug ihnen weit weniger ab, als das Reden. Um dieses recht anschaulich

zu machen, will ich einige ihrer Tagwerke, wie sie sie selbst erzählten, anführen.

Wer Abends zuerst heim kam, besorgte die häuslichen Geschäfte, molk die Ziege, machte Feuer an, bereitete den Kaffee, machte einen Eiertätsch oder Eierbrod, wenn Sachen dazu da waren, und wartete dann bis das Zweite nach Hause kam. Diese warteten dem Dritten nicht lange, sondern ließen sich wohl sein, denn gar oft kam Eins gar nicht nach Hause; am Zuletztkommenden war aber immer der erste Bericht. La g'seh Alte, warum chunst hüt so spat? hieß es eines Abends, als der Mann erst nach eingebrochener Nacht erschien. Der pressirte sich aber nicht mit Reden, nahm ein Kacheli und ein tüchtig Stück zu essen, und erst dann fing er alsgemach, von beständigem Kauen unterbrochen, zu erzählen an. Heute habe ich einen mühseligen Tag gehabt. Als ich durch den Wald ging, nachdenkend wo ich einkehren sollte, traf ich den R.... an, dessen Lehenleute dieses Jahr plötzlich fortgezogen, weil der Lehenmann nicht alles mit ihm g'meinen wollte; der fragte mich, ob ich ihm für einen halben Gulden etwas verrichten wolle? Ich that nöthlich, sprach von vielen Bestellungen, da gab er mir zehn Batzen, wenn ich nach R. gehen und seines alt-Lehenmanns Frau sagen wolle, er komme nächsten Markt nach S., und sie wollten sich am Morgen um zehn in S. Stübli finden, da hätte man sich gar nicht zu scheuchen, und könnte apart sein. Unterwegs gesellte sich eine Zeit lang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der seine Kinder vor Hunger fast verrebeln läßt, und erzählte mir ein Langes und Breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weise; tödten wolle er ihn nun nicht selbst, aber wenn er machen könnte, daß er sonst abweg käme, so sollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und versprach endlich Rustig zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müsse mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab mir sie recht

gerne, lieber als Einem, der ihm sein krankes Kind gesund gemacht hätte. Ich brachte zuerst dem Weibe meine Botschaft, konnte alles gut verrichten, da es allein zu Hause kochte. Es wurde ganz roth, weil es nicht recht traute; als es aber sah, daß es Ernst war, versprach es zu kommen, hieß mich aber schnell fortgehen und steckte mir ein halbes Brod zu, das gut für die Geiß ist, denn wir essen es doch nicht, es ist alt und schwarz. Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und sagten: Gällit ihr Ketzere, ihr said äißter froh über eus, warum göht ihr nit zu eue Pfarrherre? aber gällit, die chen äißter nüt als Wyber näh, es gait aber nit lang meh, so said d'r wieder Alle katholisch. Darauf gaben sie mir zwei kleine Fläschchen, deren Inhalt solle man auf zwei Reisigbündeln verbrennen, da werde ein Gestank entstehen, als ob ihn der Teufel selbst hinterlassen hätte, und der Gehaßte werde seinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und sterben. Mit allem Respekt nahm ich die zwei Fläschchen, zahlte zwei Franken dafür und bat obendrein um ein eingenähtes Bündelchen; sie behielten sich noch eine schöne Ankenballe vor, sonst könne der Wagner sich selbst in Acht nehmen. Ich kenne die Schälke wohl, stinken wird ihre Sache gewiß wie Teufelsdreck, die zwei Franken werden sie verthun und uns auslachen; aber ich kann so gut lachen als sie, ich habe ob dem Handel auch zwei Franken gewonnen. Nun findest du in meinem Säcklein weißes Brod, ein Stück Käse und noch eine Flasche Bätziwasser, welches mir der Wagner als Lohn gegeben, da ich behauptete, der Dreck habe vier Franken gekostet, und hier, Alte, hast du den Resten Geld, der ist für morgen gut, aber jetzt erzähle auch.

Du alts Kalb, wirst du de nie witzig? schnurrte ihn die Alte an, daß ihm ein großes Stück in den lezen Hals kam. Was ha n'ih de g'fehlt, daß du aber z'brülle hesch? Daß de ne Löhl bisch, de Kapuzinere gah 2 Franken z'gä, hättisch em Wagner ja öppis vo dir us bringe könne, er hätt viel g'wüßt,

woher es käm. Ja das ist mir nit z'Sinn cho, sagte der Alte in den Haaren kratzend. Hesch de nit g'wüßt wie's d'r Schache-Hans d'm Büzi-Bur macht? Ne. Du weißt, wie er ein Abergläubischer ist, immer glaubt, es sei ihm alles verhext, und für selligs Narrewerk jährlich vielleicht tusig Pfund braucht. Der hat zwei Doktoren an der Hand, die mit ihm umzuspringen wissen. Der Eine hatte ihm im vergangenen Winter, als es am kältesten war, und sein ganzes Haus verhexet sein sollte, angegeben: Er müsse um Mitternacht splitternackt auf seine Hausfirst herauf und dort einen Schuß in die Luft los lassen, dann höre das Hexenwerk auf. Er rühmt ja noch allenthalben wie das ihm geholfen, aber verflümeret kalt sei es gewesen, vergißt er selten hinzuzusetzen. Der Andere gab ihm Zeug für sein Fülli; nach acht Tagen kam er wieder und rühmte, daß dem Fülli ganz geholfen sei, aber nun habe es seine Frau auch accurat so, er solle ihm doch vom gleichen Zeug noch einmal geben; es werde ihr wohl auch eben so gut zuschlagen. Aber beide Doktoren können ihm manchmal nicht helfen, dann müssen die Kapuziner ans Brett. Er geht nicht selbst zu ihnen, sondern zu Schachen-Hans, der giebt ihm, was er will, und lügt ihm, es komme von den Kapuzinern, er sei expreß seinetwegen bei ihnen gewesen. Das glaubt der Löhl und brachte letzthin dem Hans ein schön Stück Halblein für die Kapuziner. Aber Hans ist nicht ein Narr wie du, es hat ihm eine schöne Kutte gegeben, er hat sie vor acht Tagen, wo er hat Götti sein müssen, angehabt, und sie ist ihm wohl angestanden. Wenn ich ein Löhl gewesen wäre wie du, ich hätte auch nicht vier schöne neue Fünfbätzler im Sack.

Sie sei mit ihren Hofmannstropfen zu der alten Weibli A. gekommen, erzählte die Alte, die hätte ihr ins Stübli gerufen und geklagt: ihr Mann gehe immer andern Weibern nach, sie sei ihm nicht mehr gut genug, sie habe das schon lange gemerkt, und allemal, wenn er nach Hause gekommen, ihn tüchtig ausgeschimpft; aber er habe sich nicht gebessert, im

Gegentheil, er sei nur mehr fortgegangen und später heimgekommen. Doch das sei noch alles nichts gewesen, aber jetzt sei eine Frau in ihre Nähe gezogen, von der man wohl wisse, wie anläßig sie sei, und daß sie etwas in ihrem Schnupf habe, womit sie es allen Menschen anthun könne; mit dieser Frau habe nun ihr Mann gestern auch geredet und gar freundlich, wie sie es wohl abgegugget, und da brach ihr nun fast das Herz über diese Mistmore und ihren Mann. Ich tröstete sie nun gründlich, indem ich ihr ein Mittel versprach, welches alle Mannen, denen man es eingebe, ihren Weibern auf immer treu mache. Man müsse nämlich Nachtmahlbrod nehmen, das eingesegnet worden sei in der Kirche, und wenn man machen könne, daß ein Mann von diesem Brod im Kaffee esse, so könne er mit keiner Andern mehr was zu thun haben. Des Pfarrers Köchin von S. sei meine beste Freundin, und um ein gut Trinkgeld gebe sie mir gewiß einige Stängelchen, von diesen solle sie unter einem schicklichen Vorwand dem Manne einbrocken, und all ihrem Elend werde abgeholfen sein. Sie war ganz glücklich über mein Mittel, gab mir einen Schnaps und vier neue Fünfbätzler für mich und die Köchin, welche aber nichts davon erhalten wird, ich bin kein so dummer Hung, wie du; das Brod, welches du gebracht hast, thut den Dienst auch. Als ich fortging, wartete mir hinter dem Hause die Sohnsfrau, klagte, wie man so wüst gegen sie sei. Obschon kaum dreiwöchige Kindbetterin, gebe man ihr nichts Apartiges, seit acht Tagen habe sie keinen Wein gesehen. Sie gab mir einen Kloben Rysten und ein seidenes Halstuch, dafür solle ich ihr ein Maß rothen Wein bringen, den Ueberschuß für mich behalten.

Den ganzen Morgen schaffete ich nichts mehr, als ich aber gegen L. kam, war Stockbure Trini im Bohneplätz und winkte mir. Wir stunden in die Bohnen hinein und da fing sie an zu weinen und sagte: sie glaube schwanger zu sein, es sei ihr so und so, ob ich es nicht auch glaube? Da ich es bestätigen

mußte, so klagte sie, der Vater sei 's Müllers Sohn zu B., er hätte ihr alles Gute versprochen, und bei allem Hohen betheuert, er lasse sie nicht stecken. Nun sei er aber schon zwei Monate nicht mehr gekommen, sie habe Nachricht, er gehe zu einer Andern. Den Eltern dürfe sie es nicht sagen, die hätten ihr den Burschen immer gewehrt und vorausgesagt, er mache es ihr so. Ich solle doch zu ihm hingehen, bat sie, und ihn dort und dort hin bestellen, wenn er nicht zu ihr kommen wolle; aber reden müsse sie allweg mit ihm, es drücke ihr sonst das Herz ab. Obgleich Trini mir nichts geben konnte, sondern nur gute Belohnung versprach, so gieng ich doch hin, sie erbarmte mich. Auf dem Wege kam ich bei der reichen Bäurin auf dem Hoger vorbei, die so lästerlich trinkt. Diese gab mir eine große Flasche, welche ich ihr solle füllen lassen und dann zu der Eiche stellen im Haselhag; denn wenn ich zurückkomme, werde ihr Mann wieder daheim sein, und wenn er mich antreffe oder etwas merke, so prügle er entweder sie oder mich, welche ihm zuerst in die Hände komme. Für meine Mühe gab sie mir sechs Kreuzer, einen Schluck aus der Flasche nahm ich ungeheißen. Den Müllers-Sohn fand ich im Mühlistübli allein. Anfangs wollte er mit mir aufbegehren und mich fortjagen, allein ich erschrecke nicht vor jedem Müller. Ich sagte ihm, ich wolle es seinem Alten sagen; da wurde er zahm. Dann rühmte ich Trini und sprach von Erbschaften, die sie machen würde, und wie sie die töllsti Müllere würde, früh und spät sei und Schweine mästen könne, trotz einer Luzerner Säumutter. Er hörte mir immer andächtiger zu, und ich merkte wohl, daß ihm Trini noch lieb sei, und wenn er nicht schon eine andere Kochete über habe, er Trini nehmen würde. Ich wußte wohl, wohin er seither gegangen war. Dieses Mädchen fing ich an auszuführen und wußte noch von Manchem zu erzählen, der zu ihr gehe, und wie sie an der letzten Musterung mit einem Offizier auf dem Läubli angetroffen worden sei. Das wirkte. Er versprach wieder zu Trini gehen, gleich diese

Nacht, und gab mir dieses Säckli Mehl mit, und im andern Säckli habe ich eine Halbe Rothen und hier noch eine Magenwurst, und wenn du nicht so müd wärest, so wüßte ich noch im Wald ein schönes Stück Holz, aber du kannst das die andere Nacht holen, sie werden es morgen nicht fortführen.

Bei der Halbi Rothen erzählte ich noch meine Geschichte. Dann schliefen wir alle Drei herrlich im schlechten Bett und auf dem Laubsack unter den Hudeln.

Ein andermal erzählte die Alte, sie sei nicht weit gewesen, da sei ihr der Strubpeter begegnet uf sym Bigger, wie ne Schnyder, hätte angehalten und ihr gesagt: Du weißt, Babeli, daß die Leute mich in's Geschrei bringen mit dere obem Kreuzweg, daß meine Frau schrecklich schalus ist und ich dessetwegen es großes Lyde ha. Gehe nun zu ihr und sage ihr, wie sie im Geschrei sei mit irgend einem Nachbar, mit welchem du willst, und wie alle Leute davon sagen; da wird sie dann grüslich mache, denn die thut wüst, wenn sie abkömmt; und ich will es einrichten, daß ich dazu komme, will sie fragen, was sie habe, und wenn sie es mir sagt, so will ich antworten: Siehst du jetzt, was die Leute können; wenn ich jetzt auch alles glauben wollte, was glaubst du, wie führe ich mit dir aus? Aber nein Fraueli, ich weiß, was die Leute können, aber denke du auch daran und quäle mich nicht mehr so. So will ich reden; gehe jetzt zu ihr, du mußt ein gutes Trinkgeld haben. Ich ging zu der Frau, sie schnauzte mich anfangs an. Sie und das ganze Haus sahen so straub aus, daß ich jetzt wohl weiß, warum man ihnen Strubpeters sagt. Aber ich fing an, ihre Meyen zu rühmen, ihre Kinder und ihre magere Katze, bis sie mir immer mehr zuhörte; dann fing ich an so nach und nach über die Welt zu seufzen, wie sie immer schlechter werde, und es albez nit so gange, wie keinem Menschen mehr zu trauen sei, auch dem besten Freund nicht, die Leute ließen niemand mehr rühyig. Wenn ich auf dieser Saite spiele, so sind von hundert Weibern nicht zwei, welche nicht darnach tan-

zen. Sie tanzte auch, und nach mancher andern Geschichte, die ich nicht erzählen will, sagte ich: wenn ich dir aber erst sagen wollte, was die Leute über dich sagen, da erst wüßtest du, wie schlecht sie sind, aber das sage ich dir nicht. Natürlich wollte sie es wissen, sie mußte mir zuerst versprechen, nicht höhn zu werden, und es niemanden zu sagen, dann richtete ich meinen Auftrag aus. Nun hättet ihr sehen sollen, wie das Weib zu heulen und zu wüthen anfing: ihr Lebtag, seit sie verheurathet sei, habe sie mit keinem zu thun gehabt, als mit ihrem Manne, und jetzt gehe es ihr so! Als sie am besten daran war, kam ihr Mann, wie abgeredet, und das Ende vom Lied war lauter Eintracht und das Versprechen der Frau, nun keinem Menschen mehr zu glauben, was man über ihren Mann sage, und der Mann mußte das Gleiche versprechen — er that es nicht ungern. — Von da kam ich in ein Haus, wo eine schöne Tochter ist, die gerne einen reichen Mann hätte, und an allen Märiten im höchsten Staat aufzieht, mit guldige Gufe, silbrige Hafte fast wie eine Hand so groß, Ringen an den halbgewaschenen Fingern und Kruselhaar an der Stirn, das sie eine halbe Nacht drehen muß, damit es kruslet werde, und zweien Naselümpe, einen für die Hand und einen für die Nase, und einer gelben seidenen Scheube, die rauschet und glitzeret, daß man sie eine halbe Stunde weit merkt, und seidene Halstüchli und siebe Mänteli übereinander ufg'hogeret bis an das Kinn und kurzum Narrenwerch d's ringsetum und obe und unte. Am letzten B. Märit stund Alles still, wenn sie o vorbei gnepfte und rauschte. Am Mittag war ich unter der Thüre und sah sie essen, da that sie so zimperlich, sie büschelte das Maul, daß es war wie ein Spatzenschnabel, und redete so leisli, daß man nicht recht wußte, war es deutsch oder weltsch; nachher beim Tanzen schüttelte sie den Kopf wie ein Kutschenroß im Winter, wenn es Schellen an hat, und that ganz herrschelig. Ihr hättet hören sollen, wie die Buben sie ausgelacht und verspottet, und einer sagte: e settige Narr paßt gerade

auf einen Bauernhof, wie ein Gugger auf ein Nest voll Eier zum Brüten. So viel ich weiß, ist Keiner mit ihr heimgegangen, Einer oder Zwei wollten mit ihr, aber Keiner war ihr gut genug. Sie ließ den Alten allein heimfahren und wartete lange, lange auf Reichere oder Vornehmere, aber umsonst. Um Mitternacht mußte sie endlich bloß mit der Jungfer und einer langen Nase heim. Nun sagte ich ihr nicht was ich gehört und gesehen, sondern gerade das Gegentheil: wie alle Leute auf sie gesehen und gesagt hätten, das sei die Schönste auf dem ganzen Märit und geb die töllste Bäurin; und wie die Herre gesagt, sie sei viel zu schön für einen Bauern, und wie Alles gefraget, wie sie heiße und wo sie wohne, ob seither noch niemand gekommen sei, nicht etwa der und der? d's Bure Sohn im Katzelöchli habe besonders nach ihr gefraget und auf sie g'luegt. Sie hörte das so andächtig, und wenn ich schon dreimal das Gleiche sagte, sie hörte es alle Mal lieber, aber ich habe mich nicht länger wollen säumen und pressirte fort. Da gab sie mir den Auftrag, doch zu dem im Katzenlöchli zu gehen und ihm zu sagen, so von ungefähr, wenn er mich etwa nach ihr frage, sie werde den nächsten Sonntag in dem und dem Bade sein, wo man tanze. Geld gab sie mir nicht, sie hat nie viel, weil sie zu viel braucht, aber ein Rüppstücki hat sie mir ins Säckli gethan. Ich will es auch ausrichten, er geht sicher hin, um sie so recht für ne Narr z'ha.

Auf dem Heimweg kehrte ich noch bei der geistlichen Frau ein, unten am Stein, wo in alli Versammlige lauft und in allen Kinderlehren seufzet und pläret; sie hatte auch wieder pläret; aber nicht wegen geistlichen Sachen. Ihr Hans sollte Eysi heurathen, dem ihr Mann Vogt ist, das fünftausend Pfund verfallenes Gut hat, und noch erben kann, wenn einist seine Mutter todt ist. Hans ging eine Zeit lang zu Eysi, jetzt geht er zu Bändelstüdis Tochter, ein braves Meitschi, halt o nit rych, aber doch auch nicht ganz blutt; und Eysi hat auch einen Andern, der ihr besser gefällt, als Hans, der nicht

e Lüftige ist und nicht gut tanzen kann. Das macht nun der Mutter grausamen Verdruß. Mit dem Geld hätten sie die Schulden zahlen können, welche sie noch auf dem Hof haben, dann hätten sie es können gut haben und desto besser den Versammlige nachlaufen. Sie schimpfte gar jämmerlich über Bändelstüdis Tochter und fragte mich: ob ich nicht auch viel Schlechtes über sie gehört? Als ich es verneinte, sagte sie mir, sie aber habe das und das gehört, gar gräßliche Dinge, welche sie bestimmt selbst erfinnet. Aber sie möge sagen was sie wolle, fuhr sie fort, der Sohn glaube ihr nicht, sie habe schon manchmal darüber vor Gott geseufzt und geklagt. Ich solle daher jetzt zu Hansen gehen, er verleg den Mist, und ihm alles sagen, und ihm sagen, es redeten das, was man ihm gesagt habe, all Lüt, d'Kilchelüt und d'Märitlüt; und von da solle ich zu Eysi gehen und dieser sagen, wie ihr neuer Liebhaber einer sei, wie er spiele und saufe und Schulden habe, und die Leut auf ihr Geld vertröste und sich rühme, er chönn mit Eysi mache, was er wolle. Sie könne mir jetzt nichts geben, der Mann habe den Schlüssel zum Gelde, er sei der wüstisch Hund gegen sie, wo nur sein könne, er habe ihr gesagt, es sei geistlicher Zinse zu geben, als den verloffene Lumpenhunde alles azhäyche; aber sie wollte zu Gott beten, daß er mir ein so gutes Werk vergelten möge. Aber auf diesen Lohn hin gieng ich nicht zu Hans und nicht zu Eysi. Wenn unser ein auch nicht geistlich ist, so ist er doch auch kein Heid nicht, und hat auch einen Glauben. Hätte nicht der erbetene Lohn darin bestehen können, daß ich auf diesem Gang die Beine gebrochen? und diese brauche ich zu viel. Die Menschen kann ich für Narren haben um ihr Geld, aber mit Dem da oben probire ich es nicht gerne.

Der Mann hatte Anderes zu berichten. Lange war ich nicht, sagte er, bei den vornehmen Leuten da äne, wo der Himmel ist für alle Bettler. Das sind Leute, die sind nicht Vogel nicht Fisch, nicht Herre nicht Bure, nicht ganz dumm, aber nicht halb gescheidt, nicht glücklich, nicht unglücklich, halb geist-

lich, halb weltlich, so hochmüthig im Herzen und so demüthig in der Stimme. Ich war lang nicht dort, das letzte Mal ward ich böse. Da war der alte Adam auch dort, der Speisläufer mit der rothen Nase, der unter seinem geistlichen Mantel alles macht, was er kann, und weit und breit den reichen Weibern nachläuft, um mit ihnen zu seufzen und für sich zu fressen; dem erwiesen sie alle Ehre und sprachen mit ihm von dem Verderben der Welt und dem Ende derselben u. s. w. Es machte mir Langeweile, ich fieng an vom Heirathen zu reden, da putzte mir der Sohn ab, man müsse nicht immer so an weltliche Dinge denken; und doch ist er der Erste, der nach allen reichen Töchtern frägt im Oberland und im Aargau, und frägt, wie manches Kind sei und wie viel die Eltern vermögen, und ob man nicht wüßte, ob sie noch mehr Kinder bekämen oder nicht? Er sinnet Tage lang, wie er zu einer Reichen kommen könne, und vergißt dabei alle Geistlichkeit. Das machte mich böse, und ich packte bald auf. Die Frau kam mir noch nach und sagte, ich solle doch recht nit zürne und bald wieder kommen; aber ich habe es ihnen gereiset, sie haben mir zweimal müssen sagen lassen, warum ich nicht komme? Sie sterben fast vor Langeweile, vor lauter Müßiggang, und Bücher machen ihnen auch längi Zyt: da buchstabiere sie halbe Tage in alte Zytige und denke all Augeblick: ob d'Mutter ihnen nicht bald etwas zu essen bringe, oder ob nicht bald ein Bettler kommen wolle, mit dem sie reden könnten? Sie führen eine Lebtig, daß ich um all ihr Gut nicht mit ihnen tauschen möchte. Sie bilden sich ein, auf der ganzen Welt habe es niemand wie sie, und doch ist es ihnen unter den Menschen nie wohl, sie leben immer in tausend Aengsten, sich zu verfehlen, und wenn ein Bettler in den nächsten acht Tagen nicht wieder kömmt, so kratzen sie sich fast die Ohren ab, um zu ergründen, wie sie sich etwa gegen ihn verfehlt haben könnten.

Heute nun gieng ich wieder hin, kehrte unterwegs aber noch ein im Wirthshaus an der neuen Straße. Es hatte mir

Einer ein schön Trinkgeld versprochen, wenn ich machen könne, daß er dort Stallknecht werde. Der Wirth hat zwar einen guten und ist mit ihm zufrieden, aber es ist nichts leichteres als einen Meister und einen Knecht von einander zu bringen. Man braucht nur den Knecht recht zu rühmen und zu sagen: Hans oder Benz, es isch ke settige wie du, du verdientest e größere Lohn, e bessere Platz; aber es düecht mih, dy Meister wüß nit was er a dr heig; so wird er prüßisch und ufbegehrisch. Wenn man dann dem Meister sagt: es düecht mih, dy Knecht syg nümme, was er g'sy ist; aber so geits, we Eine z'lang ame Ort isch, es wird ihm nume z'wohl, und er wott alles Meister sy; e wenig angers Brod esse, schadti dem o nüt; so ist die Sache richtig. Der Meister wird nichts sagen, als: es sy All e so, sisch kene besser als d'r anger; aber eine Floh hinter dem Ohr hat er doch, und wenn der Knecht prüßisch wird, so wird der Meister pukt; und es geht nicht lang, so kommt der Meister und fragt, ob ich ihm keinen Andern wisse, der sei ihm erleidet, und dann auch der Knecht, ich solle ihm Platz suchen, der Meister müß erfahre, was für Einen er gehabt habe; dann erhalte ich von drei Seiten mein gut Trinkgeld. So machte ich dort Vorarbeit bei Wirth und Knecht; an beiden Orten hat es eingeschlagen und mein Löhnli wird mir nicht fehlen. Unserem Bach nach gieng ich weiter hinauf bei Plauderfridis Haus vorbei, und kam endlich an, wo ich wollte. Dort hatte man eben z'Morge gesse, als es bald Mittag läutete, und that gar freundlich. Man gab mir nicht bloß Kaffee, sondern ein anderes braunes schmutziges Wasser, das aber süß war und mir gar wohl machte; sie sagten ihm Gaggeladig.

Nachher führte mich der Sohn in den Stock und klagte mir, er sei krank und habe grausame G'süchti. Es sei sein Pläsier gewesen, in der Erndte dem Garbenwagen nachzugehen, und sich allemal, wenn er stille gehalten, in dessen Schatten zu setzen, das habe ihm gar wohl gefallen; allein ob dem habe

er sich in dem kühlen Schatten des Wagens wahrscheinlich erkältet und jetzt gar grausam Rückenweh. Ich versprach ihm Heilung, gab ihm eins der von den Kapuzinern erhaltenen Bündelchen; dieses solle er unter Ausrufung der drei höchsten Namen ihrem schönsten Braunen unter den Stiel binden, dort es drei Nächte lassen, und alle drei Nächte, ehe er ins Bett gehe, dreimal das Unser Vater beten, und nach jedem Unser Vater ein Glas warmen rothen Wein trinken, dann werde es sicher schon bessern. Nachdem ich so seinen Leib getröstet, klagte er mir sein Seelenleiden. Er hätte fast gar geheirathet, eine einzige Tochter, und in den nächsten Sonntagen hätte er wollen verkünden lassen; da hätte er vernommen, sie hätte noch einen Bruder erhalten, und sei jetzt nicht mehr halb so reich; so wäre er fast unglücklich geworden, wenn er einige Sonntage früher sich hätte verkünden lassen, nun sei es glücklicherweise noch Zeit gewesen, sich von der Tochter, die nun nicht mehr b'sunderbar reich gewesen, wegzumachen. Sein guter Freund habe ihm letzthin die reichsten und schönsten Mädchen in der ganzen Gegend nach W. ins Wirthshaus entboten; sie seien alle gekommen, acht an Zahl. Es seien schöne Meitschi gewesen, aber reich genug seien sie ihm doch nicht; keins hätte verfallene Mittel, von keinem wisse man bestimmt, wie viel es bekomme; bei den Einen wären mehrere Geschwister, bei den Andern trinke der Vater, und der Vater eines Andern sei Wittwer und man könne nicht wissen, was den noch ankomme? Er habe ihnen gar schön aufwarten lassen, und sie hätten sich gar lustig gemacht; er sei geng z'ringsetum hinter ihre Seßle durchgegangen, und habe einer Jeden ein Kompliment gemacht, und ihre Sache gerühmt, und nach den Eltern gefragt; wo es dunkelt habe, seien sie fortgegangen; er habe drei Thaler zahlen können, und das habe ihn auch gereut, da er doch keine möge von denen.

Jetzt sei letzthin eine Frau gekommen, und habe ihm eine angegeben, da weit inne, es solle eine gar Hübsche und Reiche sein. Es sei ihm aber erleidet, im ganze Land ume z'fahre,

er sei schon im Oberland und im Aargau gewesen, im Seeland und am Berg äne, und das koste Geld, und in ein Wirthshaus hätte er sie nicht mögen kommen lassen, es gebe gleich viel Gered unter den Leuten und noch dazu eine Uerti, die er wieder bezahlen müßte; da hätte er sie heißen zu ihnen hinauf kommen, vielleicht komme sie gerade diesen Nachmittag. Es machte mich böse, daß hier ein Weib mir ins Handwerk pfuschen wollte, und ich redete dem Meitschi z'böst, wie ich nur konnte, auch noch während dem Essen. Und gerade als wir fertig waren, siehe da kam das Mädchen, geputzt wie ein Pfau und Backe, so roth und glatt gerieben, wie ein Karfunkelstein, und hatte einen Zuckerstock im Säckli und zwei Pfund Kaffee zum Kram, die es gleich auspackte, als man es hieß hereinkommen. Man war verblüfft, und niemand redete viel mit ihm, auch führte man es nicht einmal in den Stock, wohin sonst jeder kommt, auf dem man etwas hält; man zeigte ihm nur die Kühe und die Chaise, und es merkte gleich, daß es nicht werth gekommen sei, und hat fast pläret. Am Ende dauerte es mich doch, aber ich lasse mir mein Handwerk nicht verpfuschen. Ich glaube, Dere sei das Nachlaufe für einist verleidet, und sie werde die ersten Tage nicht mehr auf G'schaui gah; aber ganz geheilet ist sie doch nicht, sie müßte kein Meitschi sein. Es steckt Einem wie dem Andern das Heirathen im Kopf und Alle gehen auf einen Mann aus; die Einen stellen es etwas feiner an, als die Andern, und könnens besser verbergen; aber das sind nicht allemal die Reichsten und die Vornehmsten, gerade die thun manchmal am nöthlichsten, daß man sich fast für sie schämen möchte, und gehen einem Jedem, wohin er sie bestellt, wenn sie ihn schon nicht begehren und einen Andern im Aug haben. Aber es giebt alleweile vergebe z'esse und z'trinke, und vielleicht einen andern guten Schick. Ja, das ist mir es Volk!

Nachdem die G'schauere fort war, ganz kaput, erhielt ich meine Aufträge. Dem Sohn sollt ich eine recht Reiche suchen,

wo die Eltern keine Kinder mehr bekämen, und von der ich glaube, sie bekomme auch nicht mehr als eins oder höchstens zwei; den Alten sollte ich mich nach einigen Kühen umsehen und einige Fläschchen Schmöckwasser bringen. Voll gegessen, ein Trinkgeld im Sack, und mit Ermahnungen, nicht mehr so lange zu warten, kam ich endlich fort. Auf dem Heimwege gab mir noch der dicke Wittlig im Guggersnest den Auftrag, seiner Magd einen Mann zu suchen, sie vermöge zweihundert Kronen, aber es pressire.

Nun liefen aber auch viele Tage ab, wo es nicht so wohl ausgab, wo man nichts verdiente als das Essen, einige Stücke Brod und seine Kundschaft sich erhielt. Wußte man, daß die Leute, in deren Haus man war, das Nachbarhaus haßten, so wußte man, daß eine Tochter darin schwanger sei und die Söhne da und dort nicht mehr eingelassen werden. Den Leuten aber sagte man, wie allenthalben ihre Töchtern gerühmt werden, und wie man auf diesem und jenem Hofe immer nach ihren Söhnen früge, und wo sie hingingen.

Zuweilen kamen Leute zu uns, die unserer Küche auch wohlthaten, nämlich Leute, um sich wahrsagen zu lassen. Die Alte kannte alle Verhältnisse, so wußte sie gleich was man eigentlich wissen wollte: daß die Frau vernehmen möchte, ob ihr Mann noch lange leben werde, oder ob sie bald zu einem andern kommen könne, wußte, auf wen sie ihr Auge schon geworfen, wußte die Liebesangelegenheiten der jungen Mädchen, die neugierig waren zu vernehmen, was sie zuerst kriegen würden: ein Kind oder einen Mann? Da ward ihr das Wahrsagen leicht; sie hatte dabei großen Ruhm und guten Verdienst, doch klagte sie, es nehme bedeutend ab, — soll jedoch wieder sehr gebessert haben seither.

Dann kamen, wenn sie sich einen lustigen Abend machen wollten, Leute, welche gewöhnlich nicht in Wirthshäusern übernachten, sondern bei den Bauern im Stall. Es waren Herumstreicher, welche die Polizei fürchten mußten; sie brachten aller-

hand gute Sachen mit, und dann ließ man es sich recht wohl sein. Auch sie erzählten ihre Streiche, schimpften aber vor allem auf die Polizei, vor welcher kein ehrlicher Mensch sicher sei. Die Landjäger, sagten sie, hätten den Teufel im Leibe, man sollte immer ein Unser Vater beten, wenn man einen von weitem sehe, es sei ihnen nur um den Lohn zu thun, wenn man ihnen etwas stecken wollte, so wäre man schon sicherer. Aber da wollte man wohl Narren sein! Es seien die meisten Landvögte gar gute Leute, wenn man recht nöthlich thun könne, so ließen sie Einen nicht nur wieder gehen, sondern sie schenkten Einem noch das Nachtquartier und die Suppe, und der Landjäger erhalte wohl noch gar einen Schnauz, besonders wenn er den Herrn an seinem Schläfchen oder in seinem Spielchen gestört.

Alle Winter einmal oder zweimal, wenn das Laufen ohnehin nicht lustig war, lag das Eine oder das Andere im Bett und stellte sich krank. Das Gesunde ging dann hinüber ins Dorf, jammerte über ihr Elend, über ihr Leid, die Gemeinde plagen zu müssen, streute unter dem Jammer allerlei interessante Nachrichten aus, um die Herzen zu gewinnen; und schlug auf alle Fälle den Hauszins heraus, manchmal sogar eine Extrasteuer. Im ersten Winter ging ich nie in die Schule, im zweiten wurde der Alte daran gemahnt; er jammerte über seine Armuth, sein Unvermögen, mich zu kleiden, er habe mich d'r Gottswille, weil ich seiner Frau weitläufig verwandt sei 2c. Man glaubte es ihm und entließ ihn mit einer Mahnung, die nicht viel zu bedeuten hatte.

Eilftes Kapitel.

Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall.

So wäre ich noch lange geblieben, wenn nicht zufällig mein früherer Meister durchs Dorf gefahren wäre, mich erkannt und zur Rede gestellt hätte, was ich da mache? In meiner Straßenmajestät gab ich ihm trotzigen Bescheid: ich sei jetzt nicht mehr sein Kindemeitschi, mich prügle niemand mehr alle Tage, das Uebrige ginge ihn nichts an.

Der Mann hielt im Wirthshause still, erkundigte sich dort nach mir und meinem Treiben. Der Wirth, dem ich schon lange ein Dorn im Auge war, mag mir nicht das beste Lob gegeben, der Meister das Vernommene nicht verkleinert in der Gemeinde berichtet haben; kurz, es kam der Befehl, daß ich mich an der bald darauf stattfindenden Bettlergemeinde einzustellen und alle meine Sachen mitzubringen habe. In der Gemeinde hatte man sich zwei Jahre lang nicht um mich bekümmert, niemand den Bauer, der mich haben sollte, nach mir gefragt, dieser war auch nicht g'wundrig gewesen über mein Schicksal. Die Gemeinde glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie das versprochene Kostgeld richtig bezahlte; der Bauer, wenn er es annähme und darauf thue oder das Ueberschießende in Sacke stecke (ich glaube immer, er habe noch Profit gemacht, und weniger für mich bezahlt, als er erhalten). Niemanden war ich zur Aufsicht empfohlen, nachzusehen, daß ich als ein Christenkind christlich erzogen werde. Als ich später darüber klagte, sagte mir Einer, der ein böses Maul hatte: das sei eben das beste Zeichen, daß meine Gemeinde eine recht fromme sei, indem sie auf Gott vertraut und ihm mich überlassen, im Glauben, es sei genug, wenn er zu mir sehe. Ja, ja, wenn es mit diesem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde fromm. Aber warum heißt es, daß Gott

durch der Eltern oder Pflegeeltern Hand die Kinder regieren will? Wo die Regierung schlecht ist, wird auch schlecht regiert, und wo schlecht regiert wird, geht viel zu Schanden: manches Kind. Ob aber diese schlechten Regierungen über die verwahrlosten Kinder nicht Rechenschaft geben müssen Dem, der sie ihnen anvertraut?

Der liebe Gott sieht auch zum Vieh. Aber wenn ein Meister einem schlechten Knecht sein Vieh anvertraut, nicht aufpaßt, und das Vieh verdirbt, so gibt kein Mensch den lieben Gott Schuld, sondern den schlechten Meister. Wenn ein Bauer seine Kuh auf den Berg thut, so weiß er auf welchen Berg, und macht ihr im Sommer eine Visite; aber wo ein armes Kind ist, weiß manche Gemeinde nicht, geschweige dann, daß sie ihm Visiten macht. Es soll zwar in der Gemeinde ein Reglement gewesen sein über solche Dinge, aber es ist an manchem Ort ein schönes Reglement, wenn es nur jemand handhabte, und nicht jedermann taub würde, wenn man etwas davon sagt.

Man wird vielleicht meinen, ich hätte eine Mutter gehabt, und die hätte zu mir sehen sollen; wird mich fragen, warum ich nichts von ihr sage? Aber mein Gott, das ist eine dumme Rede und eine dumme Frage; weiß doch jedes Kind, daß von zehn Wittwybern neun halbe oder ganze Narren werden, und sturm an der Lebere, bis sie wieder einen Mann haben, und daß sie dümmer thun, als junge Meitschi. An den jungen Wittwen kann man es noch begreifen, man weiß, was sie wollen, aber da heißt es wohl, Alter schützt vor Thorheit nicht, und die ältesten thun am narrochtigsten. Wer kennt nicht die alte reiche geizige Wittwe, die, so lange ihr Mann lebte, nie ins Wirthshaus ging, nie ganze Milch brauchte, und die jetzt Abendsitz hat, jungen Buben Brönz und Brod giebt, bis sie selbst keins mehr hat, jüngst noch gar ins Wirthshaus ging, mit dem lahmen Schuhmacher tanzte, bis sie über einander pürzelten (der gute Kerli behauptete, er habe zwei gute Beine);

und einem andern jungen Lappi an der Hand hing und d'r tusig Gottswille anhielt, er solle doch nicht in die Fremde gehen, sie könne es nicht machen ohne ihn. Und das Faueli, wer kennt das nicht, das schon lange Großmutter ist, fast nicht mehr hört, bei einem Wittwer früher schon eine Probezeit von drei Tagen gemacht und letzthin seine letzten zehn Kreuzer dem Geiger gegeben hat?

Und meine Mutter, eine junge glustige Wittwe, hätte an mich denken sollen! Ich dachte an sie, und auch meine Alten. Die schickten mich einmal an einem Sonntag hin zu ihr, in der Hoffnung, ich bekomme vielleicht etwas von Kleidern. Ich kam nicht werth; sie war schon aufgezäumt, als ich ankam, und hatte wahrscheinlich eine Bestellung. Sie mochte nicht warten, bis ich etwas gegessen, und sie mich wieder schicken konnte, aber ohne Gabe, sie hatte es für sich selbst zu brauchen. Bald darauf heirathete sie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr oder sie etwas von mir gehört hatte; denn ich vergaß sie nun auch, nachdem ich den ersten Schmerz überwunden, daß sie mich nicht lieber gesehen, und um keinen Lohn der Welt hätte man mich dahin gebracht, sie wieder zu besuchen.

Daß ich von meinen Alten fort sollte, zerriß mich fast. Sie hatten mich liebreich behandelt, denn ich war ihnen nicht zum Schaden; ich hatte es gut, wenn ich auch auf einem Laubsack schlafen mußte; endlich bedeutete ich auf der Straße oben im Dorfe etwas, hatte dort bestimmte Rechte, und bewegte mich mit dem Selbstgefühl des Eigenthümers die Straße auf und ab. Sicher reisete mancher König nicht mit behaglicherem Gefühl in seinen Landen, als ich meine Mistbenne von einem Ende des Dorfes zum andern zog, oder gar oben am Stutz auf der Leubank saß. Diesen Zustand der Freiheit, wo ich über meine Zeit und meine Person fast unbeschränkt verfügen konnte, sollte ich nun wieder hingeben, an einen Hof mich ketten und der Willkür des Besitzers preisgeben lassen? Was

meiner wartete, nahm ich aus dem ab, was ich früher erlebt, und war zu jung, zu bedenken, daß ich als Gassenjunge an Leib und Seele verwahrlost werde, nicht arbeiten, nicht beten lerne. Ich wollte anfänglich nicht hingehen, mich krank stellen oder fortlaufen, allein meine Alten waren kluge Leute, sie vermieden alles Aufsehen, alles was Nachforschungen herbeiführen konnte. So leid es ihnen that, mich zu verlieren, predigten sie mir doch Gehorsam und überredeten mich, an der Bettlergemeinde mich einzustellen. Dort putzte man mir vor allem tüchtig ab, stellte mir vor, welch Schlingel ich geworden sei 2c. Mit trotzigem Wesen hörte ich das alles an, weinte nicht, und sagte nichts, wollte auch nichts Besseres versprechen. Ich wußte nicht, was ich gefehlt haben sollte, und mein Gerechtigkeitsgefühl sagte mir: man hätte gar kein Recht, mir abzuputzen, denn ich sei ja nicht freiwillig dorthin gegangen, und hätte nichts gemacht, was mir verboten worden. Obgleich ich ein gesunder starker Bursche war, so fanden sich doch keine Bauern, die mich wollten. Arme Leute hätten mich wohl verdinget, allein ich sollte auf einen Hof, um arbeiten zu lernen; denn wenn ich einmal gut thäte, so gebe ich ein toller Knecht, hieß es. Endlich bewog man einen stattlichen alten Mann, mich mit ihm zu nehmen, und versprach ihm, mich für zwei anzurechnen, oder daß ein Jahr für zwei zählen solle; also wurde ich wieder köstlicher untergebracht, als es sonst meinem Alter nach bräuchlich war. Man verwahrloste mich, dafür sagte man mir wüst, deswegen wurde meine Rechnung um so größer. So übt man Gerechtigkeit.

Zwölftes Kapitel.

Wie es mir unter braven Leuten übel geht.

Der Mann führte mich das Thal hinauf, an der Thalwand empor durch Weiden, Haberäcker der Egg zu. Er fragte

mich ernst, aber nicht böse, nach meinem frühern Leben, versprach mir gute Tage, wenn ich folgsam sei und arbeitsam; und auf dem Wege noch klopfte er an einem Hause an, und hieß den Schneider kommen, denn so verhudelt wolle er niemand im Hause haben. Auf der Egg stunden zwei mächtige Bauernhäuser, umgeben von kleinern Gebäuden. Beide blank gewaschen, umgürtet mit sorgfältig geschichteten Scheiterbygen, gewaltigen Einfahrten, aber kleinen Gärten, Gärten mit engen Weglein von großem Buchs eingefaßt, in welchen Kraut die Menge, auch einige Rosenstöcke und Pfingstnägeli waren; auf der Ladenwand, einer Bank und unter einem der obern Fenster stunden Meyenstöcke, wo der beliebte Rosmarin, die bedeutungsvolle Myrthe nicht fehlten. Unter dem weitausreichenden Dache sprudelte der reiche Brunnen und im reinlichen Troge warf das Wasser seine Bläschen, Bürgen seiner Güte. In den vielen Fenstern spiegelte sich golden die Abendsonne, und vor den Häusern saßen Weiber, Kraut rüstend, und Mannen, das Pfeiflein rauchend; auf der Terrasse spielten Kinder und zum Brunnen gingen schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend, und wiehernde Rosse bäumten sich am Zügel. An dem ersten der Häuser schritten wir mit kaltem: Guten Abend, vorbei, dem zweiten zu, das etwa zweihundert Schritte davon lag. Beide hoch auf der Egg, überschauend die beiden Seiten des Berges und das an denselben in sanftem Abhang weithin sich dehnende Land, überschauend das schöne Thal und über demselben die weißen Berge mit den rothen Backen in der Abendröthe, und auf der andern Seite hinaus sehend in weite Ebenen, durch welche im weißen Bett ein trügerischer Strom sich schlängelt, bis an den blauen Berg hin, hinter welchem die wüsten Leute wohnen, die nie zufrieden sind und immer Alles regieren wollen. Von dem zweiten Hause her sprangen Kinder uns entgegen, rufend: Guten Abe Großätti, wo hest d'r Chram? und der Großätti packte aus, Weggen und Lebkuchen, und die Kinder jubelten und betrachteten mich mit gro-

ßen Augen, bis wir am Hause waren. Dort saß auf der Bank die muntere dicke Großmutter, die schönen runden Arme, die im Handgelenk in einer tiefen Falte endigten, über einandergeschlagen, zwei große schlanke Meitscheni wie Milch und Blut neben ihr, beschäftigt, und wünschten guten Abend, und die Großmutter sagte: Chum hock Aetti und zell ihs, wies hüt gange isch, u was da für ne Bub hest, ih ha gmeint, du wellist kene meh?

Aber aus der Hausthür, hinter welcher die weite Küche sich öffnete mit zwei großen Feuerplatten zu beiden Seiten der Heli, in welcher sechs lange und breite Speckseiten, Würste, Fleisch, Hamme freundlich saftig lächelten, klang eine helle klare Stimme: D'r Großätti soll z'erst yche cho, ih ha nihm d's Kaffee dänne deckt! und der Stimme nach guckte ein längliches schönes Gesicht mit heitern braunen Augen, es folgte eine schlanke Gestalt, wie alle Andern reinlich angezogen, mit blendend weißem Hemde und reinen Händen, die den Aetti willkommen hießen. Und der Großvater folgte gerne dem Söhniswyb in die große reinliche Stube, vergaß aber doch den armen Buben nicht, sondern sagte: Mareili, hest dem Bub nit o öppis z'esse, er ist hungrig und het hüt noh nüt g'ha. Wohl fryli, Großätti, sagte Mareili, aber chum u nimm du afe. Und emsig schenkte sie ihm ein, und blies ihm vom geblümten Milchhafen das Dicke oben ab in sein Chacheli, that ihm Zucker hinein, wie er auch einredete, sie mache es ihm zu süß, stellte das kernichte Brod aus der Tischdrucke vor ihn und neben dasselbe gelben Emmenthalerkäs mit den großen wässerigen Augen, wartete ihm dann ab, gieng, und kam immer zur rechten Zeit, daß Großvater auf nichts warten und nie selbst einschenken mußte. Und als er fertig war, rief sie: chum Bub und nimm o! Ich erhielt nun auch meinen reichlichen Theil und zuweilen die Ermahnung, nimm bis gnue hesch! Als ich fertig war, mußte ich vor das Haus und der Großmutter erzählen, wo ich gewesen, was ich getrieben, ob ich in die Schule gegangen, was ich arbeiten

könne? Mareili fragte mich nur eine Sache: ob ich etwa Läuse habe?

Es war ein großes Bauernwesen, das mich umfing, wie man keines ausser der Schweiz und außer dem Kanton Bern selten eines sieht; ein Bauernwesen, in dem es nobler und reicher zugieng, als auf manchem Edelsitz. Der Großvater und seine Frau waren ein schönes altes Paar, die Töchter schöne Mädchen, der Sohn kränklich, nicht rüstig, seine drei Kinder aber Ebenbilder ihrer Mutter, und diese war die Seele des Hauses, und diese Seele wohnte in einem anmuthigen kräftigen Körper, der in jedem Gelenke eine Springfeder zu haben schien; vier Knechte und zwei Mägde bildeten das Gesinde, und von Taglöhnern und Handwerksleuten ward das Haus nie leer. Den Schneider löste der Schuhmacher ab, diesen der Sattler, nach diesem kam der herumziehende Schmied, der Korber, und die Nähterin wurde fast nie fertig. Im Stalle wieherten wenigstens **6** Pferde, brüllten **8** bis **10** Kühe, und wenn der Küher kam, ein halbes Hundert und mehr. Das Gut war sehr groß, sein Ertrag bedeutend, und doch würde ohne Gülten der Bauer nicht habe bestehen können, oder hätte den Ruhm seines Hauses einbüßen müssen. Geld wurde aus nichts gezogen als aus Korn, Futter und etwas aus dem Stall; Gespinnst, Anken, Milch wurde nicht verkauft. Der Hausbrauch war ungeheuer. Bettler um Bettler klopften an ihre Thüre und jeder erhielt seine Gabe. Zur Zeit der ländlichen Feste, Sichleten, Fasnacht, kamen sie nicht einzeln, sondern in Schaaren, Küchli zu betteln. Als einmal eine vorwitzige Magd fragte: ob nicht das ganze Dorf ausgezogen sei, denn sie möge fragen wen sie wolle, woher er komme, so heiße es immer von —bach; so antwortete ihr der Bettler: Alle bis an den Pfarrer und den Statthalter, die kämen aber morgen, heute hätten sie noch die Schuhe plätzen müssen. Mit einer eigenen Maschine wurde einen ganzen Tag lang geküchelt, mächtige Ankenhafen wurden leer, und fast unter den Händen schwand den Schwitzenden die

Frucht ihres Schweißes, und bis alle Hausbewohner sich satt gegessen, bis jeder Tauner noch etwas eingebunden hatte, um es heim zu tragen, schwanden Berge der braunen duftenden Küchlein. Fast alle Nächte waren Bettler da über Nacht, oder Hausirer; alle Sonntage kamen, durch den Fleischgeruch gelockt, Arme, und aßen da zu Mittag; Kranken und Kindbetterinnen schickte man ins Haus; und selten eine Woche verging, daß nicht ein schlotternder Kindbettimann erschien, mit stammelndem Munde zu Gevatter zu bitten, und nie wurde die Bitte abgeschlagen. Wenn dann das Neujahr kam, so brauchte es ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Pathen zu genügen. So war es gewesen in diesem Hause durch manches Geschlecht, und diesen Ruhm wollte das gegenwärtige nicht verlieren. Aber wenn die Rede war, dem Schulmeister den Lohn zu verbessern, so konnte man nicht begreifen, warum er sich nicht mit dem begnügen könne, was schon Vater und Großvater ihm gegeben. Es war allemal eine Freude, wenn er hinauf kam, und wenigstens ein Brod trug er allemal heim, aber zur Erhöhung seines Lohnes hätte man im Hause nie gestimmt. Kam man zu bitten um irgend eine gemeinnützige Sache, fand man nicht geneigtes Gehör. Man könne nicht für alles geben, hieß es, man sei Einem ohnehin alle Tage vor der Thüre und man müsse die Hand immer im Sack haben. Nur wenn der andere Bauer bereits gegeben oder unterschrieben hatte, sagte man nicht ab, denn von diesem wollte man sich nicht übertreffen lassen. Diese Nachbarschaft war der Wermuth in den Becher ihres Glückes, es bestand eine Nebenbuhlerschaft, welche manchen Tag vergiftete. Brav war man an beiden Orten, reich auch, und offenen Streit gab es nie, man war einander sogar behülflich und die Weiber brachten einander in allen Kindbettene Kram. Allein jedes Haus wollte das berühmtere sein, und jede Frau die bessere Bäurin, die tüchtigere Hausfrau. Es war recht lustig zu sehen, wie zuweilen an einem recht heißen Nachmittag das eine der dicken alten Weiber hinaus aufs Feld ging an

irgend eine schwere Arbeit, und da bystete und berzete, nur um der Nachbürin zu zeigen, daß es die rüstigere sei und nit so ne fule Hung; wie die Andere das zu Hause merkend, brummte, selbst fluchte über diesen Streich, sagend, sie sei nicht so ne Donners Narr! und wie sie dann einige Tage darauf etwas Aehnliches machte, und an die Andere das Brummen und Fluchen kam.

Gar mancher Bettler stund unten am Berge, verlegen, still, werweisend, in welchem Hause er übernachten solle? Er fürchtete, die Uebergangenen würden böse, nicht sowohl, weil er nicht zu ihnen gekommen, als weil er zu den Andern gegangen; so ging es manchem Hausierer und Manchem, der zu Gevatter bitten wollte. Die Dienstboten beiderseitig konnten sich in Acht nehmen, daß sie nicht bei einander sich stellten oder gar mit den Meisterleuten redend gesehen wurden. Es wurde als ein ordentlich unglückliches Ereigniß betrachtet, wenn eine Magd oder ein Knecht den Dienst verließ, um in das Nachbarhaus überzugehen.

Hier nun sollte ich wohnen, zum Knecht mich bilden. Ich war stark genug dazu, wohlgewachsen und arbeitete mit Lust; denn ich war ehrgeizig und trachtete nach dem Lob meiner Meisterleute. Sie hatten mich sogleich doppelt kleiden lassen, gaben mir gut zu essen und redeten wohlwollend mit mir; der Großvater sagte manchmal: stell dih recht, so gisch wieder e Bur. Auch lernen mußte ich. Sie hatten mit Schrecken bemerkt, daß ich kaum noch buchstabiren konnte, und nun mußte ich, wenn es thunlich war, des Morgens und Abends ein Buch nehmen und lernen. Bald das Eine, bald das Andere war mein Lehrmeister, am liebsten hatte ich dabei Mareili, die Sohnsfrau. Sonst hielt man auch hier nicht viel auf großer Gelehrsamkeit. Je gelehrter desto verkehrter, sagte man oft, wenn von Verbesserung der Schulen die Rede war; aber Lesen, das hielten sie doch für nothwendig, und für eine Schande, einen so großen Buben im Hause zu haben, der es nicht konnte.

Ich lernte auch mehr als früher. Ich war älter und wollte nun lesen lernen, zudem war gewöhnlich jemand da, der mich abhörte und verbesserte, das schützte mich vor Langeweile.

Sobald das Dreschen vorbei war, mußte ich in die Schule. In derselben ging es nun freilich etwas anders zu als in der frühern; Apfelgeschichten gab es keine, aber gar viel lernte man doch nicht. Der Schulmeister war Gemeindschreiber, und fast alle Tage wurde er mehrere Male aus der Schule gerufen, oder mußte ganze Tage ausbleiben; er war der Allesmacher in der Gemeinde. In seiner Abwesenheit hielt sein dreizehnjähriger Bub Schule, der sich mehr einbildete als ein Königssohn, und wie ein türkischer Sultan nach Willkür regieren wollte mit seiner langen Ruthe. Die ältern Kinder gehorchten aber nicht, sondern machten was sie wollten, und weil er da nichts abbringen konnte, wandte er sich mit doppeltem Grimme an die Kleinen, und tyrannisirte die, daß immer einige mit einander heulten. Da ich auch unter ihnen saß, und nur ein Bub war, so ließ er sich auch an mich, dafür prügelte ich ihn einmal tüchtig durch. Das klagte das geprügelte Söhnlein, und dessen Vater prügelte mich nun wieder unter Schein Rechtens, und machte mir daheim auch nicht gut Spiel, da er bei jeder Gelegenheit anbrachte: ich sei ein böser hartnäckiger Bub, so ne herte syg ihm nit bald i d'Finger cho, er chönn nüt mit mr mache, wenn er scho der Linger ob mer zerschlöyh, ih plär nit. Er hielt Rechnen und Schreiben für gar hohe Künste, denen nur ein Genie gewachsen sei. Von den Mädchen wurde selten eins in dieselben eingeweiht; etwa wenn der Ammann ein Töchterlein hatte oder der Statthalter, so kamen sie an den Schreibtisch.

Sobald Eins die Buchstaben kannte und machen konnte, so schrieben es ab aus der Kinderbibel; und wenn der Schulmeister es gar gut meinte, so diktirte er ihm aus einem kleinen von Fliegen punktirten Heftchen etwas über die Sprache. Alle halbe Stunden kam man eine Zeile weit, denn das erste und

zweite Mal, wenn er etwas vorsagte, hörten die Buben gar nicht zu; dann schrieb keiner mehr als einen Buchstaben auf einmal, und steckte den Kopf auf die Tafel seiner Nachbarn, zu sehen was die gemacht, und diese sahen wieder auf die der Andern; ob diesem Kopfzusammenstecken hatte man wieder vergessen, was man eigentlich schreiben sollte, und mußte wieder sagen: Schulmeister, lies noh einisch! War man endlich von einem Punkt zum andern gekommen, so wurde korrigirt. Entweder gab der Schulmeister ihnen das Büchlein in die Hände, um selbst zu korrigiren, oder sie mußten die Tafeln wechseln; der Schulmeister oder ein Knabe buchstabirte Wort für Wort vor, nach diesem Buchstabiren sollte jeder seine Fehler verbessern, und angenommen war, es geschehe also; denn es wurde nie nachgesehen, ob denn wirklich alles verbessert sei oder nicht. Das nahm einen halben Tag ein; den andern Nachmittag hieß es: schrybit das Thema i eui Schrift! und das brauchte wieder einen halben Tag. Mit dem Rechnen ging es ungefähr auch so. Der Schulmeister machte eine Rechnung vor, die Schüler machten sie nach, etwa vier oder fünf von der gleichen Sorte, bis sie das Nachmachen in Griff bekamen; das Zahlensystem kannte Keins. Kein Kind wäre im Stande gewesen, ohne zehnmal abzusetzen, ohne mit allen Andern den Kopf zusammen zu stecken, die kleinste Rechnung zu machen; und doch rechneten sie an den Examen Brüche und Heustöcke wie Schnupf. Alle Winter mußte man von vornen anfangen, und wenn man am Hintersten war, so wußte man das Vordere nicht mehr; ein Jahr nach dem Austritt aus der Schule war das Meiste ganz vergessen. Daher hieß es allgemein: Schreiben und Rechnen trage dem Bauer nichts ab, er vergesse es doch wieder, da ihm solche Dinge zu wenig zu Händen kämen. Und der Schulmeister bestätigte die Meinung mit großem Ernst und Nachdruck, er wußte wohl warum. Es ist nicht unvortheilhaft, in einer Gemeinde einzig rechnen und schreiben zu können, da fließt gar mancher Batzen und mancher Schoppen wird bezahlt.

Ich kam natürlich nicht zu Schreiben und Rechnen, das waren für Aermere verbotene Künste, besonders für Güterbuben; aber ich lernte doch lesen, und kam noch vor Ende des Winters in die Kinderbibel, von der ich wenig begriff. Mir kam es gar nicht mehr in Sinn, daß die Worte einen Sinn hatten, daß man etwas dabei denken könne, sondern ich meinte, sie stünden nur da, um buchstabirt, gelesen oder ausgesprochen zu werden; daher wußte ich nie, was ich gelesen, und der Schulmeister fragte auch nicht darnach. So las ich die Kinderbibel manchmal durch und wußte doch von Jesu gar nichts, und nichts nahm mich wunder. Ungern gieng ich nicht in die Schule, ich erwarb mir unter den Kameraden ein gewisses Ansehen, und die als Mistjunge erworbene Unerschrockenheit machte mich zum Anführer in vielen Streichen. Besonders hatte ich meine Lust an meinem z'Imißsäckli. Mareili füllte es reichlich mit Milch, Brod und Aepfeln, ich wurde um dasselbe von Bauernkindern beneidet, und konnte gar oft noch andern, ärmern, die kein Brod hatten, mittheilen; das that mir gar wohl.

Aus diesem Allem wird man schließen wollen, ich sei endlich doch an ein recht gutes Ort gekommen, werde es da recht gut gehabt und eine brave Erziehung erhalten haben, so daß ich nicht Ursache hätte, mit dem Verdingen oder Vertheilen so unzufrieden zu sein. Wartet nur, ihr guten Leute, es wird schon anders kommen. Habt ihr denn schon vergessen, daß vier Knechte und zwei Jungfern und manchmal gar noch zwei Spinnerinnen im Hause waren; wisset ihr nicht, daß viel Diensten viel Leiden den Meisterleuten bringen, und was glaubet ihr, wird der Bub nicht noch viel mehr leiden müssen?

Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus sich verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn hinunterschlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Figuren allen vom Minister und den Hofmarschällen bis zu dem Ofenheizer und dem Hühnermädchen, wie das alles so schlechte Leute seien, wie sie den König und

die Königin betrügen, jedes das andere auszubeissen suche, und sie einander von oben bis unten die erbärmlichsten Streiche spielen und der Schlaueste und Schlechteste gewöhnlich oben an komme, so sperrt die gute Bäurin Mund und Nase tennsthorweit auf, über den breiten Rücken läuft ihr ein ordentlicher Schauder auf, und sie seufzt andächtig: Gottlob, so ists doch bei uns nicht, da sy mr doch ganz angeri Lüt. Würde die gute Frau, statt die Nase aufzusperren, sie in ihr eigenes Hauswesen stecken, so würde sie mit noch größerem Erstaunen sehen, daß es in demselben accurat gleich hergeht im Kleinen, wie dort im Großen, und daß da accurat die gleichen Leute seien, nur mit dem Unterschied, daß sie dort Sterne auf der Brust und Diamanten auf den seidenen Kleidern haben, hier aber auf der Brust ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwilchhosen Kühdreck. So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher sie leben, dann kennen sie jene und diese nicht, seufzen über jene und verbessern ihre eigene nicht, die nicht besser ist, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hause nicht; denn selbst sehen und erkennen können die meisten Menschen nicht, sie sind blind geboren, den Staar muß man ihnen stechen. Viele im Unrath geborne merken ihn nicht, bis man ihnen die Nase darauf stößt und ihnen sagt: das stinkt; dann sagt nur noch die Hälfte nach, ja das stinkt; ein Viertel sagt, ich rieche nichts, und der andere Viertel behauptet gar: du lügst, das riecht wohl. So geht es in der Welt. Aber jetzt will ich wieder von den vier Knechten und den zwei Mägden und den Tagelöhnern allen reden, unter denen ich auf jenem, nicht Königshof, sondern Bauernhof lebte. Ihr werdet, wenn ihr nicht zu den zwei letzten Vierteln gehört, wohl merken, daß es auf den beiden Arten von Höfen nicht gar so verschieden zugeht, wie ihr glaubet.

Der Dienst auf unserm Hof war gut und gesucht, das Essen gut, die Arbeit nicht übertrieben, die Behandlung ver-

nünftig, und in Krankheiten wurde keines zum Hause hinausgestoßen, sondern ihm getreulich abgewartet. Das Betragen der Meisterleute war ernst und gesetzt, daher wurde ihnen auch die gebührende Achtung erwiesen und man war nie im Zweifel, welches Meister oder Knecht sei. Die Diensten wurden nie in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht, nie geschah es, daß die Glieder der Familie vor den Diensten haderten, geschweige daß sie vor den Diensten über einander geklagt, sie zu Vertrauten gemacht hätten (wie es an Orten, wo dieses geschieht, zugeht, könnte ich auch erzählen). Trotz diesem Allem, trotz dem Respekt, den man den Meisterleuten äußerlich erwies, waren doch die sämmtlichen Diensten eine Bande Verbündete gegen die Meisterleute, und dennoch wieder unter sich selbst in beständigem Streit, in nie ruhendem Krieg begriffen, und dieses alles meist so heimlich, daß die Meisterleute es selten oder nie merkten. Arbeiteten die Diensten alleine, so wurden vor allem die Meisterleute verhandelt, die Schwächen eines jeden hervorgerupft, besonders mußte Mareili, welches die Haushaltung führte, herhalten. Bald sollte es das Brod in der Suppe, bald den Schmutz im Kraut gespart haben; unter der alten Frau habe man es viel besser gehabt, aber die dürfe nichts mehr sagen, Mareili gelte jetzt beim Alten mehr als die eigene Frau, sie flattire ihm aber auch darnach. Ein Herrenfressen für die ganze Dienerschaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwist unter der Familie bemerkte, da steckte man die Köpfe zusammen und fragte einander: hesch o g'hört, hesch o g'seh? Wollte Eins etwas mehr thun als gewöhnlich, besonders Fleiß anwenden zu einer Sache, so putzten ihm die Andern ab, und hielten ihm vor, es wolle sich nur werth machen auf Kosten der Andern. Am meisten schimpften sie über die große Wohlthätigkeit, weil sie wähnten, es gehe ihnen deswegen ab, und so viel Küchelschnitte die Bettler bekämen, so viel weniger erhielten sie. Daher aßen sie auch gewöhnlich an Fleischtagen auf den Geiz hin, daß ihnen fast die Bäuche zersprangen, und rühmten dann: sie

heiges em Mareili g'reiset, es heig nit d's donnersviel chönne i Kuchischaft trage.

Auch wurde den Töchtern regelmäßig aufgepaßt, was für Kilter sie hätten, und diese dann verhandelt; oder waren die Töchtern mit bei der Arbeit, so wurden zweideutige Reden geführt, welche die Mädchen nicht ungerner hörten, als Andere. War man auch einig gegen die Meisterleute, so war man wieder um so uneiniger unter sich. Erst glaubte ein jedes, ihm werde zu viel aufgeladen, die Andern hätten gut, es allein bös; Jedem traute man zu, es suche den Meisterleuten sich besonders werth zu machen, was nach ihrem Glauben die größte Sünde war; und hatte man gar Ursache zu glauben, Eins verrätsche die Andern, so hatte es Ursache genug zum Beten. Endlich waren noch Alle liebesüchtig und eifersüchtig. Die Meisterleute hatten die Liebschaften unter den Diensten nicht gerne, um so geheimer trieb man sie, und da sie nicht spionirten, so blieb ihnen Manches geheim, was sonst allgemein bekannt war. Die Mägde glaubten, die Knechte seien für sie da, und wurden bitterböse, wenn sie weiter gingen, die Knechte duldeten nicht gerne fremde Kilter; aber wiederum wurden die Mägde unter sich uneinig, weil jede den haben wollte, der zu der andern ging, und fast so die Knechte. Am meisten beneidet von allen war die Meisterjungfer, welche in der Küche helfen und, besonders des Morgens, für das Volk kochen mußte. Man mißgönnte ihr den Schatten der Küche, wenn die Andern an der Sonne sein mußten, und die Brosamen aus dem Kuchischaft, die ihr zufielen; deßwegen suchten sie wieder die Knechte, weil sie solche Brosamen zuweilen als Lockvögel für ihre Kilter aufsparte und die Glücklichen mit einem Stück kalten Speck, einem Zopfen Wurst oder einem alten Küchli regalirte. Weil sie am Morgen am spätesten herauskam, so hatte man die beste Gelegenheit, sie auszumachen. Da hieß es: Mareili werd ihr wohl noh es Kacheli Kaffee gä, man nähm o noh eis, d'Erdöpfelbitzli, wo sie hüt em Morge kochet heig, heige kühdreckelet,

daß es eim ganz erschüttet heig, me heigs vo witem g'schmöckt, daß der Melcher bi're gsy syg. Alle diese Reden vernahm die Meisterjungfer wieder, denn eben um einen Zopfen Wurst oder ein altes Küchlein gab es immer Verräther. Am böſesten über sie war natürlich die andere Magd, welche nicht solche Herrlichkeiten zu vertheilen hatte, und nur mit den Kiltern vorlieb nehmen mußte, welche die andere nicht wollte. Sie kaufte, wenn ihre Verzweiflung am höchsten stieg, wohl zuweilen einen Schoppen oder eine Halbe Branntwein, um der eigenen Liebenswürdigkeit nachzuhelfen; und das Mittel half richtig, so lange der Branntwein währte. Mit welcher Schlauheit die, welche es mit einander hielten, sich zu treffen wußten, um ein vertrautes Wort zu reden oder eine Abrede zu nehmen, bald beim Heurüsten, oder bei den Schweinställen, oder beim Betten in dem Knechtenstüblein, davon will ich nicht reden, ich würde zu weitläufig werden. An allem diesem nahmen mehr oder weniger die Taglöhner Theil, und spielten die Mittelspersonen; doch suchten die meisten einen Mittelweg, um es mit niemand zu verderben. Regelmäßig wurde im Laufe des Jahres Einer zum Sündenbock erwählet, manchmal hatte man deren auch zwei. Auf diese wurde alle Schuld geschoben, an ihnen rieb sich ein Jedes, mit ihnen hatte man immer zu zanken, und doch an allem Zank sollten sie schuld sein. Durch alle möglichen Kunstgriffe, mehr als durch bestimmte Worte, lenkte man die Aufmerksamkeit der Meisterleute auf sie, brachte sie um deren Gunst, bis sie entlassen wurden, um Friede im Hause zu haben. Die Annahme neuer Diensten war für die Bleibenden ein neuer Spielraum neuen Treibens, und ein Jedes hatte jemand im Auge, den es gerne hergebracht hätte. Vetter und Basen wurden aufgestiefelt, sich zu melden, und gelegentlich sie angerühmt, aber auch Bekannte von den Tanzböden her, geheime Liebchen suchte man einzuschwärzen. Wider eine sich meldende hübsche Nebenmagd wußte die Bleibende hunderterlei vorzubringen, und die Knechte machten auch das Mögliche, um keinen herein zu

lassen, der sie ausstechen konnte, und manch Trinkgeld wurde deshalb gespendet; das alles geschah mit einer Schlauheit, daß die Meisterleute es selten merkten.

Unter diesen Dienstboten sollte ich nun arbeiten lernen, um einmal wieder ein Bauer zu werden. Ich arbeitete gerne, ich war über mein Alter stark und anschlägig und wollte gerne den Meisterleuten gefallen. Daneben mußte ich posten, wenn es etwas zu posten gab, und nicht etwa eines der Meisterleute zufällig oder gerne ins Dorf ging. Ich hatte eine Art Selbstständigkeit, die sich nicht von jedem hudeln ließ, sondern Trotz entgegensetzte unverdienter und unbefugter Behandlung, und, eingeschüchtert an meinem ersten Verdingort, konnte ich es nicht mehr zeigen, am allerwenigsten sagen, wie lieb mir Menschen waren. Das ist für jeden Menschen ein großes Unglück, besonders wenn er es recht gut sagen und zeigen kann, wenn er zornig ist und haßt. Aber das ist eine Merkwürdigkeit, daß ächter Haß sich weit leichter zeigt als ächte Liebe (ich rede hier nicht von unverdorbenen Kindern). Der Liebe schämt man sich, des Hasses nicht, eben kein Beweis für christliche Gesinnung. Nun sollte ich der Diener von allen sechs Dienstboten sein. Dem Melcher sollte ich helfen beim Futterrüsten, grasen, melken, dem Karrer beim Striegeln und Misten, den beiden Andern beim Holzen oder Schnefeln, der Meisterjungfer sollte ich Wasser tragen und den Schweinen misten, der andern B'schütti in den Garten stoßen, jäten und wischen. Ich hätte fast wie der liebe Gott allgegenwärtig sein sollen; denn half ich dem Einen, so rief mich der Andere, kam ich nicht, so ward der Eine böse, gieng ich, der Andere. Postete ich für die Meisterleute, so hatte jedes der Diensten auch etwas zu verrichten. Die Meisterjungfer wollte Hofmannstropfen, von denen sie eine große Liebhaberin war, die Andere, wie gesagt, manchmal einen Schoppen Branntwein, der Melker Tabak und der Karrer Schuhnägel 2c. Das Meiste sollte ich bringen, daß es niemand merke, oft konnte ich es nicht im Vorbeigang nehmen, sondern

mußte einen Umweg machen oder warten, verspätete mich so, und wurde gefragt, warum ich so lange wegbleibe?

Natürlich wollte ich die Schuld nicht über mich allein nehmen, sondern sagte den Meisterleuten geradezu: Ich mußte dem Stüdi Hofmannstropfen bringen, dem Lisi einen Schoppen Branntwein. Diese Entschuldigung rechtfertigte mich bei den Meisterleuten, erbitterte aber die Diensten; sie meinten, ich hätte alle Schuld auf mich nehmen und schweigen sollen. Oft sandten sie mich für sich weg. Fand man mich denn lange nicht, und stellte mich zur Rede, wo ich herumgelaufen, so sagte ich wieder die Wahrheit, wie sehr es mir verboten war; ich wußte nicht, warum ich um Melkers und Karrers willen die Gunst der Meisterleute verlieren sollte. Wie gesagt, waren beständige Parteiungen in unserm kleinen Hofstaate, Faktionen wie in einem großen Reiche, die beständig wechselten. Die gegenseitige Rache ließ sich am meisten dadurch aus, daß man einander Sachen ausbrachte und vorhielt, die man lieber geheim gehalten hätte, und, wenn man recht böse war, so suchte man diese Dinge bis vor die Ohren der Familie zu bringen. Nun sagten die Diensten einander diese Dinge nicht gerne eigenmündig, aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht; da sollte ich dann alles vorbringen, was vorgebracht werden sollte, da lief mir Eins hier nach, das Andere dort. Die Meisterjungfer wollte, ich solle über Tisch dem Karrer vorhalten, er sei erst am Morgen um 5 Uhr heimgekommen ꝛc. Anfangs that ich es auch, erhielt aber Prügel zum Lohn, und zu gleicher Zeit hielten sie dafür, ich hinterbringe Alles von freien Stücken den Meisterleuten, so daß sie mich plagten, wo sie nur konnten. Das hatte die Folge, daß ich nichts mehr von ihnen annehmen wollte. Ich sagte ihnen alles Posten geradezu ab, es sei denn, die Meisterleute hätten es ihnen erlaubt; ich sprang nicht von Einem zum Andern, und wenn ich an einer Arbeit war, konnte man mir lange rufen, ich sah mich nicht um; ich sagte jedem, was ich für gut fand, aber nicht mehr auf fremde Eingebung.

Sie wollten mich dressiren mit Schlägen und Schimpfen, allein umsonst. Mit aller Störrigkeit meines Charakters hielt ich ihnen entgegen, gegen Schläge wehrte ich mich, Schimpfen vergalt ich; sie vermochten nichts bei mir abzubringen, während ich gegen jedes Glied der Familie die Dienstfertigkeit selber war. Da wandte sich der ungetheilte Haß der ganzen Kuppele mir zu, sie hielten mich für einen Augendiener, für den Judas im Hause, ich war ihnen überall im Wege und untauglich für die Stelle eines Buben in einem solchen Hause, der Allen Alles sein soll. Ich wurde der allgemeine Sündenbock, an allem sollte ich schuld sein, nicht nur an allem Streit, sondern war eine Arbeit nicht fertig, so hatte ich nichts gethan; war eine Kuh lahm, so hatte ich sie beim Brunnen mit der Gabel gestochen; hatte die Untermagd Meyenzeug im Garten für Unkraut angesehen und ausgerauft, so sollte ich es gethan haben: hatte die Meisterjungfer angebräntet, so sollte ich in ihrer Abwesenheit geschaltet, neues Holz angelegt, ein zu starkes Feuer gemacht haben. So war kein Tag Friede, und so oft der Großvater heim kam, hörte er Klagen über mich. Und wenn er dann sagte, er könne das nicht begreifen, so oft er oder eins der Seinigen dabei sei, mache ich meine Sache recht gut; so hieß es, daß sei eben das Böse, daß ich ein solcher Augendiener, Heuchler sei; sobald mich niemand von ihnen sehe, sei ich ein ganz Anderer, thue nichts, stelle nichts als Streit an, weise Alle gegen einander auf, und habe beständig über die Meisterleute zu räsoniren und sie auszuführen. Alles glaubte man nicht, allein etwas blieb immer haften und das unaufhörliche Klagen machte am Ende doch maßleidig. Es ist für einen Meister nichts Unlustigeres, wenn er Abends müde nach Hause kömmt, als ein Gekähr zu finden, komme es nun von Weib, Kindern oder Diensten. Zudem war mein Unglück, daß ich den Meisterleuten nicht zeigen und sagen konnte, wie lieb sie mir seien, daß meine Dienstfertigkeit nicht komme aus Augendienerei, sondern aus wahrer Liebe, was ein himmelwei-

ter Unterschied ist, aber von Vielen nicht kann unterschieden werden, indem man auf Worte allzuviel hält und allzuviel hört, und nicht Verstand genug hat, Werke zu deuten, d. h. zu begreifen, aus welcher Quelle sie hervorgehen. Mareili einzig ahnte den richtigen Zusammenhang und nahm mich in Schutz, so viel sie konnte; vielleicht hätte sie mich da erhalten, obgleich die Andern oft sagten, das beständige Zanken sei ihnen erleidet und ich müsse fort, damit man Ruhe habe, wenn nicht eine Begebenheit den Ausschlag gegeben hätte.

Mareili hatte ein Kind erhalten, an dem ich große Freude hatte, aber noch grössere, als Mareili zum erstenmale wieder in die Küche kam und ich ihr „guten Tag" sagen konnte. Die Taufmahlzeit wurde im Hause gehalten, und alle Hausgenossen erhielten ihren Theil davon und waren lustig. Eine der Töchter und Mareili's Bruder waren zu Gevatter gestanden; wir vermutheten, er werde nach ländlicher Sitte bei ihr schlafen; zu ihrer Stube ging eine etwas steile Treppe außerhalb des Hauses hinauf. Es war in den kurzen Tagen; wir wußten, der Gevattersmann wolle früh fort, und mußten sein Roß füttern. Man hatte eine allgemeine Neugierde gezeigt, wo er liegen werde, und geäußert, daß sei leicht zu erfahren, wenn man gugge, ob er die Stege herab komme? Ich schrieb mir dieses hinter das Ohr, und strich am Morgen um die Treppe herum. Die Thür ging auf, ein Mensch kam heraus, die Tochter blieb unter der Thüre; wie jener auf die Stege trat, fiel er mit großem Gepolter um und herunter. Nach allgemeinem Brauch lachte ich laut auf, schwieg aber sogleich, als der unten Liegende nicht aufstand, sondern schmerzlich stöhnte. Das Meitschi kam herab, ich lief herzu und es fand sich, daß der Gefallene einen Fuß verstaucht und sonst mehrere Quetschungen davon getragen hatte. Das ganze Haus kam auf die Beine, man trug ihn hinein, und jeder fragte: Wie ist das o gange? Er behauptete, man habe ihm auf die Stege runde Hölzer gebeizt, als er auf sie getreten, sei er mit ihnen

herunter gerollt, und habe sich nicht mehr halten können. Man sah nach und fand allerdings noch zwei Mäßbstryche, die wahrscheinlich dazu gedient hatten.

Bösliche Absicht lag also am Tage, und als man werweisete über den Thäter, erinnerte sich das Meitschi, daß es mich lachen gehört. In der ersten Hitze schien schon alles bewiesen. Ich wurde beschieden, und als ich gerufen wurde, zäpfelten die Knechte und Mägde mit einander. Meine Schandthat wurde mir vorgehalten, aber lange begriff ich nicht, was man eigentlich von mir wolle; als ich es endlich merkte, bekannte ich unverhohlen, was ich gewollt und gethan, von Weiterem aber wollte ich nichts wissen. Die frühern beständigen Anklagen, die gegenwärtigen Verdachtsgründe machten mir böses Spiel. An manchem Ort hätte man mich geschlagen, bis ich zur Rettung des Rückens mich unschuldig als Thäter bekannt, hier that man es nicht, man sagte nur, man habe endlich genug und kenne meine Verstocktheit. Mein Gott, auf den Knien hätte ich bekannt, wenn ich es gethan hätte! Mareili's Augen, welche dem Bruder Ueberschläge machte, und die von Zeit zu Zeit wehmüthig zu mir redeten: hab' ich das um dich verdient? zerfleischten mir nicht nur den Rücken, sondern auch das Herz. Sie sprach kein Wort zu mir; hätte sie es gethan, ich hätte ihr auf eine Weise meine Unschuld betheuert, daß sie mir gewiß geglaubt; zu den Andern aber sprach bei mir nicht die Liebe, sondern das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntseins, und sie glaubten mir nicht und nahmen für Trotz, was gekränkte Unschuld war. Als ich aus dem Verhör kam, nahmen mich die Diensten in Empfang und behandelten mich mit mancher Stichelrede als den Thäter, sie, von denen Eines es selbst gethan, entweder aus Bosheit, um Mareili zu kränken, oder bestochen von einem Nebenbuhler.

Es war also beschlossen, um Fried und Ruhs willen an der nächsten Bettlergemeinde mich wieder abzuliefern. Ich litt schwer in mir. Ich meinte es doch so gut, und niemand

wollte es glauben; ich liebte so gerne und man haßte mich, über mein Herz ging Frost um Frost, sie tödteten die Liebe nicht, aber ihre Blüthen, die offene muntere Freundlichkeit, und Sauersehen war meine Freundlichkeit, ein größeres Unglück für die Sauersehenden, als die Meisten begreifen. In stillem finstern Ingrimm verstrich die Zeit meines Dortseins, und mancher Mitschüler mußte meine innere Bitterkeit durch tüchtige Schläge büßen.

Nur am Morgen meines Abgehens thaute mein Herz auf, Man hatte mich noch brav kleiden lassen, denn das erforderte die Ehre des Hauses, und es rührte mich auch nicht, als ich den tüchtigen Bündel schnürte; ihn auf dem Rücken, trat ich in die Wohnstube, um den Großvater abzuholen, und sagte ein kaltes: B'hütech Gott! nicht einmal vergelt's Gott. Da kam Mareili aus der Nebenstube. Plötzlich übermannte mich eine innere Wallung, aus den Augen stürzten Bäche von Thränen, schluchzend ergriff ich seine Hand und stammelte: Zürn doch recht nüt! aber mehr konnte ich nicht sagen; weinend aus Herzensgrund strauchelte ich fort.

Und meine Erschütterung hielt man für Bekenntniß!

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäurin aussehen.

So stand ich nun zum vierten Male vor der Bettlergemeinde, wieder gut gekleidet, wieder trotzig, als ein kräftiger Bursche, dem man es ansah, daß er mehr als ein halber Knecht zu rechnen sei. Der gute alte Bauer verklagte mich nicht hart. Er gab mir das Zeugniß, daß ich gut arbeiten könne, sie selbst über mich nichts zu klagen hätten, aber der beständigen Händel mit dem Gesinde müde seien, mit dem ich mich nicht ver-

tragen, nichts von ihm annehmen könne. Ein 14 Jahr alter, doppelt gekleideter, starker Bursche, dem man keinen Lohn zu geben braucht, sondern für den man noch erhält, wenn man es schlau anzufangen weiß, ist ein Schleck, nach dem Vielen der Mund wässert. Man beobachtet denn doch eine gewisse Zurückhaltung und Manierlichkeit, man thut gar nicht, als ob Einem viel daran gelegen wäre; man beobachtet eine gewisse Reihenfolge im Vertheilen solcher wohlfeilen Knechte, nach dem Sprichwort: Heute mir, morgen dir. Freilich erstreckt sich diese Reihenfolge nicht durch die ganze Gemeinde, sondern es giebt da auch eine Art Vorrechtler, die entweder am Gemeindrath selbst sitzen, oder treue Klienten oder Verwandte sind. Ein solcher treuer Anhänger erhielt mich jetzt, und behielt sich noch ordentlich Lohn vor, weil er mich in die Schule schicken müsse, wie es üblich und gebräuchlich sei, und dann noch in die Unterweisung. Auf den Weg mit gab man mir recht schöne Ermahnungen; mein früherer Meister drückte mir noch einige Batzen in die Hand. Ich hätte wieder weinen mögen, allein ich überwand mich und mit verbissenem Trotz, bewußt, daß ich mich gegen Ungebühr zu wehren wisse, trat ich den Weg nach meinem neuen Diensthause an.

Dasselbe lag in einem fruchtbaren Boden, etwa eine halbe Stunde von der Kirche, und war ein sogenanntes altes und doch neues Haus. Der Bauer hatte nämlich das Recht, zu allen Reparaturen aus einem obrigkeitlichen Wald das Holz zu nehmen; nun baute er in einem Jahre das Stubenwerk neu, in andern das Stallwerk, das hieß dann repariren. Ein Baumeister wäre nur ein Narr gegen den Bauer gewesen, wenn es darauf ankommen sollte, aus einem alten Ofenhaus ein neues Wohnhaus zu bauen, und doch den Schein bloßer Reparatur zu behalten.

Ueberhaupt war er ein gar pfiffiger Kerl. Er wußte das Wasser auf seine Mühle zu reisen und doch den Schein der Ehrlichkeit zu bewahren; mit keinem Menschen meinte er es

gut, als mit sich selbst, und doch hielt man ihn für einen aufrichtigen guten Mann; er wußte, wie Keiner, Würste nach Speckseiten zu werfen, und selten mißlang ihm ein Wurf. Er widersprach selten oder niemals, sagte überall Ja, rühmte Alles so weit er konnte, sogar Bettelbuben auf den Straßen; so machte er sich nirgends unwerth, und der Landvogt und der Pfarrer hielten große Stücke auf ihm. Wem er am meisten scharwenzelt hatte, den konnte er dann auch zu Hause am besten ausführen und durchhecheln. Er flattirte z. B. dem Schulmeister ganz besonders, schickte ihm manche Flasche Milch, die aber immer halb abgenommen war, und ermahnte ihn: seine Kinder ja recht scharf zu halten, ihnen nicht zu borgen. Daheim führte er den Schulmeister aus vor den Kindern, und wenn eins in der Schule geschlagen worden war, so begehrte er auf und polterte, wie er es dem Schulmeister sagen wolle. So erleidete er den Kindern Schulmeister und Schule, daß sie fast nicht hinzubrin'gen waren, sie daher auch sehr selten besuchten und zu Hause arbeiteten. Ihm wurde die Schuld nie beigemessen, sondern z'best geredet, weil er der Kindern Unfleiß gar wehmüthig zu bedauern und einer eigenthümlichen Verstocktheit zuzuschreiben wußte vor dem Schulmeister, und ihn noch mehr zur Schärfe ermahnte. Vor dem Pfarrer redete er anders. Freilich nicht gerade aus, aber verblümt gab er zu verstehen, wie der Schulmeister allzuscharf sei und er trotz alles Zusprechens seine Kinder nicht in die Schule bringen könne.

Seine Frau schickte sich ganz besonders gut zu ihm. Sie war geizig und selbstsüchtig wie er, sie konnte vorwärts schmeicheln und lächeln und hinterrücks den Talpen geben wie er; nur war sie heftiger, ließ sich zuweilen vom Zorn hinreißen und brachte sich selbst in diesem Zustande manches aus, was sie später nicht gerne hatte. Sie wollte nicht die sein, welche ihren Leuten das Essen nicht gönne, und doch that ihr jeder Bissen weh, den man aß. Brod war immer für jedermann in der Tischdrucke, allein es war meist steinhart oder grau,

denn man backte auf's kürzeste alle drei Wochen, und obgleich es auf dem Tische lag, wußte doch jedermann, daß man keines nehmen solle, besonders wenn Erdäpfel da waren. Darum sagte sie einmal, als die Schneider auf der Stör bei uns waren: Schnyder näht Brod, mir näh kes, we mr Herdöpfel hei. Am lustigsten trieb sie es mit dem Fleisch, welches sie selbst besonders gerne aß; sie hatte zwei Manieren, es zu sparen, und wechselte damit ab, damit man keine merke.

Den einen Sonntag, wenn Alles aus der Kirche zurück und ordentlich hungrig war, so rief man zum Essen und stellte die Suppe auf den Tisch. War die gegessen, so mußte man ein wenig warten, dann kam das Gemüse. Man fieng ganz hübschli an, zuzugreifen, aß ein paar Gableten, das Fleisch kam noch nicht, man aß noch ein Paar, bis die Meisterfrau glaubte, man habe fast genug; dann kam eine ganze Bygete Fleisch und man konnte nehmen so viel man nur mochte, ja sie sagte manchmal noch: Näht doch, es isch gnue da; allein man brachte nicht viel mehr ab, weil man sich auch nicht dafür hielt, nur bloßes Fleisch zu essen, damit es Einem nicht gehe wie jenem Tauner, der sich allein an Speck und Fleisch hielt, und dem der Meister endlich vor Zorn halb laut zurief: Ueli, Ueli, Krut o! Krut o!

Den andern Sonntag kam es alsobald mit dem Gemüse auf den Tisch; allein es war nur halb gekocht und so hart, daß man einander hätte Löcher in den Kopf schlagen können damit. Natürlich wurde man müde mit Kauen und griff zu dem, was leichter zu schlucken war, und das Meiste blieb übrig. Nachmittags, wenn die Jungfer irgend einem Schatz nachlief, that die Meisterin Alles wieder in den Hafen und kochte es, bis es lind genug war. Das aß sie die Woche durch versteckt selbst, denn auch ihr Mann erhielt wenig davon, so daß es bei uns war fast wie bei jener Wittwe, welche zwei Schweine schlachtete, und mit welcher ihre fünf Kinder theilen wollten: Sie, die Wittwe, solle ein ganzes Schwein für sich behalten,

das zweite aber gemeinsam mit den Kindern essen, die aber nicht eintreten wollte in diesen Vorschlag, weil er sie verkürze. Ja selber essen macht fett, doch das finden nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer, z. B. auch jener kinderlose Kauz, der die meisten Würste und viel Fleisch auf die Seite packte und verschloß, und wenn es ihm gefiel, Würste oder Fleisch in den Hafen auf's Gemüse legte, auch in Papier gewickelt auf dem Säuhafen kochen ließ und wegnahm, ohne seiner Frau je einen Mundvoll davon anzubieten. Unsere Meisterfrau gönnte von Natur niemand was, als sich selbst, also auch ihrem Manne nicht; denn zwei selbstsüchtige Leute werden nie Eins unter sich, gegen Andere wohl, der Pfarrer mag sie zusammengeben, wie er will. Uebrigens glaubte sie volles Recht auf das Fleisch im Hause zu haben, weil der Mann außer dem Hause so oft nicht nur zu Fleisch, sondern auch zu Wein kam. Nicht daß er viel verthat aus seinem Sack, allein er kam als Schätzer und auch als Ausgeschossener öfters dazu. Es wollte der Frau oft das Herz abdrücken und niemand konnte es vor Hässigi um sie ertragen, wenn sie wußte, ihr Mann sitze nun hinterm Tische und könne sich bei Voresse und Datere wohl sein lassen, da war ihr einziger Trost eine tüchtige Hammeschnitte und ein braver Schluck Bätziwasser. Solche Mähler, von denen sie nichts erhielt, mußte er oft sich vorhalten hören; er ließ es sich dafür aber auch wohl sein dabei, und war im Stande, von Mittags zwölf bis Abends spät immer zu essen, freilich nur langsam, aber ohne Unterbrechung. Der Wirth sah ihn daher ungern bei Mählern, wo er um seinetwillen nicht mehr fordern durfte, und, wenn es vom Wirthe abgehangen hätte, mein Meister wäre noch nicht Gerichtsäß geworden; aber glücklicherweise war der Wirth nicht Landvogt. Essen war dem Meister die Hauptsache, den Wein nahm er nur, um desto mehr essen zu können; auch mußte er sich vor einem Stüber hüten, denn wenn er einen heimbrachte, so mißgönnte ihm seine Frau diesen, und hätte ihn lieber selbst gehabt. Einmal vergaß er sich,

oder der Wirth spielte ihm einen Possen und that ihm Branntwein in den Wein, kurz, er lud über Ort, kam gar lange nicht heim und die Frau sandte mich, nachzusehen, wo er bleibe. Große Wasserpfützen waren auf dem Wege, aber die Sterne schienen. Auf dem halben Wege sah ich etwas am Boden, vor dem ich mich fast gefürchtet hätte; bald lag es ganz am Boden, bald hob es sich auf und wimmerte auf das Kläglichste. Ich ging endlich näher und fand meinen Meister in einer Pfütze kratzen, dann auf die Knie sich heben, und der tusig Gotts Wille bete: Der liebe Gott söll ne doch nit da vorem Himmel la hange, sondern ihm z'vollmig ueche helfe. Er konnte nicht mehr gehen, sah in den Pfützen die Sterne ganz nahe vor Augen, glaubte nun da vor dem Himmel zu hangen, und doch nicht hinein zu können. Ich führte ihn heim, da vertrieb ihm die Frau die Himmelsgedanken.

Als er endlich Gerichtsäß worden war, kam er am Abend seiner Wahl spät heim; wir erwarteten ein Wetter, und horchten. Die Frau lag im Bette und rührte sich nicht; er legte sich auch hin und stille war es einige Zeit. Da fieng er von der Gemeind, von diesem und jenem an, keine Antwort; endlich sagte er: Mädeli, wüßtesch du, nebe wem du lyst? — Das weiß ih öppe nume z'gut, du Hudelhund, nebe wem ih ligge; schämst dih nit, gah z'versuffe, was ih erhuse; wenn der Tüfel öppis nutz wär, er hätt dih scho längste gnoh! — He, he, Mädi, ume hübschli, du weischt nit, zu wem de so redst? — Zu mym Challi red ih so, mit dem mih üse Herrgott g'straft het! — Nei, mit e mene Gerichtsäß redsch so, mit e mene Huupt vo dr Gmend. — We du es Huupt vo d'r Gmend bisch, su nähms mih de Wunger, es F. dle dervo z'g'seh, das müßt es arigs Ding sy? antwortete die neue Frau Gerichtsäßi. — Allmählig legte sich der Sturm. Doch wie die Meereswellen sich nicht auf einmal legen und der Spiegel sich glättet, so auch des Weibes Zunge nicht. Noch manche Spitzrede rollte über ihren Zungenspitz, bis das Ehepaar sich gemeinsam der

Ehre freute, sich besonders freute, wie Dieser und Diese schalus sein, und am nächsten heiligen Sonntag die Leute guggen würden, wenn er im Chor sitze und den Mantel trage. Da meinte die Frau, sie wolle auch einmal wieder zum Nachtmahl gehen, um dieses zu sehen, aber der Schneider müsse zuerst kommen, der Mann müsse neu gekleidet sein, und sie wolle auch einen neuen Kittel machen lassen und ein neu seiden Fürtuch kaufen, auch wolle sie ihre Göllerketteli zum Gürtler tragen, um sie auspuzen zu lassen. Nun wurde eine lange Berathung angestellt, ob er sich in Halblein oder Guttuch aufputzen solle? Für einen Gerichtsäß, meinten endlich beide, wäre Halblein noch gut genug, aber man wisse denn doch nicht, was kommen könne? Der Statthalter sei alt und mache es nicht lange mehr, und der Statthalter habe noch die Salzbütte, beides trage auch gar schön ein; und wenn er einisch Statthalter werden könnte und Salzauswäger, so komme er viel zu den Herren, und werde da gut bekannt mit ihnen und da könne ihm nicht fehlen, Amtsrichter zu werden, das trage noch viel mehr ein. Er könne freilich nicht recht G'schriebnigs lese, aber seinen Namen könne er gut schreiben, der Landvogt kenne auch nichts von der Sache; das mache aber alles nichts, dem Junker Landvogt sein Schreiber sei gär grusam e G'schickte, der mach Alles. Die Hauptsache von der Sache sei doch immer die, daß man den Lohn bekomme; das Andere gebe sich von selbsten und gang niemer nüt a. Und am Ende gehörten ihm die Stellen, und es wäre verflucht schlecht, wenn er sie nicht erhielte. Er sei doch der Regierung immer treu gewesen, er habe dem Landvogt manche Anzeige gemacht, an welcher dieser Freude gehabt; und dem Pfarrer gehe er auch immer z'Predig, obgleich es ihm verflucht Langeweile mache. Das Ehepaar sah sich schon als Amtsrichter und als Amtsrichterin, gedachte endlich auch seiner Kinder, und der Mann meinte: D'Meitscheni seü o nit meh e niedere yche lah, es werde jetzt scho Fürnemmi gnue cho. Nachdem sie also schön elterlich für die Gegenwart und Zukunft

gesorgt, schliefen beide schön einig ein und träumten von nahem Glück.

Mein Meister war eigentlich noch nicht Meister, sein Vater lebte noch und war rechtmäßiger Besitzer des Hofes; aber der hatte nichts mehr zu befehlen, über nichts zu schalten, das Heft war ihm durchaus aus den Händen gewunden. Er hatte kein Geld, worüber er verfügen konnte, und mußte durchaus vorlieb nehmen mit dem, was seine Kinder, wie aus Gnaden, ihm zukommen ließen. Höchstens erhielt er fünf Batzen auf einmal, woraus er aber fünf Wochen lang den Barbier bezahlen mußte. Wann und wie er so um all seine Sachen gekommen, das wußte er nicht zu sagen, aber beklagte es oft. Er dauerte mich am meisten an den Sonntagen, wo das harte Fleisch aufgestellt wurde. Er hatte keine Zähne mehr und hätte so gerne ein Bischen Fleisch gegessen, aber seine alten Kinnbacken ermatteten am ersten Bissen. Sagen durfte er nichts darüber, höchstens seufzen; und von dem Fleisch der Meisterin, das sie für sich lind gemacht, sah er nie etwas.

Einmal bat er seine Sohnsfrau um einen Tropfen gute Milch, seine Alte hätte ihm früher alle Tage in einem Kacheli bei Seite gestellt. Aber die Sohnsfrau sagte, sie müsse die gute Milch denen geben, die arbeiteten, er mache nichts mehr; abgenommene thue es ihm auch und sei ihm noch gesünder.

Ein ander Mal bat er seinen Sohn, er möchte ihm doch einmal eine Halbe Wein heimbringen, er komme jetzt so oft zum Wein. Aber der Sohn sagte dem übelhörenden Vater laut: der Wein sei ihm nicht gesund, er mache ihn nur zu husten, und leiser fügte er noch bei, der Alte habe lang genug gesoffen und ihm auch keinen heim gebracht, er wüßte nicht, warum er ihm jetzt heimbringen sollte? Nebenbei sollte er denn doch arbeiten, und bald dieses bald jenes muthete man ihm zu; das aber, was er am liebsten machte, das Wässern hatte der Sohn übernommen, und wenn einmal der Vater

sich vom alten Gelüsten übernehmen ließ und mit der Wässerschaufel wieder handthierte, so gab es Händel.

Endlich starb der Alte und der Gerichtsäß speiste seiner verstorbenen Schwester Kinder mit dem ab, was sein guter Wille war. Von dem Vermögen, das er Jahrelang in Händen gehabt und genutzet hatte, gab er keine Rechnung, und niemand forderte sie; mit dem Vermögen, welches er zeigen wollte, war man zufrieden, um Waisen willen mochte eben niemand sich unwerth machen.

Mir war es so unwohl dort nicht. Der Bauer war eben ein listiger Kautz und verstand sich auf alle Vörtel. Er hatte gewöhnlich einen Knecht und einen Güterbub von etwa vierzehn Jahren; den Güterbub rühmte er nun ganz besonders und sagte, derselbe mache so viel oder mehr als der Knecht. So reizte er auf der einen Seite den Knaben zu übertriebener Arbeit, und erhielt zugleich Anlaß, dem Knecht so wenig als möglich zu geben, weil er nicht viel mehr mache als der Bub. Das war auch so eine Wurst, die er nach einer Speckseite benggelte.

Man kann sich leicht denken, daß ich nach vorhergegangenen Geschichten beim frühern Meister eben nicht der größte Freund von Knechten und Mägden war, daß es mir daher ganz besonders wohlthat, bei jeder Gelegenheit mich auf Kosten des Knechts rühmen zu hören, daß es mich auch zu einem Fleiße trieb, der über meine Jahre hinausging. So stund ich des Morgens ungeweckt und meist vor dem Knecht auf, weil ich es einmal an einem Sonntage, wo der Knecht die Nacht durch geschwärmt hatte, gethan und dafür gerühmt worden war. Ich gab mich besonders gerne mit den Thieren, mit Futtern, Fahren ab. Da mir die Thiere lieb waren, so vertraute der Meister sie mir auch immer mehr an, und lehrte mich melken. Der Knecht war natürlich mit dem allem nicht zufrieden, sah mich scheel an und hätte mich gerne wieder heruntergebracht, in dem Maaße als der Meister mich erhob. Allein er war zu schwach

dazu und ich zu stark. Er versuchte es nur einmal mich zu prügeln, weil ich auf seine Kosten gerühmt worden war; da leistete ich ihm so kräftigen Widerstand, erwiederte seine Ohrfeigen so munter, daß er froh war, von mir abzulassen, und nachher den Versuch nie mehr wiederholte.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem berühmten Schulmeister und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweisen, und wie?

Ich mußte mich nun in die Unterweisung einschreiben lassen und auch die Kinderlehren besuchen, welche im Sommer vom Pfarrer, im Winter vom Schulmeister gehalten wurden. Der Letztere war berühmt für das Kinderlehrhalten und weit und breit strömten ihm die Menschen zu, besonders das Weibervolk, und das aus zweien Gründen. Er war noch ledig und hatte vierzig Kronen Lohn; gar manches Mädchen wäre gerne Frau Schulmeisterin geworden, und träumte bei ihm ein Leben voller Leberwürste; und sie meinten ihm den Hof zu machen, wenn sie z'Kinderlehr gingen. Nach der Kinderlehr orgelte er dann noch so schön, und die Mädchen standen so eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt so bedächtlich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf so andächtig, und die Arme streckte er so lang, schön und steif vom Leibe weg, und die Mädchen streckten ihre Hälse so hoch und schön empor, eins über das andere weg, daß es recht rührsam anzuschauen war. O das sind die goldenen Zeiten für einen jungen Schulmeister, wenn so Kopf an Kopf sich um ihn reiht, und Dutzende von Augen ihm zuflüstern: Du, du! weißt du, wo mein Gaden ist, üse Ringgi bellet nit! Aber diese Zeiten schwinden gerne mit einer Frau, und noch manches Andere mit, wenn Einer noch Eines nicht versteht: auf eine rührhafte Weise

die Herzen der Weiber anzurühren. Das verstand unser Schulmeister aber trefflich. Er jammerte so herzbrechend über die Sündhaftigkeit, hatte aber dann auch wieder so viel Gnade und Vergebung zu verheißen, wußte vom Himmel und besonders von der Hölle so viel, als ob er in beiden z'Kost gegangen wäre, weit mehr als Christus, daß die Weiblein gar nicht aufhören konnten zu weinen, erst aus Schrecken und Erbarmen, dann aus Freude und Wonne. O man glaubt gar nicht, wie wohl solche Thränen einer muntern Bäurin des Sonntags Nachmittags thun, wenn sie ein Pfund Fleisch und anderthalb Pfund Speck im Leibe und Langeweile in den Gliedern hat. Das geht über schwarzen Kaffee! Katechisiren konnte er auch gar schön, das ging an einem fort wie gepfiffen; man brauchte nicht lange zu warten, bis die Kinder antworten konnten. Er fragte sie entweder so, daß sie Ja oder Nein antworten mußten, und dann sagte er noch: Ja oder Nei; oder wenn es zur Seltenheit andere Worte waren, welche er zur Antwort wollte, z. B. Seligkeit oder Gott, so sagte er Selig! Seligk! Seligkei! dann war das mangelnde t nicht schwer zu finden, oder Go! Go! Got! wo ebenfalls das zweite t Einem in den Mund fallen mußte.

Er war aber auch weit und breit berühmt, daß er so geschickte Kinder hätte, die ihm keine Antwort schuldig blieben. Wir gingen nicht ungerne zu ihm in die Kinderlehre, wir brauchten unsere Köpfe nicht besonders anzustrengen, konnten frisch weg antworten, wenn die Reihe an uns kam, und nebenbei dann denken oder machen, fast was wir wollten.

Der Pfarrer war ein strenger Herr im besten Alter, bei dem alles am Schnürchen gehen mußte, eine Woche wie die andere. Seine Predigten waren alle auf die Minute gleich lang und alle in drei Theile getheilt, waren furchtbar streng, dem Teufel und dem Unglauben und der Aufklärung ging er schauerhaft zu Leibe und dann auch zuweilen den Sünden, besonders der Hurerei und Abgötterei. Und seine Predigten

thaten seinen Bauern gar unsäglich wohl, wohl bis in die Schuhe hinunter; sie waren ihnen eigentliche Abwaschungen ihrer Sünden, und ihnen ward es gerade, wenn sie aus der Kirche kamen, wie den Türken, wenn sie tüchtig gerieben, gebürstet, gewalket, aber auch neu belebt aus dem Bade treten. Er predigte mit gewaltiger Stimme, und Alles was er ihnen sagte, klang bekannt und heimelig; wenn sie schon mitunter einnickten, so wußten sie beim Erwachen doch gleich wieder, woran der Herr jetzt war. Sie hielten daher große Stücke auf ihm als Prediger, und schlugen in allen Wirthshäusern auf den Tisch, und begehrten auf: Wie üse Herr chas bim Donner kene! In den Unterweisungen und Kinderlehren war er ebenfalls ein strenger Herr; doch konnten wir machen was wir wollten. Wenn ein Kind nicht anworten konnte, oder wenn es nicht wußte, wo man war, oder wenn es zu spät kam, putzte er ihm wüthend ab. Aber das Antworten war eben nicht schwer und das Wissen, wo man war, auch nicht. Er fragte immer der Reihe nach, immer vier in einer Stunde, und wenn das zuerst Gefragte in der folgenden Unterweisung nur die letzte Erklärung wußte aus der vorhergehenden, so wußte es genug; um das Frühere, den Zusammenhang, bekümmerte man sich durchaus nicht weiter. Alle Erklärungen, kurz die ganze Unterweisung, waren Jahr für Jahr durchaus gleich, gleich viel Stunden und gleich viel Worte; Jahr für Jahr die gleichen gleichgestellten Fragen wollten buchstäblich die gleichen Antworten. Wenn z. B. Einer sagte: Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft Gottes, mit welcher er Alles machen kann; so erregte das sehr große Unzufriedenheit und dem Kinde wurde über seine Ungeschicklichkeit tüchtig der Kopf gewaschen, es hätte sagen sollen: Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft in Gott, durch welche er Alles schaffen kann, was er will. Man hätte glauben sollen, das wäre furchtbar schwer gewesen, vom Kinde herauszubringen, denn wie kann man aus einem Kinde, das keine Sprachkenntniß hat, solche Stämpeneien

herauskatechisiren? Und der Pfarrer sagte die Antwort nicht vor bis an den letzten Buchstaben, sondern fragte kurzweg. Allerdings mag es, das erste und zweite Jahr, nachdem der Pfarrer in die Gemeinde gezogen war, schwer zugegangen sein, allein nachher wurde die Sache sehr leicht, eben weil er sich so buchstäblich gleich blieb. Aeltere Geschwister konnten den jüngern sagen, was sie noch wußten, und wer etwas wußte, konnte es dem Andern flismen, chüschele, flüstern; hier half auch der Schulmeister treulich mit, der gewöhnlich zugegen war, und in den Kinderlehren half die ganze Gemeinde ein; man meinte sich gar sehr mit seiner Geschicklichkeit, wenn man den Kindern einhelfen und zeigen konnte, wie man fast so geschickt sei, als der Pfarrer selbst.

So konnte es Kinder, und deren recht viele, geben, die am Ende sagen durften, sie hätten dem Pfarrer Alles antworten können. Von diesem Geflüster merkte der Pfarrer nichts, sobald man es trieb, während er selbsten sprach; denn wenn er redete, so sah er nicht und hörte er nicht. Auf diese Weise kam er selten in den Fall, Kinder zurückstellen zu müssen. Er hatte meist sehr geschickte Kinder, die antworten konnten wie auf der Geisle klepft; und doch wußten sie eigentlich nicht was sie sagten, sie begriffen ihre Antworten so wenig als das Fragenbuch selbst. Wenn sie z. B. das Reich Gottes in das Reich der Gnade und das Reich der Natur theilen mußten, so sagte ihnen kein Mensch, was Reich, Gnade, Natur bedeuten; so wie diese Wörter jedermann bekannt schienen, so setzte man voraus, jedes Kind kenne ihre Bedeutung. So bekamen die Kinder eine Menge Formeln in die Köpfe, aber keine richtige Vorstellungen, und ihre Herzen wurden nie erwärmt. Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen thun, sie machen denselben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und dieselben müssen aufgehen in Flammen, müssen leuchten und spretzeln nach allen Seiten, dann giebt

es einen warmen Ofen. Daß ist eine Gleichnißrede, deutet mir sie!

Der Pfarrer predigte und kinderlehrte aber nicht bloß, er führte sonst noch das große Wort in der Gemeinde. Man brauchte ihn viel, und darum regierte er auch viel, und wenn er einmal gesagt hatte: Ohä, d'Sach ist die; so hätte ich niemand rathen wollen, eine andere Meinung zu haben. Aber eigentlich regierte doch nicht er selbst. Einige pfiffige Käuze in der Gemeinde kamen öfters zu ihm, und wußten das, was sie wollten, ihm so fein unter den Fuß zu geben, daß er glaubte, es sei seine eigene Meinung oder Erfindung, und sie durchsetzte. Er hielt viel auf Achtung und Respekt, und nach dem Sprüchwort: Was du willst, daß dir die Menschen thun, das thue du auch ihnen, zog er vor dem Landvogt gar tief den Hut und sagte nie zu viel: Hochgeachteter Junker Landvogt; aber seine Bauern mußten ihm dann ihre Bücklinge auch machen, und mancher vernahm: Zieh den Pflegel ab! Das schadete ihm aber bei der Bauersami nichts; weil er viel bei dem Landvogt galt, so galt er bei den Bauern desto mehr; denn ein Wort von ihm konnte gut oder bös Wetter machen. Wer ihm wiedersprach, den hielt er für einen bösen unruhigen Kopf. Er liebte das Ja Ja sagen und merkte nie die Schalkheit, die Ja Ja sagte, und hinterwärts das Gegentheil; er hatte überhaupt keinen Gedanken, daß man ihn zum Besten haben könne, sondern nahm Alles, jedes Kompliment 2c. als baar Geld auf. So wurde er z. B. oft eingeladen, mit seiner Familie z'Dorf zu kommen. Keiner oder die wenigsten thaten es im Ernst, sein und seiner Familie Besuch war ihnen lästig; höchstens war es ihnen nicht recht, wenn der Pfarrer zu Andern ging und nicht zu ihnen auch, weil sie sich dadurch unter diese herabgesetzt glaubten. Der Pfarrer aber glaubte, er erweise mit seinem Besuch eine Ehre, seine Frau war natürlich seiner Meinung, und die Kinder, an denen die Eltern blind waren (der Pfarrer glaubte, alles sei gut, was von ihm käme), aßen gar

zu gern Küchli; er nahm daher solche Einladungen oft an, und zottelte an schönen, besonders Sonntagsnachmittagen, irgend einem Hofe zu.

Seitdem nun mein Bauer Statthalter, Salzauswäger und Amtsrichter werden wollte, fand das Ehepaar auch nothwendig, den Pfarrer dringend einzuladen (sie hatten bis dahin nicht zu den Auserwählten gehört). Die Frau tröstete sich damit, er komme nicht, es sei ihm zu weit und etwas Neues.

An einem schönen Sonntag Nachmittags war es, und ich lag am Schatten im Baumgarten, da sah ich oben aus dem Hölzchen, das am Rande des Hügels lag, und aus welchem ein Fußweg zu uns hinunter sich schlängelte, einen Knaben und zwei Mädchen hervorspringen, mitten durch jungen Klee und über eine Spreiti Flachs weg. Ich dachte bei mir selbst, es nähme mich doch wunder, wer die seien, daß sie nicht wüßten, die Wege seien da zum Laufen, den Klee vertrappe, den Flachs verhürsche man nicht. Das hatte ich noch nicht ausgedacht, so kam die rundliche Gestalt des Herrn Pfarrers hintendrein und hinter ihm die etwas spitznasige Frau Pfarrerin, und Alles wälzte sich allmählig unserm Hause zu. Ich merkte gleich, die vor uns verhandelte Einladung sei für Ernst aufgenommen worden, und der Besuch gelte uns, lief hinein in's Haus und schrie aus Leibeskräften: d's Pfarrers, d's Pfarrers. Die Frau streckte den Kopf zur Stubenthüre heraus und fragte: Was hesch z'brülle, Bub? He, d's Pfarrers kömme! Das wär d'r Tüfel! Herr Jeses, Ma stang uf, du donners Kalb, du wirst z'nöthli tha ha, du Lümmel! leg d'Schuh a, g'hörst, si dopple scho, lue, da sy ihre Bursch scho uf der Schyterbige, und luege zum Fäister iche; nu, bisch nit bald fertig, du Dreyhung, chast Kappe morn alege, must se doch ab ha vor em Predikant. Endlich stolperte der Gerichtsäß hinaus zum Empfang der werthen Gäste. M'r hei g'meint, es syg niemer daheim, m'r hei scho zweimal klopfet, sagte der ungeduldige Pfarrer. Das

sei ihm doch leid, meinte der Gerichtsäß, der sich vollkommen erholt hatte, sie seien in der Hinterstube gewesen, heige zäme betet, da sehe und höre man nichts; aber der Herr Pfarrer hätte auch nicht brauchen zu klopfen in seinem Hause, sondern nur gerade herein kommen sollen, sie sollten gleich inne für cho i d'Stube und cho abhocke. Das wollten nun der Pfarrer und seine Frau nicht, sie wären daheim genug in der Stube, und es sei viel hübscher und kühler da auf der Laube. Das ließ sich der Bauer nach einigem Sträuben gefallen; denn seine Frau hatte drinnen vielleicht noch nicht abgeräumt, hatte allweg noch kein Fürtuch umgebnnden und die rechte Kappe nicht auf dem Kopfe. Diese hausirte drinnen etwas unsäuberlich, gab mir Geld, um eine Maß Wein zu holen, jagte ihre Töchter auf die Beine und fluchte dazwischen gar jämmerlich auf das hungrig Predikantenpack, das an allen Orten seine Nase haben müsse, wo es etwas z'fresse schmöcki. Da ich mich anders anziehen mußte, um den Wein zu holen, so sah ich sie noch hinausgehen, gar freundlich thun, und die Hand geben, und sagen, wie sie sich freue, daß d's Herr Pfarrers ihnen auch einmal die Ehre gegönnt hätten und zu ihnen gekommen wären. Und des Herr Pfarrers versicherten, das wäre schon längst geschehen, wenn es nicht so weit wäre; übrigens hätten sie es schon lange im Sinne gehabt, aber es sei ihnen immer etwas dazwischen gekommen. Die Frau Pfarrerin versicherte absonderlich, ihr Mann hätte gar viel zu thun, er wisse oft nicht wo ihm der Kopf stehe, und daß sie nicht begreife, wie er alles machen könne; und die Bäurin versicherte, er sei aber auch ein Herr wie es im Kanton keinen gebe, sie und ihr Mann sagten das alle Tage zu einander.

Als ich wieder heim kam, war neuer Lärm in der Küche und in der Stube, und ein halbleises Fluchen in allen Ecken. D's Pfarrers wollten durchaus draußen z'Abetrinken und nicht in die Stube hinein, und merkten nicht, daß es auf der einen Seite Geringschätzung war, nicht in's Haus gehen zu wollen,

auf der andern Seite aber gegen alle Bauernsitte, vor dem Hause aufzuwarten mit Kaffee, Küchlene, Zimmetthee und Wein. Sie wußten nicht, daß man solche Dinge gewöhnlich nur im Hinterstübli in aller Stille zu sich nimmt, höchstens in der Stube; vor dem Hause, wo jeder Bettler, der vorbei ging, sehen konnte, was auf dem Tische stund, und es weiter erzählen, war es eine unerhörte Sache, aber nun auch eine unabänderliche, der Pfarrer hatte es einmal gesagt, und somit hatte sie ihren Weg.

Es war recht drollig, wie die Meisterfrau ein besonderes Gesicht machte vor dem Hause und im Hause. Draußen war lauter: Näht doch! näht doch! d'r näht nüt! und drinne dann: E Predikante-Sack het ke Bode, die Freßhüng! sie thüe wie we sie e Woche lang nüt gha hätte!

Nach dem langen z'Abetrinke gingen die Weiber noch in die Plätze und endlich nahm man Abschied. Die Bäurin dankte für den Besuch, bat gar dringend nüt zu zürnen, wenn sie etwa gefehlt, und daß sie so schlecht aufgewartet hätte, doch recht bald wieder zu kommen, sie wolle es dannzumal besser machen; und der Pfarrer versicherte, sie habe gar nicht zu danken, er sei gar gerne einmal gekommen, und die Frau Pfarrerin lud die Bäurin ein, auch einmal zu kommen; und endlich gab man sich die Hände. Der Meister ging aber noch mit der Kappe in der Hand ein Stück Wegs mit. Als er heim kam, zog er den Athem tief herauf und seufzte: Ja, Speckfiti si m'r doch lieber als Visiti!

Nun ging es in Wechselrede los über die Visite! Das seien die uverschanteste Lüt, wo man nur sehen könne, sie hätten da gegessen, getrunken und zugegriffen, als ob es ihre Sache gewesen wäre. Die Kinder hätten zuerst Aepfel von einem Baume geschlagen, seien im Gras herum gelaufen, und niemand habe ihnen abgewehrt; sie seien ungeheißen zum Tisch gesessen und hätten genommen, was ihnen anständig gewesen wäre; und bald der Pfarrer bald die Frau hätten gesagt:

wotsch nit noh meh, nimm nume, we d' noh meh masch: und der Pfarrer hätte ihnen noch Wein eingeschenkt und gesagt: trinket nume, we d'r möget. Wenn das nicht „unverschant“ sei, so verstehe man sich auf nichts mehr. Die Kinder hätten gefressen, es nähme sie nicht wunder, wenn sie die ganze Nacht „kotze“ müßten. D's Pfarrers hätten sie auch geheißen zu ihnen zu kommen, aber das sei ihnen nur der Verstand gemacht, daß sie ihnen etwas brächten, wohl gar eine Hamme, aber da könnten sie lange warten. Nicht einmal die Plätze hätte die Frau gerühmt, und doch seien weit und breit keine solchen, sondern sie hätte immer nur von den ihrigen geredet, und gesagt, was sie Alles habe; aber was sollte ein solcher Stadttotsch für Plätze haben? Der Pfarrer trinke den Wein auch gerne, wenn er nichts koste, er wäre sonst nicht hinter dem Tische sitzen geblieben, er habe nur gefürchtet, es entrinne ihm ein Schluck; es wäre ihm auch wohl angestanden ums Haus herum zu gehen und zu sehen was in den Ställen sei. Das Alles wurde vor mir verhandelt, der ich in die Unterweisung ging; das machte eben nicht großen Respekt. Ueberhaupt wurde mir die Unterweisung erleidet dadurch, daß mir der Bauer immer den Mund wäßrig machte, welchen Lohn ich verdienen könnte, wenn ich nicht gehen müßte. Ist die Donners Unterwisig scho wieder da, hieß es, wenn ich am Morgen von der Arbeit gehen mußte.

Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als einmal frei zu sein, und machen zu können, was mir beliebte; denn unter Erlaubniß verstund ich eben nichts anders, als los zu sein vom Pfarrer und Schulmeister und ungestört verdienen zu können, ohne verdinget zu sein. Der Bauer brauchte mich gar nicht zu ermahnen, zu machen, daß ich die Erlaubniß erhalte, es war mir selbst alles daran gelegen, dem Pfarrer aus den Händen zu kommen. Ich konnte gar nicht begreifen, was die Unterweisungen aparti nützen sollten, ob ich das alles wüßte, was man da lernte oder nicht, schien mir durchaus gleichgültig.

Ich wußte nichts anzufangen mit den paar Wörtern, die mir blieben und die ich so wenig begriff, als das Fragenbuch; ich hielt dafür, das Unterwisiggehen sei eine alte Uebig, die nichts abtrage, welche von der Regierung dem Pfarrer zu lieb eingesetzt worden sei. Ich glaubte daher, meine ganze Aufgabe bestehe darin, den Pfarrer nicht böse zu machen, darum gab ich auch Achtung, wenn die Reihe an mich kam, daß ich die bekannten Antworten hersagen konnte. In der Zwischenzeit bekümmerte ich mich um das, was katechisirt wurde, nichts, geschweige daß ich zu Hause oder auf dem Wege an etwas zur Unterweisung Gehörendes gedacht hätte. Man trieb während den Unterweisungen, um die Langeweile zu vertreiben, allerlei. Man kneipte sich, rupfte sich an den Röcken, an den Haaren, band den Mädchen die Haarschnüre zusammen, that ihnen die Züpfe auf und steckte Knebel hinein. Der größte Spaß bestund darin, daß Keines aufschreien oder auffallend unruhig werden durfte, so daß es der Pfarrer gemerkt hätte, es wäre von allen Andern verfolgt worden. Auf dem Wege zur Unterweisung und zurück waren wir wie eine losgelassene Heerde muthwilliges junges Vieh.

Kein Begegnender kam ohne Schlämperlig durch, kein Hund ungeneckt, und hatten wir niemand sonst, so plagten, warfen, prügelten wir uns untereinander, oder die Meitschene mußten umeha. Alle schmutzigen Reden, die man von Eltern, Knechten oder Mägden gehört, wurden da gewechselt, und den Mädchen die abscheulichsten Dinge vorgehalten, von denen wir oft selbst nicht wußten, was sie bedeuteten. Einige antworteten tapfer und blieben nichts schuldig, Andere weinten oder drohten es dem Pfarrer zu sagen, was aber die Sache nur ärger machte, denn wir wußten wohl, daß dieses nicht geschah. Nur ein Mädchen antwortete nicht mit gleicher Rede und weinte doch auch nicht, es war eine gewaltige handfeste Küherstochter. Sobald Einer ihr etwas sagte, so suchte sie seiner habhaft zu werden und prügelte ihn weidlich durch, ja sie prügelte drei bis vier auf

einmal. Ich prügelte mich mit ihr nur einmal. An Kraft war ich ihr wohl überlegen, denn ich war der Stärkste in der ganzen Unterweisung, aber eine gewisse Scham hinderte mich, alle meine Kraft gegen ein Mädchen zu gebrauchen; sie aber schlug nur um so entschlossener auf mich los, so daß ich ausgelacht und zerzaust aus dem Kampfe kam, mich schämte und künftig Respekt vor dem Mädchen hatte. Am meisten Schläge von ihm, ohne sich dadurch bessern zu lassen, erhielt ein nichtsnutziger Bube, der in Bern erzogen und von der Gemeinde dort weggenommen worden war, um zur Arbeit angehalten zu werden. In Frechheit, Schamlosigkeit fand er keinen Seinesgleichen. Thierquälereien waren seine größte Freude, Unfläthigkeiten brachte er vor, von denen wir nie etwas gehört, Streiche führte er aus, vor denen wir uns schämten, und sie ihm absteckten, was doch viel gesagt ist. Er lachte uns nur aus, sagte, wir seien dumme Dorfteufel, in Bern gehe das ganz anders zu. Er erzählte dann, was sie getrieben hätten auf der Schützenmatt, besonders aber im Bremgartenwald beim Holzauflesen, wo ganze Truppele Mädchen und Knaben Tage lang unbeaufsichtigt im bequemen Waldesdunkel umherziehen, was sie getrieben in den Häusern, daß uns die Haare zu Berge stunden. Er erzählte uns, wie lustig es darum in Bern sei, wie man da gut leben könne, ohne viel zu arbeiten. Da esse man nicht so schwarzes altes Brod wie auf dem Lande, sondern lauter frisches weißes. Habe man nichts, so finde man Leute genug, die Einem geben, Geld, Kleider, Essen. Am besten komme man fort, wenn die Mutter die Fromme mache und vor dummen Weibern den Kopf chiere, dann habe man was man wolle. In die Schule zu gehen brauche man noch viel weniger als hier, die Herren hätten da nicht Zeit nachzusehen, und begehre auch ein Fürwitziger einmal auf, so jammere man über Noth und Elend, bettle Unterstützung; da helfe man Einem zuerst und lasse Einen dann hinten drein machen was man wolle. Auch vor den Alten habe man sich nicht zu fürchten, da gehe jedes

seiner Wege, und Tage lang könne man sich lustig machen wie man wolle, ohne daß Vater und Mutter es wüßten. Nebenbei erzählte er uns, wie er seinen Bauern plage, in's Bett, in die Hosen mache, und nichts Sehnlicheres wünsche, als daß er ihn fortjage, damit er von dem verfluchten Bauernvolke wieder wegkomme, wo man von nichts als von Prügeln und Arbeiten wisse. Er brachte es auch richtig dahin. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß auch die schlechtesten Kerls in unserm Regimente in Bern aufgewachsen waren. Es muß dort unter diesen Menschen furchtbar aussehen und niemand in der Ordnung zusehen.

Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte; es entstund ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken: Was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen theilten wir einander mit, und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr, und sich in demselben einnisten wollte. Alle Tage brachten Einige die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beschlossen und bei welchem Krämer sie das Beschlossene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer gesagt, was man wußte, und manches von schlechter Elle, dunklem Laden, hohen Preisen gemunkelt, und in stiller Hoffnung, noch etwas Besseres und von einem noch bessern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten. Aber um so größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wissen,

woran sie seien, und geradezu oder hintenum suchten sie es zu vernehmen. Und als es endlich Alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen den Schneidern an, und bei den Mädchen auch die noch wegen den Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer schlaflos hingebracht, der Schneider möchte nach seiner gewohnten Art nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Zentnersteine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Fecken bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen sein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten eben so, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger, und die Herzen pochten heftiger, und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, die Posaunenengel brachten die Posaunen zum Munde näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich Alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrucken mit Behaglichkeit und sprachen: Das war doch schön, dä chas!

Mir flirrte und sumste es mächtig um die Ohren, und noch Tage lang war es mir, als ob es in den Bäumen sause

hoch oben; aber nicht tiefer hinein, nicht einmal in die Augen drang es mir.

Ich hatte einen schwarzen Wollhut, den Gegenstand meines tiefsten Sehnens, erhalten, und konnte nicht satt werden ihn zu betrachten, stund sogar des Nachts auf, um ihn zu probiren, und konnte den Tag nicht erwarten, an welchem ich meinen Kopf zur Kirche tragen konnte; zu dem hatte ich noch ein ganz neues Gilet mit gelben Knöpfen und ein rothes seidenes Halstuch. Aus den Sonntagskleidern ihres verstorbenen Vaters hatte man mir, wie ich meinte, und wie man mir sagte, recht schöne Hosen und Rock machen lassen. Der Bauer und seine Frau unterließen nicht, ihre Freigebigkeit zu preisen, und ich war ihnen nicht wenig dankbar. Eines plagte mich noch, wie alle Andern: Wir möchten vielleicht etwas unrecht machen, entweder zu früh oder zu spät aus dem Stuhle zum Tische des Herrn gehen, oder den Hut unter den unrechten Arm nehmen, oder das Brod zu essen vergessen, und wir repetirten alles unzählige Male; glücklicherweise ging auch dieses recht gut, ich vergaß nichts, stolperte nirgends, und beim schönen Wetter brachte ich meinen schönen Wollhut wieder unversehrt in den Schaft. Am Nachmittag lag ich im Baumgarten im grünen Grase, mit einem Glück in der Brust, das ich nicht beschreiben kann. Ich glaubte mich frei, die Welt stund mir offen, Kraft brauste in meinen Gliedern, Selbstgefühl blitzte aus meinen Augen, Muth schwellte das Herz; als ob ich an einem hellen Maitag mein Lebensschifflein vom Ufer stieße und ein nahes Gestade, glühend in schöner Gottes Pracht, mir würde, war's mir im Gemüthe. Ach, ich kannte trügerische Schiffe nicht, wußte nichts von verborgenen Klippen, und was Schiffbruch sei, ahnte ich nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie ich ein Knecht ward.

So war nun zu Ende meine Verdingzeit, die Zeit meiner ägyptischen Dienstbarkeit, und, wenn ich gerecht sein will, so hatte ich es während derselben besser gehabt, als hundert Andere. Am schlimmsten ging es mir beim ersten Meister, als sogenanntes Kindemeitschi, doch hatte ich zu essen genug. Recht lustig hatte ich es bei den Alten am Bach, ein freies Leben, wie ich es nur wünschen konnte, und fast Fischeli z'Morgen und Krebseli z'Nacht. Bei dem stattlichen Bauer hoch oben auf dem Berge wurde ich freilich von den Diensten gequält und mußte der Sündenbock sein, aber das ging doch so übel nicht, weil die Meisterleute vernünftig waren. Beim letzten Meister behagte es mir. Ich wurde gerühmt, man schien etwas auf mir zu halten, ich konnte fahren und melken, so daß es mir wohl zu Muthe war. Ja, wenn ich seitdem Andere erzählen hörte, wie es ihnen ergangen, so muß ich dem lieben Gott danken, daß er mich nicht so bittere Wege geführt. Ich glaubte manchmal viel ausgestanden zu haben, und war von Herzen unglücklich, so ganz verlassen mich fühlend; eine Art Heimweh zerriß mir fast das Herz, und Heimweh und keine Heimath, ist das nicht traurig? Freilich war mein Herz verhärtet worden, und der Knabe war ich nicht mehr, dem die Liebe zu den Augen aussah, und der deßhalb allenthalben geliebt wurde. Die Liebe war zurückgetreten, und zurückgetretene Liebe erzeugt einen wüsten Ausschlag, Bitterkeit und Trotz, unwirsches Wesen; aber die Liebe war nicht getödtet, empfänglich blieb ich für Alles, was wie Liebe aussah, nur vermochte ich einfältiger Bube nicht zu unterscheiden die eigennützige von der reinen, und nahm die falsche Münze meiner gegenwärtigen Meisterleute für ächt an. Das ist aber einem einfältigen Buben nicht zu verargen, können doch dieses die wenigsten Leute, wenige

Mädchen, die nach einem Bräutigam fischen gehen, und je älter, um so weniger, noch weniger grauhaarige Wittwer und Wittwen, die ihre schlotternden Hände nach jungen warmen Herzen ausstrecken, am allerwenigsten aber ein lediger Schulmeister, ein Pfarrer, der beim Landvogt z'best reden, ein Landvogt, der Statthalter, Salzauswäger, Amtsrichter machen kann, und am allerwenigsten eine Betschwester, die Fleisch im Kemi, Wein im Keller, Schnaps im Genterli, und Geld im Trögli hat.

Gelernt hatte ich in der Schule so viel als nichts. Lesen konnte ich, aber was ich gelesen, schwatzte ich nie aus, denn ich verstund es nicht. Wenn man recht nachsinnet, so ist das doch eine der größten Merkwürdigkeiten in der Welt, daß man Tausende und Tausende quält Jahre lang mit Erkennen und Zusammensetzen der Zeichen, durch welche die Menschen ihre Gedanken ausdrücken; aber in den Zeichen die Gedanken dann auch finden, das lehrt man nicht. Man lehrt Millionen die Zeichen selbst machen, aber wieder nicht in die Zeichen hinein die eigenen Gedanken legen; so kennen wir Zeichen, vermögen aber weder etwas aus ihnen heraus, noch etwas in sie hinein zu bringen. Beim sichtbaren Zeichen bleiben wir stehen, es ist uns Alles in Allem, bei ihm steht unser Verstand still, wie ein Ochse am Berge; das Unsichtbare im Zeichen, der Gedanke, findet kein Auge in uns, das ihn sieht, keine Kraft, die ihn erkennt, auffaßt und lebendig wieder gibt. Wer wundert sich dann noch, wenn wir die eigene Seele nicht erkennen im eigenen Leibe, und Gott nicht in seinem Weltenkleide; wenn wir weder in Worten noch in Thaten Geist zu legen vermögen, nicht zu finden vermögen in jedem sichtbaren Begebniß die unsichtbare waltende Liebe? Wer wundert sich dann noch, wenn wir in der Bibel nur Buchstaben finden, aber nicht Gott, im Fragenbuch nur lange Fragen, aber keine Erkenntniß, in der Kirche einen Pfarrer, aber keine Erweckung, in geistlichen Versammlungen viel Leibliches, aber nichts Geistliches, viel Unsinn, aber keinen Sinn?

Wer will sich wundern, daß auch ich Einfältiger den höchsten Gedanken im Buchstaben nicht faßte, daß Worte und Erklärungen unverdaut in mir lagen, kein religiöses Gefühl in mir erzeugten; daß ich wohl die Gebote kannte: nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, aber von einem freudigen Dienste in der Liebe nichts wußte; daß ich wohl den sichtbaren Landvogt vor Augen hatte, aber nicht den unsichtbaren Gott?

Uebrigens muß ich doch sagen, daß ich kein böser Bube war, sondern treu, redlich, unverdorben, und wenn ich zuweilen einen Fluch oder ein schmutziges Wort fahren ließ, was aber nicht oft geschah, da ich überhaupt nicht viel redete, so wußte ich selten, was ich sagte.

So frei und froh ich mich nun nach erhaltener Erlaubniß auch fühlte, so fest ich im Sinne hatte, wieder ein Bauer zu werden, so fiel mir doch nicht ein, Anstalten dazu zu treffen. Es lag mir eine gewisse Unbehülflichkeit in allen Gliedern; ich ließ es gehen, wie es ging, als ob ein Bauernhof eine gebratene Taube wäre, und ich im Schlaraffenland, wo dieselben Einem mir nichts dir nichts in den Mund fliegen, wenn man denselben nämlich zur rechten Zeit offen hat. Dieser Mangel an Rührsamkeit und Selbstbestimmung, dieses Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt, dann aber auch die Klugheit, Anschlägigkeit, Ausdauer auf diesem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolks ist, kann in einem Volke, dessen Glieder geistig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines soliden Glückes werden.

Ein Handwerk zu lernen, daran dachte ich gar nicht; ich glaube, wenn es mir vorgeschlagen worden wäre, ich hätte gefunden, man wolle meinen Ehren Abbruch thun. Ich war gewohnt, die Handwerker als eine untere Klasse Menschen anzusehen, zu sehen, wie jeder Bauernknecht auf den Handwerksmann von oben herab sah, sich besser dünkte, und ihm befahl, wo es sich nur thun ließ. Ich sah keinen Bauernsohn, und

wenn ihrer sieben auf einem magern Hofe waren, ein Handwerk lernen, viel lieber als Lehnsleute oder sonst sich schinden lassen. Ich sah, wie jeder Handwerker, sobald er zu einem Kreuzer Geld kam, sich Land kaufte, ein Bauer zu werden strebte und das Handwerk an den Nagel hängte. Ich sah eine Menge verlumpter Handwerksleute: Schuhmacher, die nicht für sechs Kreuzer Leder kaufen konnten, Schneider im Spital oder auf der Gemeinde, Schmiede im Umgang, Schlosser als Diebsgesindel, Tischmacher ohne Arbeit, Maurer in Hudeln, Wagner die Schrecken aller Bauern, die ein schönes Oeschli oder ein gerades Buchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit rothen Nasen, Weber mit hungrigen Augen und kurzem Athem; daß die Schuld von allem dem nicht an den Handwerken, sondern ganz anderswo liege, das ging über meinen Verstand.

Ich blieb also bei dem Bauer, ein anderer Güterbub trat ein, und ich wurde Knecht, ohne daß wir um einen bestimmten Lohn einig geworden wären. Er sagte mir, erstlich hätte er viel Kosten wegen meiner Kleidung gehabt, da sei's doch nur billig, wenn ich das abverdiene; das fand ich auch. Ferner sagte er mir, er wolle mir noch mehr Kleider machen lassen, und mir dann so viel Lohn geben, als ich verdiene, und bis ich zufrieden sei; übrigens so bald ich etwas Geld nothwendig habe, so solle ich es ihm nur sagen, er wolle mir auf Rechnung geben. Das glaubte ich alles; und da er mir nach einem Jahr noch ein Schaf zu halten erlaubte, sich nur die Wolle vorbehielt, sah ich in Gedanken schon einen Stall voll Kühe und Rosse als mein Eigenthum, und war überglücklich.

Ich lebte und webte in meinem Dienste, und mein Meister, der Fuchs, ließ mich machen und lähmte mich nicht dadurch, daß er mir nichts überließ. Mir ward der Stall übergeben, und wenn der Meister nicht zu Hause war, so konnte ich befehlen. Ohne es zu wissen bildete sich bei mir im Fut-

terrüsten, beim Futtern, bei der Behandlung des Viehs ein bestimmter Gang aus, von dem ich nur in der höchsten Noth abwich; daher konnte es mir auch niemand recht machen; daher versäumte ich auch nie eine Futterungszeit, weder des Morgens noch des Abends; daher war mein Vieh auch schön, selten eine Krankheit im Stall, und alle Augenblicke etwas für den Metzger z'weg. Und wenn ich dann ein Trinkgeldlein bekam, und ein Metzger, auf Antrieb des Meisters wahrscheinlich, mich rühmte, so ward ich stolzer als Hans oben im Dorfe. Meinen Pferden borgete ich mehr als mir selbst, und oft zankte ich mit dem Meister, wenn er überladen wollte; ich fuhr lieber zweimal, als daß ich das Schinden der Thiere zugab.

Während dieser Zeit war ich nicht nur recht glücklich, sondern ich führte mich auch sehr brav auf. Ich lief lieber Kühen als Mädchen nach, mistete lieber, als daß ich tanzte, tränkte lieber, als daß ich soff, schüttelte lieber Heu, als daß ich Karten mischelte, striegelte lieber ein Pferd, als einen Menschen. Ich weiß nicht, was man mir hätte geben müssen, um eine Nacht außer dem Hause zuzubringen; hätte ja eine Kuh abkommen, ein Pferd sich verwickeln, großen Schaden anrichten können, wenn niemand es gehört; und wer anders sollte es hören, als gerade ich, dem sie anvertraut waren, und der sie lieb hatte? Ich hätte auch gar nicht gewußt, warum ich Sachen treiben sollte, zu denen mich nichts zog, und Anderes darüber vernachläßigen, an dem ich Freude hatte. Ein Interesse füllte meine Seele, und für mehrere hat selten eine Menschenseele Platz. Kameraden lachten und spotteten mich aus, daß ich nicht mitmachen wolle; fragten mich oft, ob ich fromm geworden sei, daß ich keine Freude haben möge? Die Narren wußten nicht, daß man an gar vielen Dingen, und nicht nur an einem Freude haben kann. Freude ist Freude, aber es sind gar viele Gegenstände, durch die sie erzeugt wird. Nun ist es aber doch die schönste Sache, wenn man Freude hat an dem,

was man eigentlich thun soll in der Welt. Nun leben wir leider in einer verkehrten Welt, die leider Gottes aus Bauern und Herren, aus Aettene und Papas, Müettene und Mamas, aus Primar- und Sekundarlehrern, aus Pfarrern und Wirthen, aus Frommen und Gottlosen besteht, und diese verkehrte Welt sorgt recht absichtlich dafür, daß es die ihnen Anvertrauten bei allen Haaren hinzieht, dahin, wo sie nichts als Schaden haben, daß sie nur da ihre Freude finden, wo sie sich hinstehlen müssen, daß das ihnen eine unerträgliche Last wird, was ihre tägliche Beschäftigung sein soll. So verderben Knechte und Mägde, weil sie kein Interesse an ihrem Dienste finden, so versinken Bauernsöhne und Töchter in's Luderleben, weil in ihren Köpfen Anderes steckt, als Freude an der Arbeit, so gibt es beim Studiren mehr Tagediebe, als Gelehrte, aus Herrensöhnchen gibt es Sündensöhnchen, aus Schreibern Schlingel und am Ende was giebt es aus Allen? Eins von Beiden, entweder mißvergnügte stättige Bastesel oder Schweine, die in jedem Kothe sich wälzen; auf alle Fälle nicht munter fröhliche Christen, deren Gesichter und Leben freudige Loblieder Gottes sind. Nehmt die Hüte ab, ihr Gelehrten, vor meinem Bauer, den brachte sein Eigennutz viel weiter, als euch eure Kunst; seid ihr nicht zu vornehm, so lernet Eines: In jedem Menschen ist ein Trieb zu irgend einer Arbeit zu erwecken auf verschiedene Weise, ohne diesen Trieb ist jede Arbeit eine Bürde, der man sich zu entziehen sucht; diesen Trieb erwecket, die ihm entsprechende Arbeit oder Beschäftigung suchet auf, sonst wachsen als Unkraut andere Triebe, und werden die Tyrannen des Menschen. Doch ich versteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, als ein Schuster, der über seinen Leisten will. Lachet nur, aber verzeiht mir, wenn ich in meiner Einfalt über die Schnur haue und von Dingen rede, die ich nicht verstehe. Ich bin ja weder ein Landvogt noch ein Großrath, die das Recht dazu haben, ich bin auch kein Regierungsrath, der in seinem Kopf eine eigene Bernergeschichte erfinden, und

damit den großen Rath unterhalten und belehren darf, sondern nur ein armer Teufel; aber ich rede denn doch nicht für meinen Sack, sondern aus einem warmen guten Herzen, und möchte gar zu gerne jedem das Gute gönnen, das mir ward, und ihn vor jedem Bösen sicher stellen, welches ich erfuhr.

Ich trank wohl auch zuweilen einen Schoppen Wein Sonntags, und wenn ich mit einem Stück Vieh auf den Markt gefahren war, ein Trinkgeld erhalten hatte, steckte ich die Nase in den Tanzsaal und g'wunderte; war aber um vier oder höchstens fünf Uhr bestimmt daheim, und mir war viel heimeliger im Stall als dort, woher ich kam. So war ich über vier Jahre Knecht, und hatte noch wenig eigentlichen Lohn eingezogen; die Trinkgelder und mein Schafhandel hatten mir für meine wenigen Bedürfnisse das Meiste geliefert, nur an eine Uhr mußte mir der Meister steuern. An dieser hatte ich noch größere Freude als an dem Wollhut, und wie manchmal des Tages ich sie herauszog, hätte niemand zählen können. Kleiden ließ mich der Meister, und das recht brav, und wenn ich in meiner neuen halbleinenen Kleidung einherschritt, so war ich der stattlichsten Bursche einer. Ich maß über sechs Schuh Bernermaß, war breit in den Achseln und stark gebaut; ich leerte ein Mäß Roggen über die Hand aus, nahm einen Sack Roggen vom Boden auf u. s. w.

Von mehreren Seiten her wollte man mich bei meinem Meister weglocken. Wenn unser Wirth in den Stall kam, so sprach er oft ein verlornes Wort zu mir, das der Meister nicht hören sollte. Kam ich zufällig in's Wirthshaus, so war auch seine Frau besonders freundlich mit mir, und frug mich aus, wie viel Lohn ich habe, und ob ich nicht einmal fort wolle? man müsse doch nicht immer an einem Orte bleiben, man lerne nichts. Sie war eine gar g'wundrige Frau und kannte den Grundsatz nicht: Was du willst, daß dir die Leute thun, das thue auch ihnen; so konnte sie Diensten den Kopf groß machen meisterlich, und wer zu den ihrigen nur ein

Wort sagte, dem bekam es übel. Sie machte, was ihr durch den Kopf fuhr, sprach was ihr in den Mund kam, frug nach keinem Menschen etwas, niemand war ihr zu lieb für etwas, und doch war sie besonders empfindlich, und forderte für sich alle möglichen Rücksichten; man hatte gegen sie gefehlt, man wußte nicht wie, und dann gnade Gott Einem. Auch unseres Müllers Sohn flattirte mir, und strich um mich herum, er war auch ein feiner Kauz, und ein ganzer Müller in allen Theilen.

Alle wollten mich auf eine verblümte Weise aufweisen, mein Meister werde mich übervortheilen, allein ich ließ mich nicht mit ihnen ein. Ich hatte keine Ursache, dem Meister zu mißtrauen. Ich wußte gar wohl, daß er an niemand sonst treu war, daß er betrog, sobald er konnte; allein ich dachte nicht von ferne daran, daß er an mir nicht treu sein würde, er gab mir immer so gute Worte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein eigennütziger hundshääriger Bauer keinen Unterschied macht, und zum Uebervortheilen ihm niemand zu gut ist, am allerwenigsten ein Knechtlein, das auf Erden so wenig zu bedeuten hat; daß kein Mensch einem Betrüger trauen kann, zeige er sich auch als der beste Freund. Darum traute ich meinem Meister, er werde mich nicht zu kurz kommen lassen, und mir, so bald ich es bedürfe, mein Geld geben. An Zinse dacht ich nicht, und Sparkassen waren damals noch nicht. Gerne freilich hätte ich mein Geld einmal beisammen gesehen und in den Händen gehabt; aber dann dachte ich wieder, es könnte mir wohl gestohlen werden, was ich dann davon hätte? Oft rechnete ich nach, wie hoch mein Vermögen sich belaufen möchte, und was sich damit anfangen ließe. Für das erste Jahr erwartete ich nicht viel, wegen der Admissionskleidung, dem zweiten Jahr rechnete ich doch wenigstens fünfzehn Thaler. Es schien mir wohl zuweilen etwas viel, allein dafür war ich dann auch ein Knecht, der oft für zwei arbeitete, dem der Meister getrost die Aufsicht überlassen konnte, und

der dem Meister im Stalle allein mehr verdiente, als der Lohn betrug. Mit dem Meister redete ich nicht darüber er aber sagte mir von Zeit zu Zeit: Miaß, du must z'friede mit m'r sy. Wenn ich noch zehn Jahre diente, und mir der Meister, wie billig, fünfundzwanzig Kronen gebe jährlich, dann hätte ich tausend Pfund, und somit den Satz, etwas Eigenes anzufangen, und wieder ein Bauer zu werden — so rechnete ich — aber der Mensch denkt — und Gott lenkt.

Sechszehntes Kapitel.

Fürio! das Haus brennt.

Einmal, im Emdet war es, hatte ich mich spät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeständig Wetter gewesen, viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm schien, hatten wir alle Hände voll zu thun gehabt, und am letzten Tage heimgeführt, so lange es heiter war; alle Wagen stunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derselben. Als Alle in's Bett gingen, hatte ich noch meine Pferde zu besorgen; nachdem sie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöse, als ob man einige tausend Körbe mit Glasscherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erschütterte. Ich fuhr auf, aus schwarzer Nacht war blutrother Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hosen, die Schuhe aber nirgends, sprang hinunter, und sah das ganze Scheuerwerk unseres Hauses bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh, dorthin stürzte ich, meine Sachen ganz vergessend, nur an meine lieben Rosse, an meine lieben Kühe denkend. Ich sprengte in der Angst, da ich das Schloß nicht

fand, die Thüre mit einem Tritt, und schnitt die Halftern durch, lockte, trieb in wilder Angst die Thiere zur Thüre, und brachte glücklich alle heraus, bis an ein Pferd, das wir erst gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle stand, und die kein Bein machen wollte. Das treue Thier wollte sein Junges nicht verlassen, und fand in seiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Ueber meinem Zerren vergaß ich, daß ich in einem hölzernen Hause war, bis plötzlich das Feuer in den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt in's Tenn stürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus, und durch wallende Glut und unter stürzenden Balken weg sprang ich in's Freie. Nun im Hause vornen Geschrei, und ein wirres Austragen dessen, was man in der Angst ergriff. Der Meister rief um Hülfe, um sein Bureau zum Fenster hinauszuheben, und meine Kraft trug die schwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofstatt. Aber auch das Vorderhaus mußte verlassen werden; nun erst dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, besonders des Spychers und des Stockes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe, in weitem Kreise fiel nieder der Feuerregen, und bedeckte die Dächer der Gebäude, aber auch der Regen schlug prasselnd nieder und hinderte ein schnelles Feuerfassen. Aber die wachsende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte, hie und da fieng eine Ecke an zu rauchen, niederfallende Schindeln und Holzsplitter glimmten auf den Dächern.

Wir versuchten zu löschen, so gut wir konnten, aber betäubt vom Schrecken faßten wir alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hülfe, und doch donnerte es nicht mehr, das Gewitter schien in einem Schlag sich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden schienen zu verschleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle sich zeigte, bis das schauerliche Rasseln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwan-

zig Minuten die erste auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es selbst erfahren, wie in solchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten sich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten, der wilden Naturgewalt setzte sich die umsichtige Kraft der Menschen entgegen; da schien zorniger die Glut zu zischen, und gewaltiger wälzten sich die Feuergarben zum Himmel, als sie des Feindes nasses Nahen fühlten. Aber der Mensch bebte nicht, auf den Dächern ringsum setzte er sich fest und schirmte mit nassen Tüchern; kühne Rohrführer drangen ein zwischen den Brand und die zu schirmenden Gebäude; die Spritzenmeister reihten die verworrene Menge, durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und senkten rasch die Spritzen ihre Arme, und in hohen Bogen stürzten Wasserwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätschten gradlinicht die nächsten Röhren ihre blinkenden Wasserstrahlen, wie von des Bogens straffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie die Ordnung geschaffen und ein geregelter Widerstand eingerichtet war, da erwachte das Bewußtsein überlegener Kraft, und mit demselben trat Ruhe unter die Kämpfenden und beinahe stille ward es unter ihnen; nur hie und da erscholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermüthige, unnütze Schneiderseele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte, aber kräftige Fäuste schoben sie bald wieder dahin, wohin sie gehörte. Wohl rasselten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden strömte herbei, aber sie traten ein in die Ordnung, und der Geist derselben kam alsbald auch über sie. Nur schüchtern sah man herumschleichen oder an Bäumen stehen ein vornehmes Bauernsöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das seine Höschen schonen mußte. Zurückgedrängt in sich selbst, wurde das losgebundene Element immer wüthender, wirbelte sich aus den Heu- und Garbenstöcken immer gewaltiger herauf, und jede einstürzende Wand oder Diele erzeugte neuen Ausfall, neue Feuerströme auf Menschen und Häuser.

Aber die Menschen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnsten; es stürzten die Garben und Heustöcke herunter, ein Flammenmeer bedeckte Alles; aber die Menschen wankten nicht, gegen des Elementes Wuth setzten sie des Menschen Ruhe, und des Elementes Wuth verzehrte um so schneller seine Nahrung, und schwächer schlugen seine Flammen auf, und kürzer wurden seine feurigen Zungen, und matter leckten sie an den schwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menschen, die vorher dem ungestümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den Ermattenden ein zu seiner Vertilgung. Die Wasserzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; zischend griffen die Wasserströme das Feuer über seiner Beute an, und muntere Bursche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und rissen dem Feuer aus den Zähnen seinen Fraß, und schleppten ihn aus dessen Bereich. Ohnmächtiger wurde es immer mehr, aber darum auch listiger; es barg sich unter die Trümmer, versteckte sich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der sich in der Siegerfreude berauscht und die Wachsamkeit vergißt, ehe die Niederlage vollendet ist, doch umsonst.

Nach alter schöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, stattete der Pfarrer der nun überflüssigen Menge den gebührenden Dank ab, nur merkte man ihm sichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er diese Abdankung machen solle? denn er hatte noch keine gehalten. Er schien sich für eine halbe Stunde entschieden zu haben, aber ein erneuerter Regenguß kürzte den dritten Theil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich diese drei gefunden. 1) Vom Feuer überhaupt, und vom Blitz in'sbesondere. 2) Vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes. 3) Vom Dank gegen Gott, daß er Menschenleben behütet, und vom Dank gegen die Menschen, daß sie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächsten Spritzen und Mannschaft, wies auf Brodwagen hin, welche vernünftige Nachbarn herbeigeführt,

den Hunger der Arbeitenden zu stillen. Während die Menge sich verlief, ordneten sich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, prasselten ihm Wasserstrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandstätte. Den Wechsel der Feuershelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel sich hob, und ihr gold'nes Auge durch dunkle Wolken niedersah auf die schwarze Brandstätte. Da erst kam man wieder zum Bewußtsein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härtesten zuging, war im Feuer und Wasser gewesen, und hatte weder an mich noch Andere gedacht. Nun sah ich auch den Meister wieder, wie er schluchzend bei dem Einen und dem Andern stand, und seinen Verlust beschrieb, wie er bei jedem Theile seines Hauses in neue Thränen ausbrach, an eine andere Einbuße sich erinnernd; sah die Frau heulend auf der Spycherlaube sich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; sah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel jammern und nach ihren Göllerketteli schreien; und ich stand barfuß in Hemd und Hosen an der Brandstätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein sauer Verdientes, ich weinte erst, als man neben dem Kalbe meinen schönen Kleb fand, der den Tod der Treue gestorben.

Nun suchte ich auch das gerettete Vieh wieder zusammen, machte in einem Schopfe Platz, so gut ich konnte, molk in Eimer die Kühe aus, und brachte die Milch der Meisterfrau. Sie fing neu an zu heulen, heulte mich an: Was sie doch mit der Milch machen solle? Indessen behielt sie sie, trank davon, gab ihren Töchtern, ob ich auch gehabt, darnach fragte niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erst als ich Andere trinken sah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemolken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schuttabräumen und Löschen, barfuß im Hemd und Hosen, und aß ein Stück Brod, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrath

für den Abgebrannten, ich half abladen, die Rosse halten; es kam Eßwaare aller Art, es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen, Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber niemand sah den geschwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kutte.

Ja Miaß, es isch m'r viel z'übel gange, u noh dr Kleb verbrunne, hescht dä de nit chönne use bringe? war alles, was mir der Meister sagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarschaft ein Paar alte Holzschuhe. Mit diesen setzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer seine Geschenke an Scherm bringen. Da kam der Wirth und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, sondern aus Hochmuth; für den armen Knecht, der zwar nur seines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, sondern nur wie er Gerichtsäß war, hatte er nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir geschah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt. Gedachte nicht, daß ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Ersatz von ihm zu erwarten hätte, daß er sehr viel gerettet, und ich gar nichts, daß es mir am übelsten gegangen, daß meine Mitchristen mich zuerst zu bedenken hätten für meine Nothdurft, ehe sie dem Bauer für seinen Ueberfluß sorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in solchen Fällen für treue Dienstboten gesorget sei, nämlich so, daß sie allemal, wenn sie für den Meister gesorgt, und nicht für sich, reuig werden mußten. Damals waren noch keine Mobiliarassekuranzen, sonst hätte ich sicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meisterleuten sei, ihrer Dienstboten Armseligkeiten nicht auch in ihre Versicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeit für sie zu bezahlen; damit die Diensten, die Ersten in solchen Fällen, die günstigsten Augenblicke zum allgemeinen Besten verwenden, und nicht ein Jedes zuerst nach seinen Hüdlene laufen möchte. An dieses alles

dachte ich nicht, aber ich war so von ganzem Herzen unglücklich, wie seit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt, in die schlechte Nahrung waren einige Gläschen Branntwein gegossen, vernachläßigt von Allen, bei allen meinen Anstrengungen unbemerkt, bei meinem Verluste unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins über mich, das mir das Herz zusammen schnürte.

Achtzehntes Kapitel.

Fürio! Es brennt auch im Herzen.

Endlich kam der Abend. Mir schien, als ob seit gestern ein ganzes Jahr verlaufen sei, eine unendliche Kluft dehnte sich mir zwischen gestern und heute. Als ich fertig war mit Füttern, und ein Lager mir bereitet hatte zwischen meinen Thieren, lehnte ich mich traurigen schweren Gemüthes an einen Baum, und blickte hin auf das öde Grab so vieler Dinge. Ich war nicht nur einsam hier im dunkeln Abend, sondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte sich um mich bekümmert, als ein armer Knecht und einige Neugierige, die wissen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächsten Verwandten hatten mich verläugnet, mein Meister vom Eigennutz überwältigt, nur an sich denkend, hatte seine Rolle gegen mich vergessen, mich übersehen, nicht erkannt, was ich für ihn gethan; Manches, das ich lieb hatte, war dahin, mein Hut, meine Uhr, meine Hemder und meine Kleider, ein Büscheli Geld lag in der Asche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid getheilt, oder mir guten Muth gemacht. Das Alles dachte ich nicht, aber ich fühlte dessen Wirkung. Matt und muthlos an Vater und Großmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich

hätte klagen mögen, versank ich in stummes Sinnen, und merkte nicht, daß es Nacht um mich ward, und ein kühler Wind durch das Hemd mir strich. Da legte sich von hinten eine Hand mir auf die Schulter, eine Stimme sprach: Miaß, sä da hest neuis! Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und sprang durch die Bäume hin. Also jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Aenneli, etwa einen Scheibenschuß von uns. Es war kein Mädchen, um das man sich riß, um das die Buben kutterten. Groß war es wohl, aber nicht vierschrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rothangestrichene Kegelkugel, sondern ein längliches, schmales Gesicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach, und galt für dumm, d. h. es hatte kein schlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wußte es nicht zu antworten, sondern wurde roth.

Ich hatte das Mädchen viel gesehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm die Zeit gewünscht, mich seiner nicht besonders geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Aenneli ein seidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desselben waren zehn Batzen gebunden. Ich kann nicht sagen, es sei mir gewesen, als ob ein zweiter Blitz bei mir eingeschlagen, ein elektrischer Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wissen möchte ich, wie es der Erde zu Muthe ist, wenn in ihren winterkalten Schoos der erste Frühlingsregen fällt, der erste Thau sie tränket; wenn da die Würzlein alle sich regen zum freudigen Leben, und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menschen. So, denke ich, sei mir zu Muthe geworden. Eine sanfte Wärme glomm in mir auf, ein süßer Schauer rieselte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Brust, ein immer wachsendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu sein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knospeten in mir, und die Knospen hoben leise ihre

Köpflein auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem so Manches schon begraben, wo nur Moder, Verwesung und starre Todtengebeine waren, und die Knospen blühten schüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten sich im Sonnenlicht aufgehender Liebe, verschämt noch die Gesichtchen in rosigem Thaue verschleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menschenherz, wenn die Stunde günstig ist, in Augenblicken. Lange stund ich still am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Trostlosigkeit war geschwunden. Die Wehmuth, das Sehnen nach denen im Grabe war fort, Heiterkeit, Freude, Lust woben sich in mir rasch durch einander, und aus diesem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Gestalt Aennelis hervor mit seinen verschämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter seine Hand, und wie Orgelton klang es mir immerfort: Miaß, jä da hesch neuis! Und ich hatte ihm nicht gedankt. Da ergoß es sich brennend über mein Gesicht, ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefste Gründe, und schalt mich mit allen möglichen Namen.

Und hin wollte ich, das Versäumte gut zu machen, aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen: Wo war es jetzt, war es nicht böse, durfte ich von meinem Vieh weg, was sollte ich ihm eigentlich sagen? Dann trieb es mich doch wieder hin, sehen wollte ich es wenigstens, in seiner Nähe einen Augenblick sein, mich auf irgend eine Weise künden. Endlich zog es mich noch widerstrebend fort; bald schlich, bald lief ich dem Nachbarhause zu, je nachdem ein Gefühl mich bewegte. Vorsichtig umstrich ich das Haus, hoffend Aenneli noch beim Brunnen zu sehen; aber alles war stille, und schien zu Bette. Ich wußte nicht was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeister und sein Knecht hülfen an der Brandstätte wachen, Aenneli sei gewiß in seinem

Gaden, und niemand werde mich stören, wenn ih mich vor's Fenster schleiche. Leise stieg ich hinauf, aber oben durfte ich nichts sagen, nicht klopfen, wind und bange wurde mir, viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder herunter gewesen wäre; da mußte ich plötzlich nießen, ein, zwei, drei Mal, über mir öffnete sich das Fensterlein, und Aennelis Stimme sagte: Wer isch da?

Daß auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald sich Vorwürfe machte, sich vorhielt: was ich von ihm denken müßte? dann aber doch sich freuete, und leise hoffte, ich werde noch kommen, oder doch seiner gedenken, vernahm ich erst nachher. Erschrocken sagte ich: Nume ih, und stotterte verlegen meinen Dank und die Versicherung, ich wollte ihm seine Gutthat mein Lebtag nicht vergessen. Aenneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt, ich hätte ihm ja einst auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wußte gar nicht was Aenneli damit meinte, und behauptete ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde fast angst, es hätte einmal einen Andern für mich genommen. Aenneli sagte: Eh Miaß, chennst mih de wäger nit ume? es het mih scho lang duret, daß nüt zu m'r g'seit hesch, als gute Tag u gute Nacht; ih ha g'meint, du sigisch z'hochmüthig. Besinnst di de nüt meh, vor zwölf Jahre a d'r Bettlerg'meind hesch m'r Wegge gäh, wo m'r hei briegget us Hunger? u das ha ni d'r nie vergesse, un ih ha groß̈i Freud g'ha, wo ni di wieder g'seh ha, i ha dih grad ume kennt, un i ha mi g'freut, daß m'r so nach bi nenangere syge, aber du hesch mi nit welle chenne, u das het mi mengisch duret.

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Geschichte, geschweige denn des kleinen Mädchens Gesichtszüge, rein vergessen; ich wußte nicht, daß in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrscht, fest zu halten, was je einen Eindruck auf sie gemacht, je reichere Herzen, desto tiefern Eindruck, besonders die Eindrücke der Liebe und Anhäng-

lichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichthum oder Schönheit sich schlingen, oder die im Taumel der Welt sich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armseliger Einsamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienstbaren Verhältnissen lebt, das vielleicht nur einmal in seinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief diese Zeichen sich eingraben, weil sie in so manchen trüben Stunden der einzige Balsam für das verlassene, sehnende oder verwundete Herz werden müssen. Wie mich dieses Erkennen freute, kann ich niemand sagen; hatte ich doch nicht geglaubt, daß jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir so nahe! Ich versprach mich über mein Vergessen so gut mir möglich, versicherte, daß ich es nicht mehr vergessen wolle. Unser Gespräch fing bald an zu stocken, mich fror es entsetzlich in meinem luftigen Kleid, Aenneli wurde ängstlich, die Meisterfrau könnte unser Geplauder hören. Ich wäre so gerne im Gaden gewesen, um noch manches zu sagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Aenneli hätte mich so gerne hinein gehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir gewesen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es sollte mich hinein kommen heißen, und Aenneli hielt sich nicht dafür, mir es anzubieten, weil es sich ohnehin schämte und fürchtete, ich möchte es für anläßig halten. Darüber wird nun vielleicht manche Bauerntochter lachen, und manches Knechtlein sich aufblähen und meinen: so dumm wie ich sei er doch nicht; und mancher Erfahrne wird glauben, ich lüge, das sei alles nicht so gegangen, indem ja der Brauch allgemein sei, daß wo die Buben den Verstand nicht hätten, die Mädchen ihnen denselben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es ist doch so. Ich weiß gar wohl, daß es Schnuderbuben gibt, die noch während der Unterweisung oder gleich nach derselben, wenn sie vielleicht

noch nicht sechs Kreuzer verdienen oder nicht über drei Mäß Krüsch wegsehen können, in allen Gaden herumschnausen, sich den Eingang erzwingen durch wüstes Thun, das Mädchen mag sie wollen oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln. Ich weiß es gar wohl, daß es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geschwind genug das Fenster öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen schlafen, damit ja kein Geräusch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen heißen, ehe man sie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja sich förmlich an die Kuttenfecken hängen, damit man mit ihnen heim komme; daß es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte locken, wenn sie nichts Besseres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl, aber solcher Art waren weder ich noch Aenneli.

Freilich ging ich zweispältigen Herzens fort, warf mir vor, daß ich nicht gefragt um's Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeschlagen worden wäre. Die erschöpfte Natur machte jedoch diesen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erst, als meine hungrigen Kühe mich aus süßen Träumen brüllten. Auch träumerisch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, staunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich selbst, lief in den Schopf, um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich sehen, wie reichlich man meinem Meister Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauer eine Kleidung und zwei fast neue Hemden erhielt. Was war dies gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die Längizyti nach Aenneli, alle Augenblicke meinte ich, es müsse aus dem Hölzli hervorkommen, und als seine Meisterfrau selbst ihrem Manne das Essen brachte, zürnte ich recht über Aenneli, daß es nicht auf irgend eine Weise seiner Frau den Auftrag abgeschwatzt. Aber je näher der Abend kam, desto ge-

linder wurde mein Zürnen, desto fester mein Entschluß, im Dunkel der Nacht Aenneli zu besuchen, sein Stimmchen zu hören, sein Gesichtchen zu sehen. Dieser Entschluß erhob mich. Rasch förderte ich meine Abendgeschäfte, und schon glaubte ich gehen zu können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig, sie hielt uns einen großen Theil der Nacht hin, ich mußte mich auf den folgenden Abend trösten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fing es an zu blitzen, schwarze Wolken stiegen rings um uns empor; uns Alle faßte ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis in's tiefste Mark hinein. Lange schien es, als sei das Gewitter über unser Haupt gebannt, und wolle betrachten, was seine Macht zerstört. Als es vorbei gezogen war und wir wieder Athem schöpften, und ein Gottlob nach dem andern von unsern Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechselndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerstören, was der Menschen Anstrengung ihm entrissen. Doch unsere Angst fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Aenneli hatte ich nicht gesehen, und der Kummer: Was wird Aenneli sagen, was wird es von dir denken, daß du nicht kömmst, dich nicht zeigst? quälte mein Herz. Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde sich herablassen, dieses zu lesen, so werden auch sie ungläubig spotten und sagen, das hätte ich in einem Romane gelesen, denn so etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz, in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königssohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebessehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne

untergeht in grausige Wolken, so geht beiden meist die Liebe unter in wüster Sinnlichkeit, es giebt darin keine Unterschiede. Unter Seiden und Zwilchen stürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brausen in den Herzen in ähnlichen Akkorden; aber im Seidenkleide weiß man schön darüber zu reden, läßt Thränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen, im Zwilchenkleide bleibt man stumm, und streicht still und wild durch's Feld. Aber das ist eben das Unglück, daß man Allen, die unter Einem sind, keine Gefühle zutraut, also auch keine Gefühle berücksichtigt, sondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Heerde Elephanten auf einem Reisfelde; daß man glaubt, der Knecht sei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer bloß Bauer, der Bürger Bürger; daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht, und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt; ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besonderen Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder etwas auf Erden noch etwas am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erlosch, strich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, schien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles still ward, wagte ich mich noch lange nicht vor das Gaden, aus Furcht, mich merke jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab Allen einen gesunden Schlaf, auch Aenneli. Ich klopfte mehrere Male umsonst; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unter's Fenster kam, und überrascht fragte: Miaß, bisch du's, was wotscht? Wetsch mih nit e wenig yche lah? fragte ich endlich stotternd und zagend. Aenneli sagte nichts, öffnete schweigend das Fenster, und zum ersten Male in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fing ich an, ihm noch einmal zu danken, fing allgemach an erzählen zu können, wie seine

Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlassen geglaubt, niemand an meine Noth gedacht, wie ich Längizyti gehabt, bis ich ihm das sagen konnte, aber daran gehindert worden wäre, und nun fast gefürchtet, es möchte böse über mich sein. Aenneli freute sich, daß ich seiner gedacht, es hätte sich fast geschämt, und geglaubt, ich müßte es für eins jener Meitschene halten, die den Buben Wein zahlen und Kram bringen, und doch sei das wahrhaftig nicht der Fall, es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunst so entblößt gesehen, und gehört, daß mir Alles verbrannt, hätte es weinen müssen, sei nach Hause gegangen, brütend, wie es mir etwas geben könne. Endlich sei ihm das Halstuch, das ihm früher eine Gotte gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter seinen Kleidungsstücken, das ich brauchen konnte; das sei auch gar zu wenig gewesen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir selbst etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, sei ihns plötzlich eine Angst angekommen, daß es habe davon laufen müssen; es hätte mich schon damals fragen wollen: ob ich es nicht kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht mehr kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waisen einander unsere Schicksale. Aenneli hatte viel mehr gelitten als ich, da ihm seine Mutter, bald nachdem ich es gesehen, gestorben. Verwandte und Meisterleute hatten es vielfach mißhandelt, bei aller Arbeitsamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszustehen gehabt, Nachstellungen des Meisters, eifersüchtige Mißhandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nirgends Trost, und nicht den Trotz in der Brust, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde sein Leid nicht ausgehalten haben, aber seine Mutter habe es an Gott gewiesen, der werde es nicht verlassen, so lange es brav und fromm sei, und hier habe es seine Kraft gefunden. Ich begriff das Letztere nicht recht, denn bei Gott Trost und Kraft

suchen, hatte ich nicht gelernt, wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten, aber daß dies das Gleiche sei, wußte ich nicht; ich meinte, beten sei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Aenneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über Alle, welche ihm wehe gethan. In den Fäusten juckte es mich, jenen begehrlichen Meister abzubläuen; schnell frug ich, ob sein gegenwärtiger Meister oder der Knecht Aehnliches sich zu Sinne steigen ließen? und auf die Versicherung, daß dies nicht geschehe, mußte es mir versprechen, es mir alsobald zu sagen, wenn es sich Einer einfallen ließe, damit ich dem D.... die Beine abschlagen könne. Unter solchen Gesprächen verstrich die Nacht wie ein Augenblick, und Aenneli mahnte mich an's Weggehen, bittend, ich solle doch ja hübscheli machen, es hätte gar zu ungerne, wenn man wüßte, daß es einen Kilter gehabt. Ich ging ungern; versicherte ihns noch, mein Lebtag werde ich es nicht vergessen, und wenn ich ihm etwas thun könne, Tag oder Nacht, so werde es meine größte Freude sein. Ich frug noch um's Wiederkommen, und Aenneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merkten und uns ausführten. Das schien mir gar lange, ich wäre gerne schon morgen wieder da gewesen, allein Aenneli war vernünftiger als ich. Es stellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen Andern antreffen, allein mehr wolle es nicht; übrigens gebe es immer Anlaß die Woche durch, daß man sich sehen und ein Wort mit einander wechseln könne, schon wenn man sich nur guten Tag sagen könne, thue es Einem wohl. Wir hatten nichts von Heirath, nichts von Liebe gesprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuß gewechselt, aber unsere Herzen lagen offen vor einander; und ob wir es gleich nicht wußten, daß wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe seither

erzählen hören, es habe Menschen gegeben, die in großer Herzensangst in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, allein daß in kurzer Zeit eine große Veränderung mit Einem vorgehen kann, das habe ich erfahren. Stolz schritt ich heim, ich war mir bewußt, nicht mehr allein auf der Welt zu sein, Aenneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält wurde, konnte jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Aenneli gehen, wenn ich Längizyti hatte, konnte ihm wenigstens, wenn ich es traf, ansehen an seinen lieben Augen, daß es mich kenne; das Alles machte sich mir nicht klar im Kopfe, aber das Gefühl davon hob meine Brust, strömte Freude in mein Herz, strahlte mir aus den Augen. Ich trat viel männlicher einher als früher, hatte eine innere Lustigkeit, die manchmal ausbrach, zu großer Verwunderung derer, die dies sonst nicht an mir gewohnt waren; doch war ich am liebsten allein, pfiff ein Liedchen und sann an Aenneli.

Neunzehntes Kapitel.

Wie man lieben und arbeiten kann.

Es kam nun für mich eine gar strenge Zeit, denn unser Haus sollte noch vor Winter wieder aufgerichet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu besorgen, auf dem Bauplatz immer zu thun, eine Menge Steine sollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut, Holz brachten sie genug und unentgeltlich zur Stelle, wer einen Tag entübrigen konnte, half Mist oder Steine führen und z'Ackerfahren u. s. w. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu schaffen. Das Mühseligste von Allem war, daß uns alles Schiff und G'schirr verbrannt war; von Allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts und mußten erst hier aus und dort aus springen, um es zu entlehnen. Wollte ich Steine

führen, so fehlten mir Ketten, Schleiftröge, Knittel; wollte ich Mist führen, so hatte ich weder Mistbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm, er hütete sich wohl, das Erforderliche gleich anzuschaffen; er rechnete, beim Bauen gehe dem Werkzeug am meisten ab, gehe viel davon verloren, beim Bauen unter diesen Umständen leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nöthige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es also ab, dieses gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergessen; was er dann endlich anschaffen müsse, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilig am lästigsten, sobald ich listig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebsten. Ich mußte fast alle Tage um etwas aus, oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar so oft an die Reihe als Aennelis Meister, und wenn es sich thun ließ, brachte ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Aennelis Meister rühmte mich dann, wie ich ein Exakter sei, und hieß mich wiederkommen, so oft ich etwas nöthig hätte, er sehe, ich trüge ihm Sorge zu seiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich mußte erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für so 'ne Junge e Tolle sei. Aber deswegen kam ich nicht, sondern wegen Aenneli, das ich fast allemal bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen sah. Wir sprachen nie lange mit einander, aber unsere Augen verstunden sich, und sagten sich Alles; und wenn ich seinen Kittel streifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, seine Hand berühren, so drang durch mich ein gar wonnigliches Gefühl, und ich ging überselig heim. Kein Mensch merkte von weitem, daß Aenneli und ich näher mit einander bekannt waren; wir hüteten unser Geheimniß mit der größten Sorgfalt, und waren um so glücklicher dabei. Erst jetzt merkte ich, wie klug Aenneli gewesen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche

ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht sein wollte. Alle Tage waren meine Rosse im Kommet früh und spät; des Morgens um vier mußte ich fort und kam Abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Thiere nicht abfallen zum Erbarmen, so mußte ich ihrer warten, mußte ihnen Zeit lassen zum Fressen, mußte abpassen und da sein, damit sie es mit aller Muße thun konnten. Ich mußte ganze Nächte meist wachend zubringen, in andern nachschlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit, oder ein wachsamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, daß meine Thiere munter blieben, alle Menschen über ihr Aussehen sich verwunderten, und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe nebenaus zu fahren 2c. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres, als Fuhrleute, welche Stunden lang in Wirthshäusern liegen, und ihre armen Rosse den Fliegen preis geben oder der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer, welche ihre Rosse, wenn sie heim kommen, in Stall stellen, tränken, Futter aufschütten, dann einem Meitschi nachlaufen, dort bleiben, bis sie bald anspannen sollten, dann die noch von gestern hungrigen Rosse wieder nur halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen schlafen, die Rosse herumplampen, Blätter von allen Bäumen reissen lassen, endlich auffahren, mit der Peitsche auf die armen Thiere einhauen, und in schnellem Trott das Versäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt es viele, man sieht es den Rossen an; solche Schlingel sind ärger als ein Thier, und sie verdienten, daß der liebe Gott sie auch in ein Thier verwandeln und einige Jahre einem Thierschinder in die Hände und unter die Peitsche geben würde.

Aenneli freute sich, daß sein Meister mich so rühmte, denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden lassen, und Aenneli machte mir Vorwürfe, daß ich so schlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, sagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, so hätte ich es ihm sagen sollen, sein Meister sei ihm noch den letzten

Lohn ganz schuldig. Da wurde ich fast böse, daß Aenneli meinte, ich zöge so vorweg ein, und verhudle mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meister zu gut zu haben glaube, aber er habe, wie er sage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er so viel anschaffen müsse und Geld ihm mit verbrannt sei. Das gefiel Aenneli gar nicht, daß ich mit meinem Meister nicht Lohn ausgemacht; so sei man immer betrogen, meinte es, es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter schönen Versprechungen, und von Zeit zu Zeit ein Nastuch oder ein Mänteli auf Abschlag erhalten, oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anständig gewesen, es ihn aufgesagt und seinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Versprechungen abgeläugnet, alles Gegebene hoch angeschlagen noch viel dazu gelogen, seine Arbeit klein gemacht; und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almosen bekommen, und nicht einen Lohn.

Aenneli meinte, mein Bauer sei der Rechte, es auch so zu machen, er habe in der Gemeinde nicht das beste Lob, ich solle daher mit ihm rechnen so bald als möglich, und einen festen Lohn bestimmen; so bös wie ich es habe, schienen ihm dreißig Thaler nicht zu viel, bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen. Daß mein Bauer so schlecht sein könnte, das glaubte ich nicht, er wußte ja, was er mir gesagt und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in diesem Augenblick, wo er schon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufschlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewußt, wie viel ich bei ihm zu gut, und wie viel ich in Zukunft bestimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterstrümpfe zu kaufen, und er mich abschnauzte: Er habe sein Geld nicht bloß für mich; so sagte ich ihm, in diesem Fall sei es besser, wir hätten unser Geld besonders, somit wollten wir mit einander rechnen, damit ich wisse, was mein Geld sei, denn von

seinem Geld brauchte ich nichts. Verblüfft sah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren, und wer da aus mir rede; aber wie gesagt, er war ein schlauer Fuchs, daher faßte er sich bald und sagte mit aller Freundlichkeit: Miaß, es isch nit so bös g'meint, het d'r neuer d'r Gring große g'macht? Ih will scho mit d'r rechne, sobald ih d'r Zit ha, und d'Kalender g'funge, wo nih ufg'schribe ha, was ih d'r gä ha. Aber du mußt nit grad ufbigehre, we n'ih allbenenisch uwirsche bi, we du so viel z'sinne hättest, du wärischs o. Du hesch nüt Kummer z'ha, für sövli bi nih notti geng gut gnue, u du weisch wohl, was ih d'r mengisch g'seit ha, u wed Geld manglisch, su chum ume ung'schoche, we nih ha, so muesch o ha. Was sollte ich machen? Ich wußte darauf nichts zu antworten, und ließ mich begütigen. Aenneli war nicht mit dem Meister zufrieden, nicht mit mir: Miaß, du bisch viel zu ne ufrichtige, du wirsch g'seh, wie's d'r gaht, warnte es, und es hatte Recht; aber das war nicht recht, daß es meine Schuld büßen mußte.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unsern Liebeshandel weiter beschreibe, will auch alte Wunden mir nicht aufreissen dadurch, daß ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich sagen, daß unsere Liebe züchtig blieb, und immer inniger wurde. Wir sprachen freilich nicht von Liebe oder Freundschaft, nicht von Teufelnehmen, erschießen, in's Wasser springen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele, aber wir fühlten, daß Eins dem Andern Alles war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und jedes fand sein Glück darin, daß es nicht mehr allein stund auf Erden. Wir liefen auch nicht mit einander im Lande herum, bestellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Aenneli mehrere Male, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erscheinen und an seiner Seite zu stehen oder zu sitzen. Aber

Aenneli wollte nicht, es sagte, das trage gar nichts ab, wir seien beide arm, müßten unser Geld sauer verdienen; da solle man es nicht so leichtsinnig ausgeben und an einem Sonntag verthun, für was man eine ganze Woche geschwitzt, ohne daß man am Montag etwas anders davon hätte, als einen sturmen Kopf und Unlust zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerksam auf uns beide, hätten zu räsoniren, ließen uns nicht mehr ruhig, sondern würden Eins gegen das Andere aufreisen und uns auf alle Weise Verdruß machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verstrich im stillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie böser Wein Hochzeit macht.

Ich mußte eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich sie abgeben konnte. Hungrig und durstig ging ich mit meinem Meister einen Schoppen zu trinken, und fand am gleichen Orte Aenneli mit seiner Meisterfrau, die Garn und Anken zu Markte getragen hatten.

Mein Meister meinte, ich solle auch einmal einem Meitschi eine Halbe zahlen und eine mit ihm ha, es thue m'r's wohl; und die Meisterin sagte: Aenneli hätte es auch verdient, es hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müssen, das ich zurückgebracht. Das war mir angeholfen; Aenneli wehrte sich, wurde ausgelacht, und mußte endlich, da ich anfieng böse zu werden, nachgeben. Der Meister rief mir noch nach, als wir in den Tanzsaal gingen, ich brauche nicht zu pressiren, er wolle dießmal schon füttern. Ich hatte noch nie getanzt, und stolperte ungeschickt genug im Saale herum, so daß es mir bald erleidete und ich mit Aenneli zu Tische ging. Wir saßen in einer dunkeln Ecke und plauderten trau-

lich mit einander, nachdem die ersten Vorwürfe, daß ich auf den Meister und nicht auf ihns gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten schon von Heimgehen, als ein übermüthiger Bursche Aenneli zum Tanz einlud. Aenneli schlug es ab, er fing an zu zerren an Arm und Fürtuch; da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf, ich stieß ihn weg und sagte: ich wolle selbsten tanzen. Tanzete ich vorher tölpisch, schoß an alle Ecken an, an alle tanzenden Paare, so geschah es nun noch mehr. Aenneli schämte sich, wollte aufhören, bat mich heimzukommen, es gebe sonst noch Streit, und wie es das sagte, wurde ihm der Fuß vorgehalten, daß wir beide beinahe umfielen. Jetzt schlug bei mir das Feuer zum Dach aus; vom Wein halb, vom Tanz halb, also ganz berauscht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußsteller bei der Brust, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeschossen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten, Gläser, Flaschen flogen, die Mädchen sprangen auf die Tische, die Lichter wurden bald ausgelöscht, bald angezündet. Auf mich hatten sich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen, aber wie ein wüthend Thier schlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zersplitternde Flaschen nicht, zerschlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Aenneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reissen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir widerstand, kämpfte, ohne zu wissen wo ich war, mich zur Thüre hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Aenneli, das mich nicht lassen wollte, mich festzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm, und war auf dem Punkte, meine erregte Wuth gegen ihns zu kehren, als ein Lichtschein auf sein Gesicht fiel, das weinend und ängstlich zu mir auf sah. Der Anblick lähmte mich, es gelang ihm, mich aus dem Hause herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn Schritte erneuerten Kampf, denn ich wollte im-

mer wieder umkehren und meine Wunden rächen; damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die Einem auf dem Kopfe todt geschlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir stromweis herunter, kühlte aber meine Hitze nicht. Aenneli wusch mich, so gut es konnte, verband mich, wollte mich besänftigen, aber alles umsonst. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihm immer vor, daß es mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, Diesem oder Jenem erhaltene Schläge wieder zu geben. Beim Scheidewege gegen unsere Häuser wollte es mich heimsenden, damit unsere gegenseitigen Meisterleute nichts merkten, wie es sagte, vorzüglich aber weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zustand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Aennelis; und — am Morgen weinte Aenneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause.

Es folgten trübe Tage, denn ich schämte mich hinzugehen, Aenneli zu sehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteste Weise von meinen Hausgenossen geneckt. Natürlich hatte mein Meister erzählt, wo er mich gelassen, natürlich wurde mir aufgepaßt: ob ich heim komme, natürlich war ich nun wegen meinem, wie sie meinten, ersten Kiltgang, der Gegenstand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unserem Hause waren solche Gespräche an der Tagesordnung. Bis dahin mußten sonst die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer selbst sprach je wüster je lieber, ungescheut vor allen seinen Kindern. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit, von seinen Kiltgängen, daß Einem die Haare zu Berge stunden.

An Aenneli durfte und mochte ich fast nicht denken, und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewissen, bald durch andere Leute. Ich ging mehrere Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wußte nicht, was ihm sagen, durfte nicht denken, was es mir sagen werde. Endlich siegte doch mein Sehnen nach ihm.

Ich ging, kündete mich auf die gewohnte Art, Aenneli zögerte nicht, fieng aber gleich an zu weinen und sagte: gäll du verachtisch mih, d'rum bisch so lang nüt cho, du hesch recht, ih bi es schlechts Meitli worde, es g'schelt m'r recht, warum ha nih dih lah mit cho, wo d'voll Wy u voll Zorn g'sy bisch? Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur sich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieses rührte mich unendlich; es ist aber auch so etwas Seltenes, jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der Andern, daß es um so tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Aenneli, tröstete es und versprach Treue im Leben und Tod, und dieses Aussprechen dessen, was eigentlich schon lange unter uns bestund, dieses Aussprechen, daß wir uns für immer angehören wollten, gab uns Trost. Doch jammerte Aenneli noch lange, es habe seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, brav zu sein, und habe es nun vergessen, das bringe keinen Segen und es möge nun kommen wie es wolle, so komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlassen, und wenn es schon meiner Treuherzigkeit sich freute, so überschattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder sein liebes Gesicht. Aenneli hatte in einer andern Sache auch Recht gehabt. Nun fing man an uns aufzulauern, wir wurden geneckt; ich hatte Prügelten, Aenneli zerbrochene Fenster, zerschlagene Thüren; bald hie bald da schlich sich eine giftige Schlange zu und suchte Zwietracht auszustreuen zwischen uns. Mir sprach man bald vom Knecht, bald vom Meister, welche Aenneli lieber sähen als nöthig wäre, ihm sprach man von des Meisters Töchtern, und von noch allerlei Anderem.

Unterdessen kränkelte Aenneli, wurde blässer, wechselte öfters die Farbe, und klagte mir endlich, es glaube sich in andern Umständen. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verduzt, und gab dem armen Mädchen Grund

zu glauben, ich suche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche lassen. Das war aber gar nicht so; sobald ich von meiner Ueberraschung zu mir selbst kam, entstund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müsse nun Aenneli heirathen, Aenneli alsobald meine Frau werden, dann brauchten wir uns nicht mehr über einander zu schämen, uns verstohlen zu besuchen, uns necken zu lassen. Aenneli war mein und ich sein, wir waren nicht mehr Waisen, sondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich ging es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte stehenden Lohn, Aenneli war geschickt, reinlich, haushälterisch, fromm; da machte mir unser Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Aenneli war sorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte sich mit mir herzlich freuen über unsere Vereinigung: Miaß, es isch mr ke Mönsch so lieb g'sy uf der Welt wie du, nit e mal my Mutter, u du bisch m'r geng im Sinn g'sy, we dih scho nume e Augenblick u du zwölf Jahr lang nüt g'seh ha; u nih ha nit dörfe dra däyche, daß du einisch my Ma werdisch. Ach es ist doch e schöni Sach, we me Neuerem ag'hört! Ih wett gern diene, d'Arbeit macht mr nüt, aber Niemerem sy, Niemer ha, der ein lieb het, dem me ufrichtig chlage cha, das isch e herti Sach. Witziger wär's, m'r chönnte noh zehe Jahr warte, aber m'r müsse üsi Süng büße u jitz desto böser ha, wenn is der lieb Gott g'sung lat, su macht das nüt. Es ist besser hie büße weder im Himmel obe. — Wir hatten so viel zu reden, daß eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem aus überschlugen wir unser muthmaßliches Vermögen, und Aenneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meister zu rechnen, damit wir wüßten, woran wir wären; dann wollten wir uns alsobald verkünden lassen. Allein mein Meister hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, so daß ich ihm endlich erklären mußte: Nächsten Sonntag werde ich

mich mit Aenneli verkünden lassen, und da müsse dann doch gerechnet sein, ich wolle wissen, woran ich wäre. Da gab es große Augen: Du wirsch doch nit e Narr sy, Miaß, meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weise ausschwatzen, Aenneli verdächtigen, andeuten, ich müßte für einen Andern ausfressen, ich sollte es zum Eid kommen lassen, oder wenn Eines sein müsse, nur das Kind nehmen, Aenneli sei umme so ne Spinnele, es Wespi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, seine Töchter wußten nun auf einmal Sachen von meinem Meitschi, daß ich, wenn ich nur den geringsten Anlaß zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewiesen und von seiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umsonst. Eines Freitags Abends bei einbrechender Dunkelheit bestellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, gingen beide dann mit klopfendem Herzen an die Thüre zum Pfarrhause zu pochen. Aenneli stund hinter mir, so daß des Pfarrers Magd, so sehr sie mit dem Licht herumfuhr, denn d'Pfarrersmägde sind gar g'wundrig, sie nicht sehen konnte. Die Antwort kam: der Pfarrer studire jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden, wenn unsere Sache aber pressire, so könne es die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehrere Male herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu, und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu sehen, und während die Frau Pfarrerin uns fragte, in Alles einzureden, uns zu necken, zu thun, als ob sie in diese Stube und zu diesem Geschäft gehöre; so daß meinem Mädchen ganz bang und angst wurde, und es froh war, als die etwas unbehülfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam, und die Magd (sie hieß auch Aenni und war wüst) uns hinauszündete.

Wir hatten beide eine kindische Freude, zu denken, was die Leute sagen würden, wenn sie des Sonntags uns von der Kanzel herab trohlen hörten? Wir bildeten uns ein, das werde

gar großes Aufsehen machen, und der ganzen Welt zu reden geben. Es ist merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendste Mensch zu haben glaubt, wie jener neu angestellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und jeden zurückkehrenden Kutscher frug: was die Herrschaft über ihn gesagt habe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Pfarrer Einen kann aus dem Himmel fallen lassen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge; da hieß es eines Abends, ich solle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böses dabei, sondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeschrieben, und er wolle jetzt bessere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht war, ging ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauses kam, sah ich, daß der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrscheinlich auch Pfarrer, vom Hause wegbegleitete. Auf dem schmalen Wege ging er voran, achtete sich nicht genug und sah hinter sich, stolperte, stürchlete lang, und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabackspfeife, hier hin, dort hin rollend. Die hintern Herren wollten sich fast todtlachen, aber nur ganz leise, da sie ihn stolpern und fallen sahen; dann eilten sie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße, und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich mußte warten. Endlich kam der Herr, und ich sagte ihm gar schön: Guten Abend, Herr Kammerer (er hatte es ungern und wurde hässig, wenn man ihm nicht Herr Kammerer sagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab, daß wir schon an's Heirathen dächten, und kaum unterwiesen seien; aber das sei heut zu Tage so, die Einen seien

zu faul zu dienen, die Andern dünkten sich zu vornehm dazu, da wolle jeder für sich selbsten sein, und jede Magd sage: das Dienen sei ihr erleidet, und suche einen Mann zu kriegen: sie meine es besser zu machen und mache es zehnmal schlechter und komme in die bitterste Armuth. Früher habe sie ungesorget Brod gehabt, nun müsse sie für einen Haufen Kinder sorgen, die sich mehrten wie die Küngeli, und wüßte nicht, wo nehmen, als am Ende zu stehlen oder zu betteln. Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, so wie er die Sache ansah, ganz Recht darin, daß auf diese Weise durch ein unbesonnenes Heirathen eine Menge Menschen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte sich nicht an dieser Leute Platz stellen, und darum mußte sein Urtheil über sie ein ungerechtes sein. Stelle man sich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer bösen Meisterfrau, oder nur bei einer etwas scharfen, wo es hie und da einen Schnauz erhält, und das Mädchen hat weiter niemand auf der Welt, auf den es sich verlassen kann, der im Fall der Noth sich seiner annimmt; und, wenn es am Abend sich zu Bette legt, am Morgen aufsteht, niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denselben nicht in seiner holdseligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun so recht an diesen Platz sich gesetzt, so lege man sein Ohr an des Mädchens Herz, und lausche, was sich da unwillkürlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt? Es ist das Gefühl des Verlassenseins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt, in dunklem Walde, bei einbrechender Nacht allein sich sieht. Schaurig wird es ihm zu Muthe; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu theilen, ihm würde wöhler sein; ein Sehnen nach dem Ende seiner Einsamkeit überwältigt ihn. Ein düster Lichtlein, das ihm durch die Nacht winket, wird ihm zur Sonne, die gebrechlichste Hütte, die ihn aufnimmt, ein Pallast, ein runzlich Gesicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn besser, als das schönste an

einer Kilbi, und schlechtes Brod schmeckt ihm besser, als Küchli und Bratis im Märitgewimmel. So kommt ein Blangen über viele arme Mädchenherzen, dem sie keine Worte geben können, von dem die meisten Menschen keinen Begriff haben, welches sich nicht legt, bis sie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem sie Schutz und Schirm, Liebe und Trost, in diesem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erstickt wurde, das in jüngern Jahren bei ältern Mädchen lag, und in alle Geheimnisse des Kiltgangs eingeweiht wurde, das an seines Herrn Tische alle Tage die nütnutzigsten Reden hört, das Kilter zu haben manchmal fast gezwungen wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit diesem Blangen auch die Sinnlichkeit sich paart, die Seele eine Beute böser Lust, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen seiner Schande gebiert? Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachsen, bei der Gott versuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt, wer will da den ersten Stein werfen, ich frage noch einmal? Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehlthau der Lust, erwecket in jeder Brust das Gefühl der Menschenwürde, verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menschen mit der Bruderliebe, die nicht nur nicht schlägt und beißt, sondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, daß unter euch Keiner sich verlassen glaubt; machet eure Häuser nicht zu Höhlen, in welcher der Versucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das alles geschehen ist, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlassen. Mein Pfarrer nun stund nicht auf diesem Standpunkte, sondern er pülverte tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtsinn, und wie sie der Gemeinde Lasten aufbürde, die unerschwinglich seien, und kaum habe die Gemeinde jemand erzogen, und er sei aus den Kosten,

so mache er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade so thäten auch wir, aber noch sei die Frage, ob wir heirathen könnten? ich sei der Gemeinde viel schuldig, und das müsse wieder bezahlt sein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja da war ich wie vom Himmel gefallen, und konnte den Herrn lange nicht begreifen, daß ich aparti etwas schuldig sei, und noch weniger, daß ich etwas wiedergeben solle. Daß ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden sei, daß sie für mich bezahlt habe, das wußte ich wohl; aber daß ich das wiederzugeben hätte und wie hoch meine Schuld sich belaufe, das hatte kein Mensch mir gesagt, und so etwas erträumt Einem nicht. Hätte man mir was gesagt, mir die Summe genannt, so würde ich ganz sicher für die Abbezahlung der Schuld gesorgt haben. Allein mein Meister wußte wohl, warum er mich nicht aufmerksam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde that es nicht, denn die besteht eben aus lauter Meistern. Natürlich hätte ich nach Lohn gestrebt, er hätte mir einen bestimmten verheißen, ausbezahlen müssen, oder ich wäre weiter einem sicheren und größeren nachgegangen, darum hütete der alte Schelm sich wohl, mir etwas davon merken zu lassen. Das alles stieg mir zu Kopf, und ich sagte dem Pfarrer etwas grob: das sei doch keine Manier, daß niemand die armen Buben auf diese Schuld aufmerksam mache, bis sie entweder heirathen oder ein unehlich Kind haben müßten, allweg ihr Geld sonst zu brauchen hätten; ich hätte Lust gar nichts zu zahlen, und zwingen werde man mich kaum können. Ich sagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte besonders über meinen Meister, der es mir hätte sagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer sei ein braver Mann, hieß es, man hätte viel zu thun, wenn man jedem Hudelbuben mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art lasse nicht von Art, an's Zahlen dächten die Wenigsten, sondern nur an's Saufen und Huren. Ich werde auch

nicht einer der Besten sein, räsoniren könne ich, werde einen bösen Kopf haben, was er schon lange geglaubt, darum solle ich machen, daß ich fortkomme und bezahle, sonst kriege ich den Verkündschein nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müßte ich doch wissen, wie viel ich schuldig sei. Der Pfarrer sagte mir aber, daß sei seine Sache nicht, der Gemeindschreiber werde es mir sagen, wenn ich zahlen wolle.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindschreiber. Derselbe suchte mühselig in manchem Buche herum, fand etwas, wie er sagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wollhut, mit dem der Meister als ein Zeichen seiner Freigebigkeit so groß gethan, und da es spät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meister über den Hals, und zuerst mit ihm ausg'schirren, dann mit ihm rechnen; der war aber schon zu Bette, und gab mir auf mein Rufen keinen Bescheid. Mit der quälenden Ungewißheit im Herzen: was ich zu zahlen, wie viel zu ziehen hätte? mußte ich zu Aenneli, lud dort meinen Zorn ab, und sprach den Vorsatz aus: morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im Reinen sei. Aenneli weinte aber und sagte: das komme ganz anders, als ich glaube, Lohn werde ich wenig oder gar keinen erhalten, meine Schuld größer sein, als ich denke, und heirathen würden wir uns nicht können, es müsse ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an seiner Mutter. Es drücke ihm fast das Herz ab, um seines Kindes willen, das nun die Schuld seiner Mutter mittragen müsse. Das gute Aenneli klagte mich nie mit einem Worte an, ob-

gleich ich an allem schuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, daß es also gehen werde, allein es behauptete die Welt besser zu kennen, als ich, und schon lange gefürchtet zu haben, was geschehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm lassen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das Geld werde wohl zu leihen sein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Aenneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viele schlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren, und dadurch dem Redlichern böses Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlasse, erklärte ich, so wollte ich Aenneli doch nicht verlassen, und wenn wir die Heirath auch nicht zu Stande brächten, so wolle ich Tag und Nacht arbeiten, wie ein Roß, bis ich das Nöthige herausgeschlagen. Das Bewußtsein gegenseitiger Treue gab uns Trost, und ziemlich gefaßt konnte ich am Morgen meinem Meister sagen, mit mir in sein Stüblein zu kommen, ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erst nicht Zeit dazu machen, sondern Ausflüchte, als er aber hörte, daß ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er sich. Ich warf ihm vor, daß er mich auf meine Schuld nicht aufmerksam gemacht, und wollte wissen, wie viel ich für fünf Jahre Dienst bei ihm zu gut habe? Er wollte mich wieder auftagen, indem er noch nicht alles zusammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren, und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe sich eher schinden, als daß er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde, er hat lieber das schlechteste Gesindel; denn ein solcher Stockbauer kennt nur den Unterschied zwischen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterschied zwischen Menschen und Menschen, und wenn er schon die bessere Arbeit des bessern Knechtes gerne hätte, so bringt er es doch nicht über seine hundshäärige Natur, sie zu bezahlen. Endlich sagte er, wenn ich es zwängen wolle, so werde die Rechnung bald gemacht sein. Die ersten vier Jahre sei ich noch ein Bube gewesen,

der nicht viel Anders verdient als Kleider und Speise; er aber habe mir noch viel Geld zwischen durch gegeben, einmal drei Neuthaler für eine Sackuhr auf einmal, er habe mir alle Trinkgelder zukommen lassen, welche eigentlich seinen Kindern gehört, somit glaube er, für diese vier Jahre habe ich nur zu viel erhalten, übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeschrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht lesen. Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut gestellt, und er wolle mir für dasselbe achtzehn Kronen geben, daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, so daß er mir noch sechs Kronen schuldig sei, die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit springen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgestellt, daß er mich so scham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienste, an seine Worte. Und der Bauer verläugnete den Fuchs nicht, sondern gab mir gute Worte, erinnerte an sein Brandunglück, an die übliche Sitte, daß Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen sie erzogen worden, versprach für die Zukunft viel, nur solle ich das Mensch fahren lassen, das habe mir einen bösen Kopf gemacht, mich hineingesprengt, sei nichts werth, und verderbe noch mich.

Er hatte aber damit das unrechte Trom ergriffen, denn in bitterstem Zorn loderte ich auf. Er und seine Frau, die dazu kam, mußten Dinge hören, wie sie mir in den Mund kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an seinem schäumenden Weibe, das auch nicht ungerne seine Nägel an mir versucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zusammen, und ging hinüber zu Aennelis Meister, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wuth. Derselbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wußte mir eine Menge Aehnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit des saubern Gerichtsäßen, und hieß mich da essen. Nach dem Essen sagte er mir alsobald, nun solle ich um einen Platz aus-

gehen, er könne und wolle mich nicht behalten, mein alter Meister würde es an ihm sonst zürnen, und er möchte es nicht mit ihm verderben; er sei sein nächster Nachbar, und er möchte nicht, daß er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es, um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es sei denn, er hätte seinen baaren Nutzen davon; und wie die Bauern sind, sind auch viele Herren. Ich ging zum Müller und suchte Platz. Der that nicht halb so nöthlich mit mir, entweder meinte er, weil ich diesen Augenblick keinen Meister habe, so müßte ich mich drehen lassen, oder er wollte es mit meinem alten Meister nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben könnte; so konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade so ging es mir auch bei dem Wirthe, es war, wie wenn sie es mit einander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen, und wurde böse, holte bei dem Gemeindschreiber noch meine Rechnung, die sich auf **60** Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekostet hatten. Bei meinem ersten Kostmeister mußte man zehn Kronen geben, weil mich sonst niemand wollte. Dieser verleidete mich so, daß man beim gleichen Lohn bleiben mußte. Bei meinem dritten Herrn kostete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entschädigung für die ersten mir angeschafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe fast so groß, wie im Anfang. Er hatte es einzurichten gewußt, daß er Geld für die Nachtmahlskleider bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikosten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt worden. Ich konnte gar nicht begreifen, für was, denn ich war nie krank gewesen. Endlich erinnerte ich mich, daß wenn Eins von der Familie einen Trank trinken mußte, ich den Rest davon bekam oder den zweiten Aufguß, es mochte nun eine Purgaz oder eine Laxierig, ich gesund oder krank sein; aber man wußte mir dieses Schlucken so schön vorzustellen, daß ich

mich gern dazu verstehen ließ, denn ich erhielt immer Birnenschnitze oder dürre Kirschen dazu. Wahrscheinlich gingen alle diese Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte sie genommen, kriegte ich den Rest. Der Doktor, dem dieses hätte auffallen sollen, indem er mich immer kerngesund sah, fragte diesem wenig nach, so bald er nur etwas brauchen konnte; und, wer weiß, ob er's nicht auch gewußt, er wäre gewissenlos genug gewesen, solche Streiche zu Gunsten eines reichen Bauern auf Kosten eines armen Kindes zu machen.

Man kann sich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindschreiber verließ. Ich wußte nicht, ging ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigstens fünfzig Kronen ausstehenden Lohn zu besitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von sechzig Kronen, von welchen ich nichts gewußt, und diese Schuld war kein Traum. Sollte ich sie ganz bezahlen und noch dazu Aenneli mit einem Kinde erhalten, so konnte es Jahre gehen, ehe wir Zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer siedenden Quelle ein heißer Brunnen, ich sah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten sie seine Gurgel packen, und wahrscheinlich sprach ich noch laut dazu, da redete mich eine bekannte liebliche Stimme an: Miaß, was isch d'r, chennst mih nümme? Herr Jeses wie g'sesch us, und was wosch gah mache? Ich brauchte lange, bis ich wußte, wo ich war, und wer vor mir stand. Endlich erkannte ich Mareili, die mir so lieb gewesene Schwiegertochter auf jenem Hofe, mit welcher ich seither nie geredet, wohl aber sie in der Kirche gesehen hatte.

Sie drang in mich, zu sagen, was es sei, das mich so aus dem Häusli herausbringe, daß ich thue, als wolle ich jemand ermorden. Ehe sie mich erkannt, hätte sie geglaubt, es gelte ihr, nun wisse sie wohl, werde ich ihr nichts thun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget hätte; aber sie habe

mich anreden müssen, weil sie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wissen, was ich habe. Ich schnauzte sie an, wenn sie noch glaube und glauben könne, daß ich jenen Streich begangen, so brauche sie auch nicht zu wissen, was ich habe. Sie wäre mir vor Allen lieb gewesen, und das habe mich am meisten gedauert, daß auch sie mir ihn zugetrauet, das sei nicht recht von ihr gewesen, sie hätte doch sehen sollen, daß ich ihr alles gethan, was ich ihr an den Augen abgesehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden versicherte sie, mich für unschuldig zu halten, aber ich solle jetzt reden, sie könnte nicht den ganzen Abend bei mir stehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geschichte, und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und sie sagte mir: Miaß, chum morn zu nis, u säg ne de, du heigisch äys nit g'macht, u häb em Großvater a, er muß d'r helfe. — Nei nadisch Mareili, zu nech chumen ih nit, u d'm Großvater häben ih nit a, ih wott nit noh einisch gah ane kneue, wer weiß, ob's öppis hulf, u si mih nit notti fur aluegte. Es meynts Niemere gut mit mir, als Aenneli und vielleicht du, susch isch Alles unter eir Dechi, und eis D... Pack, der Pfarrer, d'Vorg'setzte u die angere Bure, u ke Schelm verklagt dr anger, u ke Kräye chratzet der angere d'Auge us. — Mareili bat vergebens, sagte endlich, ich habe noch immer den gleichen bösen Kopf, wie vorhin, der werde mich nicht weit bringen; hätte sie Zeit, so wollte sie noch mit Aenneli reden, die müßte mich anders brichten, aber mit dem Großvater wolle sie doch reden, daß mir geschenket werde, und wenn ich einen guten Platz wolle, so solle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach Y gehen und sagen, sie hätte mich geschickt, und wenn ich dann eine Gotte mangle, so solle ich nur zu ihr kommen, sie sage es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmüthig dazu sei.

Mareili's Güte hatte mich gerührt und erweicht. Also einen guten Menschen hatte ich doch noch auf der Welt! Diese Botschaft versüßte auch Aenneli das Bittere des Andern. Aen-

neli war nicht ganz mit mir zufrieden, daß ich Mareilis Einladung ausgeschlagen, sie meinte, daß sei noch lange nicht ane kneuet, wenn man den Sachverhalt erzähle; einmal seien die Menschen da, um einander zu helfen, und wenn man eines Menschen Hülfe in rechten Dingen nöthig habe, so müsse man ihn dafür ansprechen, das sei der Weltbrauch, und heiße noch lange nicht betteln. Die Menschen seien gar selten, welche Freundschaftsdienste aufrichtig anerbieten, wie Mareili es gethan. Nun Aenneli hatte Recht, aber überzeugen ließ ich mich doch nicht. Möglich, daß der wackere Alte sich für mich verbürget hätte oder mir Geld vorgeschossen, wenn ich meine Sache ordentlich vorgebracht, aber das, was ich eigentlich wünschte, hätte er nicht gethan. Er hätte meinem Meister seine Schlechtigkeit nicht vorgehalten, hätte der Gemeinde ihr eigen Unrecht nicht dargestellt, und das Uebertriebene der Rechnung. Man sieht das Unrecht wohl ein, aber wenn es von einem angesehenen Menschen gegen einen unangesehenen begangen wird, so muckelt man davon im Stillen und im Rücken, aber öffentlich in's Gesicht und am rechten Orte rügt es selten Einer. Ihr Herren und Bauern, solche Muckelmeister sind zu Stadt und Land, schämt euch dessen und bessert euch. Wohl gibt es hie und da einen Menschen, der eure Schande nicht theilen, kein Muckelmeister sein will, sondern am rechten Orte, auf den grünen oder hölzernen Bänken, seine Sache vorbringt, der dem Unrecht Unrecht sagt, wo er es findet im engen oder weitern Kreise, bei den von der Gemeinde Besteuerten oder den die Gemeinde Regierenden. Aber es steht dieser Mensch allein, es verläßt ihn die Feigheit, es finden ihn lästig die Männchen mit den breiten Rücken voll Rücksichten, es belächelt ihn spießbürgerlich die Alltäglichkeit, es verfolgt ihn die Schlechtigkeit. Er steht allein — und die ihm gegenüber stehende Masse drückt dem Verlassenen das Herz ab!

Auch begehrte ich, nachdem ich einmal wußte, daß die Auferziehungskosten erstattet werden müßten, gar nicht, daß

mit mir eine Ausnahme gemacht werde; aber das drückte mich ganz besonders, daß mich niemand auf meine Schuld aufmerksam gemacht, niemand mich zu rechter Zeit an das Abzahlen gemahnt. Im Allgemeinen zwar finde ich es nicht unrecht, daß denen, die aus ihren Säcken zur Erziehung eines fremden Kindes Geld zusammen legen, dieses Geld zurückerstattet werde, wenn es möglich wird, und das Kind zu einigem Vermögen gelangt; unrecht finde ich es hingegen, wenn in Städten wie Bern, Burgdorf, Büren, Biel, ein aus Armengütern erzogenes armes Kind das Empfangene zurückerstatten soll, während die Erwachsenen, Arme und Reiche, aus dem Stadtgut alle Jahre einseckeln. Da ist die Gewalt Meister, und nicht das Recht. In einigen dieser Städte fängt die Verpflichtung zur Rückgabe freilich erst nach der Admission an, aber doch noch ehe das Kind etwas gelernt hat.

Aber wo die Gemeinde aus ihrem Sack fremde Kinder erhält, mit dem Rechte, die Schuld einst zurückzufordern, da sollte denn doch Gewissenhaftigkeit bei ihr wohnen; sie sollte bedenken, daß sie einem Kinde eine Schuld entstehen läßt, von welcher es nichts weiß, daß sie also die doppelte Pflicht hat, jeden Kreuzer, um den sie dessen Schuld vergrößert, auf das gewissenhafteste zu verwenden, so anzulegen, daß er dem Kinde Zinse trägt, mit welchen es die Schuld leicht zu bezahlen im Stande ist, und keinen Kreuzer auf Rechnung zu bringen, bei welchem nicht genau untersucht worden, ob er hieher gehöre, und keinen leichtfertig auszugeben. Und der Staat sollte das Recht haben, jede Anforderung einer Gemeinde niederzuschlagen, wenn die Erziehung eines Kindes körperlich oder geistig vernachlässigt worden; wenn erweislich wäre, daß man nur Kostgelder erkennt, ausgerichtet, aufgeschrieben hätte, ohne um das Kind sich weiter zu bekümmern. Das würde mancher Gemeinde Verstand machen, die bis dahin keinen hat, wenigstens gegen arme Kinder nicht.

Obgleich ich nun nicht hinaufgehen wollte, hielt doch

Mareili Wort, und ich vernahm, daß auf ihres Schwähers Verwendung mir ein Drittheil geschenkt worden sei. Freilich war dieses das Gewöhnliche, welches denen, die darum baten, geschenkt wurde; allein darum war es viel für mich, weil mich niemand dazu gebracht hätte, die Gemeinde darum zu bitten. Es war auch besser so, denn einige Witzbeutel, vielleicht gar mein alter Meister, hätten sich nicht enthalten können, mir Lehren, Ermahnungen, Stichwörter zu geben; da wäre sicherlich ein Wetter ausgebrochen, das vielleicht mit zerschlagenen Köpfen geendet; und es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß man sich an einer Gemeinde geprügelt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich und Aenneli rechnen.

Aenneli und ich faßten frischen Trost, wir sahen das Ende unserer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch frischen Muth, sie zu ertragen. Wir legten unser Geld zusammen; ich besaß acht, es zwölf Kronen, zusammen also zwanzig Kronen. Es konnte sein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen, denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben, bis Aenneli seine Füße nicht mehr sehen konnte, und sein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platz umzusehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Aenneli brauche, um sich ein Vierteljahr lang zu verdingen mit dem Kinde, wohl zwölf Kronen; einige Anschaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen; das Kindbettimahl auf sechzig Batzen wenigstens. Was ich Aenneli über die Kindbetti kramen wollte an Brod, Wein, Fleisch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, sondern gedachte es

aus meinem Verdienste anzuschaffen, so daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum ersten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desselben Jahres glaubten Aenneli und ich von unsern Löhnen, wenn wir beide gesund blieben, so viel entübrigen zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich sein, wenn wir schon nichts hätten, als uns, und zwischen uns unser Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geschlagenen Wunden schmerzten weniger, vor uns schwebte eine neue glückliche Zeit; sie fesselte nicht unsere Gedanken nur, sondern beherrschte auch unsere Empfindung.

Ich suchte den mir angewiesenen Platz, und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbeit, aber einen schönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meisterleute, die mir mit Zutrauen entgegen kamen. Darum arbeitete ich auch mit Lust, schaffte für zwei, und mein neuer Meister, ein Greis, hatte seine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe spiegelhell und klar wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe sauberer waren als manche Bauernstuben.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienstes, bei aller Längizyti; aber des Sonntags hätte mich niemand halten können, weder Wetter noch Meister, die zwei Stunden zu Aenneli zu machen. Es wurde alle Tage runder, und man sah ihm deutlich an, daß das Gehen ihm Beschwerde mache; allein es überwand sich, that nicht nur seinen Dienst wie sonst, sondern des Abends spät, des Morgens früh, und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber, und wünschte, daß es den Dienst verlassen, wenigstens nicht so viel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte seine Meistersfrau gar sehr, die ihm borge, wie sie könne, und machte mir Vorwürfe, daß ich es nur wünschen könne, weil dadurch die Zeit unserer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine rechte kindliche

Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten Scheuben gemacht, und wie sie so gut geförmt seien, und sicher dem Kleinen gut stehen müßten. Wie aber eine häßliche neidische Näherin, welche es um ein Muster gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie diese ihm ein alt schlecht Muster gegeben, welches aber glücklicherweise die Meisterfrau gesehen, und ihm ein besseres verschafft. Kann wohl etwas trauriger sein, als solcher Neid, besonders wenn man mit demselben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein anderesmal führte es mich geheimnißvoll in sein Kämmerlein, schloß sein Schäftchen auf, zeigte mir ein Byglein weißes Zeug und sagte: Miaß, weisch was das isch? aber Miaß wußte es nicht. Es waren acht Windeln, deren Aenneli gar sehr sich freute; sie waren aus einem alten Lylachen und alten Hemden gemacht, welche die Meisterfrau ihm geschenkt. Ein altes Tschöpli zeigte es mir noch, das sollte zwei Nachtärmeli geben; dann habe es alles, was nöthig sei, mehr als manche Bäurin, die nur vier Windeln besitze. Ein großer Theil der drei Kronen war also erspart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen sich regenden Freude unsern kleinen Schatz, und gewiß manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide, und lauter ganze Sachen, nicht aus alten Lylachen und Scheuben gemachte, hatte nicht so innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr seid wohl reicher an Geld, aber deswegen nicht reicher an Freuden! Reich sein an Freuden, hängt nicht von Reichthum, nicht von Armuth ab, sondern von einem genügsamen, zufriedenen Herzen erstlich, und zweitens freuen Sachen, die man mit saurer Mühe sich errungen, die man gleichsam aus den Steinen herausgeschlagen, auf alle Fälle mehr, als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteste Weise gekommen ist.

Und ein andermal kam Aenneli mir weit entgegen, hatte sehnlichst mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im

Kämmerlein hatte; und da lagen auf dem Tische, schön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Käppeli, wieder Tschöpeli, aber viel schöner als Aenneli sie bereitet hatte. Aenneli gab mir ein Stück nach dem andern in die Hand, und rühmte Stück für Stück, und auf seinem Gesichte glänzte die innigste Freude, und in seinem ganzen Wesen sprach sich das Bewußtsein aus: reich zu sein, viel zu besitzen, das reinste Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der G'wunder in mir auf, zu wissen, woher das Alles gekommen sei? Aenneli, gegen seine gewohnte Weise, neckte mich erst lange; ich sollte rathen, gab mir falsche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen näher und näher rückte, daß ich Mareili rathen müßte. Mareili war selbst da gewesen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, sagte sie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir so nöthig hätten, dergleichen Dinge besäße sie aber im Ueberfluß, und sie verschlügen ihr nur Platz, darum sie recht froh wäre, ihrer auf so gute Weise los zu werden. Mareili hatte aber auch Aenneli examinirt, und war, wie es schien, recht zufrieden mit ihm fortgegangen, indem sie alle Hülfe für die Zukunft versprochen. Mareili hatte nicht gewartet um zu geben, bis man bettelte, sondern mit Nachdenken und Umsicht gegeben, hatte den Weg nicht gescheut; ist das nicht eine so seltene Sache, daß Viele glauben werden, ich lüge? Aenneli war wider seine Gewohnheit recht muthwillig, schraubte mich mit Mareili, ließ sich merken, daß es gar allerlei von mir vernommen, stellte sich dann wieder, als ob es auf Mareili schalus sei. Als ich dann eine Halbe Wein herauszog, die ich gekramt, schmollte Aenneli wieder, daß ich so unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach muthwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den schönsten Nachmittag, dessen Andenken mir noch immer Wasser zieht in den Augen, und Heimweh nach Aenneli im Herzen.

Aennelis Stunde nahte. Wir hatten Platz gesucht bei

einer braven Wittfrau, die etwas näher bei mir wohnte, doch immer noch über anderthalb Stunden. Aenneli verließ den Dienst, richtete sich in dem kleinen Häuschen ein, machte seine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuersäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Wittwe — und erwartete so getrost, was der Herr über sie verhängen werde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie Gott mir Aenneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botschaft vor: sobald als möglich zu Aenneli zu gehen. Natürlich eilte ich so sehr ich konnte, mußte vorerst aber noch ausschirren, füttern ꝛc. Als ich hinkam, fand ich es in gar schweren Leiden, doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun schon gut gehen. Aber die Frau schüttelte den Kopf und sagte, das währe schon gar zu lang, das sei nicht alles gut, es wäre am besten, wenn man so geschwind als möglich den Doktor holen würde. Ich wollte gehen, aber Aenneli sagte: blyb by m'r Miaß, ih lah dih nit furt, es isch m'r e Trost, we dih nume cha aluege, m'r cheu ja dä Bub schicke, wo d'rs isch cho säge. Der lief, und wie wir auf ihn und den Doktor blangten, kann ich niemand sagen; o so ein Warten ist eine der erschrecklichsten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doktor; der ließ sagen: er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde, wir würden es wohl machen können, ohne ihn. Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der nächste war, sagen ließ: das sei nicht sein Haus, sie sollten jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchten. Der Knabe, der nur

wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb todt. In meiner Seelenangst wurde ich nicht einmal zornig, sondern dachte nur daran, den Doktor zu versichern, daß er bezahlt werden solle. Ich verließ Aenneli, das mir gar wehmüthig nachsah in seinen Schmerzen, fand den Doktor, sprach gut; und als er mir endlich glaubte, daß ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langsam und sagte alle Augenblicke: He, das wird öppe nit sövli pressire.

Ueber das, was jetzt kam, muß ich schweigen. Endlich sank Aenneli verblutet zurück; seine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefaßt, und seines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unaussprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch sagen, aber sie wurden nur zu seines Leibes letztem Hauche, auf dem seine reine Seele sich emporschwang, dahin wo die reinen Geister wohnen, und seinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erscheine, der gesagt hat: kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Versunken in Jammer und Elend stund ich zu seinen Häupten, glaubte nicht an sein Sterben, rief: Aenneli, Aenneli! Aber Aenneli anwortete nicht mehr. Aennelis Mund blieb stumm. Da sagte der Doktor: was witt doch? Das ist jetzt todt, es isch ihm wohl gange u dir o, u we d'r G'schicktisch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da isch alles ine angere iche verlyret gsy. Aber ih wott furt, wed mih jetzt zahle witt, su chast, ih will d'r ume e Dublone heusche, e n'Angere müßt sechs Neuthaler gäh. Ich weiß nicht, ob es Sitte ist, daß man die Schinder noch im Angesichte ihrer Henkerarbeit zahlt, ich wenigstens konnte es nicht; aber ich wurde nicht in Ruhe gelassen, bis ich das Versprechen mehr als einmal abgelegt, sobald ich zum Pfarrer gang, 's gah agäh, das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beschreiben, wie es mir zu Muthe war, daß ich Aenneli nicht mehr haben, daß ich wieder alleine auf Erden, daß ich wieder niemerem sein sollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft,

alle meine gehofften Freuden sanken mit Aenneli in's Grab; es war der Mittelpunkt von allem gewesen, es war hinausgerissen, mit ihm alles zerstört. Es war mir, als ob ein weiter, schwarzer, unergründlicher Abgrund sich vor mir öffne, in den ich mich durchaus stürzen müßte; es war mir, als locke und ziehe es mich aus diesem Leben hinein in den bodenlosen Todesschlund.

Ich erfuhr es da, wie der Mensch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es besser zu sagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebensache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptsache ist. Nun baut ein jeglicher Mensch sich ein Leben in die Zukunft hinaus auf luftigem Gerüste, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er ist. Und was ihm im Leben das Liebste ist, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieses Gerüstes, zum Mittelpunkte dieses Lebens: an das und um das reiht alles Andere sich. Wenn nun schon nach und nach, aber in rastlosem Fluge, ein Tag um den andern anders kömmt, als man ihn erwartet, so merkt man es entweder nicht, oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erst, wenn unsere Augen vor sich in Zukunft kein Leben mehr sehen können, sondern nur den Tod, wenn sie, um Leben zu sehen, rückwärts schauen müssen auf das Vergangene, erst dann sehen wir, daß unsere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir geträumt. Aber das ermattete Herz schickt sich hinein mit einem Seufzer, schließt die Augen und wirft sich, wieder hoffend, in die Arme dessen, der jenseits des Todes ewiges Leben giebt. Aber wie anders wird es einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unseres zukünftigen irdischen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zusammensinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unsern Augen bis dicht zu unsern Füßen verschlungen wird? Dann geht uns ein Leben unter und wir leben doch, aber unser Leben ist dann nichts Anderes, als das

Bewußtsein, daß unser eigentliches Leben dahin sei. Als schwarzer, schauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewußtsein zu betreten, unser ganzes Wesen sich empört. Wohl uns, wenn der Rest unserer Kraft noch so groß ist, die eigene Hand zu hemmen, die so gerne in solchen Augenblicken auch das Bewußtsein zerstört, und diesem Schlunde nur seinen Leichnam hinwirft. Wohl uns, wenn wir es vermögen. Der Schlund wird allmählig das Schauerliche verlieren, aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld, vielleicht wachsen auch auf diesem einige Blümlein, aber die alte Kraft, die dieses Feld bebaute, ist dahin, und die erste Frische und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröstet ihr guten Leute mit allem eurem geistlichen und leiblichen Troste, so lange ihr keine blühende, dem Gemüthe befreundete Zukunft heraufzaubern könnet, ist all euer Trösten eitel.

Wohl aber dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann!

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu sein; wenn ich mit einem fürchterlichen Husten beim Rönnle sein oder gar die Ryttere ziehen, im Fieberfrost in tiefem Schnee Holz führen, und in dünnen Zwilchhosen vom Bysluft mich durchziehen lassen mußte; hatte oft gedacht, wie schön es wäre, zu Hause zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um sich däselen zu können.

An meines Aennelis Leiche saß ich, hielt seine Hand, sah auf sein Auge, hoffend, es werde noch einmal sich öffnen; mein Herz siedete mir Ströme heißer Thränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Aenneli mögen hinaustragen lassen, im dunkeln Hause, in's dunkle Grab; aber nur nicht von Aenneli weg, nur nicht unter Menschen, die nicht mit mir um Aenneli weinten. Aber da mahnte

mich die Wittwe, ich müsse zum Tischmacher, zum Schulmeister, zum Pfarrer, da kamen Boten vom Meister, ich möchte doch heimkommen, da kamen g'wundrige Weiber, die wissen wollten, wie es zugegangen, wo jedes eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen sollen, jedes einen Trost, der mir fast das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man störte mich bei Aenneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Bysluft bei Fieberfrost gegen diese Marter?

Der Tischmacher fragte mich: wer ihn bezahle? Der Schulmeister meinte: es sei mir ein unehelich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Kapitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, niemand theilte ihn, ein Jeder vergrößerte ihn mit tölpischer Hand. O ich litt schwer, um so schwerer, da das tiefe Leid sich noch nicht auf meine starre Oberfläche herausringen, da verdünsten konnte, sondern in mir verschlossen wühlte und kochte. Ich litt schwer, aber noch schwerer ward mir, als zum ersten Gefühl des Verlurstes sich allmählig auch das Gefühl meiner Schuld gesellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Aenneli in düsterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgesehen, wie oft es sich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage meines Gewissens so recht deutlich vor mir stund: du hast Aenneli getödtet, da hätte ich sagen mögen: ihr Berge fallet über mich zusammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände brannte es mir im Herzen, und über mir hätten zusammengeschlagen die Fluthen der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen haften geblieben Aennelis scheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Trost, in ihm die Kraft, nicht dahin fahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Aenneli führte. Ich schwankte umher wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Aennelis Seite, meinen Kopf auf seinem Kissen. Als aber der Todtenbaum kam, Aenneli darein gelegt wurde,

der Deckel mir seinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verschlossen; da ward mir schwarz vor den Augen, und was der Schulmeister in seiner kurzen Leichenrede (es waren zu wenig Leute da, um sich zu einer langen die Mühe zu geben) sagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wußte ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden wieder stieß, als die Erde niederrasselte auf den wiederhallenden Deckel, als nun die Zwischenwand sich erhob zwischen der besseren Hälfte meiner selbst und mir, die Zwischenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag: da durchschauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben sich, schlugen über das Ufer und ergossen sich in Fluthen über mein Gesicht. Da erst begriffen die wenigen Menschen, die sich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, daß dasselbe mir so recht lieb gewesen; denn das Plären ist das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe mißt. Eine alte Frau meinte: er isch doch e brave Bursch und het Aenneli lieb g'ha, meh weder Mänge sy Frau; emel Myne pläreti nit halb e so, we ner mih scho hüt ungere thue müeßt. Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal ginge, dann für immer von Aenneli getrennt sein würde. Und doch mußte ich gehen. Ich mußte den Begleitenden noch einige Flaschen Wein zahlen, mußte dem Doktor seine Dublone bringen, dem Tischmacher seinen Lohn, mußte noch manchem dummen Fragenden Rede stehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungesehen und ungestört strömen lassen. Aber damit besserte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete viel besser thut, als eine Purgirig, und sollte sie selbst vom Seppli sein. Versunken war der Liebesgarten den Aennelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt und erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes, verschwunden war er mit seiner Schöpferin. Nachdem ich sattsam mich selbst angeklagt, da fing eine Stimme in mir an

zu fragen: Ist denn an dem allem niemand schuld als du? An Gott frevelte ich nicht, aber ich vermochte doch auch nicht zu denken: daß ohne seine Hand kein Haar von unserem Haupte falle, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müßten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich an den Menschen mich zu rächen suche.

Aber Menschen suchte ich auf, auf sie einen Theil dieser Schuld zu wälzen. Ich fand den Arzt zunächst, der nicht dem Rufe alsobald gefolgt war, der sich dann geberdet hatte wie ein Metzger, und nicht wie ein Arzt. Dann glaubte ich wieder den Bauer an allem schuld; hätte er mich nicht um meinen verdienten Lohn betrogen, so würden wir Eheleute und ich näher bei der Hand gewesen sein. Und wieder warf ich der Gemeinde die Schuld zu, die mich an meine Schuld nicht gemahnt, die da auf Kosten eines armen Kindes habe aufmachen lassen, was jedem gefallen. Und am Ende dachte ich noch an die Regierung, warum die so schlechte Aerzte nicht nur dulde, sondern sogar bestelle, die einen um Geld und Leben brächten, und warum sie die Gemeinden also es treiben ließe. Und eine unendliche Bitterkeit quoll in mir auf, und eine Rachsucht glühte in meinen Adern, die mir keine Ruhe ließ. Hatte ich den Arzt im Auge, so wollte ich ihm einmal alle Knochen entzwei schlagen und ihm mit seiner Zange auch abreißen an seinem Leibe, was lassen wollte. Dem Bauer, der nun wirklich Statthalter geworden, wollte ich öffentlich vorhalten, welch Duckenmäuser und Schelm er sei, ihm das Haus abbrennen, ihm Hanf und Flachs abmähen. Der Gemeinde wollte ich anthun was ich konnte, sann darüber nach, wie ich mich aufzuführen hätte, daß ich sie in viele Schande und Kosten brächte;

namentlich schien mir recht gut, wenn ich ihr eine Menge unehlicher Kinder aufladen würde, die sie dann zu erhalten hätte. Der Regierung wollte ich nicht gehorsam sein, aber ich sann umsonst über Streiche, die ich ihr spielen könnte; der wußte ich nicht recht beizukommen. Solche Gedanken brütend, strich ich umher des Nachts, und ohne daß ich daran dachte, führten mich alle Wege auf Aennelis Grab. Dort lag ich Stunden lang in Liebe und Zorn, und allgemein ging das Gerücht, es sei wieder ung'hürig auf dem Kirchhof, und niemand hätte ihn nach zehn Uhr betreten, auch nicht der Pfarrer.

Als Knecht war ich immer weniger werth. Nicht mein Dienst nahm nun meine Seele ein, sondern mein Schmerz und meine Rache; und das ist ein himmelweiter Unterschied, ob man bei etwas nur mit dem Leibe oder auch mit der Seele ist. Da liegt der Grund der Ueberzahl schlechter Arbeiter, der Welt voll Pfuscharbeit vom Niedrigsten bis zum Höchsten, von der vollwangigen Kühmagd bis zum ordentlichen Professor oder gar bis zum erblichen König; von einem Gartenbeet, einer Kochete Sauerkabis, einem Paar Schuhe bis zu einem Chuchbüchli (Lautirbüchlein), einem Polizeiministerium oder gar einer Zeitungsredaktion. Wären die Leute mehr mit ihrem Geiste bei der Arbeit, so wäre auch mehr Geist in der Arbeit, und mehr Leben, denn im Geiste ist das Leben. Freilich haben viele Menschen wenig Geist, nur aus überflüssigen Abschnitzeln Anderer besteht er, aber wenn sie noch den brauchten, den sie hätten, so wäre es besser, als gar keinen. Darum lehret von Jugend auf die Menschen mit ganzer Seele und von ganzem Gemüthe bei dem sein, was sie machen, dann kriegt ihr ganz andere Menschen: andere Wäscherweiber, andere Professoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungsredaktoren und andere Pädagöglein. Eine gute Pfeife Tabak biete ich dem, der hier den Vergleichungspunkt zwischen den verschiedenen Gliedern findet. Wohlverstanden, von Baumeistern, Forstmeistern und andern Meistern, die weder mit

dem Leibe noch mit der Seele bei ihrer Arbeit sind, rede ich gar nicht.

Ich vergaß mein Vorhaben unter den Händen, ließ manche Arbeit halb gemacht liegen, lief davon weg; sah nicht mehr, was zu machen war, sah kein Werkzeug mehr, das am Wetter lag, hörte nicht, wenn man mich rief; ich schien den ganzen Tag zu machen und machte doch nur halb so viel als sonst. Mein Meister hatte Geduld mit mir und Erbarmen, und wenn ich bei dem leisesten Vorwurf auffuhr, so schwieg er. Immer mehr brütete ich über meine Rache, sie wurde mir zum festen Vorsatze; immer wilder sah es aus in meinem Gemüthe, und immer zorniger sahen meine Augen auf alle Menschen.

Es ist merkwürdig, wie viel Unglück, wie viele Uebelthaten der liebe Gott verhütet. Die Menschen jammern über viele Unglücksfälle, über viele böse Thaten, sie wissen nicht, was sie thun; sie wissen nicht (sie würden erstaunen, wenn sie es wüßten), wie viele böse Folgen menschlicher Leichtsinn haben könnte, wenn Gott sie nicht verhütete. Wenn alle verleichtsinnigten Häuser abbrennen würden, die Sturmglocken würden nie schweigen. Strohhütten hätten wir bald keine mehr im Lande und der Statthalter X., der herumgeht oder herumliegt wie ein brüllender Löwe, der seine Besoldung zieht, den Eid geschworen hat, und doch mit Aufruhr droht, wenn das Gesetz über die Dachungen auch auf seine Verwandten soll ausgedehnt werden, würde die Pfeife einziehen. Wenn sie wüßten, wie viele Vorsätze keimen in der Menschenbrust, die nie zur That werden, wie viele böse Anschläge böser Menschen gegen Leben und Eigenthum ihrer Brüder nie zur Ausführung kommen, weil der sie verhütet, der nie schläft, sie würden des Morgens inbrünstiger beten und mehr Vertrauen zu dem lieben Vater im Himmel haben.

Diese Wahrheit gibt sich mir kund, wenn ich nachdenke, wie viele böse Vorsätze ich in jener traurigen Zeit faßte, sie aber nie zur Ausführung bringen konnte. Wenn ich dem Dok-

tor auflauerte, Wuth und Rache voll, und ihn nicht geschont hätte, so kam er nicht des Weges, oder jemand anders war bei ihm; und wenn ich ein andermal ihm begegnete, so schickte es sich mir nicht, oder meine Seele hatte in diesem Augenblicke nicht die gehörige Spannung, die That zu vollbringen.

Wenn ich dem Bauer zu schaden ging, so wurde ich entweder nicht einig in mir, auf welche Weise es geschehen solle, oder ich sah Licht im Hause, oder ich wollte warten das Haus abzubrennen, bis es mit Früchten angefüllt sei, den Flachs schöner werden lassen, um die Kränkung zu verstärken; so war immer etwas, das mir im Wege stund, gerade wie man von Gespenstern faselt, die Reitern, welche ihrem Unglück entgegenreiten, mitten auf den Weg sich stellen und sie nicht durchlassen. Und wenn ich ausging, die Gemeinde zu kränken, wenn ich Mädchen verführen, unschuldige Kinder in die Welt bringen wollte, damit sie als Plagegeister, verwünscht von der Geburt an, der Gemeinde auf dem Halse lägen, wenn ich damit das furchtbarste Verbrechen begehen wollte, das der Mensch gegen den Menschen vollbringen kann; so trug mein Fuß mich nie zu einer Gadenthüre, auf Aennelis Grab fand ich mich wieder, von dort trieben die Geister des Morgens mich nach Hause. Auch in's Wirthshaus ging ich, um da Bekanntschaft zu machen, und am Tage anzubahnen oder zu vollbringen, was ich des Nachts nicht vermochte. Aber wie viele der Mädchen auch waren, wie lockend sie nach mir hinsahen, wie nahe sie an mir vorbeistrichen, wie holdselig sie mir untere guckten und liebliche Reden führten mit zärtlichen Augen in deutlicher Manier, wie anzüglich ich ihnen auch antworten wollte: es war etwas im Halse, das mir die Stimme brach und die Worte verhauchte. Und wenn ich schon nach ihnen die Hand ausstrecken wollte, zwischen mir und ihnen war etwas, durch das ich nicht kommen konnte; und dann fing es mir an zu grauen, von den Mädchen floh ich weg, floh, wenn die Wehmuth Meister wurde, weit weg, wo Menschen mich nicht störten. Wallte aber die

Bitterkeit oben auf, dann konnte ich die Menschen nicht verlassen, denen ich Böses mit Bösem vergelten wollte. Hinter eine Flasche Wein pflanzte ich mich und sah mit giftigen Augen in's Menschengewühl, sehnte mich nach einer Gelegenheit den innern Groll loszulassen von seinen Fesseln, Lärm und Unglück anzustellen, Köpfe zu zerschlagen. Wo mir dann nur ein uneben Wort fiel, mich Einer nur ansah, daß es mir nicht gefiel, da hatte ich Streit und Kampf. Weil ich nun keine Kameradschaft hatte, hingegen nach und nach viel Feindschaft, so stund ich gewöhnlich einzig, und wenn ich auch nur mit Einem anfing, so hatte der gleich Viele, die ihm halfen. So gab es richtig eine Schlägerei, besonders wenn ein gewisser Landjäger da war, der solche an allen Orten einzurichten wußte, um klagen, Buße ziehen zu können. Sobald Schläge fielen, war's mir weit um's Herz und wohl, geprügelt wurde ich allemal tüchtig, blutete, wurde aber doch nie besiegt, räumte oft in der ganzen Stube auf. Als bekannter Händelmacher hatten mich die Landjäger nicht besonders auf der Mugge, ich wurde daher von ihnen nie so verklagt, daß ich entfernt worden wäre; und weil ich meist gegen einen ganzen Haufen stritt, so schämten sich meine Gegner, mich zu verklagen; und wenn sie auch klagten, so hatte ich mehr Wunden aufzuweisen, als ein Einzelner von ihnen, erschien somit als die unterliegende Partei und kam meist vor dem Richter fast ungeschlagen durch, schlief aber nie wohler, als mit einem halben Dutzend Löcher im Kopfe, wie ein Vollblütiger nach einem Aderlasse.

Mein Meister hatte zum Theil Freude daran, einen so starken Knecht zu haben, aber doch Erfahrung genug zu wissen, daß das nicht immer so ablaufen werde. Er warnte mich öfters; doch umsonst. Er reisete Mareili, als es einmal z'Dorf kam, hinter mich, und Mareili war so theilnehmend und freundlich! wäre ich bei ihnen gewesen, es hätte mich geheilt; allein trotz mehreren Anerbieten, trotz dem, daß es mich hinzog, zog doch der Trotz vor, und ich ging nicht. Es war als fürchtete

ich ordentlich, aus meinem heillosen Zustande gezogen zu werden, als wären Haß, Bitterkeit, Gram, Rache, Zorn lauter wohlthätige Gefühle, ein wahres Seelenglück. Wenn sie auch abnehmen wollten, so steifte ich sie auf's neu wieder.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Rache und ihre Folgen.

An einem Schnittersonntag war es, als ich wieder auf solche Weise hinter meiner Flasche saß, heiß von Wein und Wuth. Durch die Nebenthüre sah ich die Tanzenden und unter ihnen auch meines alten Meisters, des Statthalters, Töchter, wie sie gar schön aufgeputzt daher rauschten, und wenn sie keine vornehmen Tänzer fanden, auch mit andern vorlieb nahmen. Männer hätten sie wohl schon haben können, allein die Einen waren ihnen nicht reich oder vornehm genug, und den Andern wollte der Statthalter zu wenig Ehesteuer geben, so daß sie des Handels nicht einig wurden. Natürlich richtete sich mein Groll nun auf einen bestimmten Gegenstand, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, bis ihre Tänzer sie zum Weine brachten, um erst mit den Töchtern einen Wortwechsel anzufangen, und dann mit ihren Burschen eine Prügelte. Sobald sie da waren, fing ich an zu fragen: wie manchem Knecht ihr Alter seither den Lohn abgeläugnet hätte. So Einer gehörte an einen andern Ort, als in's Chor, und verdiente nicht einen Mantel, sondern eine apartige Kutte; es sei aber auch eine Regierung, zu welcher ein solcher Statthalter sich gar wohl schicke. Dann frug ich, wie man jetzt das Fleisch bei ihnen koche, und auf den Tisch gebe, und ich wolle wetten, wenn einist ihre Mutter gestorben sei, so werde es ung'hürig im Hause; die müsse alle Nächte wieder kommen, um Fleisch zu kochen und anzurichten. Sie sollten machen, daß sie vorher

Männer kriegten, ehe ihre Mutter stürbe, man habe sich vor ihr bei lebendigem Leibe gefürchtet, wenn sie dann gar ein G'spenst sei, so komme kein Kilter mehr, nicht einmal solche Mooskälber, wie da zwei neben ihnen säßen. Die Töchter hatten mir lange die Stange gehalten, die ganze Stube uns zugehört, und das Feuer immer frisch angeblasen, ihre Begleiter auch darein geredet und gedroht; waren aber doch hübsch sitzen geblieben. Auf das Letzte hin fing eine der Töchter zu weinen an, die Leute lachten laut auf, und die Bursche konnten nichts machen, als die gesuchten Händel anfangen. Ich schlug sie tüchtig ab, wobei des Statthalters Töchter auch noch einige blaue Mosen bekamen, prügelte noch manch Andern dazu, erhielt auch meine Wackern wieder, sang im Heimgehen ein lustig Lied, wie seit langem nie, und schlief so fest und wohl, daß der Meister mich wecken mußte. Bald nach ihm erschien ein Landjäger und beschied mich nach dem Schlosse. Ich frug, welchen Tag ich erscheinen solle, glaubend, es gehe wie andere Male; aber der Landjäger verdeutete mir, ich hätte gleich mit ihm zu kommen. Das verwunderte mich gar sehr, war doch die Prügelte nicht halb so arg gewesen, wie manch früher Mal. Ich wußte damals noch nicht, daß alle Vergehen wegen irgend etwas, das zur Regierung gehörte, nicht nur doppelt und dreifach, sondern auch von Amtswegen ohne bestimmte Kläger gezüchtigt würden; ich wußte nicht, daß zu diesen Menschen, für die das Gesetz von Rechtswegen, während es für Andere nur aus Gnaden da war, nicht nur der Statthalter, sondern auch seine Töchter, und nicht nur diese, sondern auch ihre Kilter gehörten; ich wußte nicht, daß es an den Hals ging, wenn man solche Begünstigte nur mit einem Finger berührte, und man den Rücken darhalten müsse, wenn man Einem vonihnen nur in seinen Schatten trappe. Aber sobald ich in die Audienzstube trat, sah ich, daß da ander Wetter sei, als sonst. Wie gewohnt saß die Frau Landvögtin mit der Lismete da; aber diesmal lismete sie nicht, sondern hörte mit angestrengter Aufmerksamkeit zu. Der Herr fuhr mich zornig an, kam aber

im Reden gar nicht fort, man konnte nicht verstehen, was er meinte. Endlich winkte die Frau dem Landjäger, der führte mich in die Wartstube, bis wieder geklingelt wurde. Der Herr hatte sich gefaßt, und fing ein zwar langsames, aber verständliches Verhör an. Die Prügelte war nur die Nebensache, meine Reden die Hauptsache.

Ich sollte Rede stehen: was ich gestern über die Regierung gesagt habe; über die Scheltungen, die ich gegen den Statthalter ausgestoßen. Ich wollte nun erzählen, wie der Statthalter mich behandelt, um meine Reden zu erläutern gegen denselben. Aber die Frau winkte mit dem Finger, und ich wurde abgeführt, bis es klingelte. Nun legte der Herr mir bestimmte Fragen vor: ob ich nicht gesagt, die Regierung bestehe aus lauter schlechten Leuten, sie verdienten Alle apartige Kutten zu tragen u. s. w. Als ich einige beantwortet hatte, aber nicht wie man wollte, so winkte sie abermals, aus meinen Worten zog die Frau neue Fragen, und diktirte sie dem Herrn; so bis die Köchin kam und sagte: d's Herr Landvogts chönni cho esse, d'Suppe syg uf em Tisch. Ich wurde in's Gefängniß geführt, mit dem Bedeuten: daß ich Nachmittags besser die Wahrheit sagen solle; erhielt aber doch ordentlich zu essen. Nachmittags die gleiche Geschichte. Neue Beschuldigungen kamen zum Vorschein, allgemeine, und gegen den Statthalter insbesondere. Lange dauerte diesmal das Verhör, ohne Unterbrechung. Während dem Essen hatte die gestrenge Frau Zeit gehabt, den Herrn Gemahl gehörig zu instruiren. Endlich wurde zwischen den zwei Ehehälften und dem Schreiber eine lange Unterhaltung gepflogen, deren Resultat war, daß man mir ankündigte: man werde am Morgen Zeugen gegen mich aufführen und abhören, und wenn ich dann nicht eingestehen wolle meine Lästerungen gegen die gnädigen Herren und ihre getreuen Beamteten, so habe man Haselstöcke genug im Schloß, um mir das Maul aufzuthun; das sei schlecht von mir, von der Regierung, welcher ich so viele Wohlthaten zu ver-

danken hätte, so zu reden, und ihr nicht einmal Treu und Wahrheit zu leisten, wie es in der heiligen Schrift geboten sei. Worin die erhaltenen Wohlthaten, die man mir vorhielt, bestanden, sagte man mir nicht, und ich hatte nicht Zeit, darnach zu fragen; der Landjäger, der wahrscheinlich durstig wär, pressirte, mich abzuführen. Hätte ich fragen können, so hätte ich wahrscheinlich vernommen, ich sei ein unverschante Kerli, und man werde mir das Räsoniren schon vertreiben.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie eine gewisse Klasse Berner sich das Wort „Wohlthaten" angewöhnt hat, und es sich noch jetzt nicht abgewöhnen kann, und es jetzt besonders im Zunftwesen gebraucht: aus den Zunftgütern für sich braucht so viel sie will, von Rechtswegen, und was sie Andern zukommen läßt, Wohlthat heißt. Nichts Lächerlicheres giebt es aber, als wenn ein ehrlicher Zopfbürger, den man in der Stadt zu etwas gemacht, die Sprache führt, wie ein Landesfürst oder ein Erzengel.

Des andern Morgens sah ich eine Menge Leute nach dem Schlosse kommen: des Statthalters Töchter, ihre Kilter, der Wirth, Geprügelte und Ungeprügelte durcheinander; und als ich endlich in die Audienzstube geführt wurde, fand ich dieselbe halb voll sogenannter Zeugen aller Art, die Frau Landvögtin aber nicht darin. In der Nebenstube hinter der Thüre saß sie und lismete, und dort hin ging der Herr zuweilen, Athem oder Rath zu schöpfen, ich weiß nicht welches. Diese Zwischenthüre soll noch heut zu Tage sehr kommod sein. Der Herr begann nun sein Verhör, ohne irgend jemand abtreten zu lassen, und billigermaßen mit den Töchtern, die zu hinterst am Schwanze der Familien hingen, deren Landgut das ganze Land war. Es handelte sich von meinen Verbrechen gegen die Regierung und ihre Beamtete, und da sollten nun Alle als Zeugen aufgeführt werden, die anwesend gewesen. Die erste Tochter wurde gefragt: was ich denn gegen die gnädigen Herren gesprochen. Sie antwortete: ich hätte ihr viel wüste Sachen

vorgehalten, und am Ende sie noch gar geschlagen, sie hätte noch jetzt große Mosen, und wolle sie dem Junker Landvogt gerne zeigen, er könne daran sehen, was ich für Einer sei. Der gute Herr kam in Verlegenheit, seine Frau hinter der Thüre verstund nicht Spaß; da ihm aber in der Verlegenheit das Reden schwer war, so gelang es ihm fast gar nicht, nicht sehen zu müssen, was er nicht sehen sollte, und durchaus nicht, das Mädchen von seinen Mosen auf das andere Kapitel zu bringen. Die andere Tochter merkte, daß das nicht recht sei, wußte aber auch das Rechte nicht zu fassen, sondern meinte: ich hätte gesagt, ihr Vater hätte mich um den Lohn betrogen, und die Regierung verdiene einen solchen Schelmen, ihre Mutter sei eine Hexe und werde einist ein Gespenst, weil sie niemerem Fleisch gönni; aber das wisse doch die Frau Junker Landvögtin wohl, daß das nicht wahr sei, und auch der Schreiber könne es sagen, daß sie andern Leuten etwas gönnten, sie hätte ihm erst gestern so gute Nidle gebracht, die er so gerne schlecke.

Da hustete es sehr laut in der Nebenstube, und ich vernahm, daß die Junker Landvögtin ihrem Herrn, der nicht ganz leicht hörte, sagte: das chunt nüt nutz, du mußt Eis nahm Andere näh! Das geschah nun, aber das Verhör ging verzweifelt lang, wurde unterbrochen durch die Köchin und fortgesetzt, ohne daß der Herr auf dem Ohr gewesen wäre. Am Abend endlich ging der letzte Zeuge fort, ich wurde hineingerufen. Der Herr Landvogt wollte mir nun das Verhör ablesen, und das meinige beginnen; allein der Schreiber bemerkte: es sei dazu doch wohl zu spät, man solle mir nur zu bedenken geben, daß ich morgen bei jeder Frage, die ich nicht bejahe, Prügel erhalten würde, denn alles sei bewiesen. Das sollte also ein noch weit bequemeres Verhör geben, als das jenes Junkers, dem sein Schreiber (nicht die Frau) ein Verhör aufgesetzt, mit der Bemerkung unter jeder Frage: antwortet Delinquent das, so wird so gefragt, antwortet er aber so, das.

Der Junker las nun ohne Unterbrechung die ganze Geschichte, Frage und Antwort, dem armen Sünder ab, und wollte sie von ihm bestätigt wissen; dieser weigerte sich; da sagte der gestrenge Tropf: da g'seht d'r, Herr Amtschryber, wie das Eine isch; Landjäger! thu m'r dä Säubub hintere.

In meinem Gefängnisse überlegte ich das Verhör und die Prügel; was ich nicht gesagt, wollte ich nicht eingestehen, Prügel wollte ich auch nicht. Ich merkte wohl, daß der Statthalter, der Fuchs, meiner gern los sein wollte; und daß er mich, um dieses desto leichter zu bewerkstelligen, als einen unzufriedenen, aufrührerischen Kopf recht schwarz angemalt hatte, und daß eine solche Geschichte für den Junker Landvogt ein seltenes Herrenfressen sei, an dem er sich selbst erlaben und höhern Orts, mit Hülfe seiner Frau, wichtig und berühmt machen wolle. Ich gedachte, es sei schon Mancher aus seinem Gefängniß entronnen, brauchte List und Kraft, und obgleich kein Maurer von Profession, befand ich mich doch in wenig Stunden im Freien und lachte über die langen Nasen, die man morgen im Schlosse haben werde.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. Mein Aufenthalt in französischen Diensten.

Nur daran hatte ich gedacht, den Prügeln zu entkommen, einen weiteren Plan nicht entworfen. So viel war mir klar, daß man mich zuerst bei meinem Meister suchen, diesen zur Rede stellen werde: wo ich sei und wohin ich mich gewendet. Ich schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, ohne zu bedenken, wohin er führe. Es ward Tag, ich mäßigte meinen Schritt, zog meine Gedanken ab von meiner Schadenfreude:

wie sie luegen würden, wenn sie das Nest leer fänden, und begann mich umzusehen, wohin mein Weg mich bringen und was ich vorzunehmen hätte. Da trat aus einem Wirthshause am Wege ein Mann heraus, gesellte sich zu mir und betrachtete mich von oben bis unten.

Das kam mir verdächtig vor, zudem hatte er etwas in Postur und Kleidung, das einem verkleideten Landjäger ähnelte. Auf seine üblichen Fragen, woher und wohin, gab ich daher ausweichenden Bescheid oder gar keinen, denn im Ersinnen von Lügen war ich nicht bewandert. Der Mann, welcher in der Welt herumgekommen, merkte bald, daß bei mir etwas nicht richtig seie, daß ich etwas zu verhehlen hatte, was aber doch nicht gar zu arg sein müsse, da ich am hellen Tage auf der Landstraße mich zeigte. Gerade diese Gemüthsstimmung war ihm die rechte, um meines Körpers sich zu bemächtigen, den er immer sehr wohlgefällig betrachtete.

Er gab sich als Werber in französischen Diensten zu erkennen, erzählte von dem Wohlsein der Soldaten, und wie sie in Paris ein lustiges Leben hätten, und wie man dort von dummen Bauern nicht mehr geplagt werde um einen elenden Lohn. Da könne man leben wie ein Herr, sein Glück machen, ja Oberst werden; sie hätten Einen bei ihrem Regimente, der sei auch nur als gemeiner Soldat eingetreten, und jetzt sei er Oberst und habe einen Schnauz, den er unter dem Kinn knüpfen könne. Ich fing an zu horchen, es öffnete sich da eine Aussicht, an die ich gar nicht gedacht. So mit einem Schnauz und einem großen Dreizink zurückkehren und dann in einem andern Ton mit den Leuten sprechen zu können, das schien mir gar zu prächtig. Ich frug nach Mehrerem, zeigte immer mehr Interesse; der Werber merkte, daß ich angebissen, und wie ein guter Angler zog er nicht plötzlich an, sondern so nach und nach, daß ich nicht weiß, wer eigentlich mit klaren Worten zuerst hervorrückte.

Er sagte mir nun, wir gingen jetzt gerade auf Bern in's Werbbureau, dort werde meine Kapitulation ausgefertigt und das Handgeld mir ausbezahlt werden. Das hatte ich gar nicht gedacht, sondern geglaubt, wir beide marschirten jetzt fußwarm nach Frankreich hin. Ich trug ihm meine Geschichte vor und meinte, gar nicht nach Bern gehen zu dürfen, weil mein Landvogt mich der Polizei übergeben, und diese mich in Bern am geschwindesten finden werde, da dort so viele Landjäger sein sollen als Abweissteine. Lieber, erklärte ich, als daß ich nach Bern gehe, gebe ich den Handel mit ihm auf, er solle seiner Wege gehen, und ich wolle schon einen Ort finden, wo der Landvogt nicht hin schmöcke.

Da sagte er lachend, ich sei auch so ein dummer Bauernkerl, der gar nicht wisse, wie es in der Welt zugehe. Ein Landvogt sei ein Herrgott in seinem Amte, da könne er regieren und kujoniren, so viel die Bauern erleiden möchten, aber in Bern, da habe er gar nichts zu befehlen, da sei ein Schreiber und ein Lieutenant in der Stadt mehr als ein Landvogt auf dem Lande; und wenn Einer von ihnen in die Stadt komme, der auf seinem Nest Keinem für einen Gruß danke, so ziehe er den Hut ab und bücke sich vor jedem Sekretär und thue mit eines jeden Rathsherrn Jean wie ein alter Bekannter. So bald wir nach Bern kämen wollten wir zu seinem Lieutenant, dessen Vater sei Seckelmeister, und wenn der Landvogt nur ein Wort sage, so kriege er einen tüchtigen Abputzer für die ganze dumme Geschichte. Es komme da immer darauf an, wer den ersten Bericht mache und wer einer Sache sich annehme. Ueberhaupt sei man ein ganz anderer Mensch, wenn man in Städten wohne, statt auf dem Lande. Man fühle das auch gleich, und man sei kaum ein Jahr in einer Stadt, sei man nun wer man wolle, Junker oder Burger, Schreiber oder Pfarrer, Stallknecht oder Stubenmagd, Laufbub oder Kirchenrath, so begreife man erst recht, wer man eigentlich sei, und müsse alle Andern für nicht viel besser als Esel, Kälber

und Kühe ansehen, man möge wollen oder nicht. Das kam mir damals unbegreiflich vor; ich hatte aber bald Gelegenheit die Wahrheit eines Theils dieser Behauptung zu erfahren; und die Wahrheit des letzten Theils: daß, wer in die Stadt ziehe, in Jahresfrist seine frühern Kameraden mit ganz andern Augen ansehe und ein ganz Anderer sei, und daß, wenn man von ihm wolle angesehen werden, man eine ganz besondere Ehrerbietung an den Tag legen müsse, und daß, wer dieses nicht thue, mit entfernender Kälte behandelt oder als böser Kopf, ehedem als Liberaler, jetzt als Aristokrat, oder von dem Einen so, dem Andern anders, kurz, als ein dummer Mensch, der weder fassen noch urtheilen könne, vermolestirt und abgefertigt werde, wer hat ehedem und dermalen dies nicht erfahren? Indessen ging es gerade so, wie mein Werber gesagt hatte. Der Herr Lieutenant nahm mich in Gnaden an, hatte unbändige Freude an dem Prachtkerl, versprach vollkommenen Schutz und lachte über den Landvogt nicht wenig. Ich hatte damals meine sehr große Freude daran, daß so ein französischer Lieutenant in Bern mehr zu bedeuten habe, als ein Landvogt; ich wußte damals auch noch nicht, daß es noch darauf ankomme, von welcher Familie der Lieutenant oder der Landvogt sei, oder wer mehr Freunde oder Verwandte im Rath hatte.

Nun war ich also schweizerischer Soldat in Diensten der französischen Majestät. Es kann nicht meine Absicht sein, alles zu erzählen, was mir während meiner langen Dienstzeit begegnet ist. Ich merke bereits, daß es mir gegangen ist, wie es ungelehrten Leuten gewöhnlich geschieht, je seltener sie zum Dampen Zeit haben, desto weniger können sie aufhören, wenn sie einmal sich warm geschwatzt. Wenn ich alle meine Erfahrungen erzählen wollte, so gäbe es ein dickes Buch, wie die Bibel, und da würde es diesem Buche auch gehen wie der Bibel, selten jemand würde es lesen; und doch schreibe ich es gerade deswegen, daß die Leute es lesen möchten, denn es soll ein Spiegel für Viele

sein. Meine Absicht ist, aufzuschreiben, was im Vaterlande mir begegnete, damit dabei etwas lernen könne, wer dieses liest. Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wissen sollte, und was zur Erklärung meines endlichen Schicksals durchaus nothwendig ist.

Eine neue Zeit sollte nun wieder in Frankreich beginnen, und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergessenheit übergeben, ausgekratzt werden die Züge, welche sie der Erde und den Menschen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgeten flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergessen hatten. Von den alten, im Feuer und Wasser Erprobten behielt man nur so viele bei, als nothwendig waren, die Maschine gehen zu machen, oder die, welche sich zu stellen vermochten, als hätten sie sich bis dahin verstellt und wären eigentlich immer gewesen Leute von sogenannter guter Gesinnung, also gutgesinnte Leute, das heißt Leute, welche von Grund ihres Herzens überzeugt seien: es gebe zweierlei Menschen, die Einen mit Spornen an den Füßen geboren, die Andern mit Sätteln auf den Rücken, die Einen vom Schöpfer zum Reiten, und die Andern um geritten zu werden ausstaffirt. Und wie es jetzt in allen Aemtern geschah, also geschah es auch in den Schweizerregimentern. Die alten Helden von der Beresina und die wackern Helden auf dem Marsfelde wurden, wenn die Gnade groß war, in Linienregimenter gesteckt; sehr Viele aber, besonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht schweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe gesetzt; und, wie Mäuse aus ihren Löchern, so krochen und hüpften, nachdem der Pulverdampf sich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchstens einmal einen Feuerteufel gerochen oder auf dem väterlichen Misthaufen einen Spatz geschossen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. O das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment zusammengesetzt aus den Männern der Kaiserzeit und den Leutchen der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie sie vor der Fronte stunden die gebräunten Männer mit dem

sichern Blick, dem eisernen Tritt, verschwistert Säbel und Arm, das Bewußtsein der Beresina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Gesichter mit den dummen hochmüthigen Augen, das Kinn hinaufgeschraubt zu höchst möglicher Keckheit, mit dem stolpernden Hahnenschritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der schrillenden Stimme und dem suchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts sah — wer erinnert sich nicht dieses Anblicks? Und wie sich die Leute Augen machten, wie die Einen glühten im kaiserlichen Zorn und tiefer Verachtung, und wie die Andern starrten in aristokratischem Hohn und Uebermuth, und wie diese so oft vornehm auf die Seite und Manches mit hoher Nase übersahen, was nicht nur den Säbel, sondern auch das Herz in Verlegenheit gesetzt hätte, wer erinnert sich nicht noch dessen? Aber es ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen.

Von oben herab wehte scharf der Wind, und immer schärfer gegen jede kaiserliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer seltener vor der Fronte; und an einem schönen Morgen sah man Marschälle und Obersten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen eben so oft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, gesenkten Hauptes, schleppenden Schrittes durch die Straßen ziehen; da senkte sich manches andere Haupt, und dem Auge entquoll eine Thräne schmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten sahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere; ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Obersten-Zeichen verschwunden; sie mußten sich von Menschen befehlen lassen, die weniger wußten, als sie, mußten sich oft der Unkunde ihrer Offiziere wegen von ihren Kameraden auslachen lassen. Sie mußten sich nun auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten, verbunden mit junkerlicher Kühle und Schroffheit, gefallen lassen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode gesellt ist, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen ist, wo im Gewühle

der Schlacht der Schuß eines Kujonirten unbemerkt tödten, der Schluck aus einer Feldflasche retten kann, da schließt unwillkürlich der Offizier dem Soldaten sich an, und bei aller Disciplin bildet sich ein kameradschaftliches Leben; aus einem Kessel ißt man, an einem Feuer liegt man. Von diesem Leben wußten aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch frisch gewichst aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garnisonsdienst, wo das Leben so scharf sich trennt, kein Lieb und Leid zu theilen ist, fast unwillkürlich Soldaten und ihre Obern, und dem besten Offizier wird es ordentlich schwer, sich im rechten Verhältnisse zu bewahren. Und wenn so ein aufgeschraubter, frisch gewichster Lieutenant oder Hauptmann einen ansah, so kam einem unwillkürlich ein foutue bête zwischen die Zähne. Dies that besonders den alten Unteroffizieren weh, und ihnen geschah am meisten, daß sie zuweilen gegen solche Puppen den schuldigen Respekt vergaßen, obschon sie eingewohnt waren in die eiserne kaiserliche Disciplin. Es waren meist nur kleine Verstöße, im Unmuthe entfahren, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatten.

Nach und nach verschwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziere, und die, welche blieben, fügten sich in die neuen Menschen, wurden schmiegsam, warteten auf und rapportirten so viel sie konnten und entluden einen großen Theil der Herrlein aller fernern Sorge um ihre Leute, damit sie Zeit übrig behielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten sie ihre Wunden.

So etwas wirkte natürlich nicht am besten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsehre im Leibe hatten, sondern nur den Kamaschendienst vor sich; auf alle Fälle verlor sich Scham und Scheu vor etwas, dessen man sich im Vaterlande auf das höchste schämt. Aber etwas Anderes wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringschätzung der Offiziere gegen unsern

Gottesdienst. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienst sie eigentlich nichts angingen, sondern nur für uns da seien, damit wir sogenannte Habersackpredigten zu hören bekämen und im Gehorsam gehalten werden könnten. Von ihnen kam nur, wer mußte, während wir hineingetrieben wurden; wer von ihnen kam, schlief oder hörte sonst nichts oder that nichts als aufpassen, wer sich etwa rege, warf sich in die nachlässigste Stellung, je nach der persönlichen Eigenthümlichkeit; und am Ende äußerte er sich vielleicht noch: das wäre aber eine Predigt gewesen, welche keine Sau gefressen hätte. Was mußten da wohl für Gedanken und Gefühle bei uns erwachen? Wenigstens keine religiösen.

Wenn wir dann Spaliere bildeten bei königlichen Prozessionen oder die Begleitung bei königlichen Messen, da sahen wir unsere Offiziere alle, sahen sie in größter Aufmerksamkeit, ja Andacht, sahen sie der größten Ehrerbietung sich befleißen, sahen sie also ganz anders in fremdem Gottesdienst, als im eigenen. Was meint man wohl, was wirkte das, und dazu auf Menschen, die mehr oder minder roh waren und daher in keiner Meinung, in keinem Glauben selbstständig, ohne inneres Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit, die so gerne alle Schranken durchbricht? So wurden wir unwillkürlich der Herrschaft unsers großen Herrgottes entzogen, aber dem frugen unsere kleinen Herrlein wenig nach. Vielleicht sahen Einige es gar nicht einmal ungerne; theilt doch so ein kleines restaurirtes Menschlein seine erhaltene Macht nicht gerne mit jemand, am wenigsten mit dem großen Gott, könnte ihm da ja gar nichts übrig bleiben! Und doch fühlten sie nicht Kraft genug in ihren wattirten Herzen und den selbstgemachten Gesetzen, uns ohne Gott in Reih' und Glied zu behalten. Daß unser einer auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter schon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht, warum sollte es gerade jetzt den dummen Enkeln beifallen? Was aus uns würde, was wir heim brächten in's Vaterland, haben das die je be-

dacht, welche Schweizerblut verkauften, Sold für die eigene verfallene Haushaltung, Brod für die verwahrlosten Söhne suchten? Gerade dieses Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und obrigkeitlicher Garantie brach den ächten Schweizersinn; da wurden die Freien dressirt, bis sie Knechte wurden, bis sie schmeicheln, Stellen nachjagen konnten, da wurden sie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laster, die Einen reich die Andern desto ärmer. Aus den stehenden Heeren trug sich allmählig die Ordnung über in alle Verhältnisse des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul aufthat, kriegte Stockschläge, wie der Soldat in Reih' und Glied, der räsonirte.

Und in den reformirten Kantonen wirkte es aus oben angeführten Gründen noch viel schädlicher, als in den katholischen.

Ich bin weit entfernt zu tadeln, daß die Schweizer, wenn sie keine eigenen Kriege hatten, sich schlugen in den Kriegen Anderer; lag es doch einerseits in den Sitten der Zeit, und haben die Schweizer ein eigenes kampflustiges Gemüth und eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, sondern auch das Schwert paßt. Aber das verdamme ich, daß das angewohnte Reislaufen, welches die Obrigkeit, wenn es am gefährlichsten war, nie zu hemmen vermochte (höchstens die kleinen Diebe hängte sie, die großen ließ sie immer laufen), gedreht und förmlich organisirt wurde, daß es ward ein Brodkorb gewisser Familien, eine Pflanzschule von Herren und Knechten, ein Grab vaterländischer Tugend, ein fruchtbarer Schoos fremder Laster, eine Werkstätte ruchloser Gemüther, die nichts Heiliges mehr kannten. Das verdamme ich, daß an diesen organisirten fremden Dienst das Pensionswesen sich knüpfte, das unter verschiedenen Gestalten fortdauerte bis auf die neueste Zeit; daß um eine Lieutenants- oder Hauptmannsstelle beeidigte Väter des Landes in den vaterländischen Rathssäälen ihre Stimmen und des Vaterlandes Söhne verkauften. Ist dies nicht, so ist fremder Kriegsdienst den Schweizern heilsam, sie

müssen auswandern, haben im engen Lande nicht Platz, und für böses Blut ist Kriegsdienst die kräftigste Badekur. So hatten wir beim Regiment nichts Anderes, als das Vorspiel des aristokratischen Lebens zu Hause. Von den Herren selbst hatten wir direkt wenig zu leiden, die meisten bekümmerten sich nicht um uns, einige sogenannte Regimentsbüffel (man nannte sie so, weil die meisten derselben kurze Hälse hatten) ausgenommen. Die schnurrten jeden an, um sich wichtig zu machen. Um die Offiziere aber stunden in dreifacher Kette die Reihe der Unteroffiziere und Instruktoren als Brillen und Eselsbrücken.

Um die her in weiterm Kreise ihre Günstlinge, Nachwuchs in ihre Reihen, dann die tributpflichtige, zu hudelnde Menge der Unbedeutenden, auf die man nicht viel Rücksicht nahm, die aber viel Rücksicht zu nehmen hatten. Aus ihr tauchte hie und da Einer auf, der sich nicht alles wollte gefallen lassen, der räsonirte, klagte u. s. w. Aber es war gewöhnlich nur hie und da Einer (das Zusammentreten Mehrerer wäre als Aufruhr angesehen worden), von seinen Kameraden wurde er, wenn es auffällig zum Reden kam, nicht unterstützt, er erhielt seine Nüsse vor den Kopf, richtete nichts aus, wurde auf die Mugge genommen, bis er zahm war oder sich entfernte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde.

In ein solches Regiment trat ich ein. O so ein Rekrut ist ein armselig Ding! So lange man auf dem Wege zum Depot ist, geht es, wenn man etwas Geld hat und sich nicht mit der magern Kost, bei welcher zu Gunsten der Obern der Brodkorb hoch gehängt ist, begnügen muß. Sobald man aber unter die Hände der Instruktoren fällt, geht der Tanz an. Alle

möglichen Ehrentitel, unter denen Bauernlümmel der reputirlichste ist, muß man hören vom Morgen bis an den Abend; und wer vorher nicht exerziren konnte, der wird herumgestoßen, das Gewehr ihm in den Armen herumgerissen, daß er ringer seine zwanzig auf den H...... nehmen würde. Ist er mit dem Exerziren fertig, so fallen die über ihn her, welche früher als er da waren und einen Theil der Schule durchgemacht haben: wer nur eine Woche früher eingerückt ist, glaubt schon das Recht zu haben, auf den Ankömmling mit Stolz herabzusehen, sich seiner zu seinem Vortheil zu bedienen. Auf das Rupfen ist es natürlich abgesehen bei Allen, und wer mit den Instruktoren und Kameraden in Wein und Schnaps sich abfinden kann und will, der kauft sich von mancher Plage los.

Das wollte ich nun aber nicht. Gleich am ersten Tage erbitterten mich die Schimpfwörter, das Stoßen der Befehlenden, das Betragen der Kameraden; jemanden, der mich böse gemacht, dem zahlte ich keinen Wein, das wäre mir durchaus unmöglich gewesen, ich hätte mich eher zu Kraut und Rüben verhacken lassen. Am folgenden Morgen ging es noch ärger, und ich wurde noch böser, wurde auch in der Erbitterung ungeschickter, was das Uebel nur vermehrte. Ich räsonirte, man hieß mich einen bösen Kopf, une mauvaise tête, den man ringgeln müsse; ich verging mich, wurde gestraft, konnte längere Zeit nicht in die Kompagnie treten, und als ich es endlich konnte, ward ich dort tüchtig empfohlen auf der einen Seite und wirklich störrisch im höchsten Grade auf der andern, so daß es nicht anders als böse gehen konnte. Beim Exerziren bekam ich immer Tadel oder Strafe. Ich war groß und fiel in die Augen, auch wenn man kein besonderes Auge auf mich gehabt hätte. Niemand machte mich mit den kleinen Vortheilen beim Putzen der Montur und Armatur bekannt, Alle hatten ihre Freude, wenn ich am meisten dabei schwitzte, am längsten daran machte, und doch am Ende alles am schlechtesten hatte. Auf dem Fechtboden stieß und schlug

der Fechtmeister mich tüchtig, lehrte mich nichts, stellte mich immer heraus als Einen, mit dem nichts anzufangen sei, weil ich ihm weder eine Flasche zahlte, noch einen Franken in die Hand drückte; und doch wurde ich nun auch vor die Klinge genommen. Ich wollte gegen einen Neckenden einst meine Faust brauchen, da bedeutete man mir, es sei hier eine andere Mode, ich müßte heraus. Mein Gegner war kein geübter Fechter, auch nicht stark, glaubte aber sich sicher und mir weit überlegen. Mir klopfte das Herz vor dem blanken Eisen doch ein wenig, als ich es aber einmal in der Hand hatte, da schien ein eigener Geist in dasselbe zu fahren, es war, als würde es lebendig in meiner Faust. Ungewohnte Hiebe und Stöße, ein eiserner Arm, der jede Parade durch gehauen hätte, wenn die Streiche nicht meist flach gefallen wären, brachten meinen Gegner außer Fassung, und bald hatte er Eins über den Arm erhalten, an dem er einstweilen genug hatte. Nun wurde ich froh und stolz und meinte, beim Regiment die gleichen Siege zu erfechten mit der Klinge, wie zu Hause mit der Faust; aber ich täuschte mich. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Stolz; bessere Fechter verbanden sich, den Bauernlümmel zu züchtigen, ich mußte wieder auf's Terrain, erhielt eine Schlappe und dann wieder eine und wieder eine. So führte ich ein wahres Höllenleben und fühlte auch eine wahre Hölle in mir. Mit kaum vernarbten Wunden auf der Brust beging ich einen Insubordinationsfehler gegen einen Unteroffizier im Dienst; ich wurde krumm geschlossen. Hätte ich den Zustand meiner Brust gezeigt, es wäre kaum geschehen; allein man hätte mir eher die Zunge ausreißen können, ehe ich mit einem Wort je einen Grund zum Nachlaß von Strafen vorgebracht hätte. In dieser Stellung brachen meine Wunden auf, entzündeten sich, und eines Morgens fand der Wärter mich im heftigen Fieber. Man schloß mich auf, fand bald die Ursache des Uebels und brachte mich in's Spital. Lange lag ich dort zwischen Tod und Leben, endlich kam ich wieder zum Bewußtsein, aber lange

nicht zur Kraft. In meinen Träumen hatte ich oft eine große Gestalt an meinem Lager gesehen und sie herausgefordert oder mich herausgefordert geglaubt, ihr Erscheinen machte mich allemal unruhiger. Nun beim Bewußtsein sah ich sie wieder vor mir stehen, mit großen, ernsten Augen, einem grauenden Schnurrbart, einem Munde, der nur Patronen beißen zu können schien, einen Mann mit einem wahren Schlachtengesicht und einer Haltung, als ob er vor seinem Kaiser präsentire

Nun, Kamerad, sagte er, dießmal kömmt es noch nicht an dich, es hat geheißen: Rund vorbei! Aber sage mir, was hat dich so wild gemacht in deinen Träumereien, was hast du da immer zu schlagen und zu fluchen gehabt? Es ging lange, bis er ordentlich Antwort bekam; aber meine Krankheit hatte mich weich gemacht, und zu dem sah aus dem schwarzbraunen Gesichte eine solche Gutmüthigkeit mich an, sie war mir so seltsam und that mir so wohl, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich erzählte ihm nach und nach meine Lage, so weit ich sie übersah. Als ich fertig war, brach er aus: tonnerre de dieu, ja, das sind ganz die Lumpenkerls, die Pflastertreter, die noch nie die Lunte gerochen; ehemals ging es anders: Foudre, du wärest Korporal, Gotthelf, wenn ein Anderer noch beföhle; aber du bist auch ein Lümmel, hast ihnen das Heft in die Hand gegeben, kannst scheints nichts, hast nichts gelernt? Ich entschuldigte mich, daß mich niemand etwas gelehrt, niemand mich hätte brichten wollen. Bist doch ein Lümmel, sagte er: hast du jemand bestochen, daß er dich brichte? Auf mein Nein, sagte er: da siehst du den dummen Kerl; beim Regiment, so wie es jetzt ist, muß man sich einkaufen, erst mit Geld, dann wenn es sein muß mit der Klinge. Ehemals da kaufte man sich vor einer Zwölfpfünder Batterie ein oder in einem Schanzgraben, mais aujourd'hui! In jedem Regiment sind ein Paar, die davon leben, Anfänger für ihr Geld einzureiten, für ein paar Francs wärest du dem allem los gewesen. Mais diable, ich hätte es auch so gemacht und die Fuchs-

schwänze nicht mit Geld geschmiert, ces misérables! Aber ich will dich brichten ohne Geld, und du mußt ein ganzer Pickel werden, du gefällst mir, gerade so Einer war ich auch. Attendez seulement! Dafür mußt du alles besser wissen und besser können als sie Alle, und das alles kann dich niemand besser lehren, als der alte Bonjour, der im Lager von Boulogne dem Kaiser das Pferd hielt, und bei der Beresina lange von ihm angesehen wurde. Ja, wir kannten uns, ich und er!

Auch er war im Spital an aufgebrochenen Wunden, die ihn jedoch nicht im Bette hielten und an keiner Bewegung hinderten; ich sah, daß man allenthalben mit einer Art Respekt ihn behandelte oder ihm aus dem Wege ging, daß er ungescheut redete, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sobald ich nur in etwas mich erholt hatte, fing er seinen Unterricht bei mir an theoretisch und praktisch; den letztern begann er beim Knöpfeputzen. In wenigen Tagen wußte ich mehr, als ich während drei Jahren, die ich beim Regiment gewesen, gelernt hatte. Bald konnte ich in seiner Begleitung an die frische Luft. Ich konnte mich nicht satt hören, wenn er zu erzählen anfing von allen den Feldzügen, denen er beigewohnt, von allem ausgestandenen Wunderbaren, von großen und kleinen Kugeln, die wie Spreu die Soldaten umflogen, von Sonnenglut, in der sie zerschmolzen, von des Winters Kälte, in der sie erstarrt; alles das ausgemalt in die Einzelnheiten hinein, wie nur ein Augenzeuge sie auffaßt. Und über alles sprach er, nicht nur wie Einer, der dabei gewesen, sondern auch wie Einer der darüber zu Rathe gesessen; er konnte alle Warum lösen, und zeichnete in den Sand alles so lebendig ab, was sein Mund erzählte, daß ich glaubte, selbst dabei zu sein. Er sprach von Dingen, von denen ich nie etwas gehört, von Ländern und ihrer Lage, von denen ich nichts geahnet; er sprach von Länge- und Breitegraden, nach welchen man die Stelle der Länder auf der Weltkugel bestimmt, und erklärte mir das so faßlich, daß ich darüber erstaunte und alle Tage wißbegieriger

wurde, und mehr lernte, als alle Tage meines Lebens vorher. Und der Alte hatte immer größere Freude an mir und verdoppelte seine Anstrengung. So wie meine Gesundheit es erlaubte, begann er den Fechtunterricht mit hölzernen Säbeln; er erstaunte über meine natürliche Fertigkeit dazu, trotz meiner gegenwärtigen Schwäche, und konnte nicht warten, bis sie an mir den alten Bonjour fühlen würden. Er war unstreitig der beste Fechter im ganzen Regiment, und behauptete immer, nur Einer, der seiner Waffe Meister sei, sei ein rechter Soldat, alle Andern seien nur Lückenbüßer und Pulverfutter, und nur der, welcher auf den Säbel in seiner Faust trauen könne, habe Muth und verdiene befördert zu werden; und wenn auch das nicht geschehe, so hänge doch davon der Respekt ab, den jeder genieße. Ein Offizier, der nicht fechten könne, mahne ihn gerade an eine Frau, die nicht kochen, ein Mädchen, das nicht tanzen könne. Um so verwunderter war ich, als er einmal an einem stürmischen Tag, nachdem er vernommen hatte, daß ich nicht schreiben und nicht rechnen könne, mit Schreibzeug heranrückte und mich dahinter pflanzen wollte. Ich weigerte mich, behauptete, ich sei zu alt dazu, werde es mein Lebtag nicht brauchen und wolle bei der Klinge bleiben. Aber mein Alter wurde böse und meinte: zu etwas Gutem sei es nie zu spät, er wäre noch älter gewesen, als er es gelernt, und wenn ich es im Dienste wohin bringen wolle, so müßte ich schreiben und rechnen können. Ich machte wieder Einwendungen und meinte, es im Dienste nicht weiter bringen zu können und zu wollen, als die Hiebe wieder auszutheilen, die ich empfangen, und das könne füglich in den Monaten noch geschehen, die ich laut Kapitulation noch zu dienen hätte. Was ich noch werden könne und würde, das wisse er nicht, sagte er, aber das sei des Mannes Pflicht, sich tauglich zu machen zu allem Nützlichen, damit wenn er nichts werde, nie er selbst, sondern nur unser Herrgott schuld sei daran. Ich käme ihm wie ein schlechter Kerl vor, wenn ich den Dienst verlassen wollte, in dem ich nur der

Lümmel gewesen, jetzt, nachdem er mich zu etwas Rechtem gemacht; wenn ich schon nicht avancire, so würde ich jetzt ganz andere Zeiten haben als früher, und wo er mir helfen könne, da sei er da; übrigens wisse Keiner, was es noch geben könne. Sobald ein schöner Nachmittag sei, wollten wir in's. Freie, und er werde mir dann etwas erzählen, nach welchem ich nicht Lust haben werde, auszutreten und ein Lümmel zu bleiben mein Leben lang.

Das Wetter wurde wieder hell, und wir setzten uns in's Freie hinter eine Flasche. Recht bequem hatte es sich der Alte gemacht, und nachdem er alles hatte, was er bedurfte, und so gestellt, wie es ihm am besten zur Hand war, begann er mir zu erzählen, was ich nur in aller Kürze wieder geben will. „Ich war ein wilder gottloser Bube, war aber auch gottlos erzogen und gottlos geprügelt worden. Sobald ich zu Kräften kam, prügelte ich wieder, und als einst meine Stiefmutter halb todt am Boden lag, lief ich fort, ich glaubte sie todt. Ich konnte weder lesen noch schreiben, wußte lange nicht was anfangen, war ein Strolch, und als ich vor Hunger fast darauf ging und zum Stehlen zu dumm war, da lief ich endlich der Trommel nach und ward Soldat. Ich war wild und stettig wie du, allein wir lagen nicht in Garnison, sondern im Felde, da geht es ganz anders. Ich war verwegen, voran bei jedem kühnen Streich, aber auch bei jedem schlechten. Brennen und rauben und noch Anderes, was ich nicht sagen mag, war meine Burgerlust; je größer das Wehegeschrei um mich her, desto mehr lachte mir das Herz im Leibe, hatte ich doch auch oft so geschrien und rings um mich Alle gelacht. Zudem war unser Regiment durch einige hinterlistige Mordthaten erbittert, und überhaupt ist der Schweizer, wenn er einmal losgelassen ist, ein ung'hürigs Thier. So trieb ich es lange und stund bei den Kameraden in gewissem Ansehen, denn in der Noth konnte jeder auf mich zählen; Einigen schien vor mir zu grauen, aber ich spottete ihrer. In Kalabrien war es, daß wir einmal

ein Städtchen, und mit demselben einige Nonnen- und andere Klöster, mit dem Säbel in der Hand, einnahmen. Wir thaten wie gewohnt, und ein herzzerreissendes Geschrei erschütterte in einem Nonnenkloster die Mauern, wo wir eben unsere Teufelslust hatten.

Auf einmal schlug eine gewaltige Stimme scheltend auf uns ein, es war unser Hauptmann, der vor nicht langem zu uns versetzt worden und von seinem Muthe uns heute die erste Probe abgelegt hatte. Wir waren des Abwehrens nicht gewohnt, achteten nicht auf ihn. Er gebot noch einmal, wir gehorchten nicht; nun schlug er auf uns ein mit flacher Klinge, daß mir noch jetzt die Ohren surren. Ich wollte mich wehren; da traf er mich über dem Handgelenk, daß ich glaubte, mit dem Säbel entfalle mir auch die Hand, und in wenig Augenblicken war die stille Behausung von uns Unholden geräumt. Während wir so schnöden Muthwillen trieben und uns zerstreut hatten, kehrte der Feind mit Verstärkung zurück, überraschte uns. Nun natürlich ein Gewirre, das nur der begreift, der es erlebt hat. Der Feind war mitten in der Stadt, ehe man ihn bemerkt hatte, in allen Häusern unsere Soldaten vereinzelt, nirgends ein kompakter Widerstand. Voll Schrecken ergriffen Viele die Flucht, Andere mit sich fortreissend, den Glauben an die Möglichkeit eines Widerstandes verlierend; und wo der aufgegeben ist, ist alles verloren. Da erschien mein Hauptmann wieder und stemmte der Flucht sich entgegen, doch umsonst; er war noch nicht eine bekannte Erscheinung unter uns, die im Felde fast unwillkürlich wirkt. Da schritt er durch die Flüchtlinge dem Feinde entgegen, hieb dem vordersten der Feinde eine Wunde quer durch's Gesicht, und mit einer aufgegriffenen Flinte wehrte er sich gegen die Nachdringenden. Flüchtlinge eilten an ihm vorbei, da kam auch ich, eine kostbare Monstranz in den Händen, und wollte dem andern Thore zu. Als ich den Kämpfenden sah, fiel mir auf einmal ein: man könnte sich doch also noch wehren, noch sei nicht alles verloren; ich sprang ihm bei, das

Vorige ganz vergessend, mir folgten Andere, das Gleiche denkend. Wir hielten den Feind auf, die Ueberraschung verflog, die Flucht stand, die Flüchtlinge erhielten wieder Besonnenheit, mit dieser ihre alte Ueberlegenheit, bald war die Stadt wieder unser. Das ist, was der alte Krieger vor dem jungen voraus hat, nicht den Muth, nicht das Feuer, nicht die Einfälle, sondern die unerschütterliche Fassung, die nie vergißt, was noch möglich ist. Als wir uns am Abend auf dem Markte zum Appell aufstellten, kam der Hauptmann die Fronte hinunter und sagte laut zu mir: Bonjour, heute hast du ein braves Stücklein gemacht, es ist aber auch das erste von dir, das ich gesehen habe, komm nachher zu mir, ich habe mit dir zu reden. Mit Worten, die schärfer waren als sein Säbel, sagte er, wie ihm alles mißfallen, was er bisher von mir gesehen, wie ich ihm als ein grundschlechter, gottloser Bursche vorgekommen; daß ich ihm aber nach erhaltener Züchtigung zu Hülfe gekommen, sei ein Zeichen, daß ich besser sei, als ich scheine, daß sich noch etwas aus mir machen lasse. Er sei mir Dank schuldig, und wenn ich glaube gehorchen zu können, so wolle er versuchen, mich zu einem rechten Menschen und wahren Soldaten zu machen, bis dahin sei ich nur ein Räuber und Mordbrenner gewesen. Es regte sich in mir gar seltsam und wunderlich; so hatte noch niemand zu mir gesprochen, und ein unbekanntes Etwas in mir machte mir eng und heiß. Der Hauptmann sah, daß der Brand in meinem Gesicht erglühe aus tiefer Scham, und nahm mich zu seinem Burschen an. Mein Hauptmann war ein eigener Mann. Von der Pike auf hatte er gedient, eine Heldenthat unter den Augen der Kommandirenden hatte ihn zum Offizier gemacht, später war er zum Hauptmann aufgerückt. Als er meine Unwissenheit, meine Gottlosigkeit merkte, kam er auch einmal, als wir ruhig lagen, mit Tintenfaß und Feder angerückt sammt einem Buche; ich machte es wie du. Da kapitelte er mir tüchtig ab und meinte: das sei eben die niederträchtigste Geschichte in der Welt, daß die wenigsten Menschen dafür

sorgten, tüchtig zu sein für das, wozu sie nicht bloß berufen würden, sondern wozu sie sich drängten oder was sie doch wenigstens wünschten. Jeder lebe seiner Bequemlichkeit, Lust, Trägheit, und werde er etwas und könne nichts, so schäme er sich nicht einmal, schiebe erst die Schuld und dann die Arbeit auf Andere und nehme getrost Ehre und Geld für sich; und wenn Einer etwas nicht werden könne, weil er nicht das Nöthigste wisse (was aber glücklicherweise für die Meisten selten untersucht werde), so fange er ein Zetergeschrei an über Unrecht, das von Anfang der Welt an an ihm begangen worden. Unteroffizier werde ich doch zu werden wünschen und vielleicht noch mehr, denn das sei kein braver Soldat, der nicht ein höheres Ziel im Auge habe; aber nie könnte ich mit Ehren etwas werden, ohne etwas zu können. Viel leichter würde ich in solchem Zustande Offizier, als Unteroffizier, so wie man unwissend durch und durch, zu Hause auch eher Landvogt werde als Schreiber, eher Rathsherr als Weibel. Allerdings gebe es manchen Hauptmann im Regiment, der keine Kompagnie-Rechnung machen, sie auch nicht prüfen, von dem man nichts wisse, als daß er seinen Namen schreiben könne. Er selbst hätte bei seinem Avancement seinen Namen auch nicht schreiben können, sich aber da gar bitter geschämt und tief gefühlt, was ihm alles fehle. Sein Stolz sei erwacht, er hätte nicht mit seinen Eltern, den schlechten Schulen sich entschuldigen mögen; denn das hätte in seinen Augen ihn nie entschuldigt, eine Stelle zu bekleiden, für die er unfähig gewesen, und ein rechter Offizier müsse mehr können als Gewehr beim Fuß kommandiren und im Nothfall den eigenen Degen brauchen; auch hätte er es nicht ertragen können, daß man ihn ausgelacht oder bemitleidet.

Da hätte er in seinem Geiste sich aufgemacht und an manchem stillen Abend, in mancher stillen Nacht, wenn die Kameraden schliefen oder schwärmten, und mitten im Feldlager das Versäumte nachgeholt. Da frug ich ihn, wenn er alles nachgeholt, warum er dann noch immer so fleißig studire und

zeichne. Bonjour, sagte er: ich werde wohl nie General, aber wenn ich es werden sollte, so will ich vorher tüchtig dazu sein, ich könnte dann vielleicht weder Zeit noch Kraft mehr haben, es nachzuholen: sorgt man in der Zeit, so hat man in der Noth. Das brachte mich zur Arbeit und in Kurzem weiter, als ich je gedacht, und seither habe ich oft gedacht, wie Schade es sei, daß mein Hauptmann dieses nur mir und nicht auch Andern gesagt. Aber nicht nur meine Unwissenheit, sondern auch meine Gottlosigkeit ärgerte ihn. Höre, Bonjour, sagte er, ein Soldat ohne Religion ist ein wildes Thier und ein unglückliches Thier. Ich war auch nicht viel besser als du, erzählte er mir dann, ich meinte, das point d'honneur sei des Soldaten Religion. Nicht lange war ich Offizier, als wir eine heiße Schlacht schlugen in weitem Felde, an dessen Grenzen Graben und Hecken sich hinzogen. Ich stund auf dem rechten Flügel, unter den Voltigeurs. Wir hatten harten Stand, besonders gegen Artillerie und Reiterei, die uns in die Flanke nehmen wollten. Wir stunden wie Schweizer. Da drang das Centrum vor, durchbrach das feindliche; wir wollten auch vorwärts, wollten den siegenden Freunden nach. Die Massen drangen vor, die Jäger schwärmten aus; da gerieth ich zwei Husaren unter die Klinge und sank mit vier schweren Wunden bewußtlos hin. Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinliche Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weit hin tönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung. Da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weit hin unter

den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfeld, sie, die Schakals und Hyänen Europas, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs.

Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchlos Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht. Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten und hemmte den Ruf. Rettung wünschte ich, nur von Menschen hoffte ich sie, aber die Einzigen, die ich sah, brachten den Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitz bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände verstümmeln um des blinkenden Geldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mir ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen, sie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angst wurde immer tödtender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch diese Tiger kamen nicht zu mir, sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte, dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des Herrn Hand zwischen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So ist des Herrn Hand oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht. Und einsam war ich wieder, aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O sie sind furchtbar, diese Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten

der Blitze über die Todten hin, und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir, neben mir, kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein schöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen, er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht bloß die Bande des Schreckens, des Entsetzens, die sprangen und frei die Seele gaben, nein: in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe. Das waren unbeschreibliche Augenblicke, das Herz sprang mir auf und legte sich offen vor Gottes Angesicht, und Gott wandte sich seither nicht wieder von ihm ab. Ich wurde ein anderer Mann und auch ein besserer Soldat; denn der rechten Christenkraft, in Liebe, Vertrauen und Geduld ist keine andere gleich. —

So sprach mein Hauptmann. Sein Wort, sein Beispiel machten mich ebenfalls zum Christen, und Gottlob, ich bin es geblieben. Das Christenthum allein hat mich aushalten lassen, was ich ausgestanden. Ich schloß an meinen Hauptmann mich immer inniger an, er ward mir alles auf Erden; für ihn zitterte ich im Kugelregen, im Getümmel des Gefechtes, nie für mich, seinen Federbusch hielt ich im Auge, er war meine Fahne. Mehrere Male verwundet kamen wir doch glücklich aus Spanien, und ich als Unteroffizier. Es ging nach Rußland hin. Wir glaubten uns glücklich, der Glut, dem Gifte, den Dolchen Spaniens entronnen zu sein, wir gedachten der Schrecknisse nicht, die unser warteten. Sie brachen über uns ein wie Zorngerichte Gottes, die fürchterliche Kälte, der fürchterliche Hunger, die fürchterlichen Bauernsensen, die fürchterlichen Kosackenlanzen. An der Beresina standen wir im Feuer zweier Armeen, verloren alles dort und viele Todte; aber die Schweizerehre brachten wir gerettet und neu bewährt über den

mordenden Fluß. In unsäglichem Jammer schleppten wir uns Wilna zu.

Fürchterlich getäuscht mußten wir dort, ohne uns nur ordentlich erwärmt zu haben, weiter. Mein Hauptmann hatte alles für die Seinigen gethan, für sie gewacht, gearbeitet in unerschütterlicher Fassung, aber er wurde immer schwächer, alle meine Kräfte reichten kaum hin, ihn zu unterstützen. Er wollte mich fortsenden, wollte, daß ich mich rette, aber lieber das Leben ließ ich als den Hauptmann. Endlich brachte ich ihn halbtodt nach Königsberg, doch nur, damit er ruhig in einem Bette sterben könnte, vom Fieber ergriffen. Mich setzte er zum Erben seines kleinen Vermögens ein, aber im Schmerz über seinen Verlust fühlte ich diese Wohlthat nicht. Ich fand mich wieder ein beim Regiment, sah den Kaiser untergehen, sah ihn wieder kommen, sah ihn zum zweiten Mal, verließ den Dienst nicht, ich wollte dem Hauptmann Ehre machen als sein würdiger Zögling, und nach Hause zog mich nichts. Ich kam in die Garde, verlor dort die Schnüre wegen Mangel an Respekt vor einem Blancbec und verließ doch den Dienst nicht, denn ich weiß, was ich weiß.

Ich sah den Alten fragend an, da beugte er sich zu mir über und fuhr leise fort: Ich will noch Kapitain werden, und du sollst mein Sergeant werden, denn ich weiß, was ich weiß. Ich weiß, daß der Kleine wieder kömmt, er ist zweimal gekommen, das dritte Mal darf er nicht fehlen. Er ist nicht todt, er hat sich nur verborgen, weil die Engländer ihn vergiften wollten, aber er wird kommen, wenn die rechte Stunde schlägt. Und wenn er wieder kömmt, muß ich auch da sein; da wird er zu mir sagen: Bonjour, Kapitän Bonjour. Und da werden die großen Tage wieder kommen von Marengo und Austerlitz, und wer weiß, ob ich nicht an einem derselben an der Spitze des Regimentes sterbe? Und dann wird er sagen: es ist Schade um den Oberst Bonjour, ich hätte ihn zum General gemacht. Siehe, darum bleibe ich und habe alles ertra-

gen, habe fort und fort gelernt, was ich nur konnte in den wenig ruhigen Stunden, die wir haben, damit ich auf dem Platze sei, wenn er kömmt, damit ich der rechte sei, wenn er mich brauchen will. Siehe, darum mußt auch du bleiben, mußt auch du etwas lernen, damit du zu Schanden machen kannst, die dich hassen, damit du in dir selber das Gefühl hast, mehr zu sein, als man dich gelten läßt, und daß, wenn die rechte Zeit kommt, du bereitet bist. Was der Hauptmann an mir gethan, das will ich an dir auch thun, will dich zu einem Kerl machen, wie im ganzen Regiment keiner mehr ist, und dann wird der Kleine sagen: Colonel Bonjour, das hast du brav gemacht. — So plauderte der Alte noch lange fort, erzählte immer geheimnißvoller von den besondern Träumen, die er gehabt, von Ahnungen und Erscheinungen, und redete immer begeisterter von den kommenden Herrlichkeiten, die er sich für ihn und mich versprach, wenn all das Lumpenpack zum Teufel gejagt sei. Mich riß er fort auf den Schwingen seiner Träume; ich glaubte an ihre Erfüllung, ich versprach Fleiß und Gehorsam und habe das Versprechen gehalten. Er hatte mir eine Aussicht eröffnet, an der ich mich labte, die mir Kraft gab, Vieles zu erlernen, was man sonst in meinem Alter unmöglich glaubt. Die Träume blieben Träume, aber doch haben sie mich zu einem Mann gemacht, der seinem Schöpfer keine Schande macht. Darum träumt nur, liebe Leute, aber ob dem Träumen verträumt das Leben nicht, sondern ob dem Träumen lernet ringen nach einem hohen schönen Ziele, nach der Vervollkommnung eurer selbst.

Nach einem Vierteljahr kam ich aus dem Lazareth, ein ganz anderer Mensch. Muth und Selbstbewußtsein hatte ich wieder erhalten, eine sichere Haltung, ein gemessenes Betragen angenommen. Meine Hasser fanden die alten Blößen nicht. Im Dienst war ich ohne Tadel, außer dem Dienst fand man aber doch die alten Gelegenheiten, mich zu necken; aber ich war eben nicht mehr der Alte, sondern theilte nun aus, was

ich empfangen hatte, und mein Alter hatte Mühe zu verhüten, daß ich nicht ein Händelsucher wurde. Er sagte mir oft: es sei niemand verächtlicher, als der, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt, Schwächere quälen wolle, solche hätte sein Hauptmann nicht in der Kompagnie gelitten. Der Soldat müsse sich vor keiner blanken Waffe fürchten, aber auch nie dieselbe ohne Noth gegen Kameraden ziehen. Des Schwächern sich anzunehmen sei Pflicht, und das das schönste Vorrecht für einen guten Fechter, wenn er Andere schirmen könne, das erwerbe auch den schönsten Respekt. Es geschah, daß ich mehrere Male mit Franzosen mich schlug, meist mit den langen gewaltigen Grenadieren zu Pferde, mit denen wir lebten wie Hund und Katze. Es war eine Freude zu sehen, den Schweizer mit dem kurzen Briquet, dem Franzosen mit der langen Latte (so nannte man ihre langen Säbel) gegenüber, wie rasch die Sache gewöhnlich sich ausmachte, und wie lang hin der Franzose fiel, oft auf den Tod verwundet; denn die Streite zwischen Franzosen und Schweizer waren meist giftiger Natur. Es war eine Freude, mit dem kurzen Säbel, in welchem die ganze Kraft des Arms bis an dessen Spitze lag, zu fechten gegen so lange Ungethüme, welche auch der stärkste Arm nicht sicher und schnell genug regieren kann. Die langen Säbel scheinen großen Vortheil zu versprechen, scheinen den Körper zu schirmen und hinter diesem Schirm um so sicherer weit hinaus Wunden schlagen zu können. Aber der Schweizer hat einen eigenen Instinkt, auf den Leib dem Feinde zu rücken, an ihn anzudringen; ist einmal der erste Aushieb ausgehalten mit Kaltblütigkeit, was hilft dann der lange Säbel gegen den kurzen, der auf den Leib will?

So zogen die Franzosen gegen die Schweizer gewöhnlich den Kürzern und werden ihn immer ziehen, wenn man den Schweizer auf den Leib rücken läßt, wohin es ihn treibt. Es trugen auch die Schweizer ihre Briquets mit einer Keckheit durch die Straßen von Paris und vor den Barrieren herum,

die nur aus dem Bewußtsein, seiner Waffe Meister zu sein, entspringen kann. Ein Regiment Soldaten, zusammengesetzt aus lauter Einzelnen, von denen jeder seiner Waffe vertrauen darf, jeder Einzelne ein ganzer Mann für sich ist, ein solches Regiment ist unüberwindlich. Das machte die alten Schweizer unüberwindlich! Warum vernachlässigt man diesen Satz aber, und besonders in der Schweiz, übt die Soldaten meist nur als Theile des großen Ganzen; warum, frage ich, wirkt man nicht mit allen Mitteln, namentlich durch Musterungen dahin, daß auch der Einzelne als Mann selbstständig gebildet wird, für sich allein stehen, allein hervortreten kann im Nothfalle? Warum wirkt man nicht dahin, daß er Freude hat an seiner Waffe, daß sie sich ihm zu jeglichem Dienste in die Hand schickt und im Augenblicke der Gefahr ein zuverlässiger treuer Freund bleibt? Aber dafür müssen auch die Offiziere etwas anders mit ihren Degen anzufangen wissen, als sie mit der einen Hand am Griff, mit der andern an der Spitze zu halten, mit krummen Ellbogen und krummen Knien vor ihren Zügen her stolpernd. —

Der Alte hatte alle Tage größere Freude an mir und schloß sich an mich, wie der Vater an den Sohn. Durch mancherlei Künste brachte er es dahin, daß ich bei meiner erneuerten Kapitulation in seine Kompagnie kam. Weil wir hier zu gleicher Zeit Dienst zu thun und zu ruhen hatten, so wurden wir um so unzertrennlicher, unsere Zeit um so besser angewendet. Er wurde an mir zum förmlichen Schulmeister. Schreiben, Rechnen wurden allmählig absolvirt, da ich so viel konnte als er selbst; dann theilte er mir mit, was er von der Mathematik, Geographie, Geschichte verstund; wir lasen Bücher zusammen, die er irgendwo aufgetrieben hatte, oft das wunderlichste Zeug. Am liebsten war es mir, wenn er in stillen Stunden, manchmal auf der Wache, wenn Alle schliefen, oder an einem Sonntag Nachmittag irgendwo im Freien sein Herz aufschloß und mich zu Gott hinführte, den er kindlich verehrte, nicht mit der Zunge, sondern von ganzem Herzen und ganzem

Gemüthe. Wie er dann beredt wurde, wenn er sich all der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes erinnerte, erinnerte, wie manches Menschen er sich um Gottes willen erbarmet, wie oft nur das Vertrauen auf Gott ihn muthig und gefaßt erhalten, und wie ganz anders die Welt und all ihr Treiben in ihm sich abspiegle, seit sein Hauptmann ihn zu einem Christen gemacht, wie ganz anders, als da er noch mit sinnlichen Augen aus einer heidnischen Seele schaute. Aber am merkwürdigsten war, wie er seinen irdischen Gott und seinen himmlischen, den Allvater und den großen Kaiser, in Verbindung brachte, beide Hand in Hand schlagen ließ, von dem Einen sein irdisch, von dem Andern sein ewig Heil erwartete. Das waren glückliche Stunden für mich, die ein neues Leben in mir schufen, fortführten, was Aenneli angefangen, und mir wieder eine Aussicht zeigten hier und dort. Dieses Aneinanderschließens, unserer einsamen Gänge und der Gespräche wegen, die niemand begriff, wurden wir mit mißtrauischen Augen angesehen. Man wollte wittern, wir brüteten ob geheimen Plänen, gehörten einer geheimen Gesellschaft an; da man aber trotz allem Spähen auf nichts kommen konnte, so begnügte man sich, uns genau zu beobachten. Vielleicht hätte man uns verabschiedet, aber wir beide waren die Zierde unserer Kompagnie und ohne Tadel in unserer Aufführung. Mancher französische Stabsoffizier stund vor uns still und sagte: bougre, quels beaux soldats! Bei den Kameraden stunden wir in einer Art scheuer Achtung. Mancher Ankömmling hatte uns Ruhe zu verdanken, wenn wir bei Quälereien gegen ihn stille stunden und ernst darein schauten; sie wußten, in solchen Dingen verstund ich keinen Spaß, und die besten Fechtmeister scheuten mein Briquet und den Arm, der es führte. Und wenn unsere Suppe zuweilen zu schlecht wurde, so brauchte ich nur zu sagen: ich werde, wenn das nächste Mal sie nicht besser sei, selbst eine einschneiden, so wurde es besser.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied gibt.

So verstrichen uns Jahre nicht unangenehm und mir sehr nützlich, denn je mehr ich lernte, desto durstiger wurde ich nach mehrerem; wo mein Alter nicht aushelfen konnte, da half ich mir selbst weiter. In unerschütterlichem Glauben warteten wir Jahr um Jahr, wie die Juden auf den Messias, auf den großen Todten von St. Helena.

So gut wir konnten, spähten wir aus, was in der hohen Welt vorging, und setzten die erhaltenen Nachrichten nach unserer Art zusammen und glaubten bald hier bald dort die sichtbar werdende Hand des Erscheinenden wahrzunehmen. Doch immer wurden wir getäuscht, aber nimmer müde, von vornen anzufangen. Da war es eines Morgens, als wäre ganz Paris von einem elektrischen Schlag getroffen aus dem Bett gefahren und zwirble noch sturm und betäubt herum. Es schrie Alles auf den Straßen, vor den Kaffeehäusern drängten sich Massen, um die Anschlagszettel stund, Kopf an Kopf gepreßt, eine undurchdringliche Menge. Aber sprechen hörte man wenig, nur die Augen brannten dunkler, und Jeder sah dem Andern in seine tiefer hinein, als ob er durch diese wunderlichen Fenster hindurchschauen wollte in des Andern Seele hinab. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hätte, kamen endlich zum Lesen dessen, was Alle lesen wollten; es waren die berüchtigten Ordonnanzen von Karl X. Blätter flogen durch die Menge, die Aufregung nahm zu, drohende Worte fielen, und Patrouillen fingen an durch die Straßen zu ziehen, doch ohne irgend Widerstand zu finden. Wir gingen in unsere Kaserne. Niemand dachte etwas Weiteres, keine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, keine Truppen zusammengezogen, und nicht einmal die anwesenden bereit gehalten. Aber der Lärm nahm zu von

Stunde zu Stunde, ein Volksmeer wogte durch die Straßen, unbewaffnet, wenn man die Blitze nicht rechnet, welche ihre Augen auf die aufgestellten Truppen schleuderten. Uns fing das Herz an zu klopfen, wir ahneten eine große Stunde; und wer anders konnte in dieser großen Stunde erscheinen, als unser große Kaiser? Gotthelf, sagte mein Alter, lass' uns unsere Pflicht thun, wie wir geschworen haben, es wird sich schon machen, daß alles gut kommt.

Den **27.** Juli **1830** Mittags rückten wir aus. Ganz eigen schlug mein Herz, aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte niemand. Unsere Offiziere waren noch ganz guten Muthes, sie sahen nur eine Volkshetze in der Geschichte, und munter ließen sie uns die Menge mit den Kolben aus dem **Palais royal** jagen. Den Kolben wurden zuerst Steine und Stöcke entgegengesetzt, es gab leicht Verwundete. Dies reizte die Menge. Studenten, Bürger erschienen bewaffnet in der Masse. Diese brach ein bei Waffenschmieden und wo sie Waffen zu finden hoffte; ihr Widerstand wurde heftiger, zur Schutzwehr rissen die Leute das Pflaster auf, machten aus demselben und allem, was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meister, ihr Feuer streckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende, aber doch konnten wir gegen Mitternacht wieder in unsere Kaserne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertig machen. Doch vergebliche Hoffnung; am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris schien zum Schlachtfeld geworden, ganz andere Menschen, ganz anders bewaffnet traten uns gegenüber, ganz andere Schutz- und Trutzmittel besaßen sie. Die Straßen waren verrammelt, die Häuser besetzt, Steine und Kugeln regneten von ihnen in die Straße herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen ist, hatte anfangs die meisten Gesichter überzogen, nur einige Offiziere waren bleich geworden, und ein Hauptmann besonders suchte mit der erdenklichsten Sorgfalt

sich immer in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer endloseres Fechten; wir erstürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue stunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größern, nachhaltendern Widerstand.

Eingekeilt in enge Straßen konnte man nicht vorwärts, konnte man sich kaum rühren, konnte dem aus tausendfachem Hinterhalt fechtenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, schmählich für den alten Soldaten, wenn seine Kugel, die einem wüthenden Volksführer galt, in die Brust eines Weibes schlug. Ein gewisser Instinkt, daß wir nicht für die rechte Sache stritten, sondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr; die Kampfesfreudigkeit wich von uns, wir thaten nur noch unsere Pflicht, und die richtete in solchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaist, wir fühlten kein Auge, das über uns wachte, keinen Geist, der über Paris schwebte und das Ganze überschaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten so sehr die Zuversicht, als der Glaube, es sei kein Führer da, der die Resultatedes Kampfes zu verbinden, zu benutzen verstehe. Zudem quälte uns Hunger und Durst, und ein Mann mit leerem Magen ist nur ein halber Mann: während wir hungerten, sahen wir Schaaren Weiber mitten im Feuer Hunger und Durst ihrer Männer und Kinder stillen. Anderthalb Tage wogte der Kampf auf und ab, Generale sahen wir durch unsere dünner werdenden Reihen eilen, sahen den alten Marmont, der der Kopf des Ganzen sein sollte und den eigenen verloren hatte, sahen, daß Wenige wußten, was sie sagten, noch weniger, was vorzukehren sei. Auf der andern Seite sah man keine Generale, kein besterntes Oberhaupt; Knaben, unbärtige Jugend, wagten sich an die Spitze der einzelnen Volksäulen, und doch schien alles von einem Geiste geleitet zu sein, ein Geist die wilde Masse zu vereinigen, zu beleben, zu lenken. Diesen Geist sahen wir nicht, aber Bonjour sah mich manchmal durch

den Pulverdampf bedeutend an, als wollte er sagen: er ist da, der Kleine, dessen Geist eine halbe Million erfüllen, begeistern, wie einen Körper bewegen konnte. Wir kannten den Volksgeist nicht, der in gewissen Stunden über Millionen kommen kann, darum erkannten wir hier sein Walten nicht.

Die Linie wankte, legte die Waffen nieder. Noch schlug sich die Garde unwillig aber fest im Louvre, in den Tuilerien. Am ersten Orte erhielt ich einen Schuß durch den linken Arm, der mich kampfunfähig machte, doch nicht bewußtlos. Bonjour verband mich flüchtig, gebot mir, mich an ihn zu halten und nicht zurückzubleiben: wir wußten nicht, ob an uns wieder geschehen sollte, was vor bald vierzig Jahren an der alten Garde des sechszehnten Ludwigs. Die beiden Schlösser wurden gegen Mittag des 29. genommen, den kleinen Teufeln von Studenten mußten wir weichen und zogen uns entkräftet St. Cloud zu.

Wir waren besiegt. Wer hat dieses Gefühl lebendig je empfunden? Von wem? das wußten wir eben nicht. Es schien uns nach und nach immer deutlicher, daß ein unsichtbarer Feind unser Sieger sei. Die Sorge für die Waffen, für den Widerstand verschwand mehr und mehr, die Obern stunden zusammen, bekümmerten sich wenig um die Ordnung der Soldaten, um eine feste, gedeckte Stellung gar nicht. Die Ersten der Armee zeigten sich nicht. Die Couriere, hohe und niedere, gingen nicht nach den Sammelplätzen der Truppen, sondern nach Schlössern und erleuchteten Säälen. Bonjour wurde, trotz allem Aerger, daß wir vor einer so ungeregelten Masse gewichen, immer fröhlicher. Er behauptete: da sei etwas Großes im Werke, gerade so sei es gegangen, als der Kleine das erste Mal abgedankt, nun komme die Reihe an einen Andern. Er reinigte sich von Blut und Staub, wichste den Schnurrbart frisch, bürstete so weit er kommen konnte und sorgte zugleich für mich wie ein Vater. Bei jedem Geräusch fuhr er auf und meinte, nun komme der schöne Schimmel,

und auf dem schönen Schimmel der kleine Hut, und unter dem kleinen Hut der große unsichtbare Geist, der uns geschlagen. Da ritt es endlich an uns heran, aber der Schimmel und der Hut waren nicht dabei, auch nicht der Geist. Wir vernahmen, daß Karl abgesetzt sei, daß das Volk Louis Philipp zum König erwählet, daß die Franzosen den Eid der Treue zu schwören, wir aber die Waffen zu strecken und nach Hause zurückzukehren hätten. Von Napoleon kein Wort.

Wir streckten die Waffen, wir zogen die grauen Kaputröcke an und empfingen von der ganzen Nation, von Station zu Station Blicke stolzer Verachtung, demüthigenden Mitleids. Traurig ist's, Kriegsgefangener zu sein, von einem Mächtigern besiegt wandern zu müssen in fremdes Land, vielleicht in enge Haft, begrüßt vom Haß der Bewohner. Doch der Kriegsgefangene tröstet sich mit dem wechselnden Geschick, mit dem Gefühl, daß er für sein Land, seinen angebornen Herrn es geworden. Aber wer beschreibt die entsetzliche Empfindung für brave Soldatenherzen, wenn sie trotz mit Blut besiegelter Treue wie Bettler von Schub zu Schub in die Heimath abgeliefert werden, wenn sie heimgetrieben werden wie vermiethetes Vieh; nichts gilt, was sie gethan, nur Vorwürfe sie treffen über das Geschehene? Wer beschreibt die entsetzliche Empfindung, wenn in der Heimath die gleichen Blicke sie empfangen, die gleiche Geltung ihnen wird? Wenn der Glaube offen an den Tag gelegt wird, nun seien sie neu zu vermiethendes Vieh; und wenn die sogenannten Landesväter dieses Vieh nun selbst miethen wollen, um es gegen seine Väter und Brüder zu gebrauchen, Bruderblut zu vergießen, Väter dem Henker zu überliefern? Wer will die Empfindung des Einzelnen beschreiben, wenn er sieht, daß die Meisten der Kameraden in langer Gewohnheit alles vergessen haben, nur nicht die Gewohnheit, Miethlinge zu sein, wenn er sie erkaufen sieht um einen halben Gulden täglich, nicht nur zu schlechten Streichen, sondern zu Vater- und Brudermord? Wer will seinen Schmerz beschreiben, wenn er

theilen muß die Verachtung, die mit Recht die Unglücklichen trifft, das nie aufhörende Mißtrauen, das die durch ihr Leben begleitet, welche die rothe Kutte getragen, und ganz besonders die, welche die wenigste Schuld tragen, die Gemeinen meine ich.

Dreißigstes Kapitel.

Meine Heimkunft.

Ich hatte die trübselige Kolonne nicht verlassen, freilich nicht zum Vortheil meiner ernsthafter gewordenen Wunde. Ich war auf einem requirirten Wägelein nachgeführt worden, hatte aber öfter Maroden Platz gemacht und so mich über Vermögen angestrengt. Zu diesem kam noch eine unglückliche Gemüthsstimmung. Unsere Träume, was waren sie? Schaum. Von Napoleon nirgends die Rede. Von Nachtlager zu Nachtlager hofften wir auf Nachrichten, aber umsonst. Anfangs glaubten wir, er sei etwas zu weit weg gewesen, um erscheinen zu können; aber da hätten doch seine Anhänger für ihn geredet, für ihn sich gesammelt; und davon keine Spur.

Wie wir uns drehen und winden mochten, den Glauben an sein Leben, sein Wiederkommen mußten wir nach und nach fahren lassen und mit ihm all unser Hoffen. So war wieder mein Traumbild für die Zukunft zerfallen, eine schwere Gegenwart drückte mich, eine öde Zukunft gähnte mich an. Mein armer Alter litt noch mehr als ich, seine ganze Kraft schien ihn zu verlassen; schwere Seufzer waren Zeugen seiner traurigen Gefühle, und manche Thräne sah man stecken in den Furchen seiner dunkeln Backen.

So lange wir in Frankreich waren, hatten wir nichts über unsere Zukunft gesprochen, immer noch Hoffnung hegend. Als wir aber unsere Gränzen überschritten hatten, da mußten wir ausmachen, was nun geschehen solle. Wir beschlossen, jeder

solle nach seiner Heimath ziehen, nachzusehen, ob sich dort nicht irgendwo eine Anstellung für ihn finde, welche es möglich mache, daß der Andere zu ihm ziehen könnte. Bonjour hatte sein kleines Vermögen, das zum Theil in seiner Heimath angelegt war, zu ordnen, zudem mußte jeder zu Schriften kommen, um allenthalben sich aufhalten zu können. Noch hing es von dem Zustand meiner Wunde ab, ob ich in Bern in den Spital müsse oder heimgehen könne. In Bern, nach einigen Tagen Rast, fand der Wundarzt dieselbe nicht bedenklich, und bei Befolgung seiner Anordnungen glaubte er sie bald geheilt, ohne Lähmung oder merkliche Schwäche. Es war ein traurig Scheiden von Bonjour, ob es gleich kein langes sein sollte. Wir waren Jahre lang zusammen gewesen, er mein Vater, ich sein Sohn geworden, hatten in der Gegenwart zusammengehalten und eine gemeinsame Zukunft uns auferbaut, darum that das Scheiden so weh. So oft schon getäuscht, war es, als ob wir es ahnten, daß die Hoffnung baldigen Wiedersehens auch eine Täuschung sein sollte.

An einem schönen Herbsttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langsam meiner Heimath zu. Mir war weich aber wohl um's Herz; die liebliche Luft, das unaussprechliche Heimelige, das aus jedem Zaune, aus jedem Hügel mich anlächelte, gossen einen stillen Frieden über mich aus, eine vertrauungsvolle Ruhe erfüllte mich.

Ich trug freilich nicht Epauletten, keine Ehrenzeichen, aber ich war doch nicht mehr der Gleiche, der die Heimath verließ. Ich war nicht mehr der unwissende rohe Bursche, der nicht wußte, wie das Land heiße, in welchem er wohnte, der weder seinen Namen schreiben, noch sagen konnte, wie viel sieben Mal sieben sei. Ich war mir bewußt, über den Meisten in meiner Gemeinde zu stehen und mehr zu wissen als alle Schullehrer, die mich unterrichtet hatten. Jahre waren über mich gegangen, ich war nicht mehr der brausende, sprudelnde Jüngling, ich

war ein Mann geworden. So hoffte ich durch mich selbst, nicht durch Orden, langen Säbel und glänzende Uniform in meiner Heimath Geltung zu finden; träumte, bald meinem zweiten Vater schreiben, ein ruhig Plätzchen, ein lieblich sonnig-warm Gärtchen zum Ruheplatz seines Alters ihm anbieten zu können. Ich kam auch nicht ohne Geld heim. So wie mein Alter den Grundsatz von seinem Hauptmann hatte, daß man lernen solle, wenn man auch noch nicht wisse wofür, so hatte er auch einen zweiten: zu sparen, wenn man auch nicht wisse für was, für wen. Er meinte, zum Offizier brauche es Geld, und so viel als möglich müsse man vermeiden mit Schulden anzufangen, erzählte, wie tausend Burschen gedankenlos in der Jugend ein Geld verthäten, mit welchem sie später in der Welt sich hätten forthelfen, etwas anfangen, ein sorgenfreies Alter sich bereiten können. Die Meisten derselben gingen später in Noth und Elend zu Grunde, und manche lange Nacht müßten sie auf ihrem Strohlager unter ihren Hudeln schlaflos sich wälzen und an die schönen Batzen alle denken, die sie leichtsinnig und üppig verschwendet. Darum mußte ich auch sparen, und wenn wir hier und da eine Flasche tranken, so zahlte er sie.

Einige Bankscheine, die fast aussahen wie Lotteriebillets, ließen mich einige Zeit sorgenfrei. In Gedanken war ich fortgegangen, ergrübeln wollte ich, was für ein Geschick mir endlich werden würde. Ein frischer Luftzug weckte mich, ich sah auf und fand mich auf der Ecke des Berges, wo er in's Thal hinab sich senkt. Vor mir lag meine Heimath, am grünen Abhang das ehrwürdige Kirchlein, vor ihm der alte immer gleiche Fluß mit seinen guten und bösen Launen, um das Kirchlein her die wohlbekannten Häuser, ob wohl noch mit den wohlbekannten Menschen? Tief unten im Thale glänzte in der abendlichen Sonne die Wetterstange auf meines seligen Großvaters Hause; ich sah das stolze Bauernhaus auf der Thalwand oben mit seinen glitzernden Fenstern, und vor demselben die Elephanten der Schweiz, die stattlichen Kühe auf der Herbst-

weide. Ich sah gegen zwei der Schulhäuser hin, wo der Schulbub und der Schulmeister bald in heißem vergeblichem Schweiß über einander geschwitzt, bald, und das oft nicht umsonst, über einander gegähnt hatten. Da fielen meine Augen in's Thal hinauf, dort war das Haus, wo des Herrn Stimme mich aus dem Schlafe geweckt, und das ich neu erbauen geholfen, und daselbst fast versteckt das alternde Haus, wo Aenneli, wo meine Liebe geweilt, meine Sehnsucht mich hinzog, der Stern meines Lebens auf- und untergegangen. Ich sah Aenneli wieder, und die geschwundenen Jahre waren vergessen, ich fühlte neu die alte Liebe, ich erlebte neu die alten Geschichten, mich brannten wieder die alten Leiden, ich begleitete Aenneli zum Grabe, und es brach wieder auf die verharschte Wunde, die sein Tod mir geschlagen. Meine Augen brachten seinem Andenken wieder das heilige Opfer des trauernden Herzens, die Thränen, alle aus einer Quelle entspringend und denn doch Kinder der verschiedenartigsten Empfindungen. Eines aber erwachte in mir nicht, nicht der alte Haß gegen die, welche ich schuldig an seinem und meinem Schicksal glaubte, ich ballte nicht die Faust, fluchte ihnen nicht. Mich ergriff ein süßes Sehnen nach dem verlornen Glück, nach dem lieblichen guten Mädchen bei dem guten Vater droben. Mir entwickelte sich das Bewußtsein, daß der Allgütige sein liebes Kind nach kurzem Leiden hinaufgenommen als seine gereinigte Magd, mich aber einen rauhern, längern Weg geführt zu meiner Reinigung, aber auch an Vaterhand. Ich erkannte in mir die Zeichen seiner Vergebung darin, daß seine Schickungen zu meiner Seligkeit gedient. Ich ergab mich ihm auf's neue und sprach: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Wie hätte ich da zürnen, fluchen sollen denen, die mir Uebels gethan, da der mir vergeben hatte, an dem auch ich schwer gesündigt? Ich begriff, daß sie nicht gewußt, was sie an mir gethan, daß ihnen das Gefühl gefehlt für die Wunden, die sie mir schlugen, die Erkenntniß der Sünden, die sie an mir begangen. Ich nahm mir vor, versöhnt ihnen entgegen

zu treten und die Hand zum Frieden zu bieten. Mein Herz war weit und offen, Alle da unten im heimischen Thale hätte es umfassen mögen, und mir ward, als ob Gott mit Wohlgefallen mir zusehe, als ob er aus seinem sichtbaren Auge, der untergehenden Sonne, mir blicke und nicke. Da machte ich mich auf, und bei jedem Schritte pochte mir das Herz in ungeduldiger Erwartung, daß ein bekanntes Gesicht sich mir zeigen, eine bekannte Stimme mir einen freundlichen Gruß bringen möchte. Knaben trieben die satten Kühe heim, ich kannte keinen. Von den Feldern mit Kärsten, Karren, Wagen zogen die Erdäpfelgraber heim zu ihrem gewohnten Erdäpfelschmaus, bedächtigen Schrittes, manches Scherzwort wechselnd, aber ich kannte niemand. Junges Volk war es meist, das mich verwundert ansah, mir manchmal bekannt aussah, aber nicht heimgewiesen werden konnte.

Zuweilen war es mir, als ob ich ein alterndes Mütterchen als eine stattliche Frau gekannt hätte, als ob ich einem rundlichten Weibe den Namen zu geben wüßte, wenn es ein schlankes Mädchen gewesen wäre. Ich hatte die entschwundenen Jahren vergessen und ihre Macht über das Menschengeschlecht. Vor den Häusern hin und wieder erkannte ich einen Mann, dessen festere Gestalt dem Wechsel der Jahre widerstanden hatte. Wie freundlich ich so Einem einen guten Abend bot, wie kalt er mir dankte; denn Keiner erkannte mich! Endlich trat ich in's Wirthshaus, wo ich so manchen Klapf gegeben, so manchen erhalten hatte. Jedes Stuhlbein heimelete mich an, ein wohlthätiges Gefühl kam über mich, daß jene Zeit, wo ich mit den Stuhlbeinen eine so gute Bekanntschaft hatte, dahin sei; doch schenkte der Mann jenen Zeiten und dem damaligen Jüngling freundlich wehmüthige Blicke. Auch der Wirth und seine Frau waren alt geworden und kannten mich nicht, so wie keiner der wenigen Gäste. Ich mußte ihnen erzählen von Paris und dem Kampfe daselbst; andächtig hörten sie zu, bis der Wirth mich endlich fragte: wohin ich wolle und wie ich

heiße, weil er es aufschreiben müsse. Mir klopfte das Herz, als ich meinen Namen nannte, es klopfte in banger Erwartung, ob freundliche Gesichter mich willkommen heißen würden. Aber fast erschrocken sahen mich die Menschen an: an dich habe ich nicht gesinnet, es hat niemand geglaubt, daß du wieder kommest, hieß es von allen Seiten. Einer nach dem Andern schlich sich fort, aus Furcht, ich möchte ihn für etwas, vielleicht für ein Nachtlager ansprechen, Jeder schien schon zu berechnen, daß die Gemeinde einen Tagdieb mehr werde zu erhalten haben. Der Wirth war bald mit mir allein, er wies mich nicht fort, fragte mich nicht nach Geld, aber auf seinem Gesichte war die Angst zu lesen, ich möchte ihm einstweilen allein zur Last fallen. Liebe Leute, ihr wißt alle, was das Heimkommen jedem Menschen, der nicht ganz fühllos ist, für eine Bedeutung hat. Wenn ein Hausvater, der Weib und Kind hat, einen einzigen Tag fort ist, was wünscht er zu Hause zu finden, was zieht ihn heim, wenn er weiß, daß er es findet; was zieht ihn Stunden früher heim und beschleunigt seine Schritte mehr und mehr, je näher er dem Hause kommt? Ist's nicht freundlicher Empfang, sind es nicht freundliche Gesichter? Was versüßt ihm Hitze und Mühe und läßt ihn die Ermüdung vergessen? Freundliche Gesichter! Was macht manchen Menschen unglücklich und stürzt ihn auf immer in's Verderben? Unfreundliche Gesichter, Streit und Schelten wenn er heimkömmt. Nach der Heimath zieht es Alle, und je mehr es einen dahin zieht, desto unglücklicher wird man, wenn man es einem dort nicht heimelig, sondern unheimelig macht. Nun war ich Jahre fort, war wieder in der Heimath, deren Anblick mich heute so glücklich gemacht hatte, fand keinen Aetti, fand kein Müetti, keine Frau, kein Kind, kein einzig freundlich Gesicht, kein herzliches Willkommen, sondern allenthalben den Ausdruck, daß ich unwerth heimgekommen. Das that mir weh, das brannte mir tief in's Herz hinein. Als ich auf meinem Lager war, übermannte mich der Schmerz, ich weinte bittere

Thränen, daß in der Heimath mir nur Essig und Wermuth bereitet sei.

Mir wollte das Herz wieder in Zorn aufwallen, böse Vorsätze wollten aufkeimen in mir, Mißmuth mit meinem Loos mich übermannen, ich fühlte mich verlassener als je. Da fing leise eine andere Kraft in mir sich zu regen an, die Kraft des Selbstbewußtseins, das Gefühl des eigenen Werthes; das Vertrauen, von Gott nicht verlassen zu sein, vereinigte sich damit. Beide erhoben mich allmählig über meinen Schmerz. Ich verzog zum Eigennutz erzogenen Menschen eigennützige Gedanken, verzog den Vielbeladenen ihre durch Andere erzeugten Aengsten, begriff, daß ich in der letzten Zeit eben nicht den besten Ruf hinterlassen haben müsse, fieng an mich zu freuen, nun als ein anderer Mensch erscheinen, sie Alle beschämen, ihnen nützlich sein zu können. Ich empfahl meine Wege dem, in dessen Wegen ich wandeln wollte, und fand endlich Ruhe.

Einunddreißigstes Kapitel.

Meine Krankheit und dem Spital seine.

Die gestrige Tagreise, die gehabten Gemüthsbewegungen, verbunden mit allen frühern, ließen mich am folgenden Morgen unwohl erwachen. Meine Wunde war wieder entzündeter, es fröstelte mich über und über, und heftiges Kopfweh lastete centnerschwer über meinen Augen. Ich stund dennoch auf, glaubend, frische Morgenluft werde mir wohl thun. Zu Aenelis Grab wollte ich, wollte es wieder grüßen, wollte es bitten, mein Schutzgeist zu bleiben, bis der gütige Vater uns zusammenführe. Mühsam trugen mich meine Schritte hin auf die mir wohlbekannte Stätte. Dort sank ich in's feuchte Gras und dachte unserer Scheidestunde, seines letzten Blickes, und immer dunkler wurden mir meine Gedanken; aber immer hel-

lere Bilder drängten sich an meinen Augen vorüber, ich glaubte Aenneli zu sehen, mein Kind, Mareili, Bonjour, Napoleon und noch manche andere Gestalt, und diese Alle vereinigten sich, stoben dann wieder auseinander auf die wunderlichste Weise.

Ich konnte die Bilder immer weniger festhalten, sie verflossen immer wilder in einander, wurden immer dunkler und dunkler, bis endlich schwarze Nacht über mich einbrach und jegliches Bewußtsein schwand. Doch stiegen dann zuweilen auch in dieser Nacht Gewitter auf, und mir war's, als sehe ich den ganzen Himmel in einem flammenden Blitze, und diese Blitze entlüden sich alle auf meinem Kopfe und erfüllten ihn mit einem entsetzlich brennenden Feuer. Und wieder war mir, als stünde ich im Gefechte und alle Kugeln schlügen mir in meinen Arm, und obgleich schon hundertfach zersplittert, kamen immer neue Kugeln und fanden immer noch etwas zum Zersplittern. Da kam wieder die Nacht, in der ich nichts sah, nichts fühlte.

Endlich erwachte ich von einem hellen Schein, der mir in die Augen drang. Ich schlug die Augen auf, meine Weckerin war die Morgensonne, die durch enge Fenster hineinguckte auf mein Bette. Ich war nicht mehr auf Aennelis Grab und konnte nicht begreifen, wo ich war, wie ich hierher gekommen. Am Fenster saß ein altes Mütterchen, hustete und spann Kuder, in zweien andern Betten berzete und stöhnte es, im dritten lag ich, unendlich matt, nur Augenblicke konnte ich die Augen offen halten, die Stimme fand ich gar nicht, der Kopf war mir so blöde, aus den Gliedern war alle Kraft weg, ich konnte mich nicht rühren, lange lange nicht. Endlich vermochte ich ein Geräusch zu machen, die Alte brachte mir zu trinken und erschrack um Umfallen, als ich durch den Trunk gestärkt, sie fragte: wo bin ich? Sie glaubte, ein Geist rede aus mir, denn niemand hatte daran gedacht, daß ich wieder zurecht komme. Ich vernahm nun, daß ich im Spital der Gemeinde sei, vom Kirchhof weg hierher gebracht, und viele Wochen lang hier im Fie-

ber liege, und daß der Doktor gesagt, es sei nichts mit mir zu machen, ich stürbe auf jeden Fall. Doch hätte man mir noch alleweil zu trinken gegeben, wenn ich meine Zunge fast schwarz vor Brand herausgestreckt.

Ich hatte Mühe dieses zu fassen. Endlich ordentlich zu mir selbst gekommen, fühlte ich besondern Schmerz im Arm, fühlte, daß er vernachlässigt worden war, indem ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Ich verlangte nach dem Arzt, die Alte ging, sagte es dem Spitalknecht und brachte seine Antwort: das werde nicht halb so pressiren, am Abend müsse jemand in's Dorf, um Salz zu holen, da werde es lange frühe genug sein. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen, allein die Alte meinte, da sei nichts zu machen, und nahe an mein Bett tretend, flüsterte sie: der Knecht sei gar e wüste und unerchante. Wie man mich am Montag in den Spital gebracht, habe er es erst am Mittwoch dem Doktor sagen lassen, und gemeint, um dä wäre es nicht schade, wenn er schon verrecke. Aber ich solle sie um Gotteswillen nicht verrathen; wenn er es wieder vernehme, was sie mir gesagt, so ginge es ihr viel zu bös, sie käme gewiß in den Schwingstuhl oder an das Block. An eine solche Ordnung war ich nicht gewohnt aus den französischen Spitälern; ich wußte, was dort die kleinste Vernachläßigung eines Kranken nach sich zieht, und hatte gar keinen Begriff davon, wie weit die Rohheit eines Spitalknechtes getrieben werden kann, wie weit eine Kommission den brutalen Grundsatz, daß sie nur da sei zur Unterstützung des Knechtes und nicht auch zur Sicherstellung und Bewahrung der Armen, ausdehnen kann; ich hatte keinen Begriff davon, wie hoch man Despotie und Zwang in einem solchen Hause schrauben kann, so weit z. B., daß man den Leuten daselbst das Kirchengehen verbietet, aus Furcht, sie möchten erzählen, wie sie behandelt werden.

Ich schickte sie noch einmal hin: da kam etwas herangepoltert in Holzschuhen (die Holzschuhe und noch andere rasselten oft bis nach Mitternacht in dem hölzernen Hause, auf

den Köpfen der Kranken herum, daß es mir in meinem angegriffenen Kopfe fast unerträglich wurde) und schnauzte mich an: ich werde d. D. nicht wollen regieren, er müsse verantwortlich sein, er hätte d. D. viel zu thun, wenn er allemal aparti zum Doktor schicken wollte, wenn es Einem in Sinn käme; hätte ich so lange da gelegen, so werde das nicht alles zwänge, wenn ich schon bis am Abend warte. Ich frug nach meinem Habersack, in dem ich Mehreres für meinen Arm von unserem Wundarzt hatte, er wollte nichts von ihm wissen. Ich frug nach meinen Kleidern, es hieß, die hingen draußen im Spycher, man hätte nicht daran gedacht, daß ich sie noch einmal brauche. Ich forderte sie; die hätte ich gar nicht nöthig, ich werde sie nicht anziehen wollen, und man hätte nicht Zeit, für mich ume und ane zu springen; ich sollte nicht meinen, daß ich hier nur befehlen könne. Ich verlor im Aerger wieder mein Bewußtsein, aus welchem Zustande mich der Arzt weckte, der nun, da ich noch nicht sterben wollte, es wieder für thunlich hielt, mit meinem Arm sich zu beschäftigen. Derselbe war fürchterlich vernachläßigt, einige Zeit glaubte man ihn abnehmen zu müssen. Wenn man nicht immer noch gehofft, ich stürbe, so hätte man mich wahrscheinlich nach Bern geführt, so aber fand man es nicht der Mühe werth. Er wurde endlich gerettet, allein er wird mir steif bleiben.

Da die rohe, brutale Behandlung die gleiche blieb, und ich eben glaubte, die Behörde sei für beide Theile da, so begehrte ich einmal der versammelten Kommission etwas vorzubringen. Ein Mitglied kam und auch der Knecht. Ich wurde gefragt, was ich wieder zu räsoniren hätte, und der Knecht meinte, ich solle meine Sache jetzt nur sagen. Und ehe ich noch etwas sagte, meinte das Mitglied: man kenne sellig Kunde wohl, sellige syg niene wohl, wenn sie amene rechte Ort hätte chönne sy, su wäre si nit unter die Rothe gloffe. B'hütis, ih chenne dih gar wohl, du bisch geng vo de Ungattlichste eine g'sy und wirst jetzt unger dene Hudle alle e ganze Kerli worde

sy. Aber du muesch nit meine, du heigisch meh Recht als en Angere, u dih förchte mr nit; we me e Sellige förchte wett, me wär bös zweg. Nun versuchte ich auch etwas zu sagen, was Manier sei und nicht. Aber da hieß es plötzlich wieder: du bisch jetzt nit d's Paris, du bisch jetzt i üsem Spitel, wärisch dert bliebe. B'hütis, mir hei dih gar nit ume bigehrt. Ih g'seh jetzt scho, wer Recht het, du bisch eine vo de Mehbessere, häb dä nume i dr Kur, dä mangleta. Das war mein Verhör, das seine Frucht. Ich sah, daß unter solchem Regiment gar nichts zu machen und Schweigen das Beste sei. Dieses wurde mir am schwersten, wenn ich alte, zitternde Leute mit Worten und Werken mißhandeln sah, oder wenn die Frau des Knechts, die ein Gesicht hatte wie eine Stande voll Sauerkraut, ihr böses Maul handthieren ließ unter den Leuten. Meine Genesung ging sehr langsam vor sich unter solchen Umständen, man kann es sich denken. Erst als das Frühjahr schon hoch am Himmel stand, konnte ich zum ersten Mal die Stube verlassen und an die Sonne mich setzen. Ich sah erbärmlich aus und fühlte auf der Brust und in allen Gliedern eine unbegreifliche Schwäche. Doch war einmal der erste Schritt gethan, ich hoffte, bald mehrere zu thun, bald diesen Ort verlassen zu können.

Zwei Sachen plagten mich. Erstlich das Habhaftwerden meiner Effekten, über die man mir nicht Auskunft geben konnte oder wollte, und dann die Sehnsucht nach Bonjour. Ich konnte nicht begreifen, warum er nicht geschrieben, und wollte ihm schreiben, sobald es mir möglich war. Endlich glaubte ich den Weg nach dem Dorfe unternehmen zu können und fragte um Erlaubniß. Ich mußte sagen, was ich unten machen wolle. Nach Briefen sehen, war meine Antwort. Dafür brauchst du nicht hinunter zu gehen, hieß es, es liegen zwei für dich schon lange da. Ich wollte aufbegehren, daß man mir sie nicht übergeben, allein es hieß: man hätte noch an andere Sachen zu sinnen, als an meine Briefe. Dieselben waren offen, wahrschein-

lich weil man nicht dachte, daß ich sie je lesen werde, und waren allerdings von meinem Alten. Derselbe schrieb mir im ersten: er hätte weder nahe Verwandte noch gute Bekannte angetroffen, scheine auch unwerth gekommen zu sein, er wolle nur noch den Leset (Weinlese) abwarten und einen Brief von mir, dann werde er wohl zu mir kommen. In einem zweiten beklagte er sich über mein Stillschweigen und über ein angreifendes Unwohlsein, das ihn zwar nicht in's Bett geworfen, aber doch vom Reisen abhalte, deßwegen solle ich sobald als möglich ihn besuchen. Der letztere war schon drei Monate alt, französisch geschrieben, und man hatte nicht der Mühe werth gefunden, ihn mir zu übergeben. Man kann sich meinen Unwillen und meine Unruhe denken. Der erstere stieg noch, als der Lümmel mich jetzt nicht in's Dorf lassen wollte und meinte, ich wollte nur hinuntergehen, um die paar Batzen, die ich noch hätte, zu versaufen und ihn zu verbrüllen. Nun erwachte aber die ganze Ueberlegenheit des Mannes in mir. Mit wenig Worten erklärte ich ihm, daß er mich verklagen, aber an meinem Gang nicht hindern könne, und durch das Hinterhalten der Briefe hätte er ein Unglück angestellt, das er vor dem Richter zu verantworten hätte. Der Mann war verblüfft, aber nach Art solcher Lümmel verbarg er seine Verlegenheit hinter desto lauterem Brüllen: ich könne seinethalben laufen wohin ich wolle, aber er wolle sehen wer Meister sei, ob ich oder er, es werde wohl ein Block da sein für mich, schwer genug, ihn nicht in's Dorf zu schleppen. Doch ließ er mich fort.

Mein erster Gang war in's Wirthshaus, um meine Effekten zu suchen. Glücklicherweise traf ich den Wirth und gleich die rechte Saite. Ich entschuldigte mich, daß ich so lange sein Schuldner geblieben sei, und frug nach meiner letzten Uerti. Er meinte, das hätte nicht pressirt, aber es sei brav von mir, daß ich zu zahlen begehre. Er fand, daß ich gar leid aussehe, und gab mir eine gute Fleischsuppe, die mir wohlthätig in alle Glieder drang. Ich wollte schon zutraulich

werden und zu klagen anfangen über den Spital und dessen Vorstand; da sah er sich um, ob das jemand gehört, und meinte: man könne es nicht allenthalben haben, wie man wolle, es seien auch gar allerlei Leute in einem solchen Spitale, er hätte schon Manches gehört, allein man rede heut zu Tage gar viel. Uebrigens gehe ihn die ganze Sache nichts an, und was ihn nichts angehe, darein mische er sich nicht. So ging es mir später noch an mehreren Orten. Die Leute erschracken ordentlich, wenn ich vom Spital zu reden anfing, sahen sich um, ob auf hundert Schritte jemand in der Nähe sei, und wenn sie keinen Menschen sahen, so redeten sie doch leiser, so leise als möglich, wahrscheinlich aus Furcht, der liebe Gott möchte es hören. Ich stelle mir vor, gerade so hätten vor der Revolution die Franzosen es mit der Bastille gehabt. Es kam mir aber sehr merkwürdig vor, was man auf dem Lande, und noch dazu in einem freien Lande, mit einer tüchtigen Portion Unverschämtheit, unterstützt von eigennützigen und herrschsüchtigen Menschen, für einen Zwang ausüben, die Menschen in Angst und Schrecken jagen und auf der einen und auf der andern Seite eine Art Respekt einflößen kann, in welchem man alles Gethane und Gesprochene recht gut und schön finden zu müssen glaubt. Ich sah das aber später noch viel schöner. Ich sah, wie Gemeindsbeamtete, z. B. Gemeindsschreiber, mit diesem unverschämten, hochfahrenden Wesen ganzen Gemeinden imponirten, sie verstummen ließen. Ich sah, wie die ehrsame Bauersame am Kreuzer hängt mit Leib und Seele, und doch solche Beamtete Geld hinter sich zogen, keine Rechnung gaben, mit dem Gelde wirthschafteten, daß es eine Burgerlust war. Ich sah wie die ganze Bauersame Stück um Stück in's Geheim einem in's Ohr sagte: das komme nicht gut, da werde die Gemeinde einisch e donners Täsche use näh! Ich hörte, wie selbst höhere Regierungsbeamtete, die doch auch von Amts wegen etwas zu thun haben werden, trotz ihren geheimen Instruktionen, mit denen sie sich zuweilen bemänteln, Aehnliches

meinten; und doch sah ich vor hochgetragener Unverschämtheit alles beben, und Keiner durfte das Maul aufthun, um zu sagen, was Recht und Pflicht war, wozu das Gesetz verpflichtete. Es ist aber eben eine merkwürdige Sache um das Menschenherz, und sehr merkwürdig zu sehen, für den, der Augen dazu hat, wie sich in demselben Eigennutz, Menschenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei und Schmeichelei zu einem grausen Knäuel geballt, herumbalgen, und bald das eine, bald das andere Ungethüm obsiegt. Endlich frug ich meinen Wirth nach meinem Habersack; derselbe, meinte er, werde noch oben liegen, und glücklicherweise fand er sich noch vor.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, und fast zu einer Weltsche kam.

In demselben fand ich meine Bankscheine wieder, wußte aber nicht, ob sie noch gültig seien, ich wußte, wie es in der frühern Revolution mit dem Papiergeld gegangen war. Der Wirth konnte mir nichts von dem Zustande Frankreichs sagen; er lese keine Zytig, meinte er, und man hätte schon zu viel an dem, was hier vorgehe, als daß man sich noch darum bekümmern sollte, was dort vorgehe, wo es einen nichts angehe. Ich frug nach jemandem, der mir Auskunft geben könne.

Er wies mich zu Einem, der gar e g'wundrige und e politische sei und vier Zytige lese. Ich ging und fand einen langen, schwarzhaarigen und bärtigen Mann, die Hände in den Seitentaschen des pelzkragichten Rockes, mit einer blauen Brille auf der schlanken Nase, der frug gar manierlich, die Achseln hoch hinauf ziehend, nach meinem Begehren. Ich trug ihm die Bitte vor; er fragte mich um die Ursache meiner Bitte. Etwas ungern sagte ich ihm, daß ich Scheine einzuwechseln

hätte und eine Reise machen möchte zu einem Freund, von dem ich vermuthe, daß er krank sei, aber nicht wüßte, wo ich könnte wechseln lassen. Der Mann, ein obrigkeitlicher Fecker, war bekannt mit Geldgeschäften; da er keine Kinder hatte, so hatte er seine Freude an andern Dingen; er erbot sich, das Geschäft für mich zu besorgen, und mißrieth mir die Reise gar sehr, bis ich gründlich hergestellt sei.

Er bestellte mich auf einen andern Abend, um sich von einem Augenzeugen die Julitage erzählen zu lassen, und ermahnte mich, einstweilen an Bonjour zu schreiben, wenn ich nämlich schreiben könne, sonst wolle er es für mich thun. Ich nahm sein Erbieten an, da ich wohl recht gut schrieb, aber im Spital kaum zum Schreiben gelassen worden wäre.

Mit Vergnügen hörte mir der Fecker zu. Da er wahrscheinlich in mir einen verständigen Mann fand, und er selbst eben so gerne erzählte, als zuhörte, so erläuterte auch er mir die Verhältnisse im Vaterlande, die mir durchaus unbekannt waren. Er gehörte zu den sogenannten Liberalen, war der Aristokratie abhold, und wollte aufrichtig das, was er für das Beste hielt. Er machte aber weder die Aristokratie zu lauter Teufeln, noch vergötterte er das Volk, oder vielmehr die größten Schreier desselben. Er gab sich alle Mühe, von jeder Leidenschaftlichkeit sich frei zu halten, und Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; darum sahen ihn auch die Weißen und die Schwarzen in seiner Gemeinde mit scheelen Augen an, und keiner traute ihm recht, weil er keinem unbedingt Recht gab, unbedingt sich anschloß. Er beurtheilte die allgemeinen Verhältnisse weit sicherer als die Meisten, aber die Meisten glaubten, trotz seiner klugen Urtheile, er hätte keinen Verstand.

Der Fecker tröstete sich darüber sehr leicht, er sagte: Ehedem hätten die Aristokraten geglaubt, der liebe Gott gebe die Weisheit den Seinigen im Schlafe, nun hätten die Leute gewechselt, aber der Irrthum sei geblieben und das Hochtragen der Köpfe.

Wir brachten mehrere vergnügte Abende bei einander zu, wo wir uns ordentlich verschwatzten. Der Spitalknecht war bitterböse darüber, er meinte, ich lasse eine Klageschrift dort gegen ihn machen, und sagte, ich könne hinunterlaufen so viel ich wolle, es solle mir nichts nützen. Er könne es mir verbieten, zum Fecker zu gehen, allein er fürchte sich nicht, der schwarze D. hätte ihm nichts zu befehlen, und wenn der etwas mache, so wolle er es ihm eintreiben. Auch die Frau Feckerin, die mit der Suppe warten mußte, wenn ihr Herr recht im Schwatzen war, hörte ich einmal sagen, als man mich anmeldete: Was wott dä Dampi o gäng by d'r? Das machte mir Mühe. Als sie mich aber einmal einen Theil meiner Geschichte erzählen hörte, ward sie recht freundlich und hieß mich oft wiederkommen. Geld hatte ich eingewechselt, aber noch keine Antwort von Bonjour erhalten; ich hatte ihm selbst geschrieben und auch umsonst. Gestärkt durch die freie Luft und manches Glas Wein, das ich aus meinem Gelde trank, rüstete ich mich zu einer Reise zu meinem alten Freunde, den ich nun bald ein Jahr lang nicht gesehen.

Alle Abende ging ich auf die Post, wo ich gewöhnlich den Fecker traf, zeitungs- und briefsbegierig. Zwei Tage vor meiner Abreise fand ich dort einen großen Brief an mich, von fremder Hand, mit unbekanntem Siegel. Es war eine Ankündigung der Behörde, daß Bonjour gestorben und ich zu seinem Erben eingesetzt sei. Der Schlag traf mich hart, ich hatte einen zweiten Vater verloren, so lange mich nach ihm gesehnt, auf das Wiedersehen mich gefreut, und wieder alles eitel; wieder eine Warnung, daß all mein Hoffen, alle meine Träume eitel seien und bleiben sollten immerdar. Am tiefsten ergriff mich der Gedanke, wie sehr mein guter Wohlthäter nach mir verlangt, sich gehärmt habe, als er keine Antwort erhalten, und durch seine Krankheit gelähmt, nicht nachsehen konnte, was mir fehle. Denn daß mir etwas begegnet sei, das wußte er wohl, er war meiner zu sicher, als daß er hätte glauben

können, von mir leichtsinnig vergessen, hintangesetzt worden zu sein. Um so schmerzlicher mußte ihm sein Leiden und die Angst um mich sein, den er mehr als seinen Sohn liebte, der sein Stolz war, den er zu seinem andern Selbst gemacht. Im Briefe ward ich aufgefordert, selbst zu kommen, mich zu legitimiren und das Erbe zu erheben. Ich konnte nicht sobald abreisen, der todte Mammon zog mich lange nicht so, wie mich der lebendige Freund gezogen hatte. Die Trauer lag mir wie Blei auf meinen matten Gliedern, und drückte mich nieder. Ich fühlte mich auf's neue verwaiset und verlassen; doch kräftigte mich, ich will es frei gestehen, das Gefühl, Eigenthum zu besitzen, und auf diese Weise nicht ganz verlassen, hülflos zu sein. Was ich gespart, war nicht bedeutend, zur Landarbeit war ich jetzt unfähig geworden.

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran mußte ich denken; ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf dessen Einsicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er gestorben, ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menschen preis gegeben gewesen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch vor seinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir so nahe gestanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und zu sterben. Es war mir ein Freude denken zu dürfen, selbstständig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer sehen zu müssen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verstorbenen nicht, aber ich verachtete seine Gabe nicht, sondern dankte sie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker theilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten rieth er mir, einstweilen nicht zu reden, ich lerne meine Leute noch besser kennen, und bewahre mir am besten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten mit einander, daß ich erst das Erbe behändigen solle, ehe ich mich zu etwas entschiede. Unterdessen hätte ich

Zeit genug, mich ordentlich zu besinnen, und die Vorsehung eröffne mir vielleicht unversehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen zu lassen, damit ich mit Ehren erscheinen könne im narrochtigen Weltschland. Erst hielt er sich über das Tuch lange auf, das ihm für Einen, der im Spital gelegen, gar zu hoffährtig vorkam. Der gute Mann gab wahrscheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß Einer, der von seinen Batzen genossen, besser gekleidet sein sollte, als er. Darin hatte er nun so unrecht nicht, desto mehr aber im folgenden. Wir Gardesoldaten waren gewohnt uns gut zu tragen, unsere Uniformen waren nicht so von ungefähr gemacht, hingen nicht um uns wie Säcke, sondern waren mit Sorgfalt gearbeitet, und mußten dem Mann passen, seine Gestalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achseln Falten werfen, oder ein Aermel anders eingesetzt sein als der andere. Mein Schneider wollte nun erst lange nicht versprechen, den Rock so zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete: in Frankreich könne man seinethalben die Röcke machen, wie man wolle, hier aber mache man sie, wie es der Brauch sei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er: wenn ich es zwänge wolle, so könne er es auch machen, so gut wie ein Anderer. Gut! ich gab ihm noch einen Rock zum Muster. Als ich den neuen anprobirte, war er die merkwürdigste Karrikatur von der Welt, und hing um mich, wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muster war auch nicht die geringste Beachtung geschenkt worden. Auf meine Bemerkung meinte mein Schneider: Allweg sei es besser zu weit, als zu eng, wenn man im Winter zwei Mutzen übereinander anlegen wolle, so habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren seine Kutte machen sollte, wie er es in seinem Narrengring hätte, so möchte der Teufel Schneider sein! Ich wußte am Ende nichts Besseres, als dieser Kutte loszukommen wie ich konnte und mochte, und mir an einem andern Orte eine andere machen zu lassen. Ich

ärgerte mich zuerst über den Schneider, dann am meisten über mich. Ich hätte es wissen sollen, daß keine Arbeitsleute eigensinniger und einbildischer seien, als die, welche ihr Handwerk gar nicht verstehen, und gewohnt sind, ohne Gedanken, als Maschine zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den fernsten Gedanken an Vervollkommnung, sondern er meint, nicht nur sei er selbst vollkommen, sondern er mache auch alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel, und verpfuscht lieber eine Sache, als daß er sie verbessert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tausende, so wie es Millionen Christen gibt, die als Menschen keinen Fehler eingestehen wollen, und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Ich fand das kleine Vermögen meines Freundes nicht in der besten Ordnung vor, hingegen noch Abschiedsworte, die mich innig rührten, einzeln abgebrochene, aufgezeichnet in lichten Augenblicken, aber einzelne Bilder seiner treuen biedern Seele, seiner Liebe zu mir und seines verhaltenen Schmerzes, an dem er starb, daß der kleine Korporal, der große Kaiser, nicht kommen wollte, vielleicht nicht kommen konnte. Gerne würde ich sie hierher setzen, wenn ich nicht zum Schluß eilen müßte. Es kostete mir viel mehr Mühe, mein Erbe zusammen zu treiben, als ich anfangs dachte; wenn ich schon etwas im Reinen zu haben glaubte, so stellte sich immer wieder etwas dazwischen, und ich konnte lange nicht begreifen, was. Es war wie etwas Unsichtbares, wie ein Geist, der auf nächtlichem Wege die Pferde stettig macht, daß sie nicht vorwärts wollen. Endlich endeckte ich diesen unsichtbaren Kobold, aber er hatte Fleisch, freilich etwas altes, und Beine, aber ein wenig krumme. Es war nämlich meines Wirths Tochter, die sich immer zwischen mich und meiner Abreise stellte, wenn ich dieselbe ohne sie unternehmen wollte. Sie war eine von denen gewesen, die oben hinaus wollten, ohne Ansprüche dafür zu haben; darüber war sie veraltet; um so verliebter

ward sie, um so mehr ward ihr angst, sitzen zu bleiben; jedes Abendläuten schien ihr von dem Glöcklein auf dem Girizimoos her zu kommen, welches die alten Töchter auf der ganzen Welt zum Kaffee zusammenklingelt. Ihre Mutter theilte die Angst mit ihr und vergrößerte sie noch, und sagte ihr alle Abend: mais mon Dieu, Susette, encore un jour passé! Der Vater hätte ihren Abschied auch nicht ungerne gesehen, weil er an seiner Frau Weibervolk genug im Hause, an ihren Launen genug zu tragen hatte; und eine liebesüchtige, aber übellaunige Tochter ist für manchen Vater ein schweres Kreuz. An mir glaubte sie endlich einen sichern Fang gethan zu haben. Nicht daß ich ihr Anlaß zu diesem Glauben gegeben hätte, allein ich war eine bête allemande, die zum Glück französisch verstund, und ein Weltsch glaubt mit einer solchen bête machen zu können, was er will, und besonders wenn sie weltsch kann. Trotz dem daß ich eine bête war, gefiel ich ihr, und mein Vermögen auch, und auf alle Fälle fing sie an, sich an den Grundsatz zu halten, daß Einer besser sei als Keiner. Diese drei nun hatten ein ordentlich Bündniß gegen mich geschlossen. Anfangs suchte man mich durch allerlei touchante Anlässe zu überrumpeln, und da dieses nicht half, so zog man Laufgräben um mich, ließ mich unbewacht keinen Schritt thun, und Susette beschoß mich mit zärtlichen Bomben und eindringlichen Leuchtkugeln aus ihren rothverbändelten Augen. Sie wußten durch tausenderlei Künste alle meine Geschäfte auf die lange Bank zu schieben. Als ächte bête allemande merkte ich das ganze Spiel lange nicht, und offenherzig gab ich dem Wirthe alle Abende Bericht, wie weit ich gekommen, was mir für dieses oder jenes geboten worden, was ein Gläubiger mir versprochen, was ich ferner vorzukehren gedächte; so ward ihnen leicht, mir unter der Hand alles wieder zu verderben. Endlich fiel ich doch darüber, indem man es mir einige Male gar zu nahe legte. Ich wurde nun schweigsamer, vorsichtiger, und kam endlich zum Abschluß, so daß ich eines Tages meine Reise

ansagen konnte. Ueber die langen Gesichter, die versuchten und abgeschlagenen Stürme will ich schweigen. Dafür, wie ein ächter Weltscher, hielt mein Wirth durch eine unverschämte Rechnung sich schadlos; als diese richtig bezahlt war, schieden wir als gute Freunde von einander.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Mein Aemtlihunger, und wie ich abgespiesen werde.

Nun hatte ich endlich mein kleines Eigenthum beisammen, und konnte überschlagen, was damit anzufangen sei. Im Nothfalle reichten dessen Zinsen hin, mich zu nähren. Aber ich wollte nicht bloß einen Rücken haben, ich wollte auch etwas sein, es kam nur darauf an, was? Auf meiner ganzen Reise übersann ich dieses, dachte bald an dieses, bald gefiel mir jenes, wählte und verwarf, bis ich endlich bei meiner Heimkunft meinen Fecker mit dem Entschluß überraschte, Schulmeister werden zu wollen. Aber Gotthelf, sagte er mir, wißt ihr auch, was ihr wollt? Ich weiß wohl, daß ihr ein verständiger Mann seid, aber mit dem ist's nicht gemacht; habt ihr auch die nöthigen Kenntnisse? Man fordert jetzt weit mehr als sonst. Wißt ihr auch, was ihr mit einer Schule für ein Amt übernehmet? Wisset ihr, daß, wenn ihr ein wahrhaft guter Schulmeister sein, d. h. das Böse meistern und austreiben, das Gute zeugen und auferziehn wollt, ihr Jahre lang von den Alten werdet verlästert, eure Arbeit an den Jungen von ihnen werdet geschädiget sehen, und daß euch dieses noch zehnmal mehr als einem Andern geschehen wird, weil ihr ein Rother und in Frankreich gewesen seid? Ich gab ihm einige Proben meines Wissens, mit denen er zufrieden schien; auch den andern Einwurf hätte ich wohl überdacht, aber es dünke mich doch gar schön, zu verhüten, daß Kinder nicht mehr so erzogen würden

wie ich. Ich glaube, der liebe Gott habe mir in diesem Entschluß einen besondern Fingerzeig gegeben seines Wohlgefallens, daß ich nun, was an mir gesündigt worden, an vielen Andern verhüte. Ob er wohl eine schönere Lebensaufgabe kenne? Uebrigens glaube ich mit den Leuten wohl nachzukommen, thäten sie am Ende auch räsoniren, so könnten sie mich doch nicht kujoniren. Der Fecker meinte, wenn ich die Sache von dieser Seite nehme, so könne ich es einmal probieren; wenn ich später über meine Täuschung komme, so könne ich immer noch etwas Anderes wählen, versäumt sei nichts, ich aber an Erfahrungen reicher geworden. Ich eröffnete ihm, daß ich für eine in der Nähe ausgeschriebene Schule mich zu melden gedächte. Das ist aber doch ein verwegenes Stücklein, meinte der Fecker, ihr habt euer Lebtag kein Schulmeisterexamen gehört, und wollt nun so mir nichts, dir nichts, eins machen. Ich behauptete, nicht mehr so klüpfiger Art zu sein, und was Einer wisse, das könne er auch sagen. Ich will nicht mit euch disputiren, sagte er, aber einen guten Rath will ich euch geben: geht zum Schulkommissär, der das Examen hält, und meldet euch bei ihm als Bewerber für die X. Schule, und sagt ihm zugleich, ihr seiet französischer Gardist. Die meisten Schulkommissäre würden freilich den Kopf schütteln, aber nicht weiter eintreten, sondern sagen: es komme auf das Examen an, sie wollten dann sehen, was ihr könnet. Der aber nicht also, der examinirt gar zu gerne, und wo er Einen zwischen seinen examinirenden Schraubstock kriegen kann, erlabet er sich an den Oehl- und Schweißtröpflein, die er hervorpreßt, gar wonniglich. Der wird auch den Kopf schütteln, aber er wird nicht warten mögen bis zum Examen, sondern euch gleich auf den Zahn fühlen, und ohne daß er es selbst weiß, zu examiniren anfangen. So habt ihr den doppelten Vortheil, daß ihr wißt, wie es bei einem Examen zugeht, und wie ihr in so einem bestehet.

Den Rath fand ich allerdings gut, und an einem schönen Morgen befolgte ich ihn auch. Ich wurde zu einem kleinen

Herrn geführt mit schönen glatten, schmalen, langen Backen und schnarrender Stimme. Auf mein Anbringen schüttelte er richtig den Kopf, und sagte: ihr seid ein Rother, aber wisset ihr auch, was ein Schulmeister ist? Auf einige schöne Redensarten von mir, sagte er, das ist gar schön, aber mit dem ist es noch nicht gemacht, wisset ihr auch, was ihr die Kinder lehren sollt? Ich erwiederte etwas recht Kluges, wie ich meinte; aber er meinte: das ist nüt, darauf kommt es gar nicht an, ich frage euch, ob ihr die Fächer kennet, die ihr lehren sollt? Kennt ihr z. B. die deutsche Sprache? Ich könne deutsch und französisch, meinte ich. Ja ich höre wohl, daß ihr deutsch redet, sagte er schneidend, deßwegen kennt ihr die deutsche Sprache doch nicht; könnet ihr z. B. sagen, aus wie vielen Bestandtheilen ein Satz besteht? Natürlich war ich am Haag. Ihr kennt doch die Zustands- oder Aussagewörter? Ich wußte wieder nichts. Oder saget ihr ihnen noch Zeitwörter? Ja, die kannte ich endlich. Könnet ihr sie conjugiren? Ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt. Nicht wahr, er, sie, es, sind Fürwörter, und stehen für Hauptwörter da; sollen sie die Stelle von Hauptwörtern vertreten, so müssen sie auch deklinirt werden können, nicht wahr? Ja, das waren mir nicht nur böhmische, sondern auch spanische Dörfer, und ich schüttelte betrübt den Kopf. Da seht ihr, wenn man schon deutsch kann, so kann man doch die Sprache noch nicht kennen, und das fordert man heut zu Tage. Da er im Zuge war, so ging es durch mehrere Fächer fort, und in der Religion, wo ich meine Hauptstärke wähnte, bestund ich am schlechtesten. Ich sollte die Wörter Gnade, Barmherzigkeit, Langmuth, Güte erklären, und die bezeichnenden Unterschiede zwischen ihnen angeben. Ich redete wieder allerlei Schönes, wie ich glaubte, allein das sei nichts, sagte er mir, ich solle jedes besonders definiren mit bestimmten, kurzen Worten. Das konnte ich aber nie recht treffen, so wie er sich das ausgedacht hatte. Auf einmal heimelete die Sache mich, meine Unterweisung käm mir

in Sinn, ich dachte, das sei vielleicht ein Sohn des Pfarrers, der mich unterwiesen, und natürlich werde er die Erklärungen seines Vaters wollen. Ich stoppelte nun aus meinem Gedächtniß zusammen, was ich noch wußte; aber o weh, es mußte doch nicht sein Sohn gewesen sein, denn er fuhr mich ordentlich an, und nach vielen Wendungen fragte er mich: ob ich nicht selbst einsehen müsse, daß meine Erklärungen durchaus unverständig gewesen seien? ich sehe aber hoffentlich nun selbst, daß nicht jeder Schulmeister sein könne, der es sich einbilde, er rathe mir nicht, das Examen zu machen, sondern vor allem einen Wiederholungskurs zu besuchen.

Ganz zerschlagen und erbittert kam ich zum Fecker, erzählte ihm den Hergang, schimpfte weidlich über den Schulkommissär und behauptete, wenn es nach ihm ginge, müßten die Schulmeister Papageien werden und die Kinder zu solchen erziehen. Als ich ausgetaubelet hatte, sagte er mir, ich solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und ich verstünde die Sache doch nicht recht. Er wisse wohl, der Kommissär halte, ohne daß er es wolle, viel zu viel auf dem Eintrichtern, und obgleich er dagegen losziehe, begehe er doch den Fehler in hohem Grade. Er sei auch überzeugt, ich würde die Kinder in der Schule wecken und beleben, aber ihnen vielleicht zu wenig eintrichtern. Denn einmal müsse man den Kindern in der Schule auch etwas beibringen, und dieses müsse in einer bestimmten Ordnung und Form geschehen, und wenn der Lehrer diese Ordnung und Form die Kinder schon nicht auswendig lernen lasse, so müsse er sie doch selbst im Kopfe haben, um die Kinder so leiten zu können, daß sie, wenn auch nicht die willkürlichen Wörter, doch wenigstens die Sachen selbst fänden. Kenne der Lehrer weder Ordnung noch Form, so komme er bei aller Mühe nicht weit, nie zu einem sichern Gang, könne nie das rechte Ziel sich stecken. Da hinke es nun allerdings bei mir, und wenn es auch nicht die Haupterfordernisse bei einem Lehrer sei, so sei es doch wenigstens die wichtigste Nebensache.

Bei meinem verständigen Sinn und meiner Gewohnheit zu lernen, könne ich mir aber das wohl noch erwerben, wenn ich bei meinem Vorhaben bleiben wolle.

Dazu hatte ich aber durchaus keine Lust. Was ich erlernen sollte, kam mir so kraus und fremd vor, dazu so geistlos und überflüssig, daß ich verzweifelte, je mir dasselbe aneignen zu können. Ich gab also den Traum, Schulmeister werden zu wollen, auf, gab den Glauben auf, daß die Vorsehung mich dazu berufen, und wollte mich auf etwas Anderes besinnen.

Was ich nun wieder alles sann und verwarf, will ich nicht alles anführen. An einem Sonntage fiel mir im Amtsblatte die in meinem Amte ausgeschriebene Straßen-Inspektorstelle auf. Plötzlich schien mir ein Licht aufzugehen; gerade dieser Posten schien wie gemacht für mich, und zwar aus zweien Gründen. Mit Schwellen und Straßen sah ich sehr geschickte, aber auch zweierlei andere Leute handthieren, und zwar zu großem Schaden des Staates. Erstlich Landeskinder, die wohl ihrer Lebtag hatten gemeinwerchen sehen an Schwellen oder Straßen, aber sonst nichts Weiteres, die vielleicht nie darüber nachgedacht hatten, warum man eine Sache so mache und nicht anders. Zweitens sah ich wieder Leute, die vielleicht viel Kunst hatten, aber keinen Begriff vom Lande, die einen Fluß dämmen wollten, ohne seine Natur zu kennen, ohne glauben zu wollen, was man ihnen darüber sagte, ja, deren Einfalt so weit ging, daß, als sie an einer Brücke vom wilden Fluß an die Jöcher getragenes Holz sahen, sie frugen: wer hat denn das gemacht? Sie glaubten wahrscheinlich, die Bauern hätten expreß Holz in den Fluß und an die Brücke geworfen, um sie zu schirmen, und schienen das sehr klug zu finden. Möglich daß auch nächstens in einem gelehrten Werke dieses als ein sehr probates Mittel der Schweizerbauern zum Schutze der Brücken angepriesen wird.

So wurden Theorien aufgestellt, die für das Land nicht

passen, und diese Theorien auf eine Weise ausgeführt, wie sie für die Theorie nicht paßte.

Nun kannte ich das Land, und kannte auch etwas vom Straßen- und Schwellenbau. In Italien und in Frankreich hatte ich von beiden viel gesehen; und italienische Flüsse haben mit den unsrigen weit mehr Aehnlichkeit, als z. B. die polnischen. Ich hatte auch Manches darüber gelesen, denn Bonjour schleppte Bücher aller Arten für mich zusammen. So hoffte ich die nöthigen Kenntnisse zu haben für dieses Amt. Aber eigentlich der zweite Grund trat begeisternd vor mich. Wohin ich blickte, sah ich selten einen Vertreter der eigentlichen Staats- oder Gesammt-Interessen, und noch viel seltener einen freundlichen uneigennützigen Vermittler zwischen dem Staats- und Privat-Interesse.

Auf der einen Seite herrscht die Ansicht: wer Corporationen, besonders den Staat, am besten beschummeln könne, der sei der Gescheuteste; wer sein Maul an's Staatseuter hängen könne, werde am schnellsten fett, und je mehr er sauge, desto respektabler werde er. Das gilt vielen Leuten als vollkommen recht und untadelhaft, und man rühmt sich ordentlich dessen. Ja, ein Gemeindsvorstand, der mit seiner Unterschrift ebenfalls den Staat beschummeln wollte, glaubte mit vollem Recht dem ewige Rache drohen zu dürfen, der die Schelmerei ihm ausbrachte. Er brachte sie ihm zwar nicht absichtlich aus, sondern nur weil er nicht zum Lügner werden wollte; aber es meinte der Gemeindsvorsteher wahrscheinlich, dem Staat gegenüber heiße lügen nicht lügen, stehlen nicht stehlen, sondern ganz anders.

Der, welcher mehr Taggelder verrechnete, als Tage im Jahr waren, scheint der gleichen Meinung gewesen zu sein. Und der, welcher des Tages in's Glas sah, und Nachts bei Laternenschein seine Augenscheine einnahm, scheint in seiner Meinung von den frühern nicht viel zu divergiren.

Es schien mir fast, als ob die Begriffe Treue, Ehrlich-

keit, Wahrheit gegenüber dem Staate ordentlich gespensterartig würden und spukhaft; die Worte hörte man, sah sie auf dem Papier allenthalben, guckte man aber tiefer hinein, so war es, als ob sie lauteten: Beluxen sei eine Tugend, Hehlen eine Pflicht.

Dann sah man wieder Andere gegenüber den Gemeinden und Privaten barsch auftreten und roh, jede Einwendung verhöhnen, jedes freimüthige Ansuchen abschlagen, sah gnädeln, wo Kriecherei ihnen entgegen kam, und auf merkwürdige Weise Sinn ändern, und aus einem ganz andern Tone reden, wie z. B. eine leere Tasche einen ganz andern Klang hat, als eine, in welche einige Fünfunddreißiger gesteckt worden. Sah unbegründet Gemeinden kujoniren, und andere unsinnig begünstigen auf die seltsamste Weise, sah Leute vor die Köpfe stoßen um Kleinigkeiten, und wiederum mit Staatsgeldern umgehen, als ob alle Tannen im Kanton Bern statt Krisnadeln Dublonen trügen, und alle diese Dublonen den Bach ab gejagt werden sollten.

Da schien's mir ganz prächtig, so ein Beamteter zu werden, wie ich mir dachte, daß einer sein sollte. Zu walten im angewiesenen Kreise mit Sachkenntniß, als Einer, dem man es ansieht, daß er für das Amt da sei, und nicht das Amt für ihn, treu den Staat und das Gesammt-Interesse zu vertreten, und Jedem freundlich entgegen zu treten, alte Kniffe abzustellen nnd neue Handgriffe einzuführen. Ich dachte mir in vielfachem Verkehr tausend Gelegenheiten zu haben, die guten Absichten der Regierung gegen Mißdeutungen zu schützen, und hinwiederum manchen verkannten Biedermann höheren Orts zu vertreten. Kurz, ich träumte gar prächtige Träume, und mochte gar nicht warten, bis ich dem Fecker meinen Entschluß, Amts- oder Straßen-Inspektor zu werden, mittheilen konnte.

Die Stelle war mir ganz nahe gerückt, es war mir fast, als hätte ich sie schon; ich hatte mich überzeugt, daß man

sicher tüchtige Leute untüchtigen vorziehen würde, wenn man die Erstern nur hätte. Der Fecker lächelte, als ich meine Hoffnungen so begeistert vor ihm ausschüttete, und meinte: ich solle die Sache nur nicht zu sicher nehmen. Da fuhr ich auf und sagte: Es sei gottlob nicht mehr die alte Zeit, wo man ein Burger von Bern sein mußte, oder der Trabant irgend eines Landvogts, um zu einem Pöstlein zu kommen; jetzt sei man hungrig und durstig nach tüchtigen Leuten, wenn man sie nur hätte, man stelle ja jeden fremden Schminggel an, wenn man nur von weitem hoffe, daß er fünfe zählen könne; um wie viel eifriger würde man also nach tüchtigen Landeskindern greifen, wenn sie sich fänden? Mein Fecker lächelte je mehr und mehr und meinte endlich: ich sei auf dem besten Wege, ein Brandschwarzer zu werden. Ich konnte ihn nicht begreifen, konnte nicht begreifen, warum er gerade heute an einem Sonntage, und dazu noch nach einer Predigt, so besonders zum Spaßen aufgelegt sei, und stellte ihn darüber etwas hastig zur Rede.

Mein lieber Gotthelf, sagte er, wenn ihr mich ruhig anhören wollt, so will ich euch das erklären. Ihr stellt euch vor, die Zeit, die erst kommen soll, und weiß Gott wann! die sei schon da; kommt ihr nun darüber, daß diese Zeit, in der wir leben, der vergangenen ähnlicher ist als der erwarteten, so werdet ihr bitterböse über sie, d. h. brandschwarz: ihr meinet, die Zeit habe euch betrogen, während ihr doch euch selbst betrogen habt. So stellt ihr euch vor, es solle nun in allen Dingen ganz anders gehen, als es ehedem ging; da irrt ihr euch, es geht in vielen Dingen nicht besser, Manche sagen schlimmer; aber daran ist die Zeit, die wir haben, nicht schuld, auch nicht die Menschen, sondern es ist der natürliche Lauf der Welt, der es so mit sich bringt, über den man niemandem zürnen kann als allfällig Gott, wer Lust dazu hat. Ich will euch das an eurem Posten deutlich zu machen suchen. Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den

apartige Leute saßen und daran gnagten und sich erlabten. Rings um sie warteten auf den Hinterpfoten eine Menge wunderlicher Thiere mit Menschenaugen aber einem Hundemagen auf und apportirten die Brosamen, die von der Herren Tische fielen. Das geschah nun nicht hinter einem Umhang, sondern der Schmaus wurde aufgeführt vor allem Volk an hellem Tage. Nun schienen viele der Sitzenden, nicht alle, freilich nur gar kleine Bissen in den Mund zu stoßen auf einmal, aber viele kleine Bissen machen am Ende auch einen großen, und die Bissen, welche sie den kleinen Thierchen, welche ihnen auf dem Schooße lagen, in die Schnauze schoben, sollte niemand merken; sie machten freilich saure Gesichter, und wischten sich zuweilen den Schweiß von den Stirnen, allein sie saßen doch alle so behaglich da, und wenn einmal Einer auf dem Sessel an dem Lebkuchen saß, so war er nicht wegzubringen. Dem ganzen Spectakel sah man zu, prägte ihn sich tief ein, und wer weiß, ob nicht Manchem das Maul wässerte. Wenn Väter es sich wohl sein lassen, und sich nur darum kümmern, daß ihre Kinder nichts von dem erhalten, was sie selbst genießen vor den Augen der Kinder, wer will es den Kindern vergen, wenn sie schwytig werden, an ihrer Väter Stelle zu sein wünschen, und meinen, die Vaterpflichten bestünden in der Verwirklichung des Sprichworts: Selber fresse macht feiß.

Es gab aber immer Leute, die dieses ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern solle kein Lebkuchen mehr sein, das Gnagen und Apportiren solle aufhören, aber nicht das Schwitzen und Arbeiten; und wer um den Kanton zu schwitzen und zu arbeiten wisse, der solle ordentlich zu essen kriegen, wenn auch nicht Lebkuchen. So wurde es erkannt, so sollte es nun sein, und im Anfang kam gar Mancher nicht um des Essens, sondern um des Schwitzens und Arbeitens willen an den Tisch mit dem grünen Tischlaken (auf den Privattischen hat man weiße Tischtücher, weil man auf denselben weniger verzattert). Aber

die Menge behielt doch noch den Lebkuchen im Kopf, und das Wässern darnach im Munde; aber sie blieb verblüfft, und wagte sich nicht zum Tische hin, sich scheuend vor dem ehemals heiligen Bann um denselben. Nur einige Schlauköpfe drängten sich vor, riefen: Volk, um deinetwillen bis in den Tod! und schwangen sich noch an einige Plätze, und nahmen geschwinde einige Schooshündchen mit sich auf und zwischen die Beine. Da gingen der Menge Maul und Nase auf, daß ihresgleichen ungestraft und behaglich da sitzen könnten, wo ehemals der Lebkuchen gewesen, und sie wurde bitterböse, daß sie die rechte Zeit versäumt, und noch böser, wenn sie sah, wie Einige am Tische Brocken um Brocken über die Achsel denen reichten, welche hinter ihren Stühlen scharwenzelten und apportirten mit ihren Menschengesichtern und Hundemagen. Die, welche schwitzten und arbeiteten, wurden auch böse, daß Kollegen nichts anders thaten, als Brocken austheilen, und im Regierungsleist die zu Hause Arbeitenden kritisiren und bespötteln, und noch böser, wenn sie bei ihrer Arbeit von den Pöstli-Lüstlingen, die nicht arbeiten, wohl aber räsoniren konnten, Mupf um Mupf erhielten, damit sie ihnen Platz machen möchten. Und mancher Ehrenmann wird des Müpfens satt, und macht irgend einem hungrigen Menschengesicht Platz. So sieht das Ding aus, und manchmal sieht es fast unverschämt aus, wie an einem Frankfurter Kaisertag, wo man um einen gebratenen Ochsen sich todt schlug, und wer sich am unverschämtesten Platz macht, der schreit doch nichts anders als: Platz da im Namen des Volkes und für das Volk! So ist in diesen Augenblick ein wüstes Stoßen und Drängen um Brocken, Stühle und den eingebildeten Lebkuchen, der gar nicht mehr da ist. Das macht nun Manchem gar böses Blut, er klagt die Zeit, und, weiß Gott, Gott selbst an, und wird brandschwarz. Mein Gott, der gute Mensch war gar einfältig, daß er meinte, die Menge sollte vergessen, was sie gesehen, und der Appetit, den sie durch An-

schauen erhalten! Es ist gar einfältig, daß er glaubte, der liebe Gott habe so einen Wäschlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durchstreiche. Das sind Narrheiten! Gerade so mußte es kommen. Aber nur dafür gesorgt, daß der Lebkuchen nicht mehr hergesetzt werde, und daß das Volk begreifen lerne, was für einen Unterschied es sei zwischen essen und trinken und schwitzen und arbeiten, dann wird das Müpfen und Stoßen von selbst aufhören, und an den Tischen wird nur gelassen, wer zu schwitzen und zu arbeiten versteht. In dieser Zeit sind wir aber noch nicht, im Gegentheil, gerade jetzt ist der Andrang am heftigsten, und scheinbar die Meinung oben auf, daß man nur ein recht grober gottloser Lümmel zu sein brauche, um recht viel zu werden; allein das wird sich von selbst geben ohne Wunder, sobald man gelassen und ruhig dem Ende des Traumes abwartet und zu seinem Ende beiträgt, was man kann. Aber weil nun gerade die Zeit so ist, werdet ihr die Stelle nicht erhalten. Nach euren Kenntnissen u. s. w. wird man gar nicht fragen, und nach den Kenntnissen dessen, der sie erhält, noch viel weniger. Ja, wer weiß, ob sie nicht etwa irgend ein Besenbinder oder Küblimacher erhält, der aufzuwarten versteht, oder irgend jemand an den Tischen hat, der seine Stimme kennt dem er verwandt ist auf irgend eine Weise; denn es gibt nicht nur verschiedene Grade von Verwandtschaft, sondern auch verschiedene Arten.

Mit stummem Erstaunen hatte ich zugehört, aber nicht mit bsunderbarer Erbauung, und sagte endlich dem Fecker: es scheine doch, die Leute hätten Recht, welche sagen, er hielte es nicht mit dem Volke, sondern er sei halt ein Herr, und keine Krähe kratze der andern die Augen aus, und wenn er es schon nicht mit den ganz Alten halte, so sei er doch ein Freund von weißen Aristokraten, den Burgern aus kleinen und großen Städten, die den Landleuten die besten Plätze

weggenommen hätten. Nun, meinte er, was die Leute sagen, das muß ich mir gefallen lassen, sie verstehen halt das Ding nicht besser, aber euch hätte ich verständiger geglaubt. Niemand liebt das Volk mehr und inniger als ich, niemand ist bereit zu größern Opfern als ich, und ist das nicht eben ein Zeichen meiner aufrichtigen Liebe, daß ich über dasselbe nicht verblendet bin, und ihm seine Fehler aufrichtig sage? Das Volk ist aber gerade wie ein hübsches reiches Mädchen, dem der Herr so eben erlaubt hat, und das unbekannt mit der Welt in dieselbe hinaustritt. Das Mädchen ist herzgut und hat viel Schönes noch behalten, aber es ist in diesem Augenblick doch wenig mit ihm zu machen, und wenn es je verführt werden sollte, so ist das gerade jetzt am leichtesten. Das gute Mädchen kennt halt seine Leute noch nicht, und glaubt, die meinen es am besten mit ihm, die ihm hinten und vornen scharwenzeln, es rühmen von den Züpfen bis zu den Zwicken, alles gescheut finden, was es sagt, alles schön, was es macht, jeder Laune huldigen, von keinem Fehler wissen wollen, das liebe Menschenkind zu einer Göttin des Himmels machen. Nun drängen sich zu demselben eine Menge hofirender Anbeter mit und ohne Brillen, die sagen ihm die schönsten Sachen, freilich in verschiedenen Mundarten, fast wie beim Thurmbau zu Babel; sie versprechen für dasselbe in den Tod zu gehen, schwören den Tod jedem, der ihm nur ein schiefes Gesicht ziehe. Sie stellen sich gar uneigennützig, nichts, gar nichts wollen sie für diese schönen Sachen alle, als einen Blick aus des Mädchens schönen Augen. Aber das Mädchen ist eine gar gute Haut; über so viele gute Freunde, die ihm auf einmal wie Krautstengel aus dem Boden gewachsen, oder wie Hagelsteine aus dem Himmel gefallen sind, ist es gar zu seelenvergnügt; es will doch nicht alles umsonst haben von ihnen, es wirft ihnen Handküsse, Bonbons, Souvenirs aller Art zu, wirft sich ihnen am Ende kehrum in die ausgespreizten Arme, woran die langen Finger theils in schönen Handschuhen stecken,

theils mit schönem braunem Bocksleder überzogen sind. Und dann tanzen und gumpen sie mit einander, und können sich gegenseitig nicht satt rühmen und loben. Und die alten Freunde des Mädchens, die es auferzogen und von ganzem Herzen liebten, ihm aber wie gute Freunde die Wahrheit sagten, die läßt es auf der Seite stehen, findet sie kreuzlangweilig, und nicht passend für ihns; es mag sie eben nicht heißen gehen, aber es wirft gar verständliche Blicke auf die Thüre hin, und hätte gar zu gerne, sie hätten selbst Verstand. Aber gute Freunde gehen eben nicht, wenn's dunkelt, von einem Mädchen weg, das von Liebhabern mit Bocksleder überzogen umringt ist, und das gerne mit ihnen allein wäre; da könnte dem Mädchen etwas gar Wüstes begegnen. Sie ertragen ganz ruhig die Blicke, bleiben geduldig da, bis die gefährliche Stunde vorüber ist, und das Mädchen selbst merkt, daß es gar zu häßlich böckelet um ihns herum, und daß aus den langen Fingern lange Krallen wachsen, und aus den Augen mit und ohne Brillen sieben böse Geister steigen hungrig und geil. Da wird allgemach dem Mädchen bange um's Herz, nach den alten Freunden sieht es sich wieder um, dankt dem lieben Gott, daß sie noch dageblieben; und zu dem häßlichen Gezüchte sagt es: Huß use, bis es von dannen stiebt. Dann ist das Mädchen wieder lieb und holdselig, aber klüger und minder leichtgläubig, als ehedem.

Unter diese alten Freunde nun, sagte der Fecker, zähle ich mich. Das Volk liegt mir gleich am Herzen, wenn ich schon sehe, daß es gemäß der Entwicklungsperiode, in der es steht, mit Schlingeln liebäugelt, über Laffen mich vergißt. Ich schimpfe auch nicht über das Volk, wenn ich schon dieses Kokettisiren tadle und seine Verblendung bedaure. Und wenn es mir schon nach der Thür winkt, so werde ich doch nicht böse, und bleibe getrost; es würde mancher Tochter schön ergehen, wenn die Mutter sich allemal zur Seite drücken wollte, sobald ihre Tochter einen Buhlen mit den Augen brünstiglich zu ver-

und umschlingen beginnt. Uebrigens, lieber Gotthelf, wollen wir darüber nicht disputiren, das sind Dinge der Erfahrung, Resultate auf Erfahrung begründeter Beobachtungen. Ihr seid noch zu wenig lange im Lande, um durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen. Geht, laßt euch anschreiben, aber gebt Acht, daß ihr nicht ein Brandschwarzer werdet.

Ich konnte den Fecker nicht fassen, nicht fassen, wie er das alles so gemüthlich hersagte, als ob ihm an der ganzen Sache nichts gelegen sei; ich konnte mich des Verdachts nicht enthalten, er höhne entweder mich oder das Volk mit solchen Reden.

Ich ging nun zum Regierungsstatthalter, um mich anschreiben zu lassen. Ich traf ihn auf dem Sopha sitzend mit einer kurzen Figur, die es sich ganz behaglich darin sein ließ; man sah ihr an, daß so etwas ihr seltsam sei. Der Regierungsstatthalter fragte mich, ohne aufzustehen oder mich sitzen zu heißen: was weit d'r? Ich berichtete ganz kurz mein Begehren. Ja, sagte er, es sy nit meh die alte Zyte, wo ne jede Halunk cha werde was er will, me wott hüt zu Tag bravi u rechti Lüt, daß me o weiß, wer si sy, u was mit ne isch. Ich erwiderte, daß ich kein Halunke sei, und etwas verstehe von der Sache. Ja, me weiß scho, wer d'r syt, hieß es wieder, syt d'r nit unter de Rothe g'sy? Ja Herr, sagte ich. He nu, so weiß me scho, wer d'r syt, da isch Eine wie der Anger, es isch Kene nüt werth, u so söttige Landesverräthere git me kei sellige Pfoste. Es war nach dem Essen, ich hatte einen Schoppen getrunken, und der Herr Regierungsstatthalter vielleicht zwei, denn es war gerade Amtsgericht, und ich antwortete hitzig: daß ich kein Landesverräther sei, daß ich Kenntnisse im Fache habe, mich examiniren lassen wolle, und begehre, daß ich mit diesen Bemerkungen solle angeschrieben werden. Der Herr Regierungsstatthalter bemerkte, er hätte viel zu thun, wenn er zu jedem schreiben wollte, was er ihm sage: wenn ich es zwänge wolle, so werde er mich anschreiben, ich werde dann schon sehen,

was es mich nütze. Bei allen seinen landesväterlichen Bemerkungen wandte er sich immer zu seinem Kumpanen mit der Frage: isch nit so? Und dieser trommelte mit den Fingern auf dem Ruhbettkissen, und sagte dann: He persche! Ein Wort gab das andere, doch faßte ich mich zuerst, und bemerkte: es sei mir leid, daß wenigstens hier im Schlosse die volksthümliche Zeit noch nicht herrsche, sondern noch die landvögtliche; wahrscheinlich würde auch die Wahl also ausfallen; es sei mir ferner leid, wenn ich ungelegen gekommen und gestört hätte, ich müsse aber aufrichtig bekennen, solchen Bescheid und solche Behandlung hätte ich nicht erwartet; nach unserer neuen Verfassung hätte ich von den Regierungsbeamteten nicht erwartet, daß sie die Leute also behandelten nach ihren Launen; noch trauriger wäre es, wenn sie die Gesetze auch so handhaben würden, d. h. nach Launen, Gunst und Bequemlichkeit. Uebrigens würde ich nun den Entscheid der obern Behörde gewärtigen. Das sagte ich in einem Tone, der den Mann doch etwas stutzig machte, aber er war gewohnt, auch wenn er schlotterte, sich forsch zu machen; er wies mir daher die Thüre, mit der Bemerkung: auf alle Fälle sei es nicht die Zeit, daß er sich von einem Rothen solche Dinge sagen lasse, ich solle machen, daß ich fortkomme, sonst wolle er mir den Meister zeigen.

Mit bitterer Empfindung machte ich mich fort. Also noch immer Vorurtheile gegen ganze Klassen von Menschen, noch immer kein humanes Benehmen, sondern ein brutales, und dieses neben der größten Läßigkeit in der Handhabung der Gesetze, in welcher man verleidete Leute entweder gar nicht zitire, oder nachdem man sie dreimal zitirt, und sie dreimal nicht erschienen seien, die Sache endlich auf sich beruhen lasse. Ich begann recht finster zu werden, zu glauben, ich hätte mich in der Zeit getäuscht, und es wäre wenigstens nicht besser, als früher. Da fiel mir der Fecker ein und seine Bemerkungen; ich fand, daß ich aus dem Dintenkübel bereits nicht übel geschwärzt worden, daß ich meine Person mit dem Vaterland,

den Regierungsstatthalter mit der Verfassung zu verwechseln Willens sei. Ich begann nun zu begreifen, was der Fecker gemeint, und ging wieder zu ihm, was ich einige Tage unterlassen hatte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und Empfindungen. Er meinte, das sei eben das Unglückliche der gegenwärtigen Zeit, daß man es besser machen wolle, als ehedem, aber das Ding trotz dem guten Willen nicht verstehe. Man wolle es besser machen, die Leute dadurch zufriedener erhalten, daß man keinen Nachdruck in die Handhabung der Gesetze lege, daß man sie übersehe, gegen ihren Sinn zu milde auslege; dadurch entstehe aber ein Schwanken, das gerade aussehe wie Willkür, worüber die Menge unzufrieden werde, und entweder über Trägheit oder Ungerechtigkeit schreie. Daneben niste sich doch allmählig bei einigen Beamteten das Gefühl ein, daß sie an den Stellen seien, vor denen man sich ehedem so tief gebeugt, und besonders tief alle die, welche gut gesinnet scheinen wollten. Das gleiche Barometer fangen Einige nun auch an hinter ihren Stühlen aufzupflanzen, und glauben die, welche etwas geradeaus sich benehmen, für Mißvergnügte ansehen, und durch ihr Benehmen ihnen das Mißfallen über solche Gesinnung an den Tag legen zu müssen. Viele nun kennen die Menschen zu wenig, gar Viele haben nicht Gewandtheit, mit den Menschen umzugehen, und wenn sie Einem nicht wohl wollen, so nehmen sie ein Betragen an, welches man dem Hans und dem Sami übersehen hatte, was aber einem Regierungsrath oder Regierungsstatthalter ꝛc. nicht übersehen, sondern von den Meisten der neuern Zeit, der Verfassung zur Last gelegt wird und mißvergnügt macht. Die guten Leute bedenken nicht, daß sie auf diese Weise gerade die Sünde begehen, welche in der alten Zeit der alten Regierung die meisten Gegner erzeugte. Die Persönlichkeit der Regierenden trägt wenigstens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfassung nur einen. Dieses Betragen ist aber wieder nicht ein gleichförmiges, sondern eben die, welche nicht Meister

ihres Benehmens sind, kommen bald auf hohen Rossen, und handkehrum können sie sich wieder so gemein machen, als ob sie mit jedem Bruder Leipziger an der Schweinfurter Messe Schmollis gemacht. Wenn schon der letztern Art eben nicht viele sind, so paßt man doch zu sehr auf, als daß sie nicht bemerkt, ein bedeutender Lärm über sie erhoben, und Viele durch sie verletzt, eben brandschwarz werden. Nun, mein lieber Gotthelf, müssen wir verständigen Leute aber billig sein, nicht von den Menschen das Unmögliche verlangen, nicht verlangen, daß sie auf einmal Engel oder taktfest gebildet seien, daß sie alle Regenten-Weisheit in sich vereinigen, auch nicht, daß sie noch in's Weltschland gehen, sondern wir müssen sie mit Gleichmuth ertragen, mit immer gleicher Freimüthigkeit, verbunden mit der gehörigen Achtung, behandeln, mögen sie auch darüber die Wände hinaufspringen, und uns unhold werden; das ist die wahre Löffelschleife des Republikaners. Sie ist leider bei uns noch nicht im rechten Gang, sie war allzulange vergessen; die Löffel sind widerspenstig, und die Schleifsteine bald zu weich und bald zu spröde. Wir waren nicht gewohnt mit unsern Regenten als unseres Gleichen umzugehen, unsere Regenten haben früher nirgends gesehen, wie das zugeht; nun fehlt, bis man des Dinges gewohnt ist, auf beiden Seiten die rechte Manier, und auf beiden Seiten herrscht eine Empfindlichkeit, die durch die kleinsten Dinge verletzt wird, die in jedem Widerspruch Mangel an Achtung sieht, oder böse Gesinnung, in jeder abgeschlagenen Zumuthung Widerspenstigkeit oder bösen Willen. Natürlich verträgt diese Empfindlichkeit keine freimüthige Rüge der bestehenden Uebelstände, und wenn diese meine Bemerkungen zu den Ohren der Getroffenen kämen, so könnte ich zu meinen Ohren Sorge tragen. Aber wie gesagt, Gotthelf, so mußte es kommen; nur nicht den Muth verloren, sich selbst treu geblieben, es muß dann besser kommen. Ich hätte euch gerathen, auf Bern zu gehen, aber bei eurer Stimmung darf ich es nicht, ihr würdet dort nur verletzen und verletzt werden.

Wartet der Sache gelassen ab, es muß sich bald entscheiden. — Trotz der Zusprüche des Feckers konnte ich die Sache doch nicht so gelassen hinnehmen, es schien mir immer, auf diese Weise werde die Verfassung geradezu eine Null, oder wenigstens der Nutzen, den sich das Land davon versprach, vereitelt. Ich konnte gar nicht glauben, daß es im natürlichen Gang der Dinge so kommen mußte, gar nicht glauben, daß alle die gehegten Hoffnungen thöricht gewesen, daß man das Unmögliche geträumt. Und als endlich die Wahl entschieden wurde und auf jemand fiel, der sein Lebtag an keiner Straße gearbeitet und über keine Straße nachgedacht hatte, der die dümmsten Ansichten sich bildete, sein Amt später spöttisch verwaltete, da griff es mich hart an. Lange hatte ich zu thun, Schmerz und Bitterkeit zu bekämpfen; Schmerz über die Schwierigkeit, beim besten Willen nützlich zu sein, alle meine Kenntnisse nicht brauchen zu können; Bitterkeit, daß man allenthalben meine Person verschmähe aus blinden Vorurtheilen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren Werth und Unwerth zu untersuchen.

Während dieser gedrückten Gemüthsstimmung starb der alte Polizeidiener, und seine Stelle sollte an der nächsten Gemeinde wieder besetzt werden. Ein wunderbares Gemisch von Hochmuth und Demuth, von Unmuth und Wehmuth, ließ mich auf der Stelle den Entschluß fassen, diese Stelle zu suchen. Etwas wollte ich thun und sein, wollte man mich für nichts Besseres, nun, wessen Schade war es? Mit welchem Stolz konnte ich von Haus zu Haus gehen, von Vorgesetzten zu Vorgesetzten, im Bewußtsein, gescheuter als Alle zu sein, wie schön sie das bei mancher Gelegenheit fühlen lassen zu können? Dann fand ich wieder billig, daß ich Vorurtheile sühne, daß ich mich dargebe, erniedrige, in bescheidener Erwartung, erkannt und erhöht zu werden. Es kam mir ordentlich tröstlich vor, in verachtetem Gewande Achtung zu gewinnen, und in manches Haus Rath und Verstand bringen zu können. Immer mehr schöne Seiten gewann ich diesem Amte ab, und das Wandern

von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal, Herr seiner Zeit und Gedanken, schien mir gar fröhlich und gemüthlich. Aber nicht nur die schöne Seite, sondern auch die nützliche bot sich mir dar.

Es will heut zu Tage jedermann seine Nase in Alles stecken, und glaubt er etwas zu riechen, so brüllt er in irgend einer Zeitung oder hinter einem Schoppen lauter als wie zehntausend Ochsen. Ehedem gab es zwar immer Leute, die ihre Nase gern in Alles steckten, alle Morgen sich Verzeichnisse geben ließen von denen, die an der Matte spazieren gegangen, alle Wochen Berichte über alle Landvögte, und mit was und mit wem sie am liebsten g'fätterleten; aber sie brüllten nicht wie zehntausend Ochsen, sondern sie behielten das Vernommene fein säuberlich im Kragen bis zur gelegenen Zeit, wo sie es in eine Ohrfeige verwandeln konnten. Nun aber sind wir Alle gleich, Alle souverän, und niemand gibt sich daher gerne mit dem Gesindel ab, so ein souveräner Bernerbürger ist zu stolz, an das Lumpenpack seine Zeit zu verlieren. Indessen bestehen noch aus alter Gewohnheit einige Aemtlein, welche vor Zeiten um des Lumpengesindels willen errichtet worden, wenigstens zum Theil, und mit den Aemtlein sind einige Geldsorten verbunden. Und damit diese Geldsorten nicht spangrün werden, wie die Münze der Salzauswäger, gibt es immer Leute, die bereit sind sie abzunehmen, und den Titel sich anhängen zu lassen, der zum Abnehmen berechtigt; versteht sich, daß man vom Lumpengesindel, als von einer wüsten Sache, nicht viel redet. Nun aber hat denn doch das Lumpengesindel die Art, daß es brave Leute inkommodirt, ungefähr wie Läuse einen an Reinlichkeit gewöhnten Menschen; und noch immer giebt es fatale alte Leute, die bettelnde strolchende Berner-Bürger, Bürgerinnen, Bürgerlein auch zum Lumpengesindel rechnen. Und diese Leute haben die fatale Manier, daß sie schreien über dieses Plagen, wie Kinder über Läuse, die sie beißen. Da nun der Regierungsrath es nicht ganz mit allen Leuten verderben darf, so läßt er von Zeit zu Zeit Mahnungen auf's Land ergehen, daß

man doch ein Auge nach diesem Lumpengesindel kehren, und es wenigstens mit einem Fuße über die Grenze setzen soll, und setzt gar noch einige Geldsorten extra bei. Aber mein Gott, wer wollte alles bezahlen? Wer wollte sich mit solchen Kleinigkeiten befassen? Wer wollte seine Ehrlichkeit in Gefahr setzen, daß er in diesen extra Gratifikationen sich zufällig verrechne? Wer wollte Berner-Bürgern zumuthen, so lange in schlechter Gesellschaft zu sein bis an die Gränze? — nun wenn's noch durch's nächste Dorf wäre, so möchte es angehen, aber bis zur Gränze! — Und wie will man einem Bürger, der mit zweien Gemeindräthen besoffen einem Gemeindrath beiwohnen darf, zumuthen, mit einem Lumpenkerl durch ein Dorf zu gehen? Ach Gott, welche Zumuthung! Und wo bliebe dabei die persönliche Freiheit und die Gewissensfreiheit in der freien Republik? Ach Gott, so regierungsräthliche Monitorien muß man vergessen, nachdem man darauf geschrieben: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Und ob man's vergesse oder nicht, wer frägt darnach, ist doch die Hauptsache, daß man gut angeschrieben stehe oben. So geht es dann lustig und frei zu im Lande, und das Pack ist oft sicherer vor der Polizei auf den Straßen, als ehrliche Leute in ihren Häusern. Die hübschen Ländermädchen ziehen jubelnd, singend und bettelnd durch Dorf und Thal furchtlos und schalkhaft, und tragen das erbettelte und sonst eroberte Geld neuthalerweise aus dem Lande. Sie haben aber auch versöhnende Manieren, vor denen Karabiner sogar und Säbel sich sanftmüthig an Boden legen. Es wird aber wirklich dann zu Neujahr, Fasnacht und andern Zeiten stillen Leuten zu eng im Lande, sie haben kaum mehr Platz vor ihren eigenen Hausthüren, und kaum Ruhe zum Essen, so daß wirklich Manchem schon eingefallen ist, in öffentlichen Blättern d'r Gottswillen und für gutes Geld einen guten Kerl aufzusuchen, der sich mit dem Gesindel abgebe, d. h. nämlich, nicht gemeine Sache mit ihm mache, sondern die vor dem Gesindel schütze, die ihn bezahlen. Es

geschah nicht aus Gutherzigkeit; man fürchtete, es könnten es Leute für ungut nehmen, wenn man es besser haben wollte, als andere Leute es sich auch müssen gefallen lassen. Auch haben diese Leute ein gar großes Bedauern mit einer Menge Kinder, die von ruchlosen Eltern ausgesandt auf den Bettel ausschwärmen im ganzen Lande, zum Müßiggang, an's Schlecken und Stehlen sich gewöhnen, und sonst noch viel Anderes, und doch geben sie ihnen Kreuzer um Kreuzer zum Naschen. Und jeder einem Kinde gegebene Kreuzer ist ein Lockvogel, der das Kind tiefer in das wüste Leben zieht. Aber man gibt theils aus Gewohnheit, theils aus Barmherzigkeit fort und fort. Man denkt, wenn nur ein Kind von zehn bettelnden wirklich einen kranken Vater, eine hungernde Mutter zu Hause hätte, so wolle man lieber neun Kreuzer verlieren, als einen hartherzig verweigern, man vergißt dabei die neun zu Grunde gehenden Kinder und das Weh ihrer Seelen.

Da dachte ich es mir gar prächtig und nöthig, so als ein getreuer Wächter durch's Land zu wandern mit redlichem Gemüth, offenen Augen und freier Zunge, mannlich gegenüber zu stehen dem Regierungsstatthalter, und getreu ihm zu rapportiren, was seines Amtes ist, unbekümmert, ob er es gerne höre oder nicht. Und wenn er mir darüber ein sauer Gesicht machen sollte, oder vielleicht mir sagen: das geyt euch nüt a, Polizeier, so würde ich ihm sagen: Ich hätte geglaubt, es sei meine Pflicht und wolle thun, was meines Amtes sei. So dachte ich mir es gar schön. Ich dachte ferner zu thun, wozu die Meisten sonst zu vornehm sind, zu souverän sich dünken, der Sicherheit des Landes mich anzunehmen, dem schauderhaft überhandnehmenden Bettel zu wehren, die Mühe nicht zu scheuen ohne Brönz oder Vergütung, die Bettelnden wegzuweisen, ihrer Gemeinde zuzuführen. Ich war überzeugt, eine alle Tage sich gleichbleibende Strenge würde dem Unfug bald ein Ende machen.

Aber die armen bettelnden Kinder wollte ich nicht schla-

gen, nicht mit dem Schuh mißhandeln. Nein, mit ihnen wollte ich wandern ihrer Heimath zu, wollte auf dem Wege ausforschen ihr junges Herz, wollte versuchen mit weichen, linden oder ernsten Worten etwas Besseres zu pflanzen in dasselbe, wollte versuchen, in ihren jungen Herzen keimen zu lassen das Gefühl ihrer Menschenwürde, den wahren Menschenstolz, der nicht bettelt, nicht bettelt um einen Kreuzer, nicht bettelt um ein Aemtlein, nicht bettelt um eine Pfarrei, nicht bettelt mit den eigenen Beinen, noch bettelt mit des Vaters Beinen, oder bettelt mit des Schwähers Beinen. Der Menschenstolz, der nicht bettelt, um ein Amt, und wäre es das Schultheißenamt, nicht bettelt mit Worten, nicht bettelt mit Scharwenzeln, mit klug geformten Meinungen, mit Händedrücken, Achselnklopfen, berechneten Anzügen, oder gar mit verschmitztem Schweigen wider Ehre und Gewissen, nicht bettelt mit Vorreiten seiner Miserabilität, um zu zeigen, daß kein Bein lahm, kein Glied impotent sei, nicht bettelt um die höchste Stelle mit Verläumdungen, oder Renomisterei, oder göttlicher Grobheit.

Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werde dann dringen das Edlere und Bessere hinauf, woher so oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen. Was ist wohl für ein Unterschied zwischen einem Schultheißen, der um dieses Amt buhlt, und zwischen einem Bettlermädchen, das um einen Kreuzer bettelt? Ein routinirter Witzling wird mir sagen wollen: der Unterschied, daß die großen Diebe oben auf kommen, die kleinen der Landjäger nimmt, d. h. wenn es ihm gefällt. Ach Gott nein, der buhlende Schultheiß und das bettelnde Mädchen verhalten sich zusammen wie Verführer und Verführte, wie Lüsternheit und Noth, wie Abgefeimtheit und Naivität, wie Vorbedacht und Unwissenheit, wie Luchs und Schaf, wie Elster und Schwalbe. Wollte wecken in dem armen Bettelkinde den Menschenstolz, der nicht betteln mag, auf keine Manier, weder auf eine gemeine noch eine vornehme, der was

schaffen will treu, ehrlich, fleißig, unverdrossen, der von seiner Arbeit leben will redlich, und Gutes thun nach Möglichkeit, der diese Werke in die Welt stellt, und nicht sein Eigenlob, der weiß, daß die Werke reden vor Gott und zur Nachwelt, während das Eigenlob wohl augenblicklich betäubend wirkt, aber bald Kopfweh macht, dann Ekel und vor Gott Bedauern, dann ein Zuschaudenwerden.

Und wenn ich in des bettelnden Mädchens Hütte einen kranken Vater, eine hungrige Mutter fände, da wollte ich sorgen, daß die Mangelnden keinen Mangel litten. Wollte sagen, wo wirklich Noth und Elend sei, wollte Weiber suchen mit weichen Herzen, und Männer mit biederm Sinn, die gerne geben, wo gegeben sein sollte, wollte betteln bei guten Herzen, selbst für Landsaßen. Ich wußte wohl, daß ich solcher Herzen sicher so viele fände, als ich nöthig hätte, ich wußte, daß das Geben und das freiwillige Geben bei vielen Leuten als die heiligste Religionspflicht betrachtet wird.

An dem Erhalten dieser Stelle zweifelte ich nicht. Diesen genommenen Entschluß trug ich wieder dem Fecker vor, und dieser lachte laut auf und immer lauter, hielt sich den Bauch, und schnappte am Ende mühselig nach Athem. Ich wurde bitterböse, und frug, was da zu lachen sei? Mein Gott, was für tolle Gedanken plagen euch doch! Daß ihr nicht zum Polizeier paßt, will ich nur nicht anführen; aber wie könnt ihr denn je daran denken, diese Stelle zu erhalten? Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, ihr kenntet die Menschen nun besser.

Ich wurde böse und verwirrt, seine Rede verstund ich nicht, und meinte, das werde ihm nicht Ernst sein, und ich hoffe, er werde seinen Einfluß für mich verwenden, wenn er glaube, es sei noch nöthig; so viel dürfe ich mir schmeicheln, daß man hier noch keinen bessern Polizeier gehabt, und kaum je einen solchen wieder bekommen werde. Darüber wolle er mit mir nicht disputiren, meinte er, allein ich erhielte die Stelle doch nicht, auch wenn er für mich von Haus zu Haus laufen

wolle, was er aber nicht thun werde. Wie könnt ihr, fuhr er fort, bei gesundem Menschenverstand daran denken, gewählt zu werden an einer Hausvätergemeinde? Erinnert euch, welchen Namen ihr euch im Spital gemacht. So ne Ufbegehrische wey m'r nit, werden die Einen sagen. Sehet eure Kleidung an, auf diese hin werden Andere sagen: so ne Herrschelige wey m'r nit, dem dörft me ja nit bifehle. Andere, welche das Brönz lieber selber trinken, werden sagen: e Rothe, e alte Soldat wey m'r nit, m'r hei Schnapsbruder gnue am alte g'ha, er isch nie z'friede gsy, we me ihm nit eis y g'schäycht het. Andere werden meinen: er isch gar so ne Ybildische, er würd is i alles iche rede a ne re Gmein. Wen habt ihr an der Gemeinde, der für euch spricht? Andere, die sich melden werden, haben Gönner, die werben. Und wenn schon Manche, und vielleicht die Ersten nicht gegen euch reden werden, so werden sie doch gegen euch stimmen. Ihr seid bei einem Schoppen oft zusammen gekommen, dunkel haben sie eure Ueberlegenheit gefühlt; glaubt ihr nun, sie werden es über sich bringen können, euch zum Polizeier zu machen, zu ihrem Diener und Abwart? Eure Person wäre ihnen ja ein täglicher Vorwurf, sie müßten sich vor euch in Acht nehmen, sie müßten denken: was wird der Polizeier dazu sagen? Glaubt ihr aber, daß eine Behörde solche Leute wählen wird, die solche Gefühle in ihr erregen? Das geschieht nicht in den obersten Behörde, wollt ihr eine solche Ueberwindung einer Landgemeinde zutrauen? Wenn man gewisse Leute hört, so sollte man meinen, schlechte oder dumme Menschen paßten für jede Stelle viel besser, als ehrenwerthe und kluge. Versprecht mir, nicht böse, nicht muthlos zu werden, diese Geschichte nur als eine Gelegenheit zu betrachten, Menschenkenntniß zu erwerben. Meldet euch, macht bei den Einflußreichen in der Gemeinde die Aufwartung, und urtheilt dann, wer Recht habe. — Ich versprach und that also. Nun will ich mich nicht aufhalten, zu beschreiben, wie ich empfangen und abgefertigt

wurde, obschon es recht lustig wäre, und ausweisen würde, daß das B'richten auf dem Lande noch weit schauerlicher ist, als in der Stadt, und der B'richtende noch weit mehr sich gefallen lassen muß.

Der Wahltag war ein wichtiger Tag für die Gemeinde Unverstand. Um zehn Uhr sollte die Gemeinde beginnen, um eilf Uhr erschien sonst gewöhnlich der Schreiber, um halb zwölf Uhr der Präsident, nach zwölf Uhr einige Männer, und um ein Uhr fing man an das Protokoll zu verlesen. Aber an diesem wichtigen Tage, wo ein Polizeier sollte erwählt werden, sah man schon vor neun Uhr Gruppen vor dem Wirthshause sich sammeln; vor zehn Uhr drängte sich alles in die große Kammer, wo sonst getanzt wurde; sie war zum Ersticken voll, statt dem halben Dutzend, welches sonst sich einfand. Es wurde abgelesen das Verzeichniß der sich Meldenden, und gefragt; ob der Eine oder Andere etwas zu bemerken hätte? Die Bewerber mußten abtreten, legten sich draußen an die Thüre, und stritten um die nächsten Plätze an derselben. Nun begann es drinnen zu wogen und zu tosen; endlich brachte der Präsident Stille zuwege, und da wurden Reden gehalten viel länger noch und schöner, als im großen Rathe. Den Stummen brach der Mund auf, und sie redeten wie die Propheten, jeder gegen sieben und für Einen, denn acht hatten sich gemeldet. In die Reden hinein hallten die Stimmen widersprechend gar kräftig und schön; wer einmal angefangen hatte, der sprach so lange er ein Wort erjagen konnte. Endlich nach fünf Stunden, als Allen die Zunge am Gaumen klebte, konnte der Präsident zur Abstimmung schreiten. Diese Abstimmung geschah, da Viele nicht schreiben konnten, durch das offene Handmehr. Dreimal mußte sie vorgenommen werden, weil sie sich zweimal unrichtig erwies, indem die Zahl der Köpfe und der stimmenden Hände nie übereinstimmten, und es fast herauskam, als hätten Viele immer zwei Hände aufgehoben. Endlich war er heraus der wichtige Mann, um

deßwillen heute so Viele geredet hatten, aber ich war es nicht, nicht eine Stimme hatte ich erhalten; und, wunderbar, gerade was der Fecker mir vorher gesagt, hatte ich an der Thüre hören müssen, nur viel eindringlicher und kräftiger. O ich habe diese Reden noch alle im Kopf, und wer weiß, ob ich sie nicht noch aufschreibe und drucken lasse, da doch heut zu Tage alles gedruckt werden muß. Obgleich es mir der Fecker vorausgesagt, war ich doch erschüttert, und konnte mich des Weinens fast nicht enthalten, als ich zu ihm kam. Also nichts, gar nichts wollte man von mir, für nichts fand man mich gut, wie einen Taugenichts verwarf man mich allenthalben!

Ihr dauert mich, sagte er, daß ihr die Sache so zu Gemüthe nehmt, aber der liebe Gott war weiser als ihr. Macht nun aber eure Thorheit nicht dadurch noch größer, daß ihr in ihr beharrt und glaubt, es sei euch übel ergangen. Der Mensch werchet sich manchmal ordentlich in einen Trotz gegen die Vorsehung hinein, die ihm einen einfältigen Wunsch versagt hat; er glaubt sich unglücklich. Wenn es nur die Menschen glauben würden, daß unendlich viel Unglück, über das sie klagen, nur in dem Wahn besteht, daß man unglücklich sei, und daß man, um Andere damit zu strafen, oder weil so es der allgemeine Gebrauch fordere, unglücklich scheinen müsse. Sonst seid ihr ein Mann gewesen, habt wacker gerungen, werdet nun nicht wieder zum Kinde, verliert die Besonnenheit nicht, verliert den Glauben nicht, daß gerade im Versagen unserer Wünsche die größte Liebe Gottes liegt. — Ich wurde gelassener, entgegnete aber doch, das komme mir auch gar zu traurig vor, daß ich wie ein unnützer Stein allenthalben verworfen werde, bald durch schiefe, bald ohne Prüfung, und somit trotz dem besten Willen der Welt gar nicht nützlich werden könne; daß es doch hart sei, gleichsam mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet worden zu sein, seit ich ein Güterbub und nun gar seit ich ein Rother gewesen. Das ist aber wieder ein Wahn, meinte der Fecker, daß man meint, einen

Posten haben zu müssen, um dem Vaterlande nützlich zu sein, als ob das nicht jeder Bürger könnte und sollte, und gerade die nicht Angestellten am besten. Dieser Wahn kömmt von jener Zeit her, wo es allerdings eine Art von Verbrechen war, das bald öffentlich, bald geheim gerichtet wurde, wenn Einer ohne äußerlich bestimmten Beruf um das Vaterland sich bekümmerte. Eben daher kömmt es auch, daß nun die Einen allerdings noch immer nichts thun, um alles sich nicht bekümmern, während die Andern beim besten Willen doch darin irren, daß sie meinen, um das Vaterland sich kümmern, heiße über alles Bestehende schimpfen, alle Verfügungen der Regiergung tadeln, alle Personen derselben verdächtigen, und die Dritten zu meinen beginnen: sie, die an der Regierung seien, machen den Staat aus, hätten allein um das Vaterland sich zu kümmern, die Uebrigen zu schweigen, und ihre Nasen nicht aus dem Eigenen heraus zn heben. O du liebe Zeit, wie so manches Regentlein klug sich dünkt, und doch ist sein Dünkel noch neun und neunzig mal kleiner, als der seines Schreiberleins.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der gute Rath.

Gerade für euch wüßte ich etwas, fuhr der Fecker fort wozu ihr der Mann wäret, und wodurch ihr nach und nach euch eine Anerkennung erwerben könntet, die hundert mal schöner ist, als irgend ein erbrichteter Posten. Ihr müßt mich aber ordentlich anhören, nicht auslachen, wohl überlegen; wenn ihr das alles wollt, so will ich mit meinem Vorschlag heraus rücken. Ich erwachte aus meinem Trübsinn, ward neugierig, und versprach alles Gute. Er klingelte nach einer Flasche Wein, stopfte sich eine mächtige Pfeife, und brachte Folgendes vor: Gotthelf, suchet euch ein Wirthshaus aus, das ziemlich

besucht ist von einheimischer Gastig, wo die Wirthsleute einen Haufen Kinder haben, was nicht schwer zu finden ist; da zieht euch zu, das ist der schönste Posten, den ich für euch weiß. Ich sperrte Mund und Nase auf über den seltsamen Vorschlag, und glaubte, es rapple bei dem guten Manne, und wenn die Flasche leer gewesen wäre, so hätte ich vielleicht noch was anders geglaubt. Er sah mein Erstaunen, lachte und sagte, es scheine, ich begreife nicht, was er meine, und doch hätte er geglaubt, jedes Kind müsse ihn fassen, so einleuchtend stehe es in seinem Kopfe.

Allemal, wenn ich bei einer Gaststube vorbeigehe, sagte er, und da die Leute bei ihrem Schoppen sitzen sehe, so zieht es mich hinein, und eine rechte Wehmuth kömmt mich an, daß um unserer wunderlichen und verschrobenen Sitten willen es meine wunderliche Frau mir nicht erlaubt, mitten unter diesen Leuten zu sitzen; da wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menschen vernünftig zu machen. Das dünkte mich noch wunderlicher; aber der Fecker achtete nicht mehr auf mich, er war in den Zug gekommen, und fuhr fort: Dahin kommen die Leute selten um des Weines, sondern um der Gesellschaft willen. Es regt sich etwas in ihnen, das Nahrung will, sie möchten etwas hören möchten sich mittheilen, brichten und brichten lassen. Versteht Einer das Brichten, so hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben kurze Zyti, was ihnen eins der seltensten, aber der größten Güter scheint; denn Längizyti ist eine wahre Bauernplage. Der Abend vergeht ihnen, sie wissen nicht wie, und sie erzählen noch lange, wie sie den und den Tag so kurze Zyti gehabt. Was kurze Zyti dem Bauer ist, drückte wohl jenes Kind am besten aus, das gefragt: was das Wort Seligkeit bedeute? antwortete: Kurzizyti. Nun ist aber so selten jemand in einer Gaststube, diesem großen allgemeinen Leist des Dorfes, der dieses Amt des B'richtens übernimmt, und noch viel seltener, ja nicht zu finden möchten die sein, welche mit bestimmter guter Absicht und zu

einem klar gedachten vernünftigen Zweck es thun. Gar oft führen Zotenreißer, Händelsucher, oder mit Gott und der Welt Unzufriedene das große Wort, und verleiden ordentlichen Männern ihren Schoppen. Mit Schrecken sehe ich auch mehr und mehr im Volke selbst eine Kluft entstehen. Aus dem Volke erheben sich Beamtete, Gewerbsleute ꝛc., es ist der erwecktere Theil des Volkes, und diese fangen an, die Gaststube zu verlassen, ziehen sich in Leisten, Lesezirkeln, und wie die Dinger alle heißen, zusammeu, und trennen sich von der Masse; in der Gaststube bleiben die Ungebildeten, wo keiner dem andern etwas Ordentliches bieten kann. Man sieht das nicht für wichtig an, und hält es für ganz natürlich, daß solche gebildete Leute sich nicht mehr allen Unannehmlichkeiten einer Gaststube preis geben, und ihr Rams lieber unter sich abmachen. Aber man irrt sich: so wie in der Gaststube, so macht man sich im Leben, in der Kleidung ꝛc., kurz, in Allem allmählig vom Volke los, reißt sogar schon die Kinder vom Volke weg, und führt sie besondere Wege. So bildet sich eine neue Klasse, und wer will mir wehren, wenn ich diese Klasse auch eine Aristokratie nenne? Die neue Klasse verliert durch diese Absonderung um so eher das Zutrauen des Volkes, je näher sie ihm früher gestanden. Das Volk aber entbehrt ihres Umganges, wird nicht durch dieselbe gehoben und veredelt, wird ab- und zurückgestoßen, verwildert unter sich, und wird die Beute jedes Schreiers, der es zu irgend einem bösen Zwecke erregen will. Es gilt hier gerade der gleiche Grundsatz, wie bei den Armen. So lange man die Armen nur ernährt, abfüttert, werden sie Arme bleiben, sich vermehren, und zu einer immer unerträglichern Last werden. Hebe man aber die Armen durch Entwicklung ihrer Kräfte, befähige man sie, daß sie sich selbst auf die Höhe ihrer Wohlthäter hinaufschwingen können, so werden die Armen sich mindern, und weniger zur Last fallen. Es wird das Volk Volk bleiben, roh, ungebildet, eine Wetterfahne, so bald es alle die verlassen, welche sich mehr Bildung

erworben, und als der Sauerteig des Volkes mitten unter ihm bleiben sollten. Sie werden sehen, daß das Volk bald gegen sie eine Opposition bildet. Das beim Volke bleiben hat freilich seine Unannehmlichkeiten. Mancher Beamtete hat seine Gewohnheit, welche er sich scheut, mitten in der Gaststube zu befriedigen; aber warum nicht alte Gewohnheiten fahren lassen, um dem neuen Amte Ehre zu machen? Und mancher ist nicht gerne einen ganzen Abend vernünftig, aber das ist wieder nichts, als eine Gewohnheit, und geziemt es nicht Einem, der über das Volk gesetzt sein will, Tag und Nacht vernünftig zu sein? Unglaubliches nun könnten gerade in der Gaststube Männer thun, die ohne steife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützliches zu reden, die Geschichte der Zeit zu erleuchten, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären wüßten, oder wenn nichts Neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um Solche würden die Leute sich sammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaststube aus würde sich ein wohlthätiger Einfluß verbreiten über manches Feld und über manches Haus, die Abende würden kurzwylig werden, und vernünftige Männer kämen den Weibern heim ohne sturme Köpfe, und Friede, Liebe und Vertrauen würden die einzelnen Glieder der Gesellschaft eng verbinden.

Nun, Gotthelf, zu so einem Gaststubenposten seid ihr wie gemacht. Ihr habt viel gesehen, viel erfahren und gelesen, ihr braucht nicht den Schmarotzer zu machen, und imponirt doch auch nicht wie ein Ammann oder Statthalter; ihr seid unabhängig, und doch so gestellt, daß niemand sich vor euch scheut, Keiner vor euch ein Blatt vor den Mund nimmt. Ihr erfahret also, wie die Leute denken, was in ihnen sich regt, vernehmt alle Vorurtheile, alle Dummheiten, die in den Köpfen spuken, und könnt gegen sie arbeiten. Ich meine nicht, daß ihr den ganzen Tag da sitzen sollt und aufpassen, wem ihr eine Lehre zu geben und kurze Zyti zu machen habet. Bewahre! Dafür ist nur der Abend da, wenn das Tagewerk

gethan ist bei einem Jeglichen, und er ruhen darf von Gott und Menschen wegen. Und auch nicht Nächte durch sollt ihr da sitzen, bis die Füße unter den Tischen zu Eiszapfen werden; zur rechten Zeit muß Feierabend sein, der folgende Tag will ausgeruhte Arbeiter, und es sind Weiber zu Hause, die dem Manne nicht gerne zu lange warten, und will der Mann euch mit Freuden zuhören und ordentlich erquickt werden, so muß er nicht mit Schrecken nach Hause und an die scheltende Frau denken. Wenn ein Beamteter seinen Landjägern befiehlt, die Leute so lange im Wirthshause sitzen zu lassen, als sie wollen, sobald sie sich nicht prügelten, versteht dieser Mensch die Wohlfahrt der ihm Anvertrauten? und woher hat der das Recht, Gesetze aufzuheben, die verständiger sind als er? Wer hat das Recht, Wirthschaftsbußen, die für die Schulen bestimmt sind, zu schenken? — Wie gefiele euch „afange“ das? meinte der Fecker, doch wartet nur, bis ihr alles gehört. Für den übrigen Tag habe ich euch zwei andere Aufgaben ausgedacht. Ihr habt gehört, daß ich gesagt habe, ihr sollet euch ein Wirthshaus aussuchen, wo eine Kuppele Kinder seien, was leicht zu finden sei, und das habe ich nicht umsonst gesagt. Wirthskinder können mich um so mehr dauern, je besser die Wirthschaft geht; je besser diese geht, desto weniger haben die Eltern Zeit, sich mit den Kindern abzugeben, es ist fast, als ob diese keine Eltern hätten. Die Kinder treiben sich unter dem Gesinde, unter der Gastig herum, erhalten zu trinken, und hören alles Gräßliche; denn es gibt um die Wirthshäuser herum immer Menschen, die sich die verruchte Freude machen, Kinderherzen mit Zoten zu entheiligen. Von Herzen können mich die Eltern dauern. Sie haben gewöhnlich den besten Willen, ihre Kinder recht zu erziehen, sie wenden Geld auf, so viel die Gelegenheit es erlaubt, aber sie haben nicht Zeit zur Kinderaufsicht, nicht Zeit, sich um sie zu bekümmern, höchstens sie zuweilen aus der Gaststube und aus dem Stall zu jagen; um den Kindern denn doch ihre Liebe zu zeigen, geben sie ihnen

recht gut zu essen und zu trinken, und pflanzen dadurch noch mehr den Hang zu überwiegender Sinnlichkeit. Nun meine ich, seiet ihr gerade wieder der Mann, euch einer Kuppele solcher Kinder anzunehmen und ihr Glück zu machen.

Freilich müßt ihr euch dem Wirthe nicht selbst dazu anbieten, für diesen Zweck würde euch keiner annehmen, sie würden weder trauen noch begreifen. Durch Erzählen müßt ihr die Kinder nach nnd nach an euch fesseln, zwischen den Schulen könnt ihr vom Erzählen unvermerkt zum Lehren übergehen, könnt so die Kinder nützlich beschäftigen. Das wird zuerst die Wirthin merken, wenn ihr die Kinder vor den Füßen und aus der Küche weg kommen, sie wird es dem Mann sagen, der merkt dann endlich auch auf. Zuerst wird er euch einen Schoppen geben hie und da, dann euch am wöchentlichen Kostgeld zurückgeben, und endlich wenn ein Kind einen ordentlichen Brief geschrieben, oder das Haus abg'figürt hat, oder sagen kann, daß England in Europa ist, keines mehr abnehmen. So wird das von selbst sich machen, ohne daß ihr vom Bezahlen ein Wort zu reden, oder eine Lehrstunde abzureden braucht; euer Auskommen wird erleichtert, eure Aufgabe schöner, ein zweifacher Schulmeister seid ihr, wenn ihr auch den Namen nicht tragt. Aber ihr sollt mir trotz dem Schulkommissär ein dreifacher werden. Ihr habt viel erlebt, und über euer Leben nachgedacht, es liegt vor euern Augen mit all den unglücklichen Verhältnissen, die ihr erfahren. Ihr wisset das Unrichtige aufzufinden, nachzuweisen, das ist nun eine gar große Seltenheit; Tausenden ist es übler ergangen, als euch, Eigennutz, die Vorurtheile der Menschen haben sie vielleicht noch weit drückender, fürchterlicher erfahren, als ihr; allein sie können höchstens klagen, räsoniren, aber die Sachen beim rechten Namen nennen können sie nicht, können nicht einmal anschaulich machen, wer im Grunde an ihrem Unglück schuld ist, ob sie oder Andere, und wenn sie am Ende auch über das verständlich werden könnten, so können sie nicht schreiben, ihre Klagen und Reden

verhallen in engem Kreise unbeachtet. Ihr aber habt nachgedacht, und könnt schreiben, und das noch recht gut; wenn nun die Kinder in der Schule sind, der Abend noch nicht da ist, da setzet euch hin, und schreibet euer Leben nieder. Dasselbe, so wie ihr es erzählet, beleuchtet eine Menge Vorurtheile, macht den Leuten manche Sünde anschaulich, die sie nie als Sünde angesehen, und keinem Pfarrer geglaubt hätten, daß es Sünde sei. Euer Leben wird sicherlich Manchem die Augen aufthun, und er wird sagen: ja, accurat so ist es auch bei mir, aber es soll anders werden. Und das werden viel mehr Leute glauben, als ihr denket, denn die Menschen und ihr Leben sind sich viel mehr gleich, als man dem ersten Anschein nach glauben sollte; was euch begegnet ist, ist an hundert Orten geschehen. Daher wird es kommen, daß an hundert Orten die Leute meinen werden, ihr malet sie ab, und redet auf sie, dann werden sie sich aber an keinen Jeremias Gotthelf erinnern, werden sich die Seele aus dem Kopf staunen, wer das von ihnen wissen könne, wer so öffentlich vor der Welt auf sie stichle. Die guten Leute wissen eben nicht, daß ihre Ebenbilder in allen Ecken der Erde wohnen; aber sie werden sich schämen, und nicht mehr also thun, um nicht mehr gedruckt zu werden. Und viele Andere werden euer Leben gerne lesen; wenn sie auch nicht sich darin finden, so ist doch manche Lehre in demselben enthalten, die jedem nützlich ist, und gar Manches könnt ihr da deutlich aussprechen, was den Leuten dunkel vorgeschwebt ist, was sie aber nie ordentlich ausdrücken konnten. So wird eure Lebensbeschreibung, wenn ihr sie drucken laßt, Nutzen stiften, Menschen belehren, und ein dreifacher bedeutender Schulmeister werdet ihr sein, werdet ein ganz anderer Kerli sein, als so ein Straßeninspektor oder Polizeidiener, und noch dazu ein behaglicheres, eurer Schwächlichkeit entsprechenderes Leben führen.

Ich horchte nun doch auf, es fing in mir etwas an zu jucken und zu gramseln, eine eigene Wärme kam mir in die

Augen, ich mußte lächeln, ich wußte nicht warum, wurde verlegen, und verlegen schüttelte ich verneinend den Kopf, und meinte, so etwas werde ich wohl bleiben lassen. Und doch war es mir nicht recht Ernst mit dieser Verneinung, es war mir wie einem hübschen Mädchen, dem man gesagt hatte, es sei schön, und welches dasselbe auch nicht glauben will. Der Fecker meinte, allweg solle ich nur versuchen, für mich aufzusetzen, was ich könne, es sei ein gar angenehmer Zeitvertreib. Im Anfang werde es mir wohl Mühe machen, ich werde nicht recht wissen, wo anfangen, und gar so ängstlich sein, ob ich ein Wort hinter oder vor das andere setzen solle; aber das gebe sich bald von selbst, ich werde oft nicht warten mögen, bis ich hinter meiner Schreiberei sitze. Nun meinte ich, etwas schreiben werde ich am Ende wohl können, aber drucken lassen, das sei ein Anderes, und wer es mir dann drucken wolle, das gebe gar viele Kosten? Auch das werde sich machen, meinte der Fecker, ich solle nur machen, daß geschrieben werde, solle über seinen Vorschlag nachdenken, und wenn ich ihn nicht schlecht gefunden, wenn ich das Schöne in demselben aufgefaßt, ein Haus suchen, in welchem ich mein selbstgeschaffen dreifach Amt ausführen könne. Er meinte, wenn ich einige Jahre so zugebracht, so könne ich ein ordentlich berühmter Mann werden, und wie die Leute mich jetzt verstießen, würden sie sich um mich reißen; mir stünden später, wenn der erste Aemtlihunger gestillet sei, und man wieder Männer suche für die Aemter, und nicht Aemter für die Männer, manches offen, wenn ich dann noch Lust habe, eins anzunehmen.

Ich ging heim. Mir war wunderlich im Gemüthe, und wunderlich im Kopfe. Ich wußte nicht, ging ich hoch oben über die Bäume hin, oder unter der Erde durch, indessen stießen die Füße sich an jeden Stein, an jede Wurzel, und meine Nase hätte beinahe eine innige Bekanntschaft mit einem Thürlistock geschlossen. Ich hatte an der Zukunft fast verzweifelt, alle Aussicht schien verschlossen, und nun war mir auf

einmal eine aufgeschlossen, eine ganz neue, seltsame, aber ächt romantische. Ich fand mich noch nicht so ganz zurecht in ihr, aber sie hatte mich ergriffen durch und durch, und hielt mich fest, fast wie mit zauberischer Gewalt. Der Mensch ist doch im Grunde ein schwaches Geschöpf, er glaubt sich so klug, so selbstständig, und wenn man recht nachsieht, so vermag er selten sich mit Sicherheit zu bestimmen. Besondere Eindrücke in besondern Stunden regieren ihn meist, und bestimmen seinen Lebenslauf. Wer am selbstständigsten von innen heraus sich zu bestimmen glaubt, ist oft derjenige, der diesen äußern Eindrücken am unbedingtesten sich hingiebt, weil er nicht beachtet die Regungen seines Gemüthes, und Eigendünkel ihn verblendet. Aber die schwerste Aufgabe ist wohl die, diese Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den andern sich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken von einander zu scheiden, keines mit dem andern zu verwechseln, wie schwer ist das, und wie leicht nehmen es die Leute!

Wohl legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlafen, es wogte ein Gedankenmeer in mir auf und nieder. Wachen und Schlafen verflossen in einander zu einem träumerischen Zustand, in welchem ich nicht wußte, waren es Gedanken oder Träume, die ihre Bilder auf meine Seele warfen. Bald ging mein vergangenes Leben an mir vorbei, bald dachte ich es, bald lebte ich es noch einmal wirklich, fühlte Prügel, hörte mich schelten, und Aenneli stund an meiner Seite und bot mir ein Kind dar, daß ich ihm erzähle; dann saß ich in einer Gaststube, wollte etwas reden, und konnte nicht, und Aenneli brachte andern Leuten Wein, mir aber nicht, und ich konnte ihm nicht rufen. Auch schrieb ich lange, und als ich nachsah, konnte ich es nicht lesen, es waren lauter fremde Buchstaben. Und wenn ich mich recht abgeängstigt, erwachte ich wohl auf Augenblicke, aber nur um in noch peinlichere Lage zu kommen. Endlich fielen die ersten Sonnenstrahlen in mein Gemach, ich

schüttelte mir den peinlichen Zustand vom Leibe, und trank in langen Zügen die frische Morgenluft.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der schöne Tag.

Es riß mich hinaus in die schöne Welt. Es war ein wunderschöner Maimorgen, ein ächter Herrgottstag für die Vögel des Himmels und jedes fühlende Menschenherz. Es waren zweiunddreißig Jahre, daß gerade auch so ein Morgen, und ich acht Jahre alt war. Damals wanderte ich mit munterem Herzen und einem schönen Halstuch der Bettlergemeinde zu, und die Amseln tanzeten vor mir her mit ihren hellen Stimmen und schönen gelben Schnäbeln. Aber das muntere Herz und das schöne Halstuch schwanden, trotz allen schönen Verheißungen, mit denen die Mutter mich munter gemacht, und zweiunddreißig Jahre verflossen in herbem Ringen mit der Welt und mir selbst. Ich wanderte wieder mit munterem Herzen heute in die Welt hinaus, und labte mich an Gottes Wunderpracht. Das Herz war mir offen, darum auch die Augen, die mit inniger Wonne schweiften von den grünen Buchenhügeln zu den in allen Farben lachenden Wiesen und über die schwellenden Fruchtfelder. Was doch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren erfunden, geschaffen wird, und besonders in unsern Tagen! Und die Menschen, die mitten in diesem Schaffen wohnen, und selbst schaffen, merken es nicht, und klagen über schlechte Zeiten, schweren Erwerb xc.! Die ganze Landschaft schien mir umgewandelt. Neue Häuser glänzten überall zwischen wohlunterhaltenen Bäumen hervor, die nicht mehr voll Moos und Mistelen waren. Große Scheiben, helle Fenster zeugten von helleren Menschen und blaue Schieferdächer von vorsichtigen und klugen.

Und waren das die magern Aecker noch, die früher gähnten und ermatteten, wenn sie einige Grasstengel tragen sollten, und jetzt bedeckt mit bürstendichtem, knietiefem Grase, oder mit dem zarten üppigen Klee, der Kühe Zuckerbrod? Erdäpfelfelder streckten sich in ihrem dunkeln Grün weit hin, wo ehedem nur einzelne Stauden gestanden in wehmüthiger Magerkeit. Und was bedeckte denn die öden Weiden, wo früher die Besenreiser wuchsen, die Schrecken der ungehorsamen Kinder, die Wünschelruthen der gerne fegenden und putzenden Weiber? was bedeckte die magern Halden, wo ehedem ein paar Schafe zwischen Leben und Tod am Hungertuche nagten, oder einige Kühe ihre Rippen als stumme Seufzer Gott weit, weit entgegenstreckten, daß er sich ihrer erbarme, und Regen gebe und Fruchtbarkeit? Dort glänzte es nun in röthlichem Schimmer, und wiegte im Winde sich wie ein Fruchtfeld. Es war die freigebige Esparsette, ein neuer Segen Gottes für die Kühe und für den Bauer, ein Segen Gottes für das ganze Land, der neben den Erdäpfeln für die wachsende Volksmenge noch lange genug Speise schaffen wird. Bis an die Spitze der rundlichten Hügel hatte der Fleiß der Menschen gereutet und gebaut. Es war das gleiche Land, wie ehedem, und doch wie ganz anders jetzt. Damals einem alten ausgetrockneten Weibe gleich, oder einem blassen vierzigjährigen Mädchen, an das die Auszehrung sich gehängt und ihm aus den Augen sah, und jetzt nun eine üppige strotzende Maid, fruchtbar und lebenskräftig. Und ich wanderte mit frohlockendem Herzen durch die Gründe, und stieg von Hügel zu Hügel, und labte bei jedem Schritt mich an neuer Pracht, und diese Labung tränkte die Seele mit neuer Kraft, und in dem Maße wie die Augen sich ergötzten und freuten, trat mir auch meine Zukunft freudiger entgegen, und klarer gestalteten sich die Bilder, die ich mir von ihr entwarf. Aber des Morgens frische Kühle fing an der Sonnenwärme zu weichen, von der Stirne heiß rann der Schweiß, und der knurrende Magen mahnte: daß er gestern

Abend nur ein Glas getrunken, und heute noch gar nichts. Ich sah mich um, wo wohl etwas zu haben wäre? Und wie ich genauer die Gegenstände betrachtete, heimelten sie mich, ich sah eine alte Eiche, und noch das Hohl darin, das ich weiter ausgehauen hatte, um Rinderstaaren auszunehmen, sah eine alte hohe Tanne, auf der ich Eichhörnchen nachgeklettert war; ich sah, daß ich im Walde von Mareilis Mann war, Schattenseite nahe unter dem Hause. Dort war ich willkommen, das wußte ich, und auch daß meinem Magen sein Bellen gestillet würde. Ich stieg den Berg hinauf. Wie mich das alles heimelte, jede Latte, jeder Stock, jeder Ort, wo mich ein Knecht haaren wollte, oder ich einer Magd einen Streich gespielt! Aber auch hier hinter dem Hause hatte eine weise Hand vieles verbessert, urbar gemacht, besser benutzt, und dieses alles betrachtend, das Neue mit dem Alten vergleichend, stand ich vor dem Hause, ehe ich dachte.

Vor dem Hause saß ein stattlich Weib, glänzend in schönem weißem Hemdeschmuck und den schön glatt gestrählten Haaren, Kraut rüstend. Es war Mareili, das schlanke, das nun breit und mächtig geworden war. Meine Schritte weckten es aus der emsigen Arbeit, es sah auf mit seinen klugen und guten Augen, und alsbald mich erkennend, schrie es auf: Herr Jeses, Miaß, wie hesch mih erschreckt mit dym wüste Schnauz! das ist aber nit brav vo d'r, daß erst jetz chunst, u bisch scho lang daheim; ih ha dih i der Chilche g'seh, u hätt d'r g'wartet vor d'r Thür, aber m'r hei Dorf g'ha daheim, un ih ha hei müsse. Un daß im Spitel g'sy bisch, ha nih nit e mal g'wüßt, ih wär susch cho u hätt d'r öppis brunge, so ungern ich nume a Spitel däyche, verschwyge de dry gah. Aber chum yche, was wotsch, was chan d'r gäh? Es isch notti doch noh brav vo d'r, daß jetz chunst. Ih will's em Aeti säge un em Ma, si werde o Freud ha, u will d'r öppis Warms mache. Die rüstige Frau rührte sich noch mit der alten Gewandtheit, und der Alte kam, ein achtzigjähriger

silberweißer Greis, grad auf und reichte mir frohgemuth die mächtige feste Hand; auch der Sohn, der sich unter Mareilis Pflege gestärkt hatte, hieß mich willkommen. Und bald kam die Kaffeekanne und die geblümten Tassen, der gelbe Käse, das küstige Brod; und es war mir, als lange ich eben mit dem Großvater von der Bettlergemeinde an, und Mareili warte uns wieder auf wie damals. Alle balgeten mit mir über mein „Tublen", und daß ich nicht gleich anfangs zu ihnen gekommen, es wäre mir bas g'sy, als im Spital. Und sie erzählten, und ich erzählte, und Mareili wußte auf wahrhaft merkwürdige Weise ihre Geschäfte abzumachen und zuzuhören, manche Erzählung zu ergänzen; eine Verbindung, welche selten Menschen verstehen, am wenigsten Dienstmägde beim Brunnen. Der Morgen war um, ehe wir daran dachten. Die Kinder sammelten sich um uns, schöne Bursche, lustige Mädchen, die mich anfangs von der Seite g'schauten, dann der Mutter an die Hand gingen, ohne Hasten, ohne Geräusch. Jedes wußte seine Arbeit, that sie ab, so geschwind als möglich, aber ohne Zappeln und überflüßiges Schießen; es war eine wahre Freude, wie das Alles ging, so fest, so sicher, und doch so geschwinde. Nach dem Essen brachte Mareili die große weiße Flasche mit den schönen Blumen, die ich schon als Knabe so oft bewundert hatte, und die Gläser mit den geschliffenen Namen, in welchem der alte Lacote noch einmal so gut schmeckte. Der Alte erzählte von dem Tode der Mutter (seiner Frau), was sie gesagt, und wie er sie vermissen würde, wenn er nicht ein Sühniswyb hätte, wie es keines mehr gebe. Mir ging auch das Herz auf, ich vertraute ihnen an, daß ich etwas Vermögen hätte, erzählte ihnen meine Angst und Noth um einen Beruf oder Posten und die Räthe des Feckers. Sie nahmen Theil an Leid und Freud, konnten aber des Feckers Meinung gar nicht begreifen, nicht begreifen, was ich so nützen könne und solle. Ich solle einstweilen bei ihnen bleiben, meinten sie, sie hätten mir auch al-

beeinisch etwas zu schreiben, und wenn es schon nicht gedruckt würde, so werde es mir doch nicht durchgehechelt; denn es sei ja heut zu Tage nichts recht, was man sage, geschweige denn, was man schreibe. Wolle und könne ich etwas erzählen, so würden es ihre Kinder so gerne hören als Wirthskinder, und noch sie dazu würden es hören; sie mangelten auch jemand, der ihnen albeeinisch kurzi Zyti mache.

Es ist merkwürdig, wie es im Menschenleben geht. Wäre ich zuerst bei ihnen eingekehrt, ich hätte mich nie nach einem Beruf oder Posten umgesehen, mir wäre gar zu wohl bei ihnen geworden. Wäre ich in meiner Zerknirschung über die Polizeiflemmete zu ihnen, statt zum Fecker gegangen, so hätten ihre Vorschläge mir einen Himmel aufgethan, ich wäre Wochenlang oben geblieben, um mich niemand zu zeigen, und während dieser Zeit hätte ich mich droben so eingewöhnt, daß ich nicht mehr fortzubringen gewesen wäre. Nun war es ein Anderes. Schon hatte sich in mir festgesetzt das Bild eines andern Lebens, meine Wünsche waren auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, und meine Einbildungskraft hatte bereits ein bedeutendes Stück an der erwarteten Zukunft auferbaut, und die ist gar verzweifelt eigensinnig, und reißt nicht gerne begonnene Arbeit ein, sie läßt sie nur zertrümmern. Ich konnte daher nicht mehr „Ja" sagen, so wohl es mir da ward, so weh es mir that, den guten Leuten weh zu thun, und mein Leben nahm eine andere Richtung. Wer hat nicht schon bemerkt in seinem Leben, wie anscheinend kleine Zufälligkeiten die bedeutsamsten Wendungen erzeugen; einen Tag früher hier, und der lebendige Jeremias hätte kaum je den schriftlichen geboren; er hätte in stiller Behaglichkeit unbemerkt sein Leben verbracht, allerdings ruhiger, kaum glücklicher, auf alle Fälle aber unnützer. Ich blieb oben bis der Mond golden aufging am abendlichen Himmel; es kostete Mühe, mich loszureissen von den herzigen Leuten, aber das versprach ich ihnen und mir, recht viel oben bei ihnen zu sein. Man lacht über den

Mondschein, und gar nüchterne Leute sagen: es grause ihnen darob. Bequeme Leute finden, er sei eine bequeme und wohlfeile Laterne, wenn sie aus dem Wirthshaus kommen, und das Stolpern nicht wohl mehr erleiden mögen; und jener Franzose meinte, als er im Winter, da Vollmond war, an einem Weiher stand, um sich zu einem Gedicht begeistern zu lassen: er sei gar höllisch kalt. Aber wer ist nach einem glücklich durchlebten Tage im Mondscheine heimgegangen und hat nicht einen eigenen Frieden in sich empfunden, sich leicht und wohl gefühlt, und sein Herz zu den weichsten und schönsten Empfindungen gestimmt, oder zu den kühnsten Entschlüssen begeistert? Man gehe lange in finsterer Nacht, in der Nacht ist dieser Friede nicht, sind die hochherzigen Gefühle nicht; man gehe im Sonnenschein, da kommt der Schweiß, die Mühe, und das helle Licht entschleiert das Störende, was allenthalben auf der Erde ist. Aber in des Mondes Licht gießen die Züge des Friedens über die Landschaft sich aus, verhüllt bleibt das Häßliche, und aus derselben tritt hervor das Hehre und Großartige, oder das Liebliche und Sanfte; und dieser Ausdruck der Erde ist's, der dem empfänglichen Herzen die gleiche Gestaltung gibt. So wanderte ich heim, tief beglückt in des Herzens Gründen. Wieder hatte ich Leute gefunden, die mich noch liebten, obgleich sie über mich zürnen sollten, hatte wieder ein heimisches Haus, bei dessen Anblick ich denken durfte: dort darfst du willkommen eintreten. Weggehen schmerzt wohl zuweilen, aber größer als der Schmerz ist doch die Freude, zurückdenken zu können, daß man hinter sich Freunde habe. Da schaut man um so muthiger vorwärts, und wenn eine Aufgabe zur Lösung uns vorliegt, so fühlt man mächtiger in sich das Brausen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf sich entgegendrängt; und heller erglänzt das Auge, höher und freier hebt sich der Schritt, wie dem Pferde das Trompetenschmettern hineinruft in die heiße Schlacht. Ich war wieder der Alte, der als Flügelmann seiner Kom-

pagnie in Paris engen Straßen furchtlos stand, furchtlos durch die Barrikaden drang; das Gleichgewicht war hergestellt in mir, die Besonnenheit, der feste Wille thronten wieder über den verletzten Gefühlen, diese waren getheilt. Als ich heim kam endlich, da dankte ich Gott inbrünstig für das Glück dieses Tages und die erhaltene Kräftigung. Ich gelobte, nie mehr zu verzagen, nie mehr durch irgend eine Thorheit der Menschen mich entmuthigen oder erbittern zu lassen, sondern in Liebe und Geduld sie zu tragen, aber nie auch laß zu werden in der Sanftmuth, die mit leiser Hand die Fehler der Mitmenschen mildern, heilen will.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte.

Am andern Morgen packte ich meinen Habersack, und schickte mich an, ein schicklich Plätzlein für meine neuerfundene Schule aufzusuchen. Ich wollte nicht große Gasthöfe suchen, auch nicht abgelegene Pinten, wo alle zehn Wochen eine verstohlene Kindbetti ist, ein verlaufenes Hochzeit, und alle Morgen zwei Schnapstrinker, von denen der Eine Kartoffelbranntwein, der Andere Rekholderwasser sich zu Gemüthe führt. Ich wollte eine ehrbare Dorfwirthschaft wählen, wo ehrbare Leute eine sich fast gleichbleibende Gastig bilden; ich wollte sorgfältig wählen, um nicht anzufangen und dann wieder gehen zu müssen, und so Zeit zu verlieren.

Ich wanderte wohlgemuth des Wegs entlang, den alten Militär in nichts verläugnend; denn etwas mußte ich doch scheinen, wenn man mich nicht für einen Vagabunden ansehen, für etwas mich ausgeben, wenn mir nicht alles mißtrauisch aus dem Wege gehen sollte. Freilich steht der Söldner nicht in hohem Ansehen, aber ein alter Soldat verläugnet nicht

gerne seinen Stand, besonders wenn er mit freier Seele sich ihm ergeben, eine freie Seele darin bewahrt hat. Mein Lebtag hab ich nie auf meinen vielen Wanderungen den Wirthshäusern so g'wundrig entgegengesehen, bin nie so oft eingekehrt, als jetzt. Freilich gesellte ich mich zu jedem Bauer, der meines Weges ging, frug ihn aus über die nächsten Wirthsleute, aber gar selten waren die Berichte so, daß ich getrost vorbei marschiren konnte. Manchmal befanden sich zwei Wirthshäuser in einem Orte, so daß ich in die größte Verlegenheit kam, beide zu besuchen, ohne für einen ausgemachten Hudel angesehen zu werden. Oft gefiel es mir beim ersten Anblick nicht übel, aber es gelang mir nicht alles zu sehen, zu vernehmen, was ich wollte, ich mußte länger bleiben, und am Ende doch weiter, weil gar zu Vieles an den Tag kam, was mir nicht gefiel; so rückte meine Reise gar langsam vorwärts.

Am meisten scheute ich das Trinken des Wirths oder der Wirthin, denn wo das der Fall ist, ist es mit der Ordnung übel bestellt. Wie soll man das böse Exempel den Kindern verbergen und seine Folgen aufheben? Und was ich am meisten fürchtete, trunkene Menschen haben alle Augenblicke mit allen Menschen Streit. Wie hätte ich hoffen können, an einem solchen Orte in Frieden zu bleiben?

Leider ging es nun oft so, daß es mir über Mittag an einem Orte recht wohl gefiel, und ich meinen Stab schon in eine Ecke stellen wollte, am Abend es mir erleidete, und ich den Morgen fast nicht erwarten mochte, um weiter zu können, weil ich sah, wie ganz anders ein Mensch am Mittag und am Abend sein kann, und welch großer Unterschied ist zwischen einem nüchternen und einem trunkenen Menschen. An eine Sache hatte ich nicht gedacht, auf sie nicht geachtet, und wäre deshalb beinahe am unrechten Orte eingesessen. Es hatte mir da besonders gut gefallen: Wirth und Wirthin waren emsig; ein bedeutender Vertrieb machte Metzger, Stubenmädchen, Köchin, Stallknecht nöthig; die Kinder waren viel versprechend,

aber auch meisterlos in hohem Grade; die Gegend war wohlhabend, und der Schlag der Leute gefiel mir. Ich war etwas früher in's Bett gegangen, als die Andern, hielt mich still, schlief aber nicht, denn mein Arm schmerzte mich, die wüste Bise war im Anzug. Da hörte ich, daß Leute in das Zimmer unter mir kamen, und hörte ganz deutlich, daß es Wirth und Wirthin waren, und hörte ganz deutlich, was sie mit einander sprachen, wahrscheinlich war über ihrem Ofen der Boden offen, um Wärme durchzulassen. Anfangs schwiegen sie still, endlich meinte die Wirthin: wie mengisch hei d's Mädi u du e nangere im Keller a troffe? Und er antwortete: grad so viel, als du u d'r Metzger e nangere i d'r Schaal. Nun ging ein grausenhaft Gezänke los, und die beiden Leute hielten sich die schlechtesten Sachen vor, so daß, wenn nur der zehnteste Theil davon wahr gewesen wäre, sie den ganzen Tag ab Seits gewesen sein müßten, und doch hatte ich sie fast beständig an der Arbeit gesehen. Ob nun der eine oder der andere Theil größern oder kleinern Anlaß zu solchen Vorwürfen gab, das wußte ich nicht; aber das sah ich, daß die wüthendste Eifersucht sie erfüllte. Er hatte Angst, ihre Kinder seien nicht von ihm; und sie war in Angst, er habe noch welche neben den ihren. Sie konnte nicht leiden, wenn er mit jemand lachte, und er nicht, wenn sie jemand ansah. Das Streiten und Vorhalten dauerte bis nach Mitternacht, aber auf eine Weise, daß ich wohl sah, es war heute nicht das erste Mal, sondern gewöhnliche Uebung; denn es endete nicht mit Schlägen, nicht in wüthendem Zorne, sondern zuletzt mit tiefem Schnarchen. Nun, dachte ich, da ist meines Bleibens auch nicht! Wie lange würde es gehen, so wäre auch ich ein Zankapfel zwischen diesen Eheleuten, und ich hätte alle Abende das Vergnügen, anzuhören, wie der Mann mich und seine Frau lästernd im Kothe herumzöge.

Ja, die Eifersucht ist doch ein grundhäßlich, aber auch ein gefährlich Ding. Sie ist ein grundhäßlich Ding, denn sie

zeuget von Mangel an Glauben und Vertrauen in der eifersüchtigen Brust, sie stört alle Unbefangenheit, allen Frieden, denn wenn die Eifersucht recht einwurzelt, so dehnt sie sich nicht nur auf hübsche Mädchen und Frauen, muntere Bursche und Männer, sondern auf alle aus, die zwei Beine haben, auch wenn die Nase nicht mitten im Gesicht ist; dehnt sich aus auf Eltern und Kinder, ja manchmal gar auf Hühner und Hunde. Wer Teufel wollte da des Lebens froh werden, wenn er allemal Lärm bekommt, wenn sein Hund ihm flattirt hat oder ein Huhn ihm nachgelaufen ist? Sie ist grundhäßlich, denn sie zeuget manchmal, aber wohlgemerkt nicht allemal, vom Bewußtsein, was man selbst zu thun im Stande wäre, was man selbst zu thun Lust hätte, wenn die Gelegenheit sich darböte, oder was man vielleicht schon gethan hat. Kennt ihr das Sprüchwort, was der Bock — — — —? Die Eifersucht ist selten, die aus Bescheidenheit und Demuth entspringt und von der Meinung herkommt, durch Andere in Werth und Vorzügen übertroffen zu werden; diese Eifersucht ist mehr lieblich als häßlich und läßt durch die Liebe sich heilen.

Die Eifersucht ist aber auch verteufelt gefährlich aus zweien Gründen. Habt ihr nie davon gehört, daß es das beste Mittel sei, Menschen vom Bösen abzuhalten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und daß hingegen unverdientes Mißtrauen Aerger zeugt und oft aus Trotz gerade das, woran man sonst nicht dachte? Was tausend, denkt der mit Eifersucht unverdienter Weise geplagte Mann oder die fälschlich beschuldigte Frau, thue ich etwas oder thue ich nichts, es kommt in Eins, ärger kann man nicht mit mir machen, wenn man mich auf der That ertappt; man glaubt es, so habe man es auch!

Aber Eins ist noch gefährlicher und geschieht noch häufiger .Ihr kennt doch die alte Mamma Eva; der wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, in den Apfel zu beißen, wenn nicht die Schlange sie aufmerksam gemacht hätte auf die Wunderäpfel; nun bekam sie Lust dazu, betrachtete sie alle Tage,

ihr Herz brannte, der Mund wässerte immer mehr nach diesen Aepfeln, bis sie endlich einen derselben in ihren Rosenmund steckte und die Sünde geschehen war. Ihr werdet vielleicht meinen, die Söhne und Töchter seien klüger als die alte Mamma; die Jugend bildet sich das gar oft ein, aber da irrt ihr euch, sie sind vielleicht noch schlimmer daran in diesem Punkt, wie folgendes Beispiel weist:

Es war einmal auch so ein naseweises Weibchen, welches das Urmütterchen verachtete und behauptete: es hätte nie in den Apfel gebissen, da hätte die Schlange lange locken, flattiren können, und wären die Aepfel noch hundertmal lieblicher anzuschauen gewesen; und der Mann behauptete, daß nicht einmal mehr solche verlockende Schlangen nöthig wären, daß es nur eine Warnung, ein Verbot von etwas brauche, um die Lust nach dem Verbotenen zu erregen, und je mehr man verbiete, desto höher steige die Lust. Aber das Weibchen that gar altklug, gab dem Mann mit dem weißen Händchen Eins auf den Mund, verbat sich solche Lästerungen und sagte gar ernst: einmal ihm könne er verbieten, was er wolle, es werde auch nicht von ferne daran denken, das Gebot zu übertreten, es wolle mit ihm wetten, was er wolle. Der Mann lachte und sagte: „Du kennst hinter den Gärten den wüsten Fröschenweiher mit dem grünen Dach, in dem Regenmolleni und anderes Gezüchte so anmuthig gramseln?“ Das Weibchen wußte kaum, wo er war, und schauderte ordentlich, als es sich seiner erinnerte: es habe es von Jugend auf vor ihm geekelt, sagte es. Nun, meinte der Mann, ich verbiete dir, in diesem ein Fußbad zu nehmen, und wenn du's in Zeit zwei Monaten nicht thust, so will ich dir einen schönen Rock kaufen; thust du es aber, so fordere ich weiter nichts von dir, als daß du mir meine Strümpfe so flickst, daß ich immer ein Paar ganze anzuziehen habe. Wie da das Frauchen auflachte, auf den Rock sich freute und die zu flickenden Strümpfe in die Ecke des Schaftes schob! Aber aus lauter Spaß wollte es

doch einmal den verbotenen Weiher wiedersehen; der schlaue Mann sah es alle Tage den Weg nehmen, merkte, daß es ernster wurde, zerstreuter, und ehe zwei Wochen vergingen, fand er seine Frau mit bloßen Füßen im Weiher. Ihr könnt denken, daß das Weibchen auch erschrak, als es den Mann sah, und denken, wie traurig es die verschüpften Strümpfe hervor klaubete. Aber könnt ihr auch die Lehre daraus ziehen? Ich will sie euch sagen. Es denkt sicher mancher Gatte an keine eheliche Sünde, aber seine Hälfte wirft sie ihm vor; durch diese Vorwürfe fällt ihm zum ersten Male die Möglichkeit ein, die eheliche Treue zu brechen. Sie wirft ihm ferner einen bestimmten Gegenstand vor, mit dem er sündigen wolle oder gesündigt habe. Er hatte keine Gedanken daran gehabt, die Person nie darauf angesehen; nun fängt er zum ersten Male an, sie zu betrachten, der Funke ist gefallen; je schwächer er ist, desto weniger denkt man an's Löschen, aber auch desto eher und desto sicherer wird die Flamme zu dem Dache ausschlagen.

Darum, sage ich, sei die Eifersucht gefährlich, gerade weil sie die Sünde, vor welcher man sich fürchtet, erzeugt, gerade das Elend bringt, vor dem man sich hüten wollte, gerade sie ist die Schlange, die verlocket, zugleich aber das Herz fürchterlich quält, in dem sie ihr Nest gebaut. Darum ihr Männer und Weiber, die ihr mit dieser Plage behaftet seid, macht, daß ihr von derselben kurirt werdet, sie ist ein Krebs am Herzen, dem aber fortzuhelfen ist.

Ich schnürte also meinen Bündel wieder, setzte meinen Stab weiter und wanderte fort, durch manchen Ort, manches Thal, fand mancherlei, aber nie das Rechte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

Eines Abends nach einem heißen Tage stieg ich müde einen Hügel hinan und setzte mich oben hin. An der Seite des Hügels lag ein schönes Kirchdorf, über ihm ein alterthümliches Schloß, ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher schweren That, ein Zeuge manches schweren Seufzers. Wie das wechselt in der Jahre Lauf, im Aeussern der Menschheit! Wenn das Thor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen seien, von ihren verschiedenen Gewändern und verschiedenen Gesichtern, was würde man da wohl alles hören? Haben nur die Gewänder sich geändert oder auch die Gesichter, haben nur die Namen sich geändert oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eisern um und um, eisernen Leibes, eisernen Herzens, hoch herabsehend vom hohen Rosse; verschwunden jetzt die Ritter, ihre Hengste, der eiserne Leib, aber auch die eisernen Herzen und die Augen, die hoch herabsehen möchten aus Chaise und Charabank? Ehedem zerknirschte Leibeigene, halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des gestrengen Herrn Faust und Peitsche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne sich senkte über des grauen Schlosses Zinne, schlafen ging in's große Vaterhaus und scheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke sanft und mild über die Erde warf. Ich versank in Andacht, dachte dessen, was niedergeht und aufersteht, was bleibt, was schwindet, und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich um's Herz, und da ich der himmlischen Heimath gedachte, verlangte mich auch nach einer irdischen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reise zu

gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in seinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens stieg ich nieder und mir ward, als ob der Herr läuten lasse zu meinem Einzuge, nur mir verständlich, aber den da unten Wohnenden zum Heil, als ob er mir feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und bei jedem Begegnenden mußte ich denken: wenn du wüßtest, für was ich komme, und was ich dir einst sein werde? und mußte dann wieder lächeln über meines Herzens gutmüthige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuser, die Gegend; reinlich war es und sauber aufgeräumt, die Kinder sah man mit Besen vor den Häusern, bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hosen fuhren die Bursche Stoßbären hochaufgethürmt mit wohlriechendem Kühd..ck auf die gewaltigen Misthaufen. Vor dem Wirthshause stund die alterthümliche Linde, und Kinder mit rothen Backen herdeten da wohlgemuth. Freundlich wurde ich im Wirthshause empfangen von der rührigen Wirthin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus sechs wilden Kindern bestehenden Fasel und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rothverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut standen. Alles gefiel mir gar gut, alles wie gewünscht; die mit Alt und Jung begonnenen Gespräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verständigkeit und gesundem Sinne.

An den drei Tischen saßen schweigend drei Bäuerlein und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel Anderes aus ihnen heraus, als daß sie im Schloß gewesen; eben nicht leichten Herzens, wie es schien, kamen sie von dort herab. Das Gesumme der Arbeit draussen verstummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte sich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wohl Bauern darunter mit breiten Rücken und schwieligen Händen, aber die meisten waren nicht Herren, waren nicht

Bauern. Einer glich wohl von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer; an einem Andern gehörten nur die Beine mit gewichsten Stiefelchen einem Herrn, aber oberhalb war er akkurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei dem Einen im ersten Augenblick glaubte, er sei ein vornehmer Herr mit hohem Halstuch und klingender Uhr, so sah man beim zweiten Blick beschmutzte Hände, ein zerrissenes Nastuch, ein schlechtes oder ungebleichtes Hemd; es soll sogar deren geben, die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu sahen sie zu brutal aus, nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, saftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu kommen schienen. Baschkiren waren es auch nicht, denn Mancher hatte eine gar schöne große rothe Nase; auch nicht Kosaken, denn Manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn sie tranken ungenirt Wein, besonders rothen; zudem redeten Alle deutsch, Einige sogar versuchten das Hochdeutsch in etwas, wenn auch schlecht. Sie flatterten um die Bauern herum, wie Raben um das Aas, schnatterten durcheinander, daß ich wenig verstehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Gespräche in meiner Nähe, daß der steifbeinigste unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Branntwein saßen, ein Erbe, das hinter der Gemeinde lag, abhandelte um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es seien Juden, trotz ihren Pfeifen, da brachte die Wirthin Säufüße und Säuohren, eine ganze Platte voll, über die fielen sie her wie die Habichte; es waren also wieder nicht Juden. Während sie nun handlich in die Säufüße und Säuohren bissen, konnten sie nicht mehr Alle auf einmal reden und in allen Ecken, und was die sprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verstehen. Es war von Gerichts- und Geltstagen, von Ratifikationen und Moderationen, Inventarisationen, sogar von Insinuationen die Rede, von Käufen und Kontrakten, Testamenten und Betreibungen. Aha, so, dachte ich, das wird eine Versammlung der Schuldenboten des ganzen

Landes sein, so eine Art von Verein, um einander das Saugen abzulernen. Ich sagte meine Meinung der Frau Wirthin. „B'hütis Gott nei, sagte die, das isch ke apartige Versammlig, die sy all Abe da, si sy All usem Dorf oder us d'r Nächsemi, es isch d'r Amtschryber u d'r G'richtschryber u d'r G'meindschryber u d'r Amtsnotari u d'r Prokerater, de zwe Agente u de noh ihri Knechte u Bube; das sy guti Lüt, si gäh nis am meiste z'verdiene." B'hütis Gott, dachte auch ich, so viel Schreiber an einem Haufen geben so viel zu verdienen, müssen also auch viel verdienen und von wem? Ich zählte und zählte sie wieder und zum dritten Mal, und es waren und blieben immer siebenundzwanzig.

Ich vernahm später, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geschäfte verrichtet und zusammen den Wirthen nicht halb so viel als Einer von den siebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Also das die zweibeinige Schaar, welche Tag für Tag zu den Schloßthoren einzog, herrschend und mächtig wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wenn schon nicht unterthan, doch zinsbar waren!

Und wenn man die Augen zuthat, so klangen ihre Stimmen gar laut, doch hatten sie etwas fistelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum, doch tönte es mehr wie Horn oder Holz, als wie Eisen, und sie fuhren an und begehrten auf und putzten ab, daß man sich allerdings noch einen Tisch von Zwingherren und Raubrittern hätte vorstellen können, mächtigen Leibes, mit eisernen Fäusten, die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man sich das so recht lebhaft vorgestellt hatte, die Augen dann wieder aufthat und an den Tischen die siebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein sah mit den spitzigen Gesichtern, den langen schwarzen Fingern, den halbseidenen schwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüseln angefressenen Gesichtern, mit vergessenen Fe-

vern hinter den Ohren und steifen, gen Himmel schreienden Haaren, mühselig und unbeholfen handthierend mit Gabeln und Messern — hei, wie war da einem wunderlich zu Muthe! Hei, was hätte da wohl zu ihnen einer der Ritter gesagt, zu dessen Thoren sie aus- und eingingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein solcher Ritter hätte allen diesen seinen Nachzüglern vor dem Frühstück die Köpfe eingedrückt, wie ein Vogelfänger Leipzigerlerchen. Und doch hatte dieses baumwollene Völklein wieder eine Aehnlichkeit mit jenen eisernen Mannen. Die eisernen Mannen, wenn sie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagewerk, so saßen sie hinter ihren hohen Humpen, und wenn sie satt waren von Habermues und Rehschlegel, so schwemmten sie Habermues und Rehschlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit saurem Wein, und Einer erzählte: wie er einem Bauer die Hunde durch's Korn gehetzt und hinten drein geritten sei; ein Zweiter hatte mit eigener Hand eine halb verhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitschenknall von seiner Hufe gejagt, ein Dritter einen Leibeigenen versandt und unterdessen mit seinem Weibe oder dessen Töchtern Kurzweil getrieben, ein Vierter ein Wildschwein abgefangen und ein Fünfter das Lager eines Sechszehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber sprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geschlagen und empfangen hatte, und pries seine Thaten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldenthaten, so redeten auch die Dasitzenden, nachdem sie die Säuohren versorgt hatten, von ihren schreiberlichen Heldenthaten.

Zwei waren an Freundlichkeiten gewesen und hatten Gottlob (wie sie meinten) die Vermittlung hintertrieben; Andere hatten Erscheinungen und glücklicherweise Einfälle gehabt, die neue Incidenzien nach sich zogen. Einer rühmte: wie er in einem Beneficium heute wieder hundertundsiebenunddreißig Briefe habe ausfertigen lassen. Wenn Einer mit solchen Briefen jährlich

nicht tausend Gulden zu machen wisse, so müsse er ein Lümmel sein. Wenn einem Wirths- oder Krämer-Beneficien in die Hände kämen, so seien das wahre Herrenfressen, und der halben Welt könne man ungenirt Briefe schreiben à vier Batzen das Stück. Ein Anderer war an einer Gantsteigerung gewesen und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein Anderer kam von einer Geltstagssteigerung heim, hatte eine halbe Hutte Geld bei sich, das er benutzen wollte, so lange er die Ausfertigung des Geltstages hinausschieben konnte, und noch einige Neuthaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zusendung der Collocationen nicht pressire; ein Anderer hatte einen Contract aufgejagt und seinem Meister in die Bähre, und Einer einen Prozeß, zu dem er einen reichen Bauer angestiefelt; Einer zweien Branntweinrülpsen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipst und nebenbei manches galante Abenteuer bestanden, wie er mit grinsendem Munde verblümt zu verstehen gab, daß man es mit Zwilchhändschen greifen konnte; Einer durch Vergeßlichkeit in Assekuranzscheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauern weis gemacht, für einen Hof, den er von seinem Vater um fünfundzwanzigtausend Pfund gekauft, müsse er von vierzigtausend Pfund den Ehrschatz geben, der nach dem wahren Werth zu entrichten sei. Einer endlich, nachdem er eine Flasche Neuenburger **1834**r kommen ließ, las eine Bittschrift an den großen Rath vor, um Vermehrung ihres Einkommens; in dieser Schrift war klar dargethan, daß sie nicht das klare Wasser verdienten. Ich sah sie allerdings kein Wasser trinken, aber Neuenburger, er wird wohlfeiler gewesen sein als das Wasser an selbem Ort! Die Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie sie Bauern angeschnauzt und zum Narren gehalten, halbe Stunden stehen gelassen, ehe sie dieselben nur angesehen. Doch nach und nach, besonders bei Anlaß der Bittschrift an die Regierung, nahmen die Leute einen höhern Schwung und verstiegen sich in's Gebiet der Politik und in das der Gesetzgebung, beide mit

einander verwechselnd, alles durcheinander werfend wie Kraut und Rüben, mit nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verstunden nicht e Dreck viel von diesem und nicht e Dreck viel von jenem; zudem war allen nicht zu trauen. Von dem Einem wußten sie das, von einem Andern etwas anderes; höchstens fand der Eine oder der Andere bei ihnen Gnade, der einst mit ihnen aus dem gleichen Dintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Esel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wisse. Andere meinten, wenn die nur weg wären, die da seien; das Volk sei nicht mehr so dumm und würde die Rechten schon finden, und räusperten sich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, stießen die Gläser an und sagten mit verschmitzt sein sollenden Gesichtern: G'sundheit. Und Einer mit unsicheren Augen, aber struppigem schwarzem Backenbarte, ribsete denselben eine Weile an dem Halstuch und schrie dann in heisern Tönen und landschäftlerischem Dialekt: „Zu Gunsten der Freiheit!“

Plötzlich fragte Einer mitten aus wirrem Gespräch: „wer geit morn z'Predig?“ „Wer wett doch dä D..-Pfaff möge gah lose, er seit alli Sundi d's Glyche,“ meinte Einer; „er weiß nit, was er seit“, ein Zweiter; „er isch e dumme Tüfel, alles, was er weiß, wett ih i vierzehn Tage lerne,“ ein Dritter. Endlich erhob sich ein Gespräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge stunden und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu allem geschwiegen, aber Einer sagte: „ih glaube nume was ih g'seh', u was ih nit cha g'seh, das isch o nüt;“ da konnte ich mich nicht mehr enthalten zu sagen: „ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher, sie war aber nur von Similor und ging grundschlecht.“ Sie sahen über die Achseln nach mir hin, ließen sich aber nicht stören. Ich merkte, daß ich zu verblümt gesprochen, ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verstanden sein. Als der unter ihnen, welcher die steifen Beine hatte und fast aussah wie ein Landsknecht, meinte: „o todt isch todt,“

entgegnete ich lauter: „Zu Paris im Thiergarten sind Thiere, man zählt sie zu dem Federvieh, und doch sehen die einen von ihnen aus wie giftige Kröten, die andern wie Frösche auf den Dünkeln, die einen werden so fett wie italienische Schweine, die andern bleiben dürr und gleichen hundshäärigen Besenstielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen sich aber gerne im Dreck. Sie gehören zu den fleischfressenden Thieren, trinken aber gerne Wein, besonders rothen, und wenn sie knüll auf den Rücken liegen, so glauben sie auch an keine Auferstehung. Am Morgen nach der langen Nacht sind sie aber doch wieder auf den Beinen, sehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verstoßene Sünder, und stehen da nicht nur mit Zähneklappern, sondern auch mit schlotternden Armen und Beinen." — Sie sahen mich gar grimmig an, aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich setzte noch hinzu, daß ich die Thiere oft mit Erstaunen betrachtet und endlich den Wärter gefragt, wie sie hießen. Dieser habe mir gesagt, sie hätten verschiedene Namen, das gemeine Volk nenne sie Bauernzägge, die Gelehrten aber Dintenschlecker oder Papierfresser, und einige nährten sich bloß durch Agentisiren.

Potz Million, wie hatte ich in die Wespen gegus let! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzstrahl in den Tisch geschlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich so lang aufstand, als ob ich kein Ende nehmen wollte, und so breit da stand, trat die halbe Mannschaft in's hintere Glied und versuchte mit Wurfgeschütz die vordere Kolonne zu unterstützen, aber sehr unglücklich, denn sie schlugen mit den geworfenen Gläsern den Ihrigen von hinten Löcher in den Kopf. Die Andern fuhren um mich her wie gehetzte Spitzhündchen, aber trotz aller Wuth und allem Lärm war doch Keiner gerne der Erste. Endlich wagte es Einer mit langen Beinen und stüpfte mich von der Seite, aber seine langen Beine schützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdessen hämmerten sie von der andern Seite mit ihren luggen

Fäusten auf mich ein, so gut sie es vermochten, und Andere wollten eben wie Zäggen sich festmachen an mir, aber gelassen schüttelte ich das Ungeziefer ab, wischte gelassen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein und kam mir vor, als sei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in seine Burg verwehren, und der nach langer Abwesenheit Ordnung schaffen wolle auf seinem Grund und Boden. Die Angriffskolonne wurde immer dünner, wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite und trat in's hintere Glied zu den Belfernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel stand, weil keine Vordern mehr da waren, und die Hintern entweder den Reißaus nahmen oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat schnell der Aelteste, eine hagere lange Figur vor, that, als ob er erst hereinkomme und rief: „Halt! was isch das? wer bisch du, daß du da chunst cho Stryt afa, du mußt uf d'r Stell id Chefi, u de wei m'r ungersuche, was du für e Kerli bisch, m'r wei dih scho ringgle. Reich m'r uf d'r Stell d'Landjäger!" Ich sollte erschrecken, aber ich erschrak nicht, ich erbot mich, in's Gefängniß zu gehen, wenn alle Mitstreitenden mitgingen, bis die Untersuchung ausweise, wer die Schuldigen seien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung, die wollte ich denen zeigen, die das Recht hätten, darnach zu fragen; ich zweifle aber daran, daß er das Recht hätte, jemanden zu verhaften. Er ließ sich hoch auf und polterte mich nicht übel an, winkte aber Einem mit den Augen, daß es Zeit sei, einen andern Weg zu versuchen. Der rief nun, wenn ich es mit ihnen ausmachen wolle, so könne ich vielleicht noch ohne Chefi davon kommen. So, dachte ich, wie die Juden, allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern! Ich setzte mich stillschweigend nieder, sie traten zusammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben sollte, zusammen und ließen mich fragen,

ob ich es mit Allen zusammen in einem Klapf ausmachen wolle. Ich fragte, wie Viele dann geprügelt worden seien von mir. Nun war es recht lächerlich, wie Jeder etwas erhalten haben, die gesammte hintere Kolonne im Gefecht gewesen sein wollte; es nahm mich wunder, daß aus den siebenundzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzwei schneiden kann und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Ueber dieses Schreien eines Jeden, über diesen Drang, geprügelt worden zu sein, um etwas zu verdienen, erschrack dennoch der Klügste unter ihnen; fürchtend, sich lächerlich zu machen, wenn siebenundzwanzig Schreiberlein von Einem geprügelt sein wollten, drängte er sich an meine Seite und versprach: wenn ich Wein kommen lassen wolle, so wolle er es für mich mit Allen zusammen ausmachen; wenn ich mit Jedem aparti abmachen müsse, so komme ich gar zu teuf dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten, auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er: sie sollen heuschen! sie riefen: er soll bieten! Nachdem das lange so gegangen war, sagte er: heuschet afe zwanzig Dublone, m'r wey de lose. Sie redeten mit einander, und forderten dreißig Dublonen, Richters Buße vorbehalten; sie handelten lange mit einander. Ich saß stumm da und ließ sie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach, und geschrien wurde ärger als in einer Judenschule. Endlich wurden sie um fünfundzwanzig Dublonen einig, die sollte ich baar darlegen oder versichern und die Uerti sammt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu sagen hätte, und man fragte mich: ob ich das Geld bei mir trage, oder ob ich Pfand und Versicherung zu geben habe. Und Alle sahen glücklich d'rein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend schmarotzen zu können auf eines armen Teufels Kosten und dazu noch baar Geld kriegen durch eine Prellerei, das ist für solche Leute der Himmel, und ich glaube, daß Viele an keinen andern glauben können. Aber wie versteinerten die Gesichter, als ich weder das Eine, noch das Andere wollte; als ich auf

das Geschrei: Jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müsse halten, fragte, wo er seine Prokur habe, und ihnen sagte: sie seien Alle zu dumm für Einen, der lange Jahre in Paris gewesen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkessel, aber die Einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die Andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügsten hatten Respekt vor Paris und merkten, daß sie mich nicht beschummeln könnten wie einen Bauer, der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß. Sie fingen an, einzulenken, und nach mancher Wendung versuchten sie mich zum Zahlen der Uerti zu bewegen. Aber ich war nach und nach erbittert worden über diese Schamlosigkeiten alle, ich wollte mich zu keinem Kreuzer verstehen, erklärte fest, daß ich Ursache zu klagen hätte, wenn ich sie nicht zu sehr verachtete; bis morgen Nachmittag würde ich hier im Wirthshause warten, damit sie mich finden könnten, wenn sie noch etwas wollten. Nun stund ich auf und ging in's Bett. Mein Benehmen hatte selbst auf die Frechsten Eindruck gemacht, sie fürchteten den Mann, den sie in mir erkannt; ob ich aber mit meinem Benehmen zufrieden sein sollte, das wußte ich lange nicht. Nach zwanzig Jahren also wieder eine Prügelten, und zu dieser hatte ich offenbar gereizt durch meine scharfen Gleichnisse. Hätte ich nicht lieber schweigen und gehen sollen, als mich hineinmengen in die allgemeine Rede, die nicht an mich gerichtet war? War das ein glückliches Probierstück meiner Lehrerschaft in der Gaststube? Aber dann wieder schweigen zu solchen Dingen, vermehrte das nicht offenbar die Frechheit und den Dünkel solcher Gecken? Sind sie eben nicht allmählig so geworden, weil der Bauer sie wohl in seinem Herzen verachtete, sie aber reden ließ, was sie wollten, weil er sich ihnen nicht gewachsen fühlte? Hat nicht jeder Christ die Pflicht, der Wahrheit Zeugniß zu geben und unnütze Schwätzer zur Ruhe zu weisen? Macht er sich nicht durch Stillschweigen der Verläumdung schuldig? Wäre es möglich

gewesen, mit Siebenundzwanzig über solche Dinge zu einem vernünftigen Gespräch zu kommen, schlugen nicht Spott und endlich Ohrfeigen viel besser bei ihnen an und vertrieben ihnen ihren dummen Unglauben, mit dem sie sich groß machen wollten, während sie sich doch vielleicht im Herzen vor jeder alten Frau als vor einer Hexe fürchten und im Tode grausenhaft zappeln in brennender Gewissensangst? So werweisete ich bei mir lange und machte endlich aus, daß ich recht gehandelt aber nicht klug, daß ich an einem Orte, wo ich länger bleiben wolle, vorsichtiger zu Werke gehen, daß ich hier mir mein Spiel verdorben und weiter gehen müsse, indem mit siebenundzwanzig Schreibern zu Feinden an einem Orte sich nicht wohl leben lasse; daß ich aber für einen Abend bloß als Durchreisender keine bessere Kur hätte anwenden und keinen bessern Weg hätte einschlagen können, um diesen Menschen ihre Erbärmlichkeit zu zeigen. Diese Menschen sind so geworden, weil sie sich angewöhnt, da wo sie sind das große Wort zu führen, verstünde es aber Einer, ein noch größeres Wort recht eindringlich zu führen, so ließe sich aus diesen Menschen alles machen.

Wie ich bei dem Schreiben meiner Lebensgeschichte zu dieser Stelle komme, werweise ich wieder lange, ob ich sie niederschreiben oder auslassen wolle. Ich denke, es gibt so viele brave Schreiber aller Art, Amtschreiber, Gerichtschreiber, Amtsnotarien und meinethalben auch Agenten, die könnten das übel nehmen, und sie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, sie sehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann bist, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand in einen Klapf. Ich dachte, sie werden auch vernünftig sein und sehen, daß ich hier ausdrücklich nur von siebenundzwanzig Schreibern rede, nun ist ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jenen siebenundzwanzig, haben also nichts auf sich zu ziehen, insoferne sie es nicht eben so an jenem Abend gemacht hätten, wie

die siebenundzwanzig, und das sage ich nicht nur nicht, sondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es sei meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor diesen Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die sich alle Streiche, alle Schliche, alle Kniffe erlauben, sobald sie unter dem Schein Rechtens können versteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechts sich bekümmern, sondern sie durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einschüchtern; die mit schlauer Pfiffigkeit jeden Vortheil aufspüren, mit der unverschämtesten Frechheit ihn verfolgen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahnung haben. Vor diesen Leuten warne ich nicht bloß deswegen, damit sich die in den Wirthshäusern sitzenden oder prozeßlustigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen oder ihnen begegnen nach Verdienen, sondern deswegen warne ich vor ihnen, weil sie sich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache, sie nehmen daher Lehrbuben so viel sie können und Lehrgeld so viel sie können, nehmen diese gerade im gefährlichsten Alter, wo der Mensch seine bestimmte Richtung nimmt. Nun richtet so Einer, wie jene siebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade so ab, wie er sie am besten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl sie haben, desto kommoder sind sie ihm, desto bessern Vortheil zieht er aus ihnen, desto pfiffiger und frecher kann er sie machen. Und du Bauer bist doch, bald hätte ich gesagt, ein dummer, wunderlicher Köbi, du hältst im Ganzen so viel auf Religion, willst nicht, daß man in der Schule etwas von Geschichte, Naturlehre, was doch so schön wäre, ich will nicht sagen in eigentlichen Stunden, sondern nur gelegentlich rede, und frägst, wenn du von einer Schule hörst, immer zuerst: „isch das o noh e rechti Schul, lert me da o noh d'Fragi?" Aber wenn du deinen Bub zu einem Schreiber thun, ihn dort

Jahre lang lassen willst, so frägst du gar nichts, als: ischs e G'schichte? Und wenn's der Schwarze selber wäre, sobald du hörst, es syg e G'schichte, so gibst du ihm deinen Bub, und denkst gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergibst. Zugleich wollte ich auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibstuben thut, indem dort die mannigfaltigsten Geschäfte vorkommen, daß er ja bei der Anstellung von Männern, denen er solche Schreibstuben anvertrauen will, ganz besonders auf ihre Religiosität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit sehen möchte als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, so manches gehört, daß ich meine gutgemeinte Warnung einstecken will, weil sie doch vergeblich wäre, und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rath vom Lande annehmen.

Am andern Morgen wunderte sich die Wirthin mehrere Male, warum keiner der Schreiber komme, um seinen halben Schoppen zu nehmen, oder sein Gläschen Grüns? Zwei steckten ihre Köpfe zur Thüre hinein, zogen sich aber schnell zurück, und schoben sich wieder fort. Endlich frug sie ihren Mann: was es ächt gä heig, daß niemer chöm? Dem fiel es ein, sie würden wegen mir nicht kommen; denn er war bei dem Streit, seine Frau aber im Bett gewesen. Ihm ward wind und bange, mich fort zu schaffen, doch so höflich als er konnte. Er fragte mich: ob ich nicht lieber in der Kühle ginge? Als ich sagte, daß ich bis Mittag bleiben müsse, schickte er mir vor eilf Uhr mein Essen, und versicherte, daß eilf Uhr hier Mittag sei, und nicht zwölf Uhr, und das schon seit ewigen Zeiten. Ich erlöste den guten Mann von seiner Angst, und machte mich wieder auf die Strümpfe, und wie ich hinaus war, sah ich sie hinter mir hinein schlüpfen zu ihren Schoppen und Gläschen. Einer gewissen Wehmuth konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich dem freundlichen Dörfchen, dem ehrwürdigen Schloß den Rücken wandte, und in einer Biegung des Weges sie zum letzten Mal sah. Es läutete wieder vom

Thurme herab, diesmal bezog ich aber das Läuten nicht auf mich, und begriff nun auch, daß das gestrige mir nicht gegolten.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wie ich eine bleibende Stätte finde.

In mancherlei Gedanken war ich Stundenlang fortgegangen, es war heiß und mich dürstete. Ein großes Dorf lag vor mir. Die Straße war holperig, auf den Aeckern wuchs spitzes Korn und mageres Gras, bei den Häusern war es aufgeräumt, aber die Mistgülle lief hin, wohin es ihr beliebte. Die Leute gafften mir verwundert nach, die Kinder grüßten nicht, gränneten mich an, wenn es gut ging, die meisten aber wußten mir etwas nachzurufen. Vor dem Wirthshause zerrten zwei Buben und ein Mädchen einen jungen Hund beim Schwanz, und aus den Fenstern desselben rief eine muntere, runde, aber nicht große Frau: löht m'r dä Hung sy, oder ih will ech! Aber die Kinder fuhren getrost fort, und die Wirthin kehrte sich nach der Stube zu, die Gäste zu bedienen. Ich wollte nun in der Wirthin Amt treten und abwehren, aber der Aeltere, Christi, sagte: ghey du dih furt, du hesch is nüt z'bifehle, es geit dih nüt a. An meine gestrige Geschichte denkend, wollte ich nicht unnütz Händel anfangen, und ging hinein; an's Dableiben dachte ich diesmal gar nicht. In der Stube sah es reinlich aus, Schreiber war kein einziger da, hingegen mehrere vierschrötige Männer, einige Greise, die mit zitternder Hand ihren Wein einschenkten, keine jungen Leute. Die Wirthin sah mich etwas stober an, als eine, die nicht viel Fremde sieht, und fragte: Womit cha me ufwarte? Ein kleines Kind hing ihr am Kittel, und schrie immer: Mütti nimm mih, Mütti nimm mih! Sie schrie ihm mehrere Male zu:

Ih cha dih nit näh, ih muß dem Ma sy Sach gä, lue wie ner e Schnauz het, er nimmt dih, wed nit schwygst. Aber das kleine Mädchen schrie immer ärger, und die Mutter mußte es nehmen, und mit der andern Hand sich helfen, so gut sie konnte. Die Kleine mußte doch endlich wieder abgestellt werden, sie sah mich aus einer Ecke verschüchtert an, und wenn ich hinsah, so kehrte sie sich um; als ich nicht auf sie zu achten schien, schlich sie sich näher, kam zu meinem Habersack, niggelete an ihm, bis ich mich umsah, lief dann fort, und wiederholte das Spiel mehrere Male, bis sie endlich mir ein Stückchen Brod abnahm, und sogar dankte, als die Mutter ihr sagte: wie seyst Aenneli! Da ich ihr noch ein Schlückchen Wein gab, war unsere Freundschaft geschlossen, sie setzte sich neben mich, und fragte alles Mögliche, besonders nahm es sie wunder, warum ich einen so wüsten Schnauz habe, und was ich mit ihm mache? Die Mutter hatte Freude an unserer Freundschaft, obgleich sie alle Augenblicke sagte: gang ache, du plagst ne; sie schien es gar nicht ungern zu haben, als sie vernahm, daß ich übernachten wolle.

Der Wirth kam endlich auch; ein guter Mann schien es zu sein, etwas phlegmatisch, und unter dem Pantoffel seiner Frau. Die Lichter kamen, die Kinder mußten nach vielem Schreien, und nachdem sie ihre Eltern, den Vater besonders, hundertmal gezwungen hatten, zu thun, was sie, und nicht was er wollte, in's Bett. Man rückte näher zusammen. Die Leute änderten nicht stark, die meisten konnten Stundenlang bei ihrem Schoppen sitzen, und so haushälterisch mit dem Glase umgehen, daß man ihnen wohl ansah, es war ihnen weniger um den Wein zu thun, als darum, daß ihnen die Zeit vergehe. Das ging aber schwerfällig zu; ihren Stallbestand, und wie viel Milch sie erhielten, hatten sie sich bald erzählt. Die Witterung war abgehandelt, ebenfalls die Zeit, wenn man zu mähen anfangen wolle. Der Wirth hatte nach guten Kälbern gefragt, die Wirthin nach der Gäste Weibern und Kindern,

und ob es bei dem oder diesem noch lange gehe, bis er müsse Kindbetti haben? Das Gespräch stockte, schon sagte hie und da Einer: er wolle ustreyche und gah luege, was sys Mutterli mache, es werd afe Längizyti ha. Da seufzte ein alt Kudermannli, und sagte: ihm pressirs nüt hei, er wett, er chönnt die ganze Nacht da hocke, und machte ein Gesicht dazu trüb- und stiefelsinnig. Natürlich fragte man ihn, was es de gäb, daß er nit hei mög? Er munkelte lange, ehe er sagte: es syg ung'hürig by nihm. Da wurden auf einmal zehn oder fünfzehn wieder lebendig, und eben so viel Nasen fuhren g'wundrig über den Tisch herein, und jede wollte die nächste sein, und Alle fragten: was isch de, was geit de, was hesch de? Da sagte er: er dörf's schier nit säge, aber wenn si's Niemerem säge welle, so well er's säge. Verständlich versprachen alle das tiefste Stillschweigen, und freuten sich alle dabei auf's Höchste, ihren Weibern was B'sonders heimkramen zu können. Da fing er an zu erzählen: Im vorigen Jahr, bald nach Vrenetag, wo sein Meitschi sei unterwiesen worden, habe es angefangen. Sein Meitschi sei gar es fromms und schüchternes, dürfe keinen Buben ansehen, auch habe es schon manchmal gesagt, es wolle sein Lebtag keinen Kilter haben. Da sei es einmal an einem Sonntag Abend an der Hausthüre, die er selbst mit einem Riegel verschlossen, gekommen, und habe sie geöffnet, er wisse nicht wie, durch den Hausgang gerasselt, wie wenn es eine lange Kette nachschleppete, und habe gar wunderliche Töne von sich gegeben. So sei es die Treppe aufgegangen in des Meitschis Gaden, dort habe es noch rumort, dann sich still gehalten, bis der Hahn gekräht, und sei darauf wieder mit dem gleichen Gerassel fortgegangen. Nun wären sie voller Schrecken in's Gaden gelaufen, da hätten sie das Meitschi gar bleichs gefunden; es hätte aber von allem auch nicht einen Ton gehört. Seither komme es in der Woche zwei bis drei Mal, fast immer Samstag oder Sonntag Abends, gehe immer den gleichen Weg; das Mädchen höre immer nichts, und sehe

doch alle Tage leider aus. Sie hätten schon viele Sachen probiert, unter die Schwelle das Unservater und den Glauben vergraben, kreuzweis übereinander, aber es helfe Alles nicht. Einmal habe er eifrig gebetet, Muth bekommen und guggen wollen, und das Mutterli habe das Unservater immer vorwärts und rückwärts beten müssen; aber der G'wunder sei ihm vergangen, er habe einen Nasenstüber bekommen, daß ihm fast der Athem vergangen, und die Nase sei geschwollen, wie wenn er in einen bösen Luft gekommen. Wer weiß, ob sie nicht roth oder blau geblieben wäre, wenn er nicht bei einer Frau, die auch etwas könne, Rustig genommen hätte.

Nun ward's lebendig und aus der einmal geöffneten Gespensterdrucke flog nun eins nach dem andern heraus; ohne daß man nöthig gehabt hätte, eine Reihenfolge einzuführen, wußte jeder etwas, und manchmal redeten aus innerem Drange lange zwei auf einmal, bis man einen schweigen hieß, um den andern desto andächtiger hören zu können. Ein etwas schwerfälliger Mann erzählte, nachdem er lange umsonst versucht, zu Worten zu kommen: Er hätte seine Frau anfangs nicht nehmen wollen, weil er geglaubt, es seien noch Andere zu ihr gegangen, und das Kind sei nicht seins. Endlich habe er sie doch genommen, und als es um's Kindbetten zu thun gewesen, habe man ihn gerufen, da er eine halbe Stunde von ihr gewohnt. Es sei im Winter gewesen, und gar kalt. Als er gekommen, habe die Hebamme gesagt, er habe so wüst gethan, sie wolle jetzt sehen, ob das Kind seines sei oder nicht; er solle das Hemd ausziehen, sobald sie es ihm befehle, und in das noch warme wolle sie das Kind empfangen; wenn es ihm dann nicht lieber werde, als er sich selbst, so könne er dann denken, was er wolle. Ich mußte das Hemd geben, sie murmelte noch allerlei, und wickelte das Kind hinein, das jämmerlich schrie. Es gefiel mir wohl, aber gegen Morgen mußte ich fort ohne Hemd, denn ich hatte kein anderes anzuziehen, es fror mich entsetzlich. Ich war einmal, als das Grundeis ging, um ein

Päckli Tubak mehrere Scheibenschütze weit barfuß gelaufen, aber das war nichts dagegen. Ich lief, was ich konnte; da dünkte mich, ein klein Kind laufe oder schwebe neben mir, ein ganz kleines Kind in einem langen langen Hemde, und ich glaubte des Kindes Stimme zu hören, aber es war eine, wie eines alten Mannes Stimme, und es schrie erbärmlich: o Aetti, lauf nit so, o Aetti häb mih lieb! und ich lief immer geschwinder, das Kind schrie immer erbärmlicher, ich fror immer fürchterlicher, das Herz schien mir vor Angst und Kälte zu gefrieren, jedes Haar an mir zum Eiszapfen geworden zu sein. Als ich endlich mein Haus erreichte, da war kein Kind mehr zu sehen; vor Schrecken und Kälte konnte ich mich lange nicht erholen. Aber das Kind wurde mir auch das liebste von sechsen, es glychet den andern gar nüt, und mir nüt und der Mutter nüt, und ist doch das lüstigst von Allen. — Ein anderer erzählte, wie in gewissen Nächten ein Leichenzug den Berg herabkomme, wie er immer an dem gleichen Ort halte, um zu spannen. In dem Zuge gingen viele Leute, Gestorbene, und solche, die noch lebten, man kenne alle deutlich, man könne ihnen nachsehen bis zum Kirchhofe; da komme ein alter Pfarrer aus dem Grabe im Leichenhemde, an seinem Schädel sei kein Fleisch mehr, in den Augenhöhlen keine Augen, die Finger klapperten dürr an einander, daß man es von weitem höre. Der gehe dem Zuge in die Kirche voran, im weißen Hemde, die Andern alle in schwarzen Mänteln; und vor dem Taufsteine lese er schauerlich aus hohlem Munde das Leichengebet; aber so wie er Amen sage, verschwinde alles, man höre nichts mehr, als ein wunderlich Getön unter dem Boden und in der Luft, darauf gebe es immer strub Wetter.

Alle saßen da mäusestille, schauerlich war ihnen zu Muthe, kühl gramselte es ihnen den Rücken auf. Da schlug es Zehne, und der Wind ging hohl durch die Bäume. Herr Jeses, schon Zehni, sagten sie, wir müssen heim; sie schüttelten sich, aber keiner durfte aufstehen. Du kommst mit mir, sagte der eine

zum andern; nein, du kommst mit mir, du hast näher diesen Weg; neben meinem Hause vorbei geht aber der bessere, meinte ein anderer. Endlich machten sie aus, daß sie so viel als möglich zusammen gehen wollten; es sei wegen der Gesellschaft, meinten sie, keiner bekannte seine Furcht. Aber nun durfte keiner zuerst zur Thür hinaus, es verbarg sich immer einer hinter dem andern. Die Wirthin solle voran gehen mit dem Licht, rief einer, aber die war auch nicht schnitzig; endlich rief einer, es sei gar finster draußen, der Wirth müsse eine Laterne geben, dem Bach nach sei der Weg gar bös. Nun märteten Wirth und Wirthin lange, wer die Laterne in der Küche holen solle. Zuletzt kam es an die Frau, und zagenden Schrittes und klopfenden Herzens zogen die Mannleni endlich ab mit der Laterne, die jeder tragen wollte.

Ich hatte still geschwiegen und zugehört, das Ding kam mir gar lustig vor, und um so merkwürdiger, wegen dem Gegensatz zum vorigen Abend. Zwei Orte nicht weit von einander, an dem einen plumper Unglauben, an dem andern dicker Aberglauben, und vielleicht Aberglauben und Unglauben noch näher beisammen als die Orte. Doch, ich bekenne es aufrichtig, gefiel es mir hier weit besser; da ließe sich was machen, dachte ich, wenn man mit Klugheit zu Werke gehe. An dem einen Orte war dummer Eigendünkel, an dem andern dumme Vorurtheile. Ein solcher Eigendünkel ist nun gar nicht zu besiegen und zu belehren, er verachtet alle Menschen, besonders wenn mehrere der gleichen Art beisammen sind. Vorurtheile sind auch nicht zu überwinden, sobald man sie verletzt und geradezu angreift, so schlägt man sie noch tiefer ein; aber sie lassen sich umgehen, und beim aufrichtigen natürlichen Menschen läßt sich in ihm selbst eine Kraft wecken, welche die Vorurtheile zu bekämpfen, auszutreiben beginnt. Daran scheitern die Meisten, welche die Völker beglücken wollen, daß sie entweder die Vorurtheile des Volkes nicht kennen oder nicht achten, und schonungslos sie anfeinden, sich rücksichtslos darüber aus setzen. Das

empört allmählig das Volk, es hält nur um so fester, was man ihm nehmen will; und mitten im begonnenen guten Gang wird es stettig, bäumt sich, schlägt aus, entreißt sich den Zügeln seiner unbesonnenen Führer, und eilt dem alten Stalle zu. Und die Führer stehen dann verdutzt da, kratzen in den Haaren, wie abgesetzte Reiter, und klagen über Verblendung und Undankbarkeit und unzerstörbare Beschränktheit. Sie merken nicht, daß ihre eigene Beschränktheit schuld ist an allem. Wie des Volkes Sinn allerdings beschränkt ist durch Vorurtheile, so war der Führer Sinn beschränkt auf einige unreife Theorien, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die sie nicht halb begriffen hatten. Diese Theorien selbst zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlte der chemische Apparat dazu, Philosophie und Geschichte; aber um so versessener waren sie darauf, je weniger sie sie durchdrungen, gerade wie das Volk auf seine Vorurtheile. Solche gute Leute haben z. B. nichts studirt, als die französische Revolution, und diese nur von **1788** bis **1789**, und meinen nun, accurat so müsse es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorien und Vorurtheile gegen einander geschlagen werden, wie Stahl und Stein, ohne Vorsicht, so nehmt Arme und Beine in Acht, liebe Leute, denn es giebt Feuer. Das ist das Schlimmste, daß solchen Sapienzbüchsen bös predigen ist. Eben weil sie glauben, sie hätten die Weisheit alleine, so hören und lesen sie keine Predigten; und wenn ihnen zufällig eine in die Hände oder vor die Ohren kömmt, wo sie meinen, es sei auf sie gestichelt, so werden sie taub, und denken gleich an's Eintreiben, reden von Dummköpfen oder schlechten Leuten. Das sind gerade die Leutchen, welche den Namen Ketzer erfanden und Ketzergerichte, und noch jetzt Ketzer verdammen und verbrennen möchten, trotz dem, daß alle Inquisitionen abgeschafft sind in protestantischen Landen. Bald hat man politische, bald geistliche Ketzer, je nachdem die Leute Brillen tragen. Diese Bauern da hörten aber gerne Predigten,

hörten andere Leute auch gerne, besonders wenn sie kurzweilig zu erzählen wußten. Mit ihnen schien mir etwas zu machen, und gerade hier eine Gaststube zu sein, in der ein vernünftiger kluger Mann willkommen war, und nützlich sein konnte. Auch die Wirthsleute gefielen mir nicht übel; es waren ehrliche Leute, die sich mit ihrem Gewerbe alle Mühe gaben, dabei aber mit dem besten Willen eine Kinderzucht handhabten, daß es Einem schwarz wurde vor den Augen. Die Kinder waren munter, vielversprechend, sieben an der Zahl, von fünfzehn bis zu einem Jahre; und daß das nachjüngste Aenneli hieß und schon meine Freundin war, das weckte manche schlummernde Empfindung. Ich beschloß daher, wenigstens einige Tage zu rasten, und die Sachen mir genauer zu betrachten; ich fürchtete mich noch vor jenen Dingen, die nicht alle Tage zum Vorschein kommen. Am folgenden Morgen war ich früh auf, und merkte noch niemand im Hause; ich durchstrich die Umgebung, fand sie von der Natur begünstigt, von den Menschen aber noch nicht benutzt. Man sah es dem Lande überall an, daß hier jeder Bauer seinen Pflug noch im gleichen Loche führe, wie der Aetti und Großätti. Große Stücke Landes lohnten kaum die Mühe des Mähens, und auch die Baumgärten waren nicht im Salb, wie man zu sagen pflegt, weil die Bauern den Sommer über das Vieh auf die Weide trieben, und über Nacht es draußen ließen. Nun wunderte ich mich nicht mehr über die magern Aecker, der Weidgang bringt einen gar langen Misthaufen, aber keinen breiten und hohen zuwege. Endlich kam ich heim. Die Wirthin kam eben hervor und rüstete ihr und mein z'Morgenesse, und während ich meines zu mir nahm, kam die Magd, und wischte die Stube. O was das lieblich ist, in einer Gaststube zu sitzen, und z'Morge z'esse mitten unter den duftigen Staubwolken, welche der Besen der pfausbäckigen Magd aufwirbelt, bald einen Fuß, bald den andern, bald beide aufheben zu müssen, und endlich doch noch zu hören: Göht e wenig uf d'Syte, su chani zueche. Und wenn man dann wieder sitzen

kann, wie es da oben auf dem Kaffee so schön herumschwimmt, Allerlei in buntem Gemisch; und wie er so küstig und appetitlich geworden, und wie man dann dazu so melodisch husten muß in den Kaffee hinein, daß Einem die Därme im Leibe fast entzwei gehen! Wer hat das nicht schon erlebt und erinnert sich nicht in süßer Wonne an die gehabten Genüsse? In der Nebenstube fing es an sich zu regen, wie in der Arche Noahs. Müetti, wo isch mys Gloschli? He suechs, es wird öppe dert liege. Müetti, d's Bäbi het my Strumpf vernistet! Es soll d'r ne sueche. Gang leg d'Schuh a, rief dann auch die Mutter Einem zu, das halb nackt zum Vorschein kam, ih wott nit, daß d' barfis da ume laufst! Ih weiß nit wo si sy! Wo hesch se nächti abzoge? He dert, aber si sy nümme dert. Jakobli hesch du am Hansli siner Schuh, oder hesch se nüt g'seh? Nei Müetti! aber ih weiß nit wo my Hoseträger isch, ih cha ne nit finge. He suech e, er wird wohl ame Ort sy. Drinne tönte es: das isch mys Strumpfbang, lah mers sy, wotsch m'rs lah oder nit? Dann ging es an ein Zerren, endlich an ein Heulen, bis die Mutter rief: löht enangere sy, oder ih säges em Vater! Vater und Mutter setzten sich endlich an ihr Essen, und ein Kind nach dem andern kam. Aber eins rief: ih wott nit Kaffee, ih wott Milch! He Mädi (die Magd), gib ihm Milch, du wirsch wohl noh meh dusse ha. Ih wott nit vo dem Brod, ih wott vo äym, sagte ein anderes. Sä da hesch, sagte die Mutter. Mutter, ih wott nit Rösti, ih wott Käs zu mym Brod. Lue mys Bubi, m'r hei o ke Käs, m'r hei nume Rösti. Aber ih wott drum Käs, ih wott nit Rösti. Nei, du überchunst hüt nüt angers, de Nachmittag gib ih d'r de villicht. He was wotsch doch mit ihm chäre, sagte der Vater, gib du ihm Käs, so schwygt er, es ist dert im Schäftli noh nes Bitzli, das gester über blibe n'isch. Und die Mutter stund auf, nahm den Käs, brachte ihn und sagte: da mys Bubi, hesch Käs, schwyg m'r jez. Und der Bub schwieg richtig. So ging es in einem fort, bis abgegessen war. Da sagte die Mutter: jetzt lerit

neuis, näht d'Bücher; aber die Einen liefen fort, und die Andern sagten: m'r meu nit lere, m'r cheu de im Winter noh gnue. Die Mutter befahl noch einmal, aber der Vater sagte: was wotsch doch geng mit ne chäre, hör doch uf so z'chäre, hesch nit g'hört, si wei ja nit. Und die Mutter gab lugg, und die Kinder liefen, wohin sie wollten, die Einen dem jungen Hund nach, der sich heulend vor ihnen flüchtete, die Andern in Gras und Garten herum, und rupften Blumen ab. Nun, dachte ich bei mir selbst, da geht es gut, da hast du ein gut Stücklein Arbeit, wenn du diese zuchtlose Heerde bändigen und zum Gehorsam bringen willst. Aber ich beschloß, es zu versuchen.

Ich frug an, um ein paar Tage dazubleiben, und erbot mich, meine Schriften zu hinterlegen. Aber es waren treuherzige Leute, die Wirthin meinte: he da säg niemer nüt, ih chönn da blybe, so lang ih well. Ich knüpfte wieder die gestrige Freundschaft mit meinem Aenneli an, und schien um die andern Kinder mich gar nicht zu kümmern. Wir plauderten zusammen, es erzählte, was es wußte, auch ich mußte erzählen, seine Fragen beantworten, u. s. w. Ich lehrte es einige kleine Künste, unbedeutende Dinge, die es aber ganz glücklich machten, von mir fort zu den andern trieben, ihnen dieselben zu zeigen. Diese ließen sich von weitem herbei, eins um das andere, erst auf zehn Schritte, und am Ende bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Am Abend war ich als ein neues Wesen in ihr Kinderleben eingetreten, und schon durch das Wenige, was ich ihnen erzählt hatte, begann für sie ein neuer Zeitabschnitt. Aber schon am Abend fühlte ich, daß es Zeit sei, meinen Willen dem ihrigen entgegen zu setzen, sie zu gewöhnen, unwillkürlich den ihrigen dem meinen unterzuordnen. Die guten Kinder hatten gar keinen Begriff von einer höhern Beschränkung ihres Willens. Bei den Eltern konnten sie Alles erzwingen, unter ihnen gab es gerade deßwegen beständig Streit, weil jedes seinen Willen haben wollte. In diesen Fällen ge-

wann den Streit dann das Jüngste, oder das, welches am besten schreien konnte; oder wenn die Eltern nicht anwesend waren, das Stärkste. Sie wollten auch mir befehlen, und Christi sagte: wotsch das mache enangere nah, oder ih säges em Vater. Am folgenden Morgen begann ich alle meine Gefälligkeiten an Bedingungen zu knüpfen, so leichte als möglich; aber wenn ich etwas thun sollte, so mußten sie auch etwas leisten, und was ich einmal gesagt hatte, dabei blieb es, auch wenn sie zetermordio schrien, der Jakobli mir die Faust machte, und die Mutter mit einem schiefen Seitenblick auf mich sagte: ih hätt bald gnue Brülls. Auf diese Weise brachte ich sie sogar zum Lernen, und weil ich bei dem sogenannten Lernen, d. h. Lesen und Buchstabiren, bei ihnen war, ihnen erklärte, weil ich mit ihnen, wie sie meinten, Spaß trieb, sie die Buchstaben abmalen (wie sie sagten), sie zählen ließ, ihnen zeigte, wie man die ausgesprochene Zahl auch abmalen konnte, so hatten sie an dieser lebendigen Beschäftigung die größte Freude, und zählten und malten d'rauf los, wo sie nur gingen und stunden. So lernten sie alle Tage; und wenn ich erzählen mußte, wickelte ich ihre Unarten in Geschichten ein, wo sie entweder die Nutzanwendung selbst fanden, oder ich sie bei gegebenem Anlaß mit Nutzen machen konnte. Das wirkte auf die Kinder gar bedeutend ein, denn sie hatten gar keine Vorstellung, daß man Geschichten ersinnen könne; sie meinten, es sei alles Punktum so gegangen, wie ich es vorbringe.

Die Eltern sahen verwundert zu, sie konnten gar nicht begreifen, wie das kam. Die Mutter meinte: du mast dih doch afe g'mühye mit ne, es düecht mih, du söttisch sturm werde; du hättest sölle Schulmeister werde, du hättest e bessere gäh, as üse, zu dem cha me se nit i d' Schul bringe, und si lere i Gottes Name nüt, es düecht mih, si syge geng am glyche Ort, sie hei jitz i der Wuche meh glehrt, als vern d'r ganz Winter, es söt eine meine, du wärisch mit Hung ag'striche, so hange si d'r a. Und der Vater sagte: ih bigrife gar nit, wie d's o

machst, daß sie d'r folge, mi isch o geng a ne und bifihlt ne, aber es isch geng d's Glyche, sie wei i Gottes Name nüt folge. Es isch drum hüt zu Tag gar e bösi Welt, da isch e ke G'horsam meh; u de cha üser eim sih nit so mit ne g'mühye, mr hei nit Zyt, ne geng nah z'luege, m'r hei angeri Sache o z'thue. Dann sagte er auch wohl zu den Kindern: warum cheut d'r ihm so folge, u üs nit, das isch nit brav von ech. Und die Mutter meinte: we si nume afe öpperem folge, su chöme si eim doch vor de Füße weg. Zu diesem allem sagte ich wenig, es war noch nicht an der Zeit, Vorlesungen über die Kinderzucht zu halten; ich hütete mich wohl, ihnen ihre Fehler zu sagen, oder ein Kind anders zu strafen, als dadurch, daß ich ihm etwas nicht that, was es wollte. Hätte ich Hand an eins gelegt, so wäre die Herrlichkeit aus gewesen, und es hätte geheißen: du bruchst se nüt z'schlah, es sy üsi King, si gange niemere nüt ah, we si d'r nit recht sy, su chast ja gah.

Es verging aber schon selten ein Morgen, daß die Wirthin mir nicht ein Gläschen einschenken wollte. Hatten sie Nachmittags im Stübli ihren Kaffee, so wurde mir immer ein Kacheli anerboten, und wenn es die Alten vergaßen, so ruhten die Kinder nicht, bis ich auch da war; und wenn der Wirth von einem Lauf heimkam, und einen Schoppen für sich holte, so sollte ich Bescheid thun. Was der Mann in Verwunderung gerieth, als er einmal die Mühe nahm, zu sehen, was die Kinder lernten, als er sah, daß sie schon einige Zahlen machen konnten, und viel schönere als er, und er meine Handschrift bemerkte; es fehlte nicht viel, er hätte geglaubt, dahinter stecke Hexenwerk. Er kriegte aber auf einmal gar einen großen Glauben an die Fähigkeit seiner Kinder: unter tusige, meinte er, wären keine, di i so kurzer Zyt sövli glehrt hätti.

Ich hatte bei weitem nicht den ganzen Tag bei den Kindern zugebracht, sondern nur so viel, daß die Freude an dem, was ich mit ihnen trieb, immer lebendig blieb. In der Zwischenzeit hatte ich an meiner Lebensgeschichte zu schreiben angefangen.

Es ging mühselig zu, und zwei halbe Tage war ich gesessen, ehe ich mit mir einig werden konnte, wo und mit welchem Wort ich beginnen solle; als vier Tage vergangen waren, war ich erst mit der ersten Seite fertig. Da wollte mir der Muth vergehen, ich fürchtete, mein Lebtag nicht fertig zu werden, und was nützte dann meine Mühe? Ich konnte doch nicht alles aufschreiben, mußte erst sinnen, was des Schreibens werth sei, und wenn ich damit fertig war, wieder sinnen, wie ich das Ausgewählte auch setzen müsse, damit die Leute es verstünden und lesen möchten. Ich zwang mich zum Fortfahren, und siehe, an der zweiten Seite hatte ich nur drei Tage, und an der dritten nur noch zwei; da merkte ich, daß die Sache am Ende doch gehen werde, wenn ich mir Zeit dazu nehme, und an einem ruhigen Orte sei. Da es mir auch in der Gaststube zu glücken schien, wie ich dann erzählen will, so beschloß ich, mit meinen Leuten mich auf festen Fuß zu setzen; es hatte bisher niemand von uns dem Andern etwas gesagt, ich nicht vom Fortgehen, sie nicht vom Dableiben. Eines Abends, da keine Gastig da war, frug ich, was ich schuldig sei, ich wolle bezahlen. Wie da die Leute erschracken! Du wirsch doch nit furt welle so uf einmal? meinten die Alten. Und die Kinder fingen an zu schreien: m'r löh dih nit, m'r löh dih nit; und Aenneli, das mein Herzkäfer war, hing mir an den Hals und weinte, so daß ich nicht zu Worten kommen konnte. Ich sagte, daß es mir bei ihnen gar nicht erleidet sei, und ich eben nirgends etwas hätte, daß ich fort müßte; aber ich vermöge doch nicht so mein Lebtag in einem Wirthshaus zu sein, und nichts zu verdienen; wenn ich schon was Weniges hätte, so müsse ich doch auch dem Kreuzer nach, sonst gebe ich am Ende ein alter Lump, sie sollten mir daher meine Uerti machen, ich könne dann sehen, wie viel mir noch übrig bleibe. Ich pressire prezis nicht fort, es wäre mir wohl bei ihnen, aber Muß gehe über Suppe.

Die Wirthin winkte dem Wirth in's Stübli, unterdessen

lärmten die Kinder fort, Aenneli warf mir vor, ih hätt gar nit bruche z'cho, wen ih scho furt well. Sie brachten mir eine Rechnung, bei der sie nicht viel mehr in Anschlag gebracht, als den Wein, den ich getrunken, und sagten: wenn es mich zu viel dünke, so könne ich ja geben, was ich wolle. Ich protestirte, behauptete, sie kämen zu kurz, das Essen sei ja gar nicht angeschlagen. He, meinte die Wirthin, we du z'friede bisch, su sy m'rs o, du hesch o viel tha a üse Kinge, es sy ganz angeri; es düecht mih mengisch, m'r heige e keni meh, so rühyig isch me vor ne. Ih weiß nit wie d's o g'macht hesch; wed furt geisch, isch's grad wieder im Alte, u de isch erst nit d'rby z'sy. Wed nüt angers hesch, su blyb du by nis, m'r vermeu d'r nüt z'gä, aber du bruchst is o nüt z'gä, du chast mit is esse; wie mr's hei, chasts o ha; wo söfli esse, chunts nit druf a, geb eis meh oder minger. U z'verdiene gits o geng öppis, meinte der Wirth, we nih öppis z'schrybe ha, so will d'rs zahle, ih bi froh, we mers machst, u noh menge Angere git d'r z'schrybe; mi isch fusch zum Schulmeister gange, dä isch aber gar e thüre, u het de geng öppis mit eim z'branze. U wer weiß, ob nit chönntisch bald G'meindschryber werde, üse isch afe alt, u d'Auge böse nihm. D'r Schulmeister het o druf passet, aber si bigehre ne nüt, si säge, er versumti z'viel a der Schul, u wär de z'viel im Wirthshus, sagte die Wirthin. Das waren Bedingungen und Aussichten, die sich hören und sehen ließen. Also in meiner Gemeinde konnte ich nicht Polizeidiener werden, und hier schon die Anwartschaft auf die Gemeindsschreiberstelle, die mich zur wichtigsten Person in der Gemeinde machen würde, denn auf den Schreiber kommt es in manchem Dorfe und noch an gar manchem Orte in der Welt das Meiste an. Und eine Frau hatte dieses Fündlein gemacht, hatte es sich damit auch in den Kopf gesetzt; und wenn Weiber sich etwas in den Kopf setzen, ist dann nicht auch große Hoffnung, daß es geschieht?

Wir wurden des Handels bald einig. Ich konnte bei

ihnen aus- und eingehen und essen umsonst; was ich dagegen zu thun hatte, schrieben sie mir nicht vor, sie dachten, das werde sich von selbst verstehen, daß ich ungefähr mache, was bis dahin, und so geschah es auch. Was das für ein Jubel war unter den Kindern, als sie die Gewißheit hatten, daß ich bleiben werde! Nein, dachte ich, das Leben ist doch schön.

Neununddreißigstes Kapitel.

Potz Wetter, Weiberlärm!

In der Gaststube ging mir, wie gesagt, die Sache nicht übel, doch mußte ich sehr behutsam zu Werke gehen. Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, nur des Abends, und nicht einmal alle Abende in derselben zu sein, den Tag über waren ohnehin gewöhnlich keine ehrbaren Leute darin, die hatten zu arbeiten. Hie und da kam ein Bauer mit dem Wässerschüfeli, und wärmte bei einem Schoppen die erfrornen Beine, doch geschah es selten. Es war nicht wie an jenem Orte, wo die Wässermatten Vorwand sind, daß der Mann von zwei Uhr Nachmittags bis Mitternacht fortbleibt, wo Wässermatten Manchem Hab und Gut gefressen, so daß ihm nützer gewesen wäre, er hätte dieselben gleich dem Wirth verehrt. Doch ist's curios; ob solchen gefräßigen und doch so versoffenen Wässermatten ist noch kein Wirth reich geworden, sondern das Gegentheil. Einige ausgemachte Lumpe fanden sich öfters ein zu einem Schoppen Branntwein und einem Rams, es war dann niemand da, den sie scheuten. Sie zählten mich anfänglich auch zu ihnen, weil sie meinten, jede Kriegsgurgel sei auch eine Schnapsgurgel; sie brachten es mir, und als ich dieses ausschlug, das Mitspielen ausschlug, meinten sie: es düech si doch, ih sött nüt z'fürnehm sy für seie, si heige de scho mit mengem Rothe g'spielt, u es heig sih ihrer noh kene verschämt. Ich

gab ihnen kurzen Bescheid und scharfe kurze Blicke, da ließen sie mich ruhig.

Des Abends kamen Leute: Bauern, die keine Kinder, Väter, die ihre Güter den Söhnen überlassen hatten; dann auch wer einen Schoppen gerne trank und zu bezahlen vermochte. Doch sehr selten kam Einer mehr als zwei- oder dreimal in der Woche, Aermere zeigten sich sehr selten, sie wußten wohl, wenn sie die Hülfe der Reichen in Anspruch nehmen wollten, so durften sie sich nicht viel im Wirthshause sehen lassen. Weil nur eine Wirthschaft im Orte war, und in der Umgegend keine Winkelkneipe, wohin die Armen sich verbergen konnten, so war unter dieser Klasse nicht so viel Elend, als anderswo, und die Reichern vermochten, wo es einreissen wollte, ihm vorzukommen. Da das Dorf etwas abseits lag, so hingen seine Bewohner noch gar sehr am Hergebrachten, und waren gar sehr mißtrauisch gegen alles Neue und Fremde. Sie sahen mich daher die ersten Abende scheel an, und gaben mir auf einige Fragen kurzen Bescheid. Ich zog mich bescheiden zurück, war nicht vorlaut, und wartete die Gelegenheit ab. Eines Abends disputirten zwei gar heftig mit einander, wo das Elsis sei, und welchen Weg man nehmen müsse, um nach Basel zu kommen. Es war, ich weiß nicht mehr, ob wegen Klee, oder wegen Hanfsamen angegangen, von dem sie gehört hatten, er komme aus dem Elsis, und die Krämer holten ihn in Basel ab. Der Eine meinte, d's Elsis sei grade änet dem Aargau, und d'Schwobe kämen daher, und Basel sei mitte drinn, und wenn man hin wolle, so müsse man über Luzern.

Ganz d's Gunträri, meinte der Andere, d's Elsis g'hört zu Itali, u mi fahrt über Neuenburg, u Basel ist g'rad vor dra, imene Tag ist me dert. Der Streit wurde immer lebendiger, je weniger sie von der Sache wußten, und die Anwesenden hörten begierig zu, um zu vernehmen, welcher der G'schichter sei, denn der Eine war der Gemeindschreiber, und der Andere der — doch ich sage nicht wer, man könnte meinen,

ich sei nur böse, weil ich keiner hätte werden können; und die Leute, die sind, was ich werden wollte, sind gar chutzlich, und mögen nüt erlyde, sie könnten denken, ich wollte sie verächtlich machen, damit sie nicht mehr Lohn erhielten. Nein, nein, gute Leute, ich gönne euch von ganzem Herzen Lohn, und noch mehr, auch Ruhm und Ansehen, aber den ersten kann ich euch nicht geben, und die letztern müßt ihr verdienen, die fallen nicht vom Himmel herab, wie hoch man ihnen auch die Nase entgegenstreckt.

Der Gemeindschreiber war mit seinem Luzern und seinen Schwoben in der Enge, weil der Andere mit einigen Tropfen Seewein die Landkarte von Europa gar deutlich aufgemalt hatte auf den Tisch, und mit dem Finger accurat zu sagen wußte, wo das Elsis sei und Itali, und grad hinten dran Frankreich und die Türkei. Die Wage des Sieges neigte sich bedeutend auf seine Seite, triumphirend blickte er umher, bewunderungsvoll die Andern auf ihn. In seinen Nöthen, da er von Frankreich hörte, rief der Gemeindschreiber mich an als Zeugen, daß er Recht habe; wenn Frankreich hinger dra syg, so heig ih ja durch Neueburg, Basel und d's Elsis müsse, für dahi zcho, ih söll säge, das syg nit wahr. Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; das war ein Streit auf Leben und Tod, jeder hatte seine Partei, nun wollte ich mir nicht gerne Feinde machen. Ich sagte daher, sie hätten im Grunde beide Recht, man könne über Luzern und über Neuenburg nach Basel, die Schwoben seien nicht ganz im Elsis, aber grad d'rnebe, und d's Elsis sei accurat neben Italien, es sei nur noch etwas Weniges dazwischen, auch liege es just vor Frankreich, wenn man aus Deutschland herkomme. Da hättet ihr die Männlein sehen sollen, wie sie sich beide meinten, und die Hälse hoch aufstreckten, und wie glücklich die Andern schienen, zwei so gelehrte Männer im Dorfe zu haben, die wußten, wo d's Elsis sei, und sogar noch den Weg dahin. Beide sagten mir: thue B'scheid, und hielten mir ihre Gläser voll Twanner

dar. Nicht daß ich eben den Twanner verachte, und auch den Ligerzer nicht, der sogar, nach sehr glaubwürdiger Quelle, brennen soll, wenn man ein Schwefelholz hinein hält; allein ich hatte den Grundsatz, kein Schmarotzer sein zu wollen. Ich wußte wohl, wie der Bauer an seinem Schoppen fürggelet, und gewöhnlich die Tropfen berechnet, daß sie ihm aushalten, bis zum Augenblick, wo er gehen will; ich wußte, wie ein ganzes Glas, das ein Anderer ihm austrinkt, ihm ein Loch in seine Rechnung macht, so daß er entweder früher fortgehen oder einen halben Schoppen nachbescheiden muß, was er beides nicht gerne thut, besonders das letztere nicht, wenn er weiß, daß das Weib das vorräthige Geld so gut zählt als er. Auch wollte ich nicht als Schmarotzer behandelt sein, wollte keine untergeordnete Rolle spielen, sondern eine ganze eigene, bei welcher Achtung der Grund sein sollte. Darum sagte ich: seid nur rühyig, stellt nur ab, die Wirthin bringt mir so eben einen Schoppen.

Da wir nun einmal bei der Geographie waren, so erzählte ich ihnen ein Mehreres von den großen Feldern, auf welchen die Sämereien aller Art gewonnen werden, von den Städten daselbst und von Basel. Ich erzählte ihnen noch von gar vielen Dingen, aber breit und ausführlich, und sie hatten große Freude daran, und hätten es beinahe nicht gehört, als es zehn Uhr schlug.

Von da an hatte ich Boden, und mir einen gewissen Respekt gewonnen, der nach und nach in Zutrauen sich verwandelte, da ich mich ganz besonders vor einem vorschützigen vorlauten Wesen hütete, und mich nirgends aufdrängte, sondern aufsuchen ließ, ich wußte, daß der Landmann darin gar wunderlich ist und mißtrauisch. Drängt sich ihm Einer zu nahe und zeigt sich ihm allzu zuvorkommend und dienstbeflissen, so läßt er sich das gerne gefallen, allein er schöpft alsbald Verdacht, der thue das nicht umsonst, sondern habe irgend Absichten, und hat er einmal diesen Verdacht, so hat man alle

Gewalt über ihn verloren, besonders wenn man ihn zu Verbesserungen irgend einer Art bringen möchte. Weil sie nun wußten, daß ich meist im Wirthshause anzutreffen war des Abends, daß sie Gesellschaft hatten, und also sicher waren, Kurzizyti zu haben, denn so ungern mancher liest, so gerne hört er erzählen, wenn auch Unbedeutendes, so kamen Viele regelmäßiger zu ihrem Schoppen, und blieben auch länger als sonst, doch nicht über die gesetzliche Zeit, wenn ich ihnen von Paris, von Cadix (ich war bei Trocadero) erzählte. Der Wirth war ein ordnungsliebender Mann und dazu haushälterisch, er spendete daher nicht viel, gab im Jahr nicht manchen Schoppen umsonst, und noch weniger Stücklein Gratis, und die Landjäger paßten ihm auf.

Der Wirth war dieser vermehrten Gastig wohl zufrieden, aber nicht die Weiber im Dorfe. Diese fiengen an zu brummen über die Verthunlichkeit ihrer Männer, es war ihnen ärgerlich, daß die etwas genossen, von dem sie nicht auch ihren Theil hatten. Sie meinten, weil Mann und Weib Eins sein sollen, so gehöre von Allem dem Weibe die Hälfte; zudem mochten sie Angst haben, die mehr Wein trinkenden Männer möchten dann weniger Geld zu Kaffee haben, und diese Portionen verringern wollen, möchten mehr vom Ankengeld wollen und dem Eiergeld nachfragen, die Klöbli, Strange, Flachs, Ryste und Kuder besser in Rechnung halten, und so die Quellen, welche in den geheimen Muttech der Weiber fließen vertrocknen. Wenn sie den heimkommenden Männern ohne Waschlumpen den Kopf wuschen, so wiesen diese, um die Schuld von sich abzuwälzen, auf einen Dritten, ich hätte sie aufgehalten; wie und womit, das sagten sie nicht. Ich war den Weibern schon anfangs aufgefallen mit meinem Schnauz und herrscheligen Wesen, sie hatten nicht begreifen können, warum ich da bleibe, da ich doch niemanden verwandt sei. Sie hatten sich an den Brunnen,. Gartenzäunen und in den Kabisplätzen schon lange die Köpfe darüber zerbrochen, und endlich ausge-

macht, da stecke etwas dahinter. Sie fiengen an zu muckeln, die Wirthin sei noch nicht so alt, hübsch sei sie gar nicht, aber schon in der Jugend sei sie nicht alles gewesen; man wisse wohl, wie das dann gehe, und woher wollte ich das Geld haben, so zu leben, wenn ich nicht abverdienen könnte? So war schon viel geredet worden, und die gute Wirthin mit besonderer Schadenfreude durchgenommen.

Wie erschracken nun die Weiber, als sie nach und nach darüber zu kommen glaubten, daß meine Anwesenheit nicht der Wirthin, sondern ihren Männern galt, daß ich die versäume u. s. w. Sie glaubten zuerst, ich werde da auf ihrer Männer Kosten essen und trinken, oder sie zum Spielen verführen wollen. Sie schlichen herbei, und guggeten zu den Fenstern oder offenen Thüren herein; aber sie sahen kein Spiel und Geld, sahen keine gemeinschaftliche Uerti, mich aus einem apartige Gütterli trinken. Je weniger sie sahen, desto gefährlicher schien ihnen die Sache. Das konnte um Haus oder Hof gehen, oder gar um's Leben und um die Seligkeit. Ob ich etwa ein Hexenmeister sei? meinte die Eine, oder gar der Teufel selbst, die Andere; beides schien nicht unwahrscheinlich, das Für und Wider wurde ängstlich und sorgfältig abgewogen. Das war richtig, es setzte in jedem Hause einen Höllenlärm ab, wenn der Mann in's Wirthshaus gehen wollte, und manche Frau wollte nicht mehr mit dem Manne das Bett theilen, oder daß er die Kinder anrühre, wenn er aus dem Wirthshause kam. So war Streit und Zank an allen Ecken. Wir vernahmen das natürlich auch, und es mühte mich gar sehr. An diese gefährliche Seite meines Unternehmens hatte ich nicht gedacht, gar nicht daran gedacht, daß es so tief in's häusliche Leben eingreifen und die zu Hause bleibende Hälfte in Aufruhr bringen würde. Im ersten Augenblick glaubte ich am besten, den Männern anzugeben, ihre Weiber mitzubringen; sie hätten somit auch ihren Theil an den Genüssen der Männer gehabt; und dann hoffte

ich, wenn ich einmal meine Stimme recht gewichtig über die Tagesgespräche abgeben konnte, auf die Weiber besonders einzuwirken, und sie für meine Ansichten zu gewinnen. Das schien mir gar prächtig, so das ganze Dorf zu versammeln in trauter Eintracht süßem Frieden, und nach und nach in alle Glieder eine tüchtige Verständigkeit pflanzen zu können. Zum guten Glück schlief ich noch über diesen Vorschlag, ehe ich ihn vollbracht, denn bei ruhigem Blut sah ich, daß oft gerade Dinge, die den glänzendsten Schein für sich haben im ersten Augenblick, bei besserem Nachsehen die widersinnigsten sind, und ihre Ausführung eine Tollheit ist.

Ueber Nacht kam mir wieder guter Rath, und ich sah, daß ich nicht bei Troste gewesen wäre, wenn ich meinem saubern Einfall Folge gegeben hätte. Das wäre mir eine schöne Wirthschaft geworden in jedem Hause, wenn die Weiber mehrere Abende im Wirthshause, fern von Kindern und Diensten, zugebracht hätten. Wer hätte zur Haushaltung gesehen, das Nöthige gerüstet, über die bis zum späten Abend fortlaufenden Geschäfte die Aufsicht geführt, die Kinder zu Bette gebracht u. s. w.? Im Winter, wie viele Strangen Garn wären nicht weniger gesponnen worden, und wenn die Mutter herumlief, was hätten wohl ihre halberwachsenen Meitscheni gethan? Die häufige Abwesenheit einer Mutter in der Abendzeit von ihrem Hause ist allenthalben fühlbar, zu Stadt und Land, aber auf dem Lande doch noch weit fühlbarer, als in der Stadt; das zeigt sich gegenwärtig am klarsten bei den Stündelern, von denen ich dann auch noch ein Wort reden muß. Gesetzt aber auch, die Weiber wären ohne häuslichen Nachtheil hergekommen in mein neumodisches Casino, oder meine Unterhaltungsabende, wie konnte ich auch nur denken, daß ein Gespräch über allgemeine Gegenstände hätte geführt werden können. Die Weiber hätten die Köpfe zusammengesteckt, Eins dem Andern zu sagen gehabt, daß Chlausli-, Jöre-, Joggis-, Samis-Sami wieder zu Kreuzertrinis Tochter gehe,

ein Drittes unter der Hand eine Geschichte verhandelt, wie zwei junge Eheleute Hausstreit gehabt, und was sie einander alles vorgehalten. Zudem hätte es zu mancher Eifersüchtelei Anlaß geben müssen, und die Hälfte der Weiber hätte ihren Männern vorgehalten, daß sie näher bei ihrer Nachbarin gesessen, sie mehr angesehen, als eben nothwendig gewesen sei. Und endlich wären die Weiber nicht lange im Frieden bei einander gesessen, Eines hätte geglaubt, das Andere wolle ihm den Mann verführen, ein Zweites hätte über Hochmuth des Andern geklagt, und ein Drittes darüber, daß seine Nachbarin mit Andern mehr geredet, als mit ihm; kurz, es würde Geschichten gegeben haben, vor denen es Einem übel grauset hätte und an ihnen wäre ich schuld gewesen mit meinem schön scheinenden, aber unüberlegten Einfall.

Etwas mußte gehen, das sah ich wohl ein, darum beschloß ich nach langem Besinnen, ich wolle, statt die Weiber hinkommen zu lassen, zu ihnen in die Häuser gehen z'Abesitz, und es dort treiben ungefähr wie im Wirthshause, hoffend, sie würden mich dann kennen lernen, Zutrauen fassen, wenn ich ihnen nicht mehr so fremd vorkomme, und den Männern der Zugang zum Wirthshause bald wieder offen sein. Das widerte mich freilich an, und ich konnte mir den Empfang in den meisten Häusern denken, die Verlegenheit der Männer, und das verlegene zornige Gesicht der Weiber, und wie diese den Stuhl abwaschen würden, auf dem ich gesessen, und mit dem Besen nachwischen, wo ich durchgegangen. Doch ich überwand mich und ging, richtete es aber so ein, daß mein Kommen nicht als ein absichtliches erschien, sondern einen zufällig scheinenden Grund hätte, irgend eine Verrichtung vorzuschützen war, oder auch ein Antreffen der Bewohner vor ihren Häusern. Im Anfang ging es freilich, wenn ich in eine Stube kam, fast wie wenn ein Habicht in ein Taubenhaus dringt, und die Tauben dann den Kopf verlieren, betäubt hin und her flattern, bis die Einen zufällig die Ausgänge finden, die Andern aber den Tod.

Das stob manchmal aus einander, daß nur der Aetti noch da blieb, ganz kaput, und bald streckte sich ein Kopf zur Thüre herein, und rief: Aetti, söllisch use cho e nangerenah! und allein war ich, und blieb es einmal so lange, daß ich endlich gehen mußte. Aber ich wurde nicht böse, verlor die Geduld nicht, und übereilte nichts. Hie und da gab es doch Gelegenheit, ein vernünftiges Gespräch anzuknüpfen, oder durch eine Erzählung ihnen eine Stunde kurzi Zyti zu machen, ihnen einen guten Rath zu geben, einen Kunstgriff zu lehren u. s. w. Weil ich auch gar bescheiden war, und nicht einmal ein Gläschen Bätziwasser annahm, wenn der Mann mir eines einschenken wollte, weil ich ihre Kinder rühmte, oder die Kabis- und Bohnenplätze, und sie trotz aller Mühe keinen Pferdefuß bei mir entdecken konnten, auch der Schuhmacher bezeugte, ich hätte Füße wie ein anderer Christ, nur etwas große, und weil ich gar nichts wollte, niemand um irgend etwas ansprach, so fingen die Weiber an äne ume z'cho. Sie flohen nicht mehr, wenn ich kam, sie fuhren nicht mehr mit dem Besen z'weg, wenn ich ging, sie nahmen Theil am Gespräche, und wenn man vor dem Hause saß, so trat wohl hie und da ein anderer Nachbar oder junge Leute herzu, und ich hatte wieder eine neue und recht g'wundrige Zuhörerschaft. Doch nicht immer führte ich das große Wort, sondern auch sie redeten manchmal recht laut und scharf, so daß ich kaum dazwischen konnte, begehrten auf, und jeder ward zum Prophet, der furchtbare Dinge weissagete.

Vierzigstes Kapitel.

Wie meine Bauern kannegießern.

Solche aufregende Geschichten gab es nicht viele, war aber eine da, so wurde sie mit aller möglichen Heftigkeit in dem Wirthshause und in den Häusern besprochen. Meine Bauern

gehörten unter die, denen die äußere Welt fremd war. Es gab bloß zwei Zeitungen im Dorfe, eine hielt der Gemeindschreiber, die andere der Schulmeister, der Statthalter hielt das Amtsblatt. Doch bezahlten alle, was sie lasen, und machten es nicht, wie ich Leute kenne, die keine Zeitung bezahlen, aber die Zeitungen anderer Leute auffangen und lesen. Die Zeitungen wurden aber selten ganz gelesen, weil ihnen die G'schrift zu klein war, und was sie lasen, begriffen sie oft nicht, und sagten aufrichtig: daraus könnten sie wieder nichts machen. Daraus kann man schließen, daß ihnen die Bundesrevision eben nicht am Herzen lag, sie wußten gar nicht, was damit gemeint sei, und meinten, sie hätten des G'stürms afe gnue. Auch von den Badener Konferenzbeschlüssen begriffen sie nichts, und glaubten, es sei darum zu thun, daß die Bisthümler Religion schangierten. Das trag nüt ab, meinten sie, si heige doch nicht viel davon, oder gar nichts, geb die seie katholisch oder reformirt. Als es aber hieß, die Leute müßten fort, und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räsonirt, und da sagten sie: die D. Brüllhüng, die's zwängt heige, die sölle jetz gah, aber die zö͜ge de d'Nase schön z'ruck, und hocke rühyig daheim; das syg chumlig, aber nit billig; wer den Brei anrühre, der söll ihn auch auffresse; aber die, wo am meisten brülle, die syge die ärgste Schyßer, wes druf a chöm. Doch ließen sie die jungen Leute gelassen ziehen, packten ihnen Würste ein, und die Ermahnung: si sölle nit meine, si welle geng z'vordrist sy. Und als die Einquartierung kam, thaten die Weiber Fleisch über ganze Häfen voll, Brönz wurde gerüstet, an manchen Orten Wein, und so gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktirt allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles dessen, was man gesehen, gehört, und was man den Soldaten gegeben habe. Besonders viel wurde von dem Hauptmann gesprochen, der sei gar e ryche u ne guete, aber e chley e dumme g'sy; es syg gar lustig g'sy, wie n'r mit ne g'spielt heig i d'r Gaststube,

u wie si ne b'schiffe (betrogen) heige, u wie ne noh um Mittinacht d'r Frater us em Bett g'reicht heig, u wie si ihm nume Häiseli g'seit heige u. s. w. Das fanden die Leute gar lustig, ich aber fand es sehr traurig, denn was soll ein solcher Hauptmann mit seiner Kompagnie, deren Narr er ist? Was denken die andern Offiziere, wenn sie mit der ganzen Kompagnie ihn zum Narren halten helfen? Was kann da für eine Subordination statt finden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere sah ich leider mehrere, ich könnte etwas von ihnen erzählen und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren also meine Bauern nicht, um eine Menge Tagesfragen bekümmerten sie sich nicht, sobald sie nicht in ihr tägliches Leben einschlugen und in ihren Sack; und mit den Letztern hatten sie es eigen. Das Straßengesetz und das Militärgesetz nehmen dem Lande bedeutende Lasten ab, und wälzen sie der Staatskasse zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anschlag, wie sie es verdienen, und der Bauer wird in wenig Jahren die abgenommene Last ganz vergessen, ganz vergessen, daß sie einmal g'meinwerchet auf den Straßen. Das G'meinwerk nahm kein baar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menschen nicht besonders beschäftigt waren, man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen lustigen Spaß. Das Militärgesetz beschlug vorzüglich die jungen Leute, die waren gezwungen, um die nöthige Armatur anzuschaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben sie desto mehr für den Wirth, und die Alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Musterungen nicht den Sold bekommen, an den sie gewohnt, so werden sie sich wüst geberden, sagen: ih sch..ß uf d'Verfassig, und d's Brichte wird nit helfe, und die Offiziere werden ihre liebe Noth haben. Der Bauer, der nicht rechnen kann, rechnet also dem Staate solche Erleichte-

rungen gar nicht mit der gehörigen Dankbarkeit an, er rechnet nur das an, was er erhält, und was er alle Jahre neu erhält, und was ihm Geld erspart. Wenn z. B. die großen Summen, welche durch die gemachten sogenannten Erleichterungen der Staatskasse nun auffallen, dem Land jährlich hätten baar ausbezahlt werden können für Arme, für Schulen, für gemeinnützige Unternehmungen aller Art, so bin ich überzeugt, man hätte diese Art von Erleichterung weit dankbarer aufgenommen, weit tiefer und länger empfunden als jene. Bei dem Austheilen hätte man anfangen sollen, nicht bei dem Abschaffen. Uebrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikanische Behörde ein Gesetz geben kann, in Folge dessen das Land nach und nach entwaffnet wird, aus den Häusern die eigenen Wehren schwinden, und die Lust an Wehr und Waffen ertödtet wird; denn nur eine eigene Wehre wird Einem lieb, und man wächst mit ihr zusammen, nicht mit einer vom Staate geliehenen. Wenn diesem Gesetz nicht so tiefe oder hohe Grundsätze zum Grunde liegen, daß ich sie nicht begreifen kann, so wäre man versucht, an sehr kleinlichen Eigennutz oder eine sehr kurzsichtige Sucht nach kleinlicher Popularität zu denken.

Desto größeren Lärm machten die Bewegungen, die im Schulwesen versucht wurden; sie waren in Häusern und in der Gaststube die beständig vorliegenden Verhandlungsgegenstände, an denen die Weiber mit Leib und Seele Antheil nahmen, und wie ich unter der Hand aus sicherer Quelle vernahm, soll in den Schulkommissionen auf gleiche Weise geredet worden sein, wie es die Weiber und Großätti und Großmüetti zu Hause thaten. Der erste Anstoß zu diesem Lärm wurde von einer Seite her gegeben, wo bei großer Unkunde des Volkscharakters eine Leidenschaftlichkeit herrscht, die über sich und die eigenen Zwecke alles außer Acht läßt, was wahre Vaterlandsfreunde sonst in Obacht zu nehmen pflegen. Bei der erbitterten Hastigkeit, womit diese Zwecke verfolgt werden, wiederholt sich aber

die Geschichte jenes halbblinden Reisenden, der von Frauenkappelen nach Bern wollte, und sich endlich nach vielem Schimpfen über den langen Weg auf der Brücke von Gümmenen befand. Der Reisende bürdete der Regierung die Schuld seiner Verirrung auf, und schimpfte beständig, ihre Wegweiser taugten nichts, weil man trotz derselben verirren könne. Daß er halbblind und unbesonnen sei, hatte er sein Lebtag nicht glauben wollen, und nie gemerkt, daß seine eigene große Nase es sei, die ihm vor den Augen stund, ihm alle Aussicht nahm, und die er bald für die Welt selbst ansah, bald für den Wegweiser der ganzen Welt.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen übereilten Reformen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen nur in dieser Verbindung bemerkbaren Vorfällen, ertönte auf einmal unter dem sogenannten gemeinen Volk das Geschrei, wie aus dem Boden hervorgewachsen: man wolle nichts von der Religion, man wolle sie abschaffen und die Natur einführen in den Schulen, statt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor vierzig Jahren das Geschrei, die Franzosen kommen, so ängstlich geklungen habe, als diese Nothseufzer. Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk, es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt (ich rede vom sogenannten gemeinen Volk). Es schreit beim Brunnen, bei Abendsitzen, in Wirthshäusern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, so daß die, welche nicht beim Brunnen stehen, nicht an den Abendsitzen mit sitzen oder in den Wirthshäusern, nichts davon hören, oder nur undeutlich und daher denen, welche ihnen davon erzählen, nicht glauben. So bezeichnete im Großen Rath von Bern Einer die Klagen über das zunehmende Branntweintrinken und die Vermehrung der Wirthshäuser, als Lügen der Wirthe und Geistlichen. Merkwürdig bleibt, daß die Geistlichen verhöhnt werden, wenn sie vor einem Uebel warnen, und Taugenichtse gescholten, daß sie das eingerissene, durch Andere muthwillig in ihrem Dünkel

eingeführte Uebel, nicht verhütet. Das eigentliche Volk schreit also nicht laut, rottet sich nicht zusammen, beginnt nicht Mord und Unruhe; aber es waffnet sich mit einer stillen unbezwinglichen Hartnäckigkeit, die nur der Gewalt weicht, und mit einem unergründlichen Mißtrauen, welches hinter Allem Fallen, Fallstricke, böse Absichten, hinterlistige Versuche wittert. Es läßt befehlen, schimpft darüber, verläßt sich darauf, daß auf die Handhabung der Gesetze nicht besonders geachtet wird, macht im Stillen was es will, und betrachtet mit Blicken, in denen man lesen kann: du wirsch nit alles welle zwänge, einen Jeden, von dem irgend ein Befehl kommt.

Die Weiber schimpften unter sich bis zum Weinen, die Männer brummten den Baß dazu, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch. Nei b. D. m'r thües nit, m'r hei o noh neuis z'bifehle, zwänge lah m'r is nit, u my Bub soll d'Fragi lere, u nüt angers, er brucht nüt vo d'r Natur z'wüße, u m'r doles nit, daß alles uf d'Natur zoge werd, u d'Meitscheni bruche des Kribels nüt, es treit nüt ab, u macht se nume g'wundrig, daß si de Manne gah schnause; we si d's Druckte lese chen u d'Fragi, so sy si lang g'schichti gnue. Dann wurden Gräuel erzählt, wie ein Schulmeister lehre, die Sonne stehe still, und die Erde gehe um sie herum, wie ein Anderer d'Fragi einen ganzen Winter nicht überhört habe, aber von der Schweizergeschichte b'richtet, von der man doch weder im alten noch im neuen Testament etwas lese, und die zum Seligwerden nichts abtrage; wie man Bücher einführen wolle, wo von Geiß und Gitzi die Rede sei, und nicht von Jesus Christus. Zu dem allem nickte der Schulmeister, der eben nichts von der Schweizergeschichte, nichts von der Natur wußte, und nichts davon lernen wollte, beifällig mit dem Kopfe, und unterhielt das Feuer mit bedenklichem Kopfschütteln und bedenklichen Worten, so viel er vermochte, und meinte: man sei lang wohl beim Alten gewesen, man werde beim Neuen kaum seliger werden.

Einer erklärte einst an einem Sonntag Abends im Wirths-

hause die Schulen geradezu jetzt für überflüssig. Ehedem hätten oft zwei einander geheirathet, die beide nicht lesen konnten, da wäre ihren Kindern eine Schule nöthig gewesen, jetzt aber könne doch meist das Eine oder das Andere lesen, und also ihre Kinder auch lehren, und da könne man die Kinder bei Hause behalten, sie verheyten keine Schuh, und lernten nichts Uwatligs. Ein Anderer behauptete, die Schulen trügen je länger je weniger ab, je mehr man ein Geschrei darüber mache und je mehr Lohn man dem Schulmeister geben müsse; was das kommödisch sei, lerne man nicht mehr. Ehedem habe man doch noch hexen können, jetzt müsse man Stunden weit laufen, ehe man jemand finde, der es verstehe. Aber auf Selligem halte man jetzt nichts mehr, die Neuen hätten keine Religion, das sei doch albez nicht so gewesen. — Nun ging Allen das Maul auf, und über den Verfall der Religion begann ein allgemeiner Jammer. Einer brichtete von der neuen Lehre, und gar von einer neuen Bibel, die man einführen wolle; ein Anderer dieß, ein Anderer jenes, Alle schüttelten die Köpfe. —

Ich war sonst im Allgemeinen sehr behutsam, und schwamm nicht gegen den Strom, ich ließ den Sturm vorbei, und suchte allmählig einzulenken; aber jetzt wurde es mir zu bunt, und ich begann mit vernünftigen Gründen ihnen zu zeigen, daß die Religion keine Gefahr laufe, daß man im Gegentheil die Leute recht christlich machen wolle, indem man sie vernünftig zu machen suche, daß die Geschichte der Menschen und die Lehre der Natur nicht von Gott abführen, sondern beides Zeugen seien der Macht und Güte Gottes, daß das alte Testament die Geschichte enthalte des Volkes Gottes, welche jeder Jude kannte, daß wir nun aber auch ein Volk Gottes seien, dem sich Gott vielfach geoffenbaret, daß wir also auch unsere Geschichte kennen sollten. Aber man ließ mich nicht zu Worte kommen, von den Gründen sprang man zu den Personen über, die Einzelnen bekannt waren. Von dem Einen wußte man, daß er nie das Abendmahl genieße, von dem An-

dern, daß er ein liederliches Leben führe, Weib und Kinder vergesse, oder, um liederlicher leben zu können, weder Weib noch Kinder auf seinen Namen haben wolle. Von einem Andern wollte Einer, als er einmal vor „Orlienz“ (Audienz) war, wie er sagte, leichtfertige, gottvergessene Reden gehört haben, und dazu habe der Beamtete damals ausgesehen, wie ein rechter Fötzel. Ich redete nun wieder dagegen recht warm, und führte ihnen zu Gemüthe, daß man nie vom Einzelnen auf das Ganze schließen dürfe, und auch nicht vom Schein auf die Wahrheit. Man habe Talente nöthig, Männer von Kenntnissen und Einsicht, da könne man nicht auf alles sehen, und wenn vielleicht auch Einzelne nicht so recht christlich wären, was ich aber nicht wisse, so hätten sie doch auf das Ganze kaum den Einfluß, daß für die Religion etwas zu fürchten wäre. Albez sei es damit noch weit schlimmer gewesen als jetzt, sie sollten sich nur recht erinnern. Es sei doch noch besser gar nicht in die Kirche zu gehen, als die Beine über einen eingemachten Stuhl hinauszuhängen, und mit dem Augenglas allen hübschen Mädchen nachzusehen.

Als ich endlich außer Athem einen Schluck aus meinem Glase that, begann bedächtlich ein junger Mann, der sonst nicht viel sprach, mir folgendes zu entgegnen: Ob die Alten Religion gehabt, oder liederlich gewesen, darnach hätten wir nicht zu fragen, sie zählten sich nicht zu uns, gaben sich nicht für unsere Muster aus. Sie waren unsere Herren, und in ihrem Interesse war es, unsere Herren zu bleiben, so lange als möglich. Mag nun dieses Interesse auch ihre einzige wahre Religion gewesen sein, so lehrte es sie doch, uns bei dem Glauben zu behalten, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, es lehrte sie, uns zu geduldigen Christen zu erziehen, wenn auch nicht um der Religion, doch um des Gehorsams willen. Jetzt dagegen sind wir alle gleich, der Schultheiß nicht mehr als der Kaminfeger, so kann jeder sich mit dem Andern zusammenstellen, kann jeder denken: was dem erlaubt ist, ist mir nicht

verboten; je höher Einer steht, desto mehr kann er zum Beispiel dienen, und wenn er ein schlechtes gibt, so wird er um so mehr Leute verführen. Jetzt haben wir keine Herren mehr, das Vaterland ist unser Gemeingut, es ist nur Etwelchen zur Verwaltung anvertraut. In meinen Geschäften werde ich aber mein Hab und Gut nicht Leuten anvertrauen, die keine Religion haben, die liederlich sind, die ein Spielball ihrer Lust sind; sie bieten mir keine Sicherheit dar, wie flüssig sie auch reden können; sie werden zuerst zu sich sehen, und an Andern Spitzbuben zu werden, macht ihnen eben kein großes Gewissen, wenn es ihnen kommod ist. Soll ich solchen Leuten das Vaterland anvertrauen, Leuten, die in keinem ehrbaren Dorfe Sittenrichter werden könnten, wo man noch nicht den Brauch hat, den Bock zum Gärtner zu machen? Was die Alten waren und machten, ging mich nichts an, was aber die Neuen sind, und was sie machen, und ob sie Religion haben, geht mich an; denn haben sie keine, so wollen sie mir auch die meine nehmen und untergraben.

Da fuhr ich ihm in die Rede, und warf ihm vor, wie er sagen könne, die Alten hätten vielleicht nicht mehr Religion gehabt, aber sie den Unterthanen gelassen, und die Neuen wollten sie nun nehmen; dazu sehe ich keinen Grund, als daß er eben ein Schwarzer sei. Mir war daran gelegen, daß ein solches Mißvergnügen nicht Wurzel fasse. Miaß, sagte er, du willst nur disputiren, du begreifst das besser als ich. Wir wählten die Alten nicht; ob sie Religion hatten oder nicht, ging uns eben nichts an, hingegen war ihnen kommode, wenn wir etwas Religion hatten, sie dachten, würden wir gewöhnt, Gott zu gehorchen, so würden wir auch besser Menschen gehorchen können, zahmere Lämmer sein. Haben die Neuen keinen Glauben, so müssen sie uns den unsern schwächen, untergraben, gleichgültig machen, denn sonst wählen wir sie nicht mehr, so lange wir noch auf Religion etwas halten. So lange die Religion uns lieb ist, die wir von unsern Vätern geerbt haben,

so lange wollen wir von denen, die diese Religion schützen sollen, daß sie diese Religion auch selbst besitzen, und sie für ihr theuerstes Eigenthum halten, sonst werden sie dieselbe allen Feinden preis geben, werden ganz eigentlich an ihrem Untergange arbeiten, denn sie fühlen wohl, daß sie die sind, welche als Spreu, der in's Feuer gehörte, bezeichnet werden, wenn die gewaltige Wurfschaufel unter die Völker fährt. — Wenn dem also sei, entgegnete ich, so sei ja das der beste Beweis, daß die Neuen Religion hätten, weil doch noch mit Recht ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden könne, daß sie Anderer Religion zu nahe treten, daß sie jemand sie nehmen wollten.

Da fing das Geschrei von vornen an, über die Natur und das Buch von der Geiß und dem Gitzi, und die Aufführung Einzelner und ihre Reden, und wir jagten uns den ganzen Abend recht hitzig im Kreise herum, und ich brachte nicht nur nichts ab, sondern schadete mir auf lange Zeit, und hätte mich bald um den alten Kredit disputirt. Das alte Mißtrauen gegen mich, von den Weibern angeregt, erwachte wieder, man fürchtete, ich möchte auch von der neuen Lehre angesteckt sein, und gerade deswegen hieher gesandt, um sie unter der Hand einzuführen. Man fing an zu forschen, was ich eigentlich die Wirthskinder lehre, und fand mit großem Schrecken, daß sie von Wilhelm Tell und von Winkelried redeten, und daß sie wußten, daß die vierfüßigen Thiere vier Beine, und die Vögel Fecken und Federn hätten. Da schlichen die Weiber wieder in's Haus, riefen die Wirthin neben aus, und flüsterten ihr zu, ich sei auch einer von Denen, und wie sie mich doch nur im Hause behalten möchten. Ich verführe ihre Kinder; so habe des Wirths Christi zum Joggi gesagt, es gäb schwarzi Mönsche, u us dene chönn me Christe mache, u doch wüß es nieders Ching, daß nume der Tüfel schwarz syg, u daß dä ke Christ werde chönni; aber Christe well me z'Tüfle mache. Der Wirthin ward wirklich bange, und sie wußte nicht recht, woran sie war. Die Kinder gehorchten weit mehr, waren

reinlicher, manierlicher, und recht g'schicht, so weit sie sich darauf verstund und darauf Acht zu geben sich Zeit nahm, was selten geschah. Aber d'Religion, d'Religion sei doch die Hauptsache von Allem, meinte sie, als sie mit zitterndem Herzen mich zur Rede stellte; d'Religion sei doch die Hauptsache, und hatte sich doch bis dahin mehr um die Löcher in den Hosen der Kinder, als um ihre Religion bekümmert, und nicht darnach gefragt, ob sie eine oder keine hätten. Aenneli bet! und wenn es beten konnte, so war sie zufrieden.

Nun ließ ich die Kinder erzählen allerlei schöne Geschichten, die ich sie gelehrt, über die Vorsehung Gottes und seine Leitungen in Lohn und Strafe. Die Wirthin fand sie recht schön, aber d'Religion sei doch die Hauptsache! Ich ließ die Kinder aus dem Leben Jesu erzählen, was sie davon fassen konnten. I das könne man im Testament auch lesen, aber d'Religion müsse man doch dabei haben. Nun ließ ich die Kinder Fragi aufsagen, da war sie zufrieden, und gab das Zeugniß: sie hätte es doch gedacht, ich hätte auch Religion und lehrte sie die Kinder, sie wolle es den andern Weibern sagen. Sie that es, aber lange ging es, bis ich mir das alte Zutrauen wieder erworben hatte. Mit der größten Behutsamkeit mußte ich vermeiden, über diesen Gegenstand mich zu erwärmen; sobald ich nur von weitem die Partei derer nehmen wollte, deren Religion in Zweifel gezogen wurde, so las ich auf den Gesichtern die wiederkehrende Meinung, ich sei auch einer von Denen. Daher gelang es mir auch nicht, das Mißtrauen, das sich einmal festgesetzt hatte, erregt durch unberufenes und unbefugtes Einmischen derer, welche unglücklicher Weise wähnten, sie allein verstünden alles, und könnten in einer Republik befehlen und durchsetzen gerade wie auf ihrem Zwinghof, zu tilgen. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder Verordnung kam es zum Vorschein, und allemal hieß es: wenn sie Religion hätten, so ginge es nicht so, so geschähe dieß nicht, würde jenes nicht befohlen; und in stillschweigender Hartnäckigkeit

ließ man befehlen, und that, was man wollte, und sagte: si werde nit alles welle zwänge. Welch heillosen Nachtheil dieses brachte in die beabsichtigten Fortschritte in der Republik, konnte ich nur daraus schließen, wenn ich berechnete, wie weit das gegen mich erzeugte Mißtrauen in meinem kleinen Dörfchen mich zurückbrachte. Jenes Mißtrauen wurde noch dadurch befestigt, daß die Mitglieder der Regierung nicht nur in den Zeitungen, sondern selbst im großen Rathe einander verdächtigten, im Kothe herumzogen, ich weiß nicht, ob ganz aus guter Aufrichtigkeit, oder um sich groß zu machen, wie es auch im gemeinen Leben geschieht. Es ist ein rechtes Elend, mit welcher Pöbelhaftigkeit einige Heldchen sich geberden, um vielleicht zu imponiren und terrorisiren, oder wahrscheinlicher ihre Unwissenheit zu bedecken mit dem groben Geschütz. Ich hätte gedacht, die Leute im großen Rathe sollten klüger sein, als das gemeine Volk, und doch wissen gar Viele aus diesem, was das für einen Eindruck auf die Kinder macht, wenn die Eltern vor den Kindern einander alles Leid vorhalten, und Eins das Andere verdächtigt und ausschimpft. Beide verlieren den Respekt, und die Kinder fangen auch an ihnen zu sagen, was ihnen in das Maul kömmt. Da kann man lange predigen: Ehre Vater und Mutter! sobald sie sich nicht selbst ehren. Was nützen da Achtungsgesetze, wo es scheint, als ob man Verdächtigungen viel ungestrafter im großen Rath von sich geben könne, als in irgend einer Kneipe, d. h. wenn man von der Majorität ist.

Kaum hatte das Schulwesen etwas versurrt, so kam das Wirthschaftswesen an die Tagesordnung, und es wurde gar grimmig räsonirt. Unser Wirth führte da ein großes Wort, aber bei weitem nicht das größte; Weiber und Gemeindräthe schrien eben so sehr dagegen allenthalben, wo zwei oder drei beisammen waren.

Die Weiber räsonirten: jetzt wo nur ein Wirthshaus sei, wüßten sie doch, wo ihre Männer wären, und könnten guggen, was sie machen; wenn aber zwei oder mehrere seien,

so wüßte man nie, wo man sie suchen solle, und in den neuen würde man vielleicht auch nicht eine so kommode Gaststube haben wo man alles sehen könne zu den Fenstern ein. Trini jammerte, ihr Mann gehe jetzt schon viel in's Wirthshaus, und wenn es zwei geben sollte, so würde er noch einmal so viel gehen. Stüdi quälte sich am meisten darüber, daß es zwei Wirthinnen geben solle, man hätte an dieser zu viel. Stüdi war eifersüchtiger Natur und herzwüst. Am meisten schrien die Weiber in den Dörfern, wo gar keine Wirthshäuser waren bis dahin, und ihre Männer ruhig alle Abende zu Hause blieben. Sie behaupteten: die Gelegenheit mache Schelme, je näher man das Wirthshaus habe, desto mehr sei man darin, man solle nur dort und dort sehen, wo die meisten Hudeln seien. Sie führten Dörfer an, wo Knechtlein des Abends in's Wirthshaus gingen, und alle ihre Kleidleni bei den Krämern noch schuldig seien. In einem solchen Dorfe saßen sie zusammen, um eine Vorstellung zu machen, daß sie keines begehrten, sie saßen mehrere Abende zusammen und redeten ohne Unterlaß, aber alle auf einmal, so daß sie immer recht vergnügt heim gingen, aber ohne Beschlüsse gefaßt zu haben, und allemal wieder da anfangen mußten, wo sie es gelassen das letzte Mal, und allemal hörten sie wieder auf, wo sie angefangen. So kam die Konzession für eine Pinte in's Dörflein, ehe eine Eingabe gemacht war; da sollen die Männer eine böse Nacht gehabt haben, und man behauptet, die meisten hätten eine gute Stunde des Morgens früher zu füttern angefangen als gewöhnlich. Die G'meinsmanne schrien auch gar laut: je mehr Wirthe seien, desto theurer werde man alles haben müsse; jeder wolle gelebt haben, wolle reich werden, je weniger man verkaufe, desto mehr Profit müsse man nehmen. Ein ganzes Dorf hätte kaum vermocht einen Wirth zu mästen, wie es dann übel gehen müsse, wenn man zwei oder drei zu mästen habe. Wer solle am Ende die Armen erhalten? emel nit d'Regierig, die selligs mache, man ver-

spreche immer und halte nichts. Sie hätten jetzt schon genug Hudeln, und doch scheuten sich noch Viele in's Wirthshaus zu gehen, aus Furcht, Vorgesetzte oder solche anzutreffen, die steuern müßten. Wenn aber in jeder Ecke eine Pinte sei, wo sie sicher wären, niemand anzutreffen, da solle man sehen, wie es gehen werde, und noch dazu wo jeder machen könne was er wolle, und wirthen so lange er wolle, und die Polizei nur ein Maul habe um zu fressen und zu trinken, aber keine Augen um zu sehen. Man solle nur sehen wie es gehe im Sch.-Graben, wo vier oder fünf auf einmal wirthen wollten, und wirklich wirtheten, ehe sie Bewilligung hatten; denn Ordnung sei keine mehr, und die, welche sie halten sollten, hätten wohl zehn Finger, aber sie luegten durch alle. Man solle im Sch.-Graben nur sehen, da dünke es Einem, man sehe an den Kindern wirklich schon ein ganz verwildertes Wesen.

Der Wirth blies die gleiche Melodie, aber in einer andern Stimme. Er meinte: es sei darauf abgesehen, die gegenwärtigen Wirthe zu Hudeln zu machen, welche ihre Wirthshäuser theuer angenommen hätten. Man werde sehen, wie Einer nach dem Andern geltstagen müsse, wenn ihm Geld abgekündet werde; es müßte Einer ein Esel sein, wenn er ein altes Wirthshaus theuer kaufen wollte, während er wohlfeil ein neues errichten könne. Aber die, welche solche Gesetze machen, suchten den Profit für sich. Die Einen seien Weinhändler, und wollten größern Weinverbrauch, Andere möchten gerne selbst Wirthe werden, oder hätten Söhne, Tochtermänner, Schwäger u. s. w., die wirthen möchten, darum hätten sie ein solches Gesetz gemacht, das gar niemand verlangt habe. Wäre Gerechtigkeit im Lande, so wäre zugleich ein Gesetz gemacht worden, daß Keiner von denen, welcher zum Patentsystem gestimmt, lebenslänglich eine Wirthschaft errichten oder ausüben dürfe, und keiner seiner Verwandten während zwanzig Jahren; da hätte man sehen können: ob das Patentsystem

auch heraus gekommen, ob Vaterlandsliebe oder Privatliebe es aufgerichtet?

Am Ende kamen Alle darin überein: es müsse halt alles neu sein, nichts Altes sei mehr gut. Wenn Einem etwas Neues in Sinn komme, so brauche er nur recht laut zu brüllen, so meinten die Andern, sie müßten auch nache gagge, sie seien sonst die Leidere, und so entstehe ein Gebrüll, daß Einem die Ohren surreten, und dann ein Gesetz, das niemand gegefalle, ob dem es dem Tüfel gruse, und das am Ende niemand gemacht haben wolle, sondern von dem Jeder dem Andern den Schmutz auf den Aermel zu streichen suche. Die Seeländer schrien hüst, die Oberländer hott, und die Oberaargauer hüsthott, und am Ende gehe es hüsthott, d. h. bald hott und bald hüst, bald in den Graben, bald in den Zaun. Wer hott gerufen, wolle nicht schuld sein, daß es in den Graben gegangen, wer hüst gesagt, nehme den Zaun nicht auf sich, und die Hüsthottler behaupteten, sie hätten grad aus gewollt, und wenn sie nicht gewesen wären, so wäre es viel z'übel gegangen. Und, sagten dann meine Bauern, wenn sie Religion hätten, so ginge das nicht so; aber wo keine Religion ist, da geht es halt nicht gut. Ich redete wieder ein, und meinte: man könne doch im großen Rath nicht d'Frage auffagen, sie thäten es im Gemeindrath auch nicht. Ein Gesetz könne nie Allen recht sein, man müsse der Zeit erwarten, um mit Grund urtheilen zu können, ob es dem Lande Nutzen oder Schaden brächte, und gegen die Religion könne ich nichts darin sehen. Los Miaß, sagte Einer, da gib nume lugg, es hilft d'r alles nüt, wed nüt G'schiders z'brichte weist, so hör nume uf und gang ins Bett. Wenn sie Religion hätten, so würden sie nicht so wüst thun, einander nicht so verdächtigen und nicht so eigennützige Dinge machen. Dann ging das alte Disputiren gewöhnlich von neuem an, und die alten Sachen wurden wieder aufgewärmt. Hätte Einer von denen, über welche sie so schimpften, nur eine Sekunde mit ihnen freundlich, manierlich,

mit dem nöthigen Takt sich unterhalten können, so würden sie gesagt haben: das ist doch e brave Herr, ja we si all so wäri! Schade, daß des Volkes beste Freunde diese Annäherung oft muthwillig versäumen aus angeborner Steifheit und Pomade. Des Volkes Feinde wissen sich diese Versäumniß zu Nutzen zu machen. Aber Takt bedarf es und Kenntniß des Volkes, damit diese Annäherung den gewünschten Erfolg habe; wer das Volk nicht kennt, schießt grobe Böcke und kann leicht übel wegkommen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Zwei lustige Vögel, und wie meine Bauern sie fliegen lehren.

Es traten nämlich eines Sonntags drei Menschen in die Gaststube; die beiden Ersten waren gut, doch etwas schlottrig angezogen, und hatten ein halbgelehrtes Ansehen. Der Eine war schwarzbraun, der Andere flachshaarig; der Eine trank seinen Wein aus einem Weinglas, der Andere aus einem Bierglas. Hinter diesem kam die dritte Figur, ob klein oder groß, schlank oder dick, sage ich nicht. Diese Figur hatte etwas Protektorartiges, und doch etwas Unterthäniges, beides so ungefähr halb und halb, auf dem glattgeriebenen gedankenschwer aussehen sollenden Kopf einen weißen Strohhut, und unter demselben einen unter dem Kinn zulaufenden Bart, wie man sie jetzt auch bei vielen Schneidergesellen sieht. Die Arme waren in feines Tuch gesteckt, sahen um die Ellbogen etwas steif aus, Manschetten guckten aus den Aermeln, hervor, und wegen den Manschetten steckten die Hände nicht in den Seitentaschen des Rockes, sondern waren in glacierte Handschuhe gesteckt, und führten einen altväterischen Stock, doch nicht mit goldnem Knopf, aber gut verschlungenem langen Bande. Um die Hüfte wäre die

Figur gerne schlank gewesen, desto schlanker waren die Beinchen in den angesteckten Hosen und die langen langen Füße, die selten unter einem Schreibtisch Platz hatten. Sie setzten sich, nachdem sie mit zum Theil bebrillten Augen und die Hände in die Seiten gestemmt die Anwesenden gemustert und halblaut allerlei geweltschet hatten, an einem Tische nieder, und begannen mit den Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man nicht recht wußte, war es Berndeutsch in Hochdeutsch verwandelt, oder Hochdeutsch in Berndeutsch. Einer wollte später behaupten, man rede gerade so um's Schwabenland herum. Der Mann mit dem bedenklichen Gesicht und dem weißen Hut redete nur mit, wenn er den Dollmetsch machen mußte. Sie frugen, wie man zufrieden sei mit der gegenwärtigen Regierung? Meine Bauern, diplomatisch vorsichtig, wie sie waren, zuckten die Achsel und brauchten die gewöhnliche Redensart: man müsse zufrieden sein, daß es nicht noch schlechter ginge; besser könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und sagten: das meinten sie auch, aber kaum schlechter; die neuen Regenten seien gerade wie die alten, sie hätten das Volk vergessen und dächten nur an sich. Man solle nur bedenken, was in der Verfassung versprochen worden und was man gehalten? Das Volk sei unterdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeschafft, wie in der Verfassung versprochen worden? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheißen worden? Hätten sie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zusammengestohlen worden: Von dem Allem sei nichts geschehen und werde nichts geschehen, so lange diese Volksverräther an der Spitze stünden, aber die müßten runter, es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke besser meinten. — Die Bauern horchten hoch auf, das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete schnell nach, wie viel ihm das jährlich ziehen mußte; und daß das Alles verheißen sei, zweifelten sie keinen Augenblick, bewiesen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfassung, die ihnen noch nie so schön und verständlich ausgelegt worden war.

Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Worten, und ließen einige Aeußerungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war jenen Herren noch mehr angeholfen, der Weißhaarige kam in ein neues größeres Feuer, während der Schwarzbehaarte unvermerkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher, aus dem Bierglase verschwand der Wein immer schneller, er kümmerte sich aber gar nicht darum, welches seine Flasche sei, er schenkte sich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er fassen konnte; und wenn die Wirthin die Eigenthümer fragte: ob sie noch Eine geben solle? so sagte der Begeisterte: Versteht sich! Er verstieg sich immer höher, und erklärte ihnen den eidgenössischen Verfassungsrath, wie die ganze Schweiz Eins werden, alle Kantönlein runter müßten; dann müsse man die neuen Regenten ausjagen und bessere wählen, wo man sie finde, seien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polaken; dann müsse man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutschland, das herrliche, frei schlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären. Mit den Augen sahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verschwand, mit den Ohren hörten sie viele Dinge, die sie nicht verstunden, aber doch von Polaken und Krieg, und von beiden wollten sie nichts. Ihr voriges Zutrauen verschwand. So sehr ihnen der erste Theil gefallen hätte, so sehr mißfiel ihnen der zweite, und obendrein besonders die ungenierte Gütergemeinschaft. Einer meinte: der Krieg, der sei ihm gar nicht anständig, er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte, als im Krieg, wo sie sterben könnten; und dann sei es noch gar nicht gewiß, daß man gewinne, er kenne die Franzosen, das seien Teufelsbuben. Er sei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein ächter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache, und frage nicht nach Haus und Gut, wo es sich um die Freiheit handle. Uebrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo solche Leute an der Spitze seien.

Dieses sagend haschte seine Hand schnell nach einer Flasche.

Uhä! sagte der Eigenthümer, und hielt sie oben fest: wed Wy treyche wotsch, su häb selber. Verfluchter Bauernlümmel, willst du gehen lassen: fuhr der Durstige wild auf und hob die Faust. Schlah nur zue, du bist o vo dene Donnre eine, wo d'Lüt ufreise, für chönne z'schmarotze, mi sött ech z'todtschlah wie d'Fleuge. Was, du Hund, du gönnst mir den Tropfen Wein nicht, du Esel weißt gar nicht was Freiheit ist! Aber die Bauern hatten nun genug Esel, Hund, Lümmel gehört, eine Menge Ehrentitel gaben sie ihm zurück, und schoben ihn der Thür zu, wie wild er sich geberden und um sich schlagen mochte. So wie man an dieselbe kam und die Wirthin dienstfertig öffnete, kam durch den Gang her ein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglase getrunken hatte, wehrte sich so gut er konnte gegen drei Mägde mit Besen und Scheitern, die wüthend auf ihn zuschlugen und ihm alle Schande sagten. Während der Eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der Andere den Mädchen nachgeschlichen, besonders dem ältesten Kind im Hause, hatte Unziemliches versucht, und wurde trotz seiner begütigenden Geberden durch das Weibervolk selbst gezüchtigt. Die beiden Gesellen wurden zuerst einander in die Arme, und dann zum Hause hinausgeworfen. Der dritte Herr wollte seine Gefährten schützen, allein mit seinen Handschuhen, Manschetten und dem schönen Stock und den ebenrecht gekrümmten Ellbogen hatte er so viel zu thun, hatte solche Angst, seinen Rock durch Berührung mit dem Halblein zu verschaben, daß er nicht zum thätlichen Treffen kommen konnte. Desto lauter wollte er seine Stimme erschallen lassen, aber er brachte sie nie in den rechten Kommandoton, höchstens zu dem Gekreisch, zu dem ein Schreiber sich steigern kann, wenn er einen Kopisten ausschimpfen will. Nur einzelne seiner Worte drangen vernehmbar durch das Getümmel, als: Lümmel! Ich! Sekretair! Grobian! Präsident! schlechte Wirthschaft! Departement! verklagen! Pack! Diese Worte imponirten aber nicht, er wurde mitge-

stoßen, und unter der Hausthüre erhielt er einen Stoß von unsichtbarer Hand, daß er mit seinen unsicheren Beinen die Treppe hinunter, und sein weißer Hut auf einen Misthaufen flog.

Mit grimmiger Wehmuth betrachtete er seinen weißen Hut und die braunen Flecken daran. Er hätte sie gerne abgewischt, aber er wußte nicht mit was, mit dem Aermel, mit dem Schnupftuch? Ach! wo blieb dann der mühselig errungene Wohlgeruch? Grimmig und verlegen versuchte er es mit Nußbaumblättern. Da gab es grüne Flecken statt der braunen, und noch einmal so große, da entwand sich seiner geschnürten Brust ein mächtiger Wehlaut, und dieser Wehlaut tönte wie: Saukerls! Regierungsrath! morndrige Sitzung! Kühdreck! Staatsperson! Lumpenpack! Das verstund Einer und antwortete mit Schnuder- und Hudelbuben, und ein Zweiter hetzte seinen großen Rämihund auf die Drei, da gaben sie Fersengeld, und man sah sie nicht wieder. Das seien ihm Donnersbuben, meinte ein alter dicker Bauer, der auch Hand angelegt, und ob der ungewohnten Anstrengung schier nicht schnupen konnte. Die hätten doch anfangs so schön thun können, daß man ihnen Alles glauben müssen, es sei aber recht gut, daß sie gezeigt, wer sie eigentlich seien, wie es in der Bibel heiße, Wölfe in Schafkleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelassen, sonst hätten sie Einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er solchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüßte, woher sie kämen und wer sie wären, und ob sie etwas hätten. Das sei denen nur darum zu thun, die Leute hinter einander zu reisen, und während dem gingen sie Einem hinter den Wein und hinter d'Meitscheni, und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könne nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich redeten wie die, und gemeine Sache mit ihnen machten. Dahinter müsse etwas stecken, das er nicht begreife. Bei dem Allem ist es aber Schade, das es nicht so kömmt, wie sie im Anfang versprachen, fiel Einer ein, ich habe mich schon gefreut und wollte darauf hin meiner Alten eine

Halbe vom Bessern heimbringen, jetzt kann sie warten; wenn ich keine Zehnten mehr zahlen müßte, so brächte es mir wenigstens hundertfünfzig Kronen jährlich, und wenn wir noch theilen könnten, vielleicht ein paar tausend Pfund. Du Narr, glaubst du, das Theilen käme an uns? polterte einer. Hast du gesehen, wie die theilen! Hat er dir deine Halbe nicht fast allein ausgesoffen? du kriegtest nicht nur nichts, sondern müßtest noch geben was du hast, und deine Buben in Krieg schicken, und deine Meitscheni wären auch niene sicher. Wenn mehr so Einer kömmt, so wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die Gringe groß und das Maul wässerig gemacht hat, das seine schoppen, daß er das Reden vergißt. Aber, sagte eine ängstliche Seele: der Hoffährtigste scheint ein Herr von der Regierung zu sein oder ist Schreiber, der könnte uns wüste Ungelegenheiten machen, oder es uns eintreiben, wenn er oben an käme oder gar unser Regierungs-Statthalter würde. Sie sollten nur nicht Kummer haben, sagte der seither eingetretene Landjäger, ein alter Veteran. Das sei nur so ein Sekretari gewesen, der nicht viel zu bedeuten hätte, wie breit er sich auch mache, der werde in Bern kaum ein Wort davon sagen. Und weit bringe es ein solcher Sekretari selten, wenn sie schon thäten, als ob sie die Flöhe husten hörten, das Gras wachsen sähen. Sie könnten nur in die Feder fassen, was Andere ersinnten, und Tabellen machen. Gewöhnlich wüßten sie aber nicht einmal, was in diesen Tabellen sei, geschweige das, was außerhalb derselben wäre. Daher könnten sie nichts weniger als regieren (regieren heißt aber nicht regentelen), was man an den Wenigen sehe, die es zu Regenten gebracht. Wenn sie aus ihren Tabellen unter die Leute kämen, so thäten sie wie achtzigjährige Großmütter, die mit Stögelischuhen auf dem Eise spazieren wollten, und beim ersten Schritte stürzten. Nein, sagte der Landjäger, vor dem habt keinen Kummer, der wird niemanden bös oder gut Wetter machen, als höchstens

seinen Kopisten, wenn er schreibt wie ein Huhn, und dann mit ihnen aufbegehrt wie ein Kothhäneli.

Nach diesem Troste wurde noch ein halber Schoppen mehr zu Gemüthe gefaßt, und dann fröhlich heim marschirt, um den Weibern die vollbrachten Heldenthaten zu verkünden, und was so ein Sekretari für eine himmelschreiende Kreatur sei.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Von vielen wüsten Vögeln und ihrem wüsten Treiben.

Jede bewegte Zeit zeuget eine Masse von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fischen suchen. Diese Spekulanten fordern so lange die Umwälzung, bis dieselbe ihnen in die Hand geworfen, was ihr Herz begehrt, oder ihre Person oben aufgestellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmüthige Schwindler unterstützen sie mit schönen Redensarten, und fremde Verhältnisse halb, halb unsere Verhältnisse, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, sind sie in ihrem poetischen Ungestüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müssen sich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rothe Schnecken sich lustig machen, so nach den Gewitterstürmen der Zeit die Spekulanten; sie scheinen dem Frühling jeder neuen Zeit nothwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling. Und die blinde, aber lüsterne Menge hängt sich schaarenweis an ihre Angel, wie der Angler in gewitterhafter Zeit auch die meisten Fische fängt. Diese spekulativen Angler werfen ihre Angel aus in alle Bächlein, in alle bestehenden Institutionen, in Staat und Kirche. Solche Angler in den Staatsgewässern habe ich im vorigen Kapitel dargestellt,

Angler, die auch in der Kirche fischen wollen, stellt das begonnene Kapitel auf.

Ich weiß, unsere bürgerlichen Zustände bedürfen der Läuterung, ich weiß aber auch, das die kirchlichen eben so gut ihrer bedürfen. Aber wie jene Spekulanten im Staat durch Anarchie zur Despotie führen, so die Spekulanten in der Kirche durch sogenannte Glaubensfreiheit zum furchtbarsten Glaubenszwang nicht nur, nicht nur zu argem Judenthum, sondern geradezu in die Arme des jungen Deutschlands, das die Herrschaft des Fleisches predigt. Also noch einmal, ich erkenne das Mangelhafte in der Kirche an, aber wenn ich Platz hätte, so wollte ich beweisen, daß der bedeutendste Theil dieses Mangelhaften von dem früheren Bestreben des Staates kam, die Kirche zur Staatsmagd zu machen, und wollte beweisen, daß das Zögern der Verbesserung daher komme, weil Viele die Kirche wie ein Aas behandeln, und nicht einmal wie eine Magd, und Krähen und Hunde auf sie hetzen, an welcher Behandlung sie aber hoffentlich Kraft und Muth wieder finden wird. Wenn ich also das Folgende schreibe, so rede ich damit nicht gegen dar religiöse Erwachen der Menschen, gegen das Sammeln um das heilige Wort, sondern gegen die geistlichen Spekulanten, gegen die kirchlichen Demagogen, und theilweise auch gegen die gutmüthigen Schwindler, die Werkzeuge der Ersten, die alles Bestehende besudeln, alle Menschen verdammen, gestorbene und lebendige, die nicht zu ihnen gehören, den Ihren die Seligkeit versprechen und die giftige Lehre verbreiten, daß die Ihren mit dem Fleische gar nicht mehr sündigen könnten; das Fleisch seinen Gelüsten fröhnen könne, ohne daß es den Geist etwas angehe.

Gegen dieses Treiben rede ich, das so viele Menschen anzieht, weil es viel leichter ist, selig gesprochen zu werden, als nach der Seligkeit zu streben und zu ringen, viel leichter ist, Andere zu verdammen, als sich selbst zu richten, damit man nicht gerichtet werde. Gegen dieses Treiben, das auf gleiche Weise, wie das demagogische, im Staate die Menschen sittlich

und ökonomisch zu Grunde richtet, gegen dieses Treiben, das von einer gewissen Seite, welche das Christenthum haßt, wie ein ungezogener Bub seinen Lehrer, begünstigt wird, in der eiteln Hoffnung, daß der Spruch in Erfüllung gehe: ein Reich, das unter sich uneinig sei, zerfalle. Die Feinde gehören aber nicht zum Reiche, und um dieses zu zeigen, thut es Noth, daß man ohne Furcht und ohne Erbarmen ihnen die Larve abreiße von den Bocks- oder Eselsgesichtern.

Solche Leute erschienen auch in unserer Gegend, überhaupt im ganzen Lande. Sie predigten Buße und Bekehrung auf eigene Weise, verdammten das Bisherige, und jeder von ihnen sprach: „Ich bin der Weg und das Leben, wer meine Stimme höret, wird selig werden, wer mich aber verläugnet vor der Welt, den werde ich auch verläugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist.“ Und an die Brust schlug jeder, deutete auf sich selbst und sprach: „Amen, ich sage euch, ich bin die Thüre zu den Schafen, Alle, wie Viele vor mir kommen sind, die sind Diebe und Mörder. Aber die Schafe haben ihnen nicht gehorchet. Ich bin die Thüre, so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ Sie hatten einen Schein der Gottseligkeit und schlichen in die Häuser, die Weiblein gefangen zu führen, die mit Sünden häufig beladen sind, und durch mancherlei Lüste getrieben werden. Man sah sie eben nicht Christo dienen mit ihrem eigenliebenden, geizigen, ruhmräthigen, hoffährtigen, schmähsüchtigen, unversöhnlich wilden Wesen, sondern ihrem Bauche; aber durch süße Worte und Schmeichelrede betrogen sie die Herzen der Einfältigen. Sie machten sich selbst groß und verkleinerten die Andern und sprachen: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie die andern Leute.“ Sie machten großen Eindruck auf die einfältige Menge, weil sie mit gar großer Kraft und Bestimmtheit selig priesen, Seligkeit verhießen, und wieder verdammten und in die Hölle schickten. Sie machten es gleich wie Jesuiten bei den Protestanten. Verkappt in

allerlei Gestalten, und unter protestantischem Aeußern machten diese vornehmen Sündern die Hölle recht heiß. Und wenn mit heißen Schritten die Verzweiflung in's Herz zog, wiesen sie auf ihre Gemeinschaft hin, die Vergebung für sie hätte. Sie wußten mit einem geheimnißvollen zauberischen Schein sich zu umgeben, der wirket, wie der Blick der giftigen Klapperschlange. Es hieß nämlich bald von ihnen, wer sie nur einmal höre, wer ihnen nur die Hand gebe, der sei der Ihre, und könne nicht mehr von ihnen lassen. Sie pflanzten den Glauben, der dem schwachen Menschen so wohl thut, daß wer ihnen angehöre, mehr sei als Andere. Wie gerne ist das arme Menschenkind vornehm, thut vornehm, sieht auf Andere herab, und hat hochmüthig keine Gemeinschaft mit denen, welche es gemeiner glaubt. Tausende hatten kein Geld, vornehm zu thun, und Tausende hatten das wenige Geld, welches sie besaßen, mit Vornehmthun verthan, und waren wieder gemein geworden. Ach, wie that ihnen das weh! Nun kamen die und lehrten, wie man wohlfeil vornehm sein, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, sich von Andern abzusondern, und hochmüthig auf die große Menge, auf Große und Reiche herabzusehen. Haltet euch zu uns, sprachen sie, so seid ihr mehr als alle Andern, dürft nicht mehr Gemeinschaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tische das heilige Abendmahl genießen, sonst entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr seid die Auserwählten Gottes; steht nicht geschrieben: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt; seid ihr nicht die Wenigen, müßt ihr also sonnenklar nicht auch die Auserwählten sein? — Ach, wie das manchem Weiblein und Mannlein so wohl that, die alle Hoffnungen aufgegeben hatten, einmal vornehm zu sein und Andere verachten zu können. Neidisch auf alle Menschen waren sie bis dahin gewesen, nun konnten sie hochmüthig auf alle herabsehen, und es kostete sie nichts! Waren das nicht Heilande, die ihnen zu diesem Glücke verhalfen, ohne Opfer des Herzens zu fordern, sondern bloß

Spenden aus Sack und Kemi? Sie forderten zwar nichts für sich, aber sie aßen so traulich mit ihnen lieber Hammen als Erdäpfel, und tranken so schön lieber Weltschen mit süßem Thee, als Seeländer mit Wasser. Eine Büchse führten sie zwar mit sich, und jeder mußte etwas darein thun nach Belieben, doch wer nicht drei Batzen hineinlegte, hatte den rechten Glauben nicht. Aber das Geld in der Büchse war nicht für sie, doch nahmen sie es mit sich, und niemand hat es weiter gesehen. Und von den Leuten forderten sie für Gott gar nichts, und ebneten ihnen den Weg doch so kräftig. Allerdings der Durchbruch war schwer und kostete manche Thräne, manche Hamme, manchen Seufzer, und manchmal drei Batzen, viel Mundgeschrei und manche Kanne Thee. War das aber einmal überstanden, dann hatte jeder das Bewußtsein, daß er selig sei, und mit jeder Hamme eine Stufe seliger, und hatte die Gewißheit, daß er gar nicht mehr sündigen könne, und alles was das Fleisch thue, ihn nichts angehe, und Gott denen nichts anrechne, die im Geiste lebten und drei Batzen in die Büchse thäten. Und zum Zeichen, daß es also sei, gingen sie voran mit ihrem Beispiele, schlugen sich um die Bekehrung sehnsüchtiger Mädchen und inbrünstiger Weiber, sättigten sie mit Bruderliebe, und achteten des Fleisches nicht, und doch blieb der Geist auf ihnen, und die Weiber und Mädchen bei ihnen.

Dies war der eigentliche Heerhaufen, dessen Glieder freilich verschiedene Namen führten, aber eines Herzens und eines Sinnes waren, wie man merken konnte. Wie der Heiland hatten sie aber auch ihre Vorläufer, den Weg ihnen zu bereiten. Die kamen in Schafskleidern und thaten gar ehrbar, sie redeten nicht recht deutsch heraus, gaben aber Manches zu merken, lästerten nicht hauptsächlich, sondern nur nebenbei, sonderten sich nicht vornehm ab, warfen aber doch hochmüthige Blicke um sich herum, machten den Leuten angst und bange, daß sie verhürscht wurden im Gemüthe, und begierig nach den Nachkommenden, die ihnen aus ihrem Elende wohlfeil helfen konnten;

sie machten das so gut, als ob sie eben bei den Jesuiten in der Lehre gewesen wären. Sie thaten auch als die von Gott Berufenen, und setzten sich auch an die Tische, auf denen Gutes zu essen und zu trinken war. Je besser man ihnen aufwartete, und je mehr geschenktes Fleisch in ihrer Hele hing, für desto kräftiger hielten sie den Geist, den sie empfangen. Sie gaben ihn auch umsonst, nahmen aber doch je mehr je lieber.

Viele aus diesen letztern wußten nicht, daß Andere nachkämen, die Anführer hatten ihnen ihren geheimen Kampfplan nicht mitgetheilt, ja die geheimen Obern kannten sie nicht. Wer kennt sie übrigens? Die freuten sich nun den lieben langen Sommer durch auf alle Schweine und Kühe, die gemästet und gemolken, auf alle Eier, die gelegt wurden in allen Häusern, welche sie erobert hatten. Wenn dann die Andern anrückten, ehe gemetzget war (und sie haben eine feine Nase) und sich hinsetzten unter die Würste und Säubrägel, und die Kuttentäschen weit aufmachten, und jene armen Vorläufer von all der Herrlichkeit nichts hatten, als den Vorgeschmack und die voreilige Freude, wenn niemand sie einlud, und von dorther niemand kam mit etwas unter der Scheube, wie jammervolle Gesichter machten sie, wie kauten sie an den Nägeln, statt an den Würsten, und muckelten unter der Hand über Eingedrungene in ihren Schweinstall? Manche wollten aufbegehren und Streit anfangen über die ab Handen gekommenen Seelen und Würste, aber von ihrem Oberhaupt wurde ihnen verdeutet, sie hätten stillzuschweigen, und gegen diese, gegen die Nachgekommenen, mit aller brüderlichen und schwägerlichen Liebe sich zu benehmen, und nun andere Häuser zu suchen, in denen auch twas sei, Seelen, Schweine, und wenn am Ende auch nur Geißen. So läßt man auch (nicht zusammengezählt mit Respekt) einen Jagdhund den aufgestochenen und geschossenen Hasen nicht fressen, er sticht sonst selbigen Tages keinen andern mehr auf.

Manche unter den letzten jedoch sind redlichen Gemüthes, suchen nicht ihre Ehre allein, suchen nicht bloß fette Schweine, sondern sündige Seelen, aber sie wissen nicht zu prüfen, was sie sagen, haben ihre Kräfte nicht gemessen, ob sie der Aufgabe, zu der niemand sie berufen, gewachsen seien. Diese, welche wähnen vom Geist der Gnaden erfüllt zu sein, werden meist, wenn der Vater den Geist der Verblendung, mit dem sie erfüllt sind, von ihnen nimmt, Buße thun im Sack und in der Asche, werden an die Brust schlagen und wehklagen: „Vater im Himmel, fordere die zerrütteten Seelen nicht aus unserer Hand, nicht die zerfallenen Haushaltungen, nicht die verwahrlosten Kinder! Vater, Vater, da wir glaubten, wir stünden, sind wir gefallen Berge tief, und unsere Sünden sind groß geworden bis an den Himmel, Höllenschmerzen nagen an unsern Seelen; Vater gib uns Trost, gib uns einen Liebesblick, sonst vergehen wir in unaussprechlichem Jammer, mit dem wir büßen müssen den Jammer, den wir andern gebracht. Vater, deine Gerichte sind gerecht, wir leiden, was wir Andere leiden ließen, aber kürze sie ab diese Gerichte, laß Gnade ergehen über uns erwachte Sünder!" Wohl dem, der einst noch so beten kann, der Vater hat noch immer das gleiche Herz, mit dem er den demüthig gewordenen verlornen Sohn empfangen; und es haben welche schon so gebetet, als sie sahen, was sie angerichtet, und wie die von ihnen verführten Menschen haltlos herum irrten, die Beute jeder neuen Verführung, und wie sie selbst nicht Kraft, nicht Geist hätten, ihre Heerde zusammenzuhalten. Es haben welche ihr Gebet öffentlich bekannt gemacht, Andere aber schämten sich dessen vor der Welt, sie wollten sich wieder zurückziehen in die Kirche, wollten ihren Rückzug nicht bekannt machen wie ihren Austritt, wollten ihre Fehler nicht bekennen, die Verführten auf falschem Wege lassen.

Ist das wahrhaft christlich? In der Gemeinde, in der ich war, hatten immerdar einige Haushaltungen sich gemeinschaftlich erbauet, waren jeweilen des Sonntags zusammengekommen, um

etwas mit einander zu singen, eine Stelle aus der Schrift oder dem Heidelberger sich erklären zu lassen; aber neu war das, was nun kommen sollte. (Dieses ächt christliche Versammeln von Freunden und Verwandten zur gegenseitigen Erbauung, zur Eröffnung der innern Zustände, alles ohne Heuchelei, sondern in wahrer treuherziger Frömmigkeit, verdient alle Ehrfurcht, und wäre ein tiefes Bedürfniß für unsere flache Zeit.) Es kam sehr langsam, schlich von Dorf zu Dorf, machte hie und da wunderbare Sprünge über mehrere, und erschien plötzlich unerwartet in einer Gemeinde. Aengstlich frug man sich, wie weit sind sie, wo sind sie? und mit Aerger und Angst erfuhr man, wenn die Seuche um eine Station näher gekommen war. Ich kann mir vorstellen, es sei gerade so gegangen, wie mit der Cholera, sowohl die Annäherung, als die Erwartung. Wie die Cholera langsam schleicht, und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und wieder Sprünge macht, und auf einmal in einem Dorfe, in einem Haus auftaucht, wo man es am wenigsten erwartet, und wie die Bewohner der Umgegend bebend das Ungeheuer nahen sehen, und alle Morgen vor allem sich fragen: hesch nüt g'hört, wo isch si jetz? und bleich werden, wenn sie einen Schritt vorwärts gethan — fast gleich ging es mit der Sektenseuche.

Man begann immer häufiger von ihren Versammlungen, vorgefallenen Geschichten und den Menschen, die daran Theil nahmen, zu erzählen. Von den Letztern wußte man nichts zu rühmen. Einer derselben schlug seine Frau alle Tage, und predigte selbst, so oft man ihn hören wollte, vernachläßigte nebenbei sein Geschäft, sein Hauswesen, und kläpfte eben allemal seine Frau, wenn sie daran mahnte, wie gut sie es ehedem gehabt gegen jetzt. Ein Anderer prügelte die seine nur alle Wochen, aber mit besonderem Nachdruck, als sie nicht glauben wollte, daß sie der verlorne Sohn sei, weil sie nicht ein Sohn sein könne, da sie ja ein Weib sei. Sie glaubte es erst, als zwei Zähne eingeschlagen waren. Wahrscheinlich erhielt sie auch

wieder Schläge, als sie mit dem Prediger, der ein Schreiner war, nicht in den benachbarten Wald spazieren gehen wollte. Der Mann selbst war von solchen Spaziergängen ein besonderer Freund. Man erzählt sich, wie einem Manne angekündigt worden, in der nächsten Nacht werde ein Engel seine Frau besuchen, er dürfe aber nicht zu Hause sein. Der gute Mann glaubte es, ging, und das Wesen kam, und seine Frau hatte große Freude daran. Man glaubt aber allgemein, der Engel habe ordentliches Fleisch und Bein gehabt. Einem Andern, einem Schuhmacher, sei wegen andauernder Sündhaftigkeit das Abendmahl verweigert worden, derselbe habe sich darüber gar bitterlich beschwert, daß man dessen Genuß die mit ihm accurat in gleicher Sünde seien, gestatte; das gehe gar partheiisch zu, soll er geklagt haben. Eltern vermißten spät ihre Tochter und die Magd, sie fanden sie nach Mitternacht in Verzückung vor einem Lehrer auf den Knien liegen. Einer Mutter, welche sorgfältiger Abwart bedurfte, soll die Tochter fortgelaufen und von dem zürnenden Bruder Stunden weit weg aufgefunden worden sein, aber sich weigernd heimzukehren, weil es heiße: man solle um seinetwillen Vater und Mutter verlassen, und die Todten ihre Todten begraben lassen. Zu Hause schmachtete die Mutter hülflos, freudenvoll saß die Tochter zwischen den Knien der neuen Heiligen, und horchte mit Andacht auf ihre Schwätzereien. Ein armes Mädchen hatte nur zehn Kreuzer in die Büchse zu thun, man zweifelte an der Tüchtigkeit seines Glaubens, verzweifelnd hängte es sich, konnte aber doch noch zu rechter Zeit abgeschnitten werden. Einer Magd wurde von ihrem Meister die Wahl gelassen, entweder die Kirche nicht zu besuchen, oder den Dienst zu verlassen; endlich erlaubten ihr die Lehrer, alle Monat einmal hinzugehen, wenn sie glaube, in Monatsfrist diese Sünde abbeten zu können. Zu den Kranken und Sterbenden drängten sie sich unberufen, die Vorläufer und die Nachläufer. Der Ersten Einer ließ aus der Stube einer wassersüchtigen Frau, die als brave Hausmutter bekannt war,

Alle herausgehen. Nun donnerte er auf die gute Frau los all sein geistlich Wurfgeschütz, behauptete, sie leide um ihrer Sünden willen solche Pein; und als sie meinte, sie hätte doch nicht schlimmer gelebt, als Andere, meinte er, sie müsse geheime Sünden begangen haben, sonst würde der Herr seinen Zorn nicht so hart über sie ausgelassen haben. Nun setzte der geistliche Scharfrichter ihr mit aller Brutalität zu, sie solle ihm ihre geheimen Sünden bekennen. Aber Herr Jeses, ih weiß nüt! Das ist gerade das Zeichen, daß du noch verstockt bist u. s. w. Aus diesen geistlichen Martern, in welchen die arme Frau den Athem fast verlor, erlösten sie endlich die Ihrigen, welche an der Thüre gehorcht, und über den frechen evangelischen Kirchenvater sich satt geärgert hatten. An einem andern Orte kamen drei auf einmal zu einem Sterbenden, setzten sich an sein Bett und sprachen: er sei verdammt, wenn er ihnen nicht auf der Stelle seine Sünden bekenne; thue er dieses, so hätten sie die Macht, dieselben ihm zu vergeben. Der Sterbende konnte schon nicht mehr reden, konnte sich nur gegen die Wand und ihnen den Rücken zu drehen, seine Frau durfte ihn nicht verlassen, um Hülfe zu holen gegen diese geistlichen Unholde; so mußte er sich vor seinem Tode stundenlang mit Unsinn und Rohheit foltern lassen, hatte kein ruhig Sterbestündlein, konnte in seinem Kämmerlein nicht ruhig beten zu seinem Gott. Solche Geschichten kamen alle Tage vor. Einmal kam der Arzt in's Wirthshaus ganz krebsroth, warf den Hut weg, und ließ für sich manchen Fluch über die Zähne geben.

Endlich erzählte er: da oben am Berge habe er eine Kranke, aber die geistlichen D. Spitzbuben gruppe geng ufere, bis sie sie getödtet hätten, er könne nichts machen, und doch sei es Schade um's Meitschi. Er erzählte weiters, das sei das lustigste Meitschi gewesen weit und breit, und singen hätte es gekonnt wie eine Nachtigall. Während es in die Unterweisung ging, hätte die verfl.... Geistlichkeit, die besondern Appetit zu haben scheine nach frischem jungen Fleische,

sich an dasselbe gehängt, und besonders der schlechte Schreinergesell, der so gerne spazieren gehe, sei mit ihm gegangen, und wie weit wisse man nicht. Als die Zeit genaht, wo es das Abendmahl empfangen sollte, seien sie mit aller Wuth in das Mädchen gedrungen, daß es dasselbe nicht von seinem Pfarrer empfange, sonst sei es ewig verdammt. Als es nicht gehorchen wollte, wurde ihm ein Brief geschrieben, angefüllt mit allen Flüchen und Verwünschungen, wenn es sich nicht wolle abwendig machen lassen. Das Kind blieb trotz aller dieser Anfechtungen standhaft, und genoß das Abendmahl mit andern ehrlichen Christen, und trat darauf in Dienst. Begreiflich hatte aber der ganze Vorgang auf sein Gemüth gewirkt, hatte in dem ohnehin lebhaften Kinde heftige Kämpfe erzeugt, diese traten in eine Entwickelungsperiode der weiblichen Natur, und das Mädchen wurde von gewaltigen Krämpfen befallen, mußte den Dienst verlassen und nach Hause zurückkehren. Sogleich sei die geistliche Schaar über dasselbe hergefallen, mit Beten und Fluchen. Vom Teufel besessen sei es, schrie man ihm zu, ewig verdammt, es leide, was es verdiene, um seiner Verstockung willen, und dann fielen sie alle auf die Knie, sieben, achte mit einander, und schrien, was sie verbringen mochten. Natürlich kriege das Mädchen seine Krämpfe auf die fürchterlichste Weise, und schreie, daß man es weit unten im Dorfe höre, und jene D..... Kühe frohlockten dann, und meinten, das sei der Teufel, der so schreie, durch ihr Beten geängstigt. So könne und dürfe er das Mädchen nicht lassen, sonst sterbe es ihm die ersten Tage; es nähm ne nume es D. Wunder, ob me de hüt zu Tag alles müß g'scheh lah, und ob me die D. alles müß lah mache. Nun erzählte er eine Geschichte nach der andern, wie er hier und dort erst hätte heilen können, nachdem er ein halb Dutzend Weiber mit ihren Höllenbüchern in den Händen fortgejagt, wie aber im gleichen Dorfe ein anderes sonst munteres Mädchen verzückt und verrückt im Bette läge, statt zu arbeiten, und Gesichter sehe, wie die Somnam-

bülen. Diese Geschichten faßten besonders die Weiber auf und schrien empört darüber, und meinten: es düech se, we si das nume einisch g'seh und g'höre chönnti. Es ist ein eigner Geist des Widerspruchs im Weibe, welcher dasselbe gerade zu dem treibt, welches es nicht will; ein Geist der Neugierde, der alles selbst sehen, selbst erfahren möchte, selbst die wüsteste Sache, nur um recht zu wissen, was sie sei, gerade wie das Weib, das im Fröschweiher herumpfoselte. Ihr wißt, was man sagt, wie der Teufel zu Zeiten gut höre, und wenn er zuweilen nur den leisesten Wunsch, ihn zu sehen, vermerke, er leibhaftig vor Einem stehe. Daher sagt man auch, man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht selbst haben wolle. Alle Regimenter haben Werber, das junge Deutschland seine Propaganda, das gleiche findet bei den Evangelisten, Separatisten, Stündelern u. s. w. statt. Wohl laufen auch die Lehrer selbst von Haus zu Haus und laden die Leute förmlich ein, hiehin und dorthin, und man weiß ja, wie ungern ein Weib eine Einladung ausschlägt. Aber sie sind doch nicht die eigentlichen Werber dieser Banden, sondern diese sind die Weiber selbst. Weiber aller Art bilden den größten Theil dieser Versammlungen, junge und alte, ledige und verheirathete bunt durch einander. Jedes Weib hat eine Freundin, eine Base, eine Gevatterin an den angrenzenden Orten, wohin das Treiben noch nicht gedrungen. So ein geistliches Weib oder Meitschi legt nun Strümpfe und eine saubere Scheube an und marschirt bei seiner Freundin oder Bekannten auf: „Los Bäbi, du mußt notti cho, chum ume einisch, du chast geng mache, wie d' witt, wes d'r nit g'fallt.“ Bäbi wehrt sich, sagt, es habe keine Lust dazu, es müsse daheim bei seinen Kindern bleiben, und wenn es der Mann vernähme, so ging es viel zu wüst, es glaube, er würde es prügeln. Die geistliche Freundin widerlegt die Einwürfe, meint, man brauche es dem Mann nicht zu sagen, Bäbi wehrt sich noch immer, aber es frägt doch dies und das, die Freundin weiß auf alles gar gut Bescheid, und die Unter=

redung endet mit einer Verabredung, und das gute Bäbi ist gefangen, wie eine Fliege in einer Spinnhubbele.

Bäbi geht also erst weiter an andere Orte, und lügt dem Mann immer mehr vor, je geistlicher es wird. Es macht geistliche Bekanntschaften, erhält verstohlene Besuche, wenn der Mann abwesend ist, es hat Bekannte und Freundinnen, die sucht es auch mit zu ziehen; wo mehrere Weiber sind, finden sich endlich auch ein oder mehrere Männer dazu aus besonderen Gründen, und wohl auch Einer, der unter dem Pantoffel der geistlich gewordenen Frau steht. Man mag nicht immer weit hinlaufen und möchte auch der Ehre theilhaftig werden, die Versammlungen in der Nähe zu haben; die Fernern, bei aller Geistlichkeit, treten den Neuen auch gerne zuweilen die Last der geistlichen Einquartirung ab, und die Prediger gehen auch gerne weiter, wo noch unangegriffene Vorräthe sind, wie die Heuschrecken auch weiter ziehen, wenn sie alle Blätter von einem Baume abgefressen haben. Dann sieht man an einem schönen Abend, mit einbrechender Dunkelheit, Leute aus allen Ecken einem Hause zuströmen, man weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es brennt nicht, es ist keine Leiche im Hause, nein, es ist eine Versammlung. Die Cholera ist da!

So kam sie auch zu uns, nachdem man schon lange davon geredet, davor sich gefürchtet hatte. Nun erst begann man davon zu reden, fast jeden Abend im Wirthshause. Man wußte jeden Abend etwas Neues, wußte, Der gehe auch, und Die gehe. Man zergliederte die Leute, und konnte nicht begreifen, wie die dazu kämen, wenn die Sache wirklich geistlich sei, wie man vorgebe; man wollte auch an diesen Leuten keine Aenderung in ihrem sonstigen Treiben bemerken, nichts als einen stinkenden Hochmuth, den sie an den Tag legten, und wachsende Unthätigkeit. Man machte Pläne, was man thun wollte, wenn ein Hausgenosse gefangen werden sollte, und die Männer gedachten zu reden, wenn ihre Weiber von den bösen Gelüsten sich anwandeln ließen. Man redete ab, hinzugehen, und kam

bald wieder, erzählend von dem Unsinn, der da gesprochen wurde, wie immer das Gleiche wiederholt werde, wie der Lehrer, wenn er stecken bleibe, die Hand vor die Stirne halte, und sage: der Böse habe ihm den Geist weggenommen, und endlich nach einer Weile, wenn er sich besonnen, spreche, jetzt sei der Geist wieder da. Wie man den Leuten Angst mache, sie versichere, bis dahin in des Teufels Krallen gewesen zu sein, verführt von den Baalspfaffen; wie die Kirchen nur des Teufels Steinhaufen seien, ein Versammlungsort der Sünder, und wer hingehe, der Sünden aller Andern theilhaftig werde; wer aber das Vergangene und die Gemeinschaft mit den Sünden abbete und zu ihnen komme, der habe das ewige Leben, der sei selig, der gehöre dem Heiland an. Und sie erzählten, wie die Leute geweint und geschluchzt und dann froh geworden, und wie sie dem Lehrer die Hände gegeben, und wie Andere aufgestanden und Zeugniß abgelegt hätten von der Trefflichkeit und Richtigkeit der Rede des Bruders, und wie sie wieder die Welt verdammt und sich gerühmt hätten, daß es fry g'stunke, ja wie Einige gar versicherten, sie hätten für an der Seligkeit, und wenn sie nur jemand wüßten, so wollten sie ihm ihren Ueberschuß abtreten.

Man wollte mich auch bereden, einmal hinzugehen, allein es widerte mich an: um des Gespötts willen mochte ich nicht gehen, expreß um mich zu ärgern auch nicht, und erbauen konnte ich mich nicht; überdem hörte ich Alles was ging, und hatte satt davon. Die armen mit dieser Seuche geplagten Leute konnten mich dauern von ganzem Herzen, ihren Jammer und ihren Verdruß schütteten sie im Wirthshause aus, da ihnen durch ihre frommen Weiber ihre Häuser erleidet waren. Da jammerte Einer: Seit seine Frau fromm geworden, kriege man in seiner großen Haushaltung keinen Bissen ordentliches Essen mehr. Seine Frau wolle alles selbst machen, nicht einmal die Tochter helfen lassen; sie thue auch die Speisen richtig über, feure tüchtig, laufe dann in's Stübli, bete,

daß man im ganzen Hause sturm werde, glaube, der Herrgott koche für sie in der Küche, und wenn sie endlich chystig sei und aufhören müsse, so sei entweder das Feuer erloschen oder alles angebräntet, und sie müßten das Essen haben wie es sei. Denn der Herrgott hätte viel zu thun, wenn er die Köchin jedes frommen Weibes sein wollte. An letzter Fasnacht habe er ihr befohlen zu küchelu. Sie habe richtig den Anken in die Pfanne gethan, und sei wieder in's Stübli gelaufen, habe dort gebetet, daß es fry g'surret und kutet heig. So sei das Feuer in den Anken gekommen, und ganz sicher wäre das Haus verbrannt, wenn er nicht zufällig das Feuer gesehen und es noch hätte löschen können. Ein Anderer entgegnete ihm: das hätte dir so viel nicht gemacht, du bist reich, und wenn schon das Haus verbrannt wäre, so hättest du ein anderes können bauen lassen. Ich aber bin arm, muß vom Verdienst leben, und wenn meine Frau so fort fährt, so komme ich mit allen sechs Kindern auf die Gemeinde. Wenigstens drei Abende in der Woche sind Versammlungen, meine Frau läuft hin, spinnt nicht, besorgt die Kinder nicht, und wer weiß, ob sie mir nicht noch Sachen verflökt, um auch ein Opfer zu bringen. Spät kömmt sie heim, und kaum ist der Tag wieder da, so steht sie schon bei der Nachbarsfrau, und sie brichten einander, wie es gestern gegangen, was gepredigt worden, und wie es ihnen wohlgethan. Am Nachmittag stehen sie wieder beisammen und rathen ab, wo es des Abends ausgehen müsse. Zwischendurch ist sie wie sturm, und nichts geht ihr recht von der Hand, und wenn ich sie an's Arbeiten mahne, so weint sie, daß sie ob dem irdischen Grümpel die Seligkeit versäumen müsse, und dieser irdische Grümpel sind ihre Kinder, um die sie sich immer weniger bekümmert, ja die ihr zuwider werden, weil sie etwas für sie thun soll.

Die Wirthin begehrte auf: es seien doch nicht nur Weiber, die an die Versammlungen gingen, und ihr Hauswesen vernachläßigten, auch Männer gingen hin, und die Weiber

hätten auch Ursache zu weinen und zu klagen. So sei erst gestern eine Frau bei ihr gewesen, und habe das lautere Wasser geweint über ihren Mann. Der laufe auch weit und breit umher, bilde sich ein, den Geist des Predigens empfangen zu haben. Selten sei er einen Abend bei ihr und bei den Kindern, am wenigsten des Sonntags, und wenn er einmal daheim bleiben müsse, so sei er so hässig, daß es niemand bei ihm ausstehen könne. Der Kinder achte er sich oft lange nicht, dann schlage er sie wieder, daß es eine unerkannte Sache sei. Das Böseste sei, daß man nie wisse, was gehe, es gebe heutzutage gar schlimmes Weibervolk; ja auch wenn sie mitgehe, achte er ihrer wenig, sondern sitze lieber neben Andern, als neben ihr; so sei er auch einmal im Wirthshaus neben Meitschene gesessen, und sie hätte mit den Kindern in der Nebenstube sein können.

Das mache sich noch, schrie ein Dritter dazwischen, da sei doch entweder der Vater oder die Mutter bei den Kindern; allein er hätte Nachbarsleute mit fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre alt sei, da liefen Mann und Frau, sperrten die Kinder ein, und ließen sie halbe Nächte allein. Die Kinder schrien manchmal alle zusammen, daß es Einem durch Mark und Bein gehe, und wenn es da kein Unglück gebe, so wolle er nicht Hans heißen.

Während diesem Gespräch war ein Garnbaucher mit seinem Wägelchen vorgefahren, hatte einen Theil des Gesprächs gehört, und redete drein: man solle ihn klagen lassen, er müsse seine Bauchi theuer verzinsen, und bringe fast kein Garn zusammen, und doch habe er sich über den langen harten Winter gefreut, in der Meinung, die Weiber würden das Stroh ab dem Dache spinnen. Aber o hä, keinen Winter, so lange er sich besinnen möge, sei so wenig gesponnen worden, das schade viele viele tausend Strangen Garn nur in seiner Gegend, und daran sei nur das v..... Stündeliwesen Schuld. Man sei die halbe Zeit nicht beim Spinnen, und wenn man

schon dabei sei, so habe man keinen Ernst. Wenn das so fort gehe, so werde man es erfahren, was das für arme Leute gebe.

Ja, das habe er schon lange gesagt, polterte ein Gemeindrath, es gehe alles d'rauf los, das Volk z'Bode z'mache. Da führe man das Patentsystem ein, in einer Ecke gebe es ein Wirthshäuslein, und in den andern Ecken wären Versammlungen. Die einen Leute säßen in den Pinten, die andern in den Versammlungen, wer zum Teufel da arbeiten solle, und wer die Müßiggänger erhalten? das werd lustig use cho.

Ja, meinte Einer: wes ne neuis am Volk glege wär, u we si selber o üsi Religion hätte, so wär es ne nit so gragglych, wie m'r plaget werde u wer predigi, u sie würde o öppis dazu welle säge, daß me nis üsi Religion rühyig löy.

Darauf sagte der Statthalter: man könne nichts gegen die Versammlige mache, das sei gegen die Verfassig, die sage ausdrücklich, es könne ein Jeder glauben was er wolle. Der Gemeindsvorsteher, der eine Mugge auf den Statthalter hatte, meinte: es heiße nicht in der Verfassung, daß ein Jeder machen könne was er wolle, und hier sei vom Machen die Rede; aber man sollte albeeinisch meinen, die Verfassig erlaube alles, und ein jeder Halunke tröste sich mit der Verfassig.

Bis dahin hatte man einen Mann in einem Winkel übersehen, der hinter einem halben Schoppen Branntwein saß, und ihn eben nachfüllen hieß; es war ein Schneider und Prediger; der erhob zornig seinen Mund und schrie: Sie sollten nur reden und machen, was sie könnten, sie verdammte Seelen, aber abbringen würden sie nichts, sie Landlümmel! Gott wolle es, daß man sie müsse machen lassen, alle Tage nähmen die Brüder zu, der bessere Theil der Regierig sei auf ihrer Seite, und bald würden sie die Mehreren sein, dann wollten sie ihnen zeigen, was sie könnten; dann würden sie Alle zwingen, ihre Versammlungen zu besuchen, ihren Glauben anzunehmen, und wer sich nicht wolle zwingeu lassen, dem

würden sie das Haus verbrennen, Nasen und Ohren abhauen, und ihn aus dem Lande jagen.

Mit großer Mühe verhinderte ich ein blutig Märtyrerthum dieses Unbesonnenen, aber ich verhinderte nicht manche wilde Rede, daß man sich selbst helfen müsse, während es noch Zeit sei, ehe entweder das Land verarmet, oder solche Verrückte Meister geworden seien.

Wie es einem verständigen Menschen ziemet, dachte auch ich über diese Dinge alle nach. Ich bin ein Ungelehrter, aber in meinem schlichten Verstand schien mir hier Irrthum zu herrschen. So wie die Menschen in einem bürgerlichen Verband unter bestimmten Gesetzen zusammen leben, so leben auch die Christen zusammen in einer äußerlichen Gemeinschaft und dienen gemeinsam ihrem Gott, diese Gemeinschaft nennt man Kirche. In einem christlichen Staat gehört auch die Obrigkeit zu dieser Gemeinschaft, zu dieser Kirche, sie ist nicht über dieselbe erhaben. In jeder Gemeinschaft muß Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden, sonst zerfällt sie, und in keiner Gemeinschaft duldet man die, welche öffentlich Umsturz, Auflösung dieser Ordnung predigen. In jeder Gemeinschaft sind Solche, welche über Aufrechthaltung der Ordnung wachen und für fortdauerndes stätiges Reformiren, daß Revolution nie nöthig werde, denn nur da entsteht Revolution, wo man das Reformiren vergißt. In unserm Lande soll die weltliche bürgerliche Obrigkeit, die auch zu der Kirche gehört, und nicht über derselben ist, dieses Amt üben, und wie über das Wohl des Staates, über das Wohl der Kirche wachen. Thut nun aber dieses die Obrigkeit nicht, und läßt gegen die bestehende Kirche, wohl verstanden, nicht gegen den Staat, jeden vornehmen, was ihm beliebt, oder hält nur die in Zucht und Ordnung, welche für die Kirche sind, und läßt die nach freier Willkür schalten und walten, welche öffentlich oder insgeheim gegen dieselbe sind, so geschehen drei Dinge:

1) Die Obrigkeit erhält den Schein, als ob sie sich selbst

von der Kirche (es ist nicht vom Glauben die Rede) losgesagt, oder daß sie ihre Auflösung wünsche.

2) Das Volk, welches auf der einen Seite weder Kraft noch Willen sieht, kriegt Respekt vor denen, welche mit eisernem Willen und wilder Kraft das, was sie als das Rechte ausgeben, ausbreiten und aufrecht erhalten, und nach ihrer Weise fest sich selbst regieren, nach ihrer Weise unter sich Ordnung halten und Zucht. Vom Respekt zum Beifall ist ein kleiner Schritt.

3) Die der Kirche treu Bleibenden, die sich täglich müssen lästern hören ungestraft, vermissen bitter den nöthigen Schutz, und werden zu dem bösen Gedanken verleitet, durch eigene Faust sich Schutz zu verschaffen, Recht und Pflicht, welche die Obrigkeit nicht ausübt, wieder an sich zu nehmen, und nach ihrer Weise Ordnung aufrecht zu erhalten und Zucht. Wo die Gesetze oder ihre Handhabung zu dem Kulturzustand der Völker nicht passen, entsteht das Lynchgesetz der Amerikaner, d. h. die Selbsthülfe, und von dieser haben wir bereits lebensgefährliche Beispiele.

Inwiefern diese drei Dinge den Zwecken eines christlichen Staates förderlich sind, mag jeder Unbefangene entscheiden. Welche Wirkung sie in unserm Ländchen haben werden, sieht jeder voraus, der im Volke lebt; aber nicht der, der nur seine Zwecke vor Augen, oder seine Theorien im Kopfe hat. Es ist merkwürdig, daß man an Orten den Religionsunterricht nur in Primarschulen als ein Hauptfach betrachtet, in höheren Schulen aber als ein Nebenfach. — Wahrhaft übel steht es mit einem Staate, wo alle Interessen mit einem juridischen Hute zugedeckt werden sollen. Aber noch übler, wo jeder, der nur von weitem am Staatsruder gerochen, alle mögliche Intelligenz in sich zu vereinigen glaubt, und zuerst jedem andern Stand als dem seinigen, und dann noch Jedem seines eigenen Standes außer sich selbsten mißtraut, und öffentlich oder zwischen den Zähnen alle Rechtlichkeit ihm abspricht.

So weit hatte ich vor vier Wochen geschrieben, seither schüttelte mich das Fieber, und mein Arm zuckte gar schmerzlich; getreulich warten mir die Kinder ab. Mein Aenneli kam mir immer vor die Augen, und ich mußte singen und wieder singen: O Blümeli my, o Blümeli my, chönnt ih bald by d'r sy. Wo das aus will, weiß ich nicht.

Die Wirthin springt herauf, was will sie wohl? Der Gemeindschreiber sei gestorben, sagte sie mir, der Vorsteher werde kommen und mir anhalten, daß ich die Stelle übernehme. Das Fieber schüttelte mich heftiger, Aenneli kömmt mir näher, winkt mir deutlicher. O Blümeli my! Ich höre die Tritte des Vorstehers, dem will ich diese Schrift übergeben, daß er sie drucken lasse, wenn ich sterben sollte; er ist ein braver Mann, er hält, was er verspricht.

Er hat sie, hat mir Alles versprochen, aber gesagt, es sei unnöthig, ich werde nicht sterben. Nun Herr, wie du willst, nicht wie ich will; mein Testament ist gemacht. Gehe es zum Leben oder zum Tode, Herr, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstraße 8.

Nun will ich Ihnen gern gestehen, daß auch ich religiöser geworden bin, d. h. ich beziehe viel Besonders auf Gott, erblicke viel öfter im Sichtbaren das Unsichtbare, betrachte meine jetzigen Dinge im Zusammenhang mit den Zukünftigen. Ob das aus innern Ursachen kommt oder ob ich hingerissen werde durch die äußere Anregung, wer will das entscheiden? Daß ich es nie [illegible] war, weiß ich, aber nichtsdestoweniger bin ich auch ein Kind der Zeit und ihrem Einflusse unterthan. Aber darin bin ich verschieden von Vielen, daß bei mir das religiöse Element keine andere und besondere Form sucht als das Leben in Gott, und dieses Leben durch mich und andern immer deutlicher darzustellen, und das nicht durch besondere Gesellschaften Mission u Sammeln etc sondern eben durch das Leben selbst. –

27 Oktober 1840.

Carl Bitzius.

L. D.

L. D.

Bitzius